31483/B

Ex Libris

Martin Stempiller
in Singlfing

M. Jodocus Colb. Rector in Neustadt an der Aisch.

So weit als Kolbens Geist ihn in die Länder treibt,
so starck ihm Kunst und Fleiß den Himmel macht gewogen;
so wahr hat dieses Buch, das er gelehrt beschreibt,
ihn der Vergeßlichkeit mit großem Ruhm entzogen.

Seinem alten und werthen Freund schrieb es zu Ehren M. Joh. Jacob Hartmann, Senior an der Haupt- und Pfarr-Kirchen zu St. Laur: in Nürnbg.

Titul.

Joh Jacob Schübler del

M. Renz et a Montalegre fe:

Beschreibung des Vorgebürges der Guten Hoffnung,

und derer darauf wohnenden

Hottentotten.

Worinnen von der natürlichen Beschaffenheit des Landes, von den Gebräuchen der Einwohner, ingleichen von der Einrichtung dasiger

Holländischer Colonien

zuverlässige Nachricht gegeben wird.

Gezogen aus den Anmerckungen des

Herrn M. Peter Kolbens,

welche er während seines zehenjährigen Aufenthaltes in dasigem Lande verfertiget hat.

Mit einer Land-Charte und vielen Kupfern.

Franckfurt und Leipzig/
bey Peter Conrad Monath. 1745.

8543

Vorbericht des Verlegers.

DEs Herrn M. Peter Kolbens Beschreibung von dem Vorgebürge der guten Hoffnung, die ich 1719. in Folio habe auf meine Kosten drucken lassen, hat bey jedermann grossen Beyfall gefunden. Nur die allzu grose Weitläufftigkeit des Herrn Verfassers fiel einigen Lesern beschwehrlich, also daß man wünschte, einen getreuen und zuverläßigen Auszug aus diesem Wercke zu haben. Dieser Arbeit hat ein ungenannter Franzose sich unterzogen, und in drey kleinen Octav-Bändgen, Description du Cap de bonne Esperance &c. zu Amsterdam, vor ein paar Jahren, drucken lassen. Weil es mich nun unbillig dünckte, daß Ausländer von der vielen Mühe unsers Teutschen Landsmannes, und von seinem langen Aufenthalte unter den Hottentotten, mehr Lust und Nutzen haben solten, als wir selbst: so lies ich besagtes Französisches Werckgen in das Teutsche übersetzen. Nachgehends aber, da man selbiges gegen das Teutsche Original hielte, befande sichs, daß es mit diesem an vielen, ja ich mag sagen fast unzähligen, Orten gar schlecht überein kam, welches entweder daher gerühret, weil der Französische Extrahente der Teutschen Sprache nicht mächtig genug gewesen, oder weil er sich nicht Mühe genug geben wol-

len. Man hat also die irrigen Stellen verbessert, auch vieles mit beygerücket, welches der Franzose weggelassen hatte, unterdessen aber zu wissen nöthig ist, wenn man sich von den Hottentotten einen rechten Begriff machen will. Der geneigte Leser beliebe, zum Exempel, nur die Capitel durchzulesen, da von der Hottentotten Gottesdienst, Gebräuchen ꝛc. gehandelt wird, so wird er den Unterschied zwischen diesem und dem Französischen Werckgen von selbsten finden, und anbey bekennen müssen, daß ihm lezteres irrige Begriffe von diesen Völckern in den Kopf gesezt habe. Ein mehreres will ich nicht erwähnen, weil meine Gewohnheit nicht ist, anderer Leute Fehler zu erzählen, sondern der Welt lieber mit etwas bessern zu dienen. Solten, wider Vermuthen, ansehnliche Fehler mit eingeschlichen seyn; so wird man sie, auf Bedeuten, künftig verbessern. Unterdessen aber getraue ich zu versprechen, daß gegenwärtiger Auszug aus Herrn Kolbens grossem Buche von diesem, dem Inhalt nach, nicht abweiche, mithin den geneigten Leser hoffentlich sattsam vergnügen werde. Nürnberg den 30. Sept. 1744.

Peter Conrad Monath.

Vorrede des Französischen Uebersetzers.

Es sind wenige Bücher bey jedermann so beliebt, als die Reise-Beschreibungen; wenigstens sodann, wenn sie zuverläßig und umständlich abgefasset sind. Man kan sich an ihnen ergötzen und, nach überstandener schwehren Arbeit, erquicken. Die darinnen mit untermischte ausserordentliche Begebenheiten reitzen uns selbige durchzulesen und erhalten die Aufmercksamkeit. Daher nennet man sie auch verständiger Leute Romanen. Jedoch bestehet ihr Gebrauch nicht allein in der Belustigung, sondern es finden auch die allergelehrtesten noch etwas zu lernen darinnen: es legen sich dem Theologo so wohl, als dem Rechts-Gelehrten, Aerzte und Weltweisen, genugsame Materien zum Nachsinnen vor Augen.

Was wir jetzo von Reisebeschreibungen überhaupt gesprochen haben, das lässet sich insonderheit auf diejenige ziehen, die wir hiemit an den Tag geben. Sie begreift eine umständliche Beschreibung des Gottesdienstes, der Gewohnheiten, der Gebräuche, der Regierungs-Art, der Gemüths-Eigenschafft, der Verrichtungen, der Tugenden und Laster der Hottentotten, von welchen man sich vorhero allerhand irrige Begriffe machte, biß uns Herr Kolbe eines bessern belehret hat. Man erfähret aus diesem Buche, wie klug die Holländer mit diesen Völkern umgehen, was sie für Mittel anwenden ihre schöne Colonien an selbigen Orten blühend zu machen. Die Geographi können viele Fehler verbessern, wozu sie durch die falschen Nachrichten der Reisenden verleitet worden, und erhalten mancherley Unterricht, was die Weitschaft, die Grenzen, Flüsse und Berge der Colonien betrift. Ein Natur-Kündiger wird eine geschikte Erklärung von allerhand natürlichen Begebenheiten finden, dergleichen sind: die Zeugung des Salzes auf dem Vorgebürge, der Ursprung der ordentlich-blasenden Winde, und dergleichen. Er wird ohne Zweiffel mit Vergnügung die Anmerkungen lesen, welche der fleißige Verfasser über viele erstaunliche Würkungen der Natur gemacht hat. Der Arzt wird sehen, was für Kranckheiten die Hottentotten vornemlich unterworffen sind, was für Mittel sie dagegen gebrauchen, und insonderheit wird er ein

weit-

weitläufftiges Register von den Pflanzen antreffen, so entweder in den Colonien, oder in dem schönen Garten der Compagnie, oder im Lande vor sich selbsten wachsen. Es verdienet die natürliche Geschichte des Vorgebürges um so mehr eine geneigte Aufnahme von dem Publico, weil meines Wissens bißhero niemand diese zwar angenehme, aber dabey sehr beschwehrliche Arbeit unternommen hat.

Zwar weis ich auch wohl, daß die Reisebeschreibungen in üblem Ruffe stehen. Man hält insgemein dafür, es wären keine Bücher so voll Erdichtungen und Fabeln, ausgenommen die Legenden. Allein bey gegenwärtiger ist dergleichen im geringsten nicht zu befürchten.

Der Herr Kolb, als Urheber davon, ist kein Mann, den der Hunger zum Bücher-schreiben gezwungen hat. Er wurde wegen seiner Gelehrsamkeit auf das Vorgebürge geschickt, von dem Herrn Baron von Krosigk, Königl. Preußischen Geheimen Rath, und auf dessen Kosten. Dieser Herr wolte nach seiner grossen Neigung für die Wissenschaften etwas zu ihrer Aufnahme beytragen, und jemand nach dem Vorgebürge senden, der im Stande wäre, Observationes anzustellen. Er warf die Augen auf Herrn Kolben, dessen Wissenschaft, Fleiß und Richtigkeit, sehr nützliche und genaue Beschreibungen

hoffen ließ. Er hat auch genugsame Zeit darauf gewendet, weil er neun oder zehen Jahre auf dem Vorgebürge zugebracht.

Es kan wohl niemand mit grösserm Eifer und Sorgfalt sich um die Gewohnheiten und Geschichte eines Volkes bekümmern, als er gethan hat. Er zog nicht nur alle mögliche Nachrichten ein, die er von den Holländern und Hottentotten erhalten kunte, sondern er las auch alle Autores, welche von den gebohrnen Einwohnern des Vorgebürges etwas anführen. Wegen seines redlichen Gemüthes, und seiner Gelehrsamkeit, war er in den Colonien so angesehen, daß er viele Europäer, welche unter den Hottentotten gereiset hatten, befragen und verschiedene geschriebene Nachrichten von besagten Völkern sammlen kunte. Allein er liesse es bey diesem nicht bewenden. Weil er befande, daß alles, was in den gedruckten Büchern stunde, mit den Erzehlungen der Leute im Lande selbsten, und mit den geschriebenen Nachrichten, gar nicht überein kam: so entschloß er sich, alles selbsten zu sehen. Er unternahm also verschiedene Reisen unter die Hottentotten, ja auch unter diejenigen, welche von den Colonien entfernet leben, weil er befande, daß die nahe am Vorgebürge gelegene, durch den Umgang mit den Europäern, vieles von ihrer Aufrichtigkeit verliehren und

ganz

ganz mißtrauiſch werden. Und weil dieſe Völker ſich nicht leichte jemand offenbahren: ſo ſuchte er ihre Freundſchaft zu gewinnen, durch kleine Geſchencke, welche, benebſt ſeinem ſittſamen, leutſeligem, und aufrichtigem Weſen, ihme gar bald die Vertraulichkeit bey den Vernünftigſten zuwege brachten. Er befragte ſie, formirte aus ihrer Antwort wieder neue Fragen, und brachte alſo die Wahrheit heraus, wornach er ſeine vorherigen Begriffe einrichtete oder änderte. Ja es kamen zuweilen die vornehmſten Männer unter den Hottentottiſchen Nationen, und beſuchten ihn, ſo ſehr wuſte er ſich durch ſeine Ehrlichkeit und Freygebigkeit beliebt zu machen; dergleichen vortheilhaffte Gelegenheiten wandte er allezeit zu ſeinem Nutzen an, das iſt, er löſte den Hottentotten die Zunge, und verſchafte ſich einen Unterricht. Man muß alſo geſtehen, es habe dieſer berühmte Reiſende nichts verabſäumet, die Wahrheit zu entdecken.

Das einige, was man in dem Fall einwenden könte, wenn man das Mißtrauen biß auf das äuſſerſte treiben wolte, iſt, es hätte vielleicht der Herr Kolb die Antworten der Hottentotten ſchöner vorgeſtellet, als ſie an ſich ſelbſten geweſen, und ſeine Erzehlungen mit Hinzufügung ein und anderer Dinge ausgeſchmücket, welche bey vielen Perſonen

als nothwendige Zierathen angesehen werden, wodurch eine Geschichte rührend wird, zumahl wenn man von dergleichen plumpen Völkern redet.

Allein man darff nur das Teutsche Original, oder die Englische und Holländische Übersetzung, lesen, so wird man dieses Vorurtheil gar bald fallen lassen. Man muß den vorgetragenen Sachen in seinem Hertzen Beyfall geben, wenn man betrachtet, mit was für einer aufrichtigen, sittsamen und offenherzigen Manier alles erzehlet wird. Man findet einen Mann, der die Sachen mit einem unnachahmlichen, ungekünstelten Wesen, vorstellet, ohne nach einigem Zierrath zu trachten, ja so gar mit Vorbeygehung derjenigen Zierlichkeiten, die sich von selbsten darbothen.

Wenn ich sein Werck in seinem gänzlichen Inbegriff dem geneigten Leser in die Hände gebe: so wäre dergleichen Anmerkung nicht nöthig zu machen, man könnte aus dem Lesen zweyer Blätter mehreres ersehen, als ich zu sagen vermöchte. Allein es ist gegenwärtiges Buch, gleichwie aus dem Titul zu ersehen, nur ein Auszug aus seiner Beschreibung. Ich habe mir die Freyheit genommen, da und dorten etwas weg zu lassen, so etwa nicht gar genau zu des Verfassers Endzweck gehörte, oder dem Leser nicht

sehr

ſehr nöthig zu wiſſen war; und betragen dieſe Dinge ein ziemliches, weil aus einem groſſen, oder zweyen mäßigen Folianten, welche uns die Holländiſche Uberſetzung in die Hände giebt, ich drey kleine Octav-Bändgen gemacht habe. Jedoch iſt ohngeachtet dieſer Veränderung, noch genugſame Spur übrig geblieben, woran man das ungekünſtelte Weſen des Originals erkennen, und alle Einwürffe gegen die Erzehlungs-Art des Autoris widerlegen kan. Ja ich getraue mir zu behaupten, daß die von mir weggelaſſene, langweilige, Erzehlungen des Verfaſſers eine Probe von ſeiner allzu genauen Richtigkeit ſind.

Leztens, ſo iſt des Herrn Kolbs Beſchreibung vom Vorgebürge ſehr hoch geſchätzet worden, ſo wol in Teutſchland, als in Engelland und Holland. Der Herr la Croze, Bibliothecarius und Antiquarius des Königs in Preuſſen, ſagt folgendes davon. *

Unter allen bekannten Barbarn ſind die Hottentotten die ſcheußlichſten und eckelhafteſten wegen ihrer Unfläterey und unerträglichen Geſtancks. Man gab ſie für Atheiſten aus, ſo wol als die Caraiben auf den Antilliſchen Inſuln, und einige Gelehrte

* Hiſt. du Chriſtianisme des Indes L. VII.

wollen daraus denjenigen Beweiß von der Würcklichkeit GOttes schwächen, den man aus der Uebereinstimmung aller Nationen hernimmt. Vorjetzo weiß man, daß die Caraiben eine Religion, ingleichen Pfaffen haben, und was der Herr Ziegenbalg * hier anführet, beweiset, daß die Hottentotten nicht alle Erkänntnis von GOTT verloren haben. Man könnte zwar einwenden, er habe seine Begriffe nur nach der Erzehlung der Holländer und anderer Europäischer Christen auf dem Vorgebürge eingerichtet. Allein der Herr Kolbe, so viele Jahre unter den Hottentotten gewohnet, ihre Sprache erlernet, und sich sorgfältig um ihre Gebräuche erkundiget hat, giebt eine weitläuftige Beschreibung von ihren Religions-Ubungen, welche zwar in der That ersinnlichst-abgeschmackt und ruchlos sind, jedoch mit der Atheisterey streiten, deren man sie, auf das Angeben einiger Reisenden, beschuldiget hat, welche insgemein die Sachen nur obenhin ansehen, und hernach übereilte Urtheile zu Papier bringen, darauf man sich nicht verlassen darff. Es ist Schade, daß Herr Kolb, dem wir die besten Nachrichten von dem Lande und dem Volke der Hottentotten zu dancken haben, nicht durch jemanden anders seine Nachrichten in

* Nachricht von Bekehrung der Heyden. Halle 1713. Besiehe Tom. I. c. 12. §. 9. p. 198. 199. dieses Werckes.

in Ordnung bringen lassen, der die unnützen Dinge weggelassen hätte, welche dieses nüzliche Buch höchst verdrüßlich machen. Diesem könnte man in einer Uebersetzung abhelfen, wenn eine verständige Person diese Mühe über sich nehmen wolte.

Diese Stelle beweiset, wie sehr man auf die Gewißheit unsers Herrn Kolbens sich verlassen dürffe; sie beweiset auch, daß es nöthig gewesen, sein herausgegebenes Werck hier und dar abzukürzen: und in diesem Absehen hat man gegenwärtiges Buch heraus gegeben.

Ich schreibe mir zwar diejenige Geschicklichkeit nicht gänzlich zu, welche der Herr la Croze von demjenigen erfordert, der einen Auszug aus des Herrn Kolbens Nachrichten machen will. Allein, weil ich sahe, daß sonsten niemand dieses unternahm: so glaubte ich, dem Publico würde angenehmer seyn, wenn jemand des Herrn la Croze Vorschlag mit mittelmässigen Kräften ins Werck sezte, als wenn er gar nicht erfüllet würde. Ich hoffe also, man werde betrachten, was für grosse Mühe dergleichen Arbeit erfordert, wenn man ein Werck ins kleine bringen, und die vorhandene unnützliche Sachen abschneiden will; und meine Bemühung in Ansehung dessen mit günstigen

stigen Augen ansehen. Weil ich auch glaube, es werde dieses Buch, wegen seiner Trefflichkeit, öffter als einmahl aufgeleget werden: so verspreche ich, bey künfftigen Ausgaben, mir die Erinnerungen und Ausstellungen zu Nutzen zu machen, die man mir ertheilen wird.

Inhalt

Inhalt aller Capitel.
des
Ersten Theils.

Erstes Capitel. Reise des Verfassers nach dem Vorgebürge der guten Hofnung, und was ihn dazu veranlasset. pag. 1

Zweytes Capitel. I. Von Entdeckung des Vorgebürges der guten Hofnung. II. Streit zwischen den Portugiesen und Landes-Einwohnern, worinnen der Vice-König von Brasilien und viele von seinen Leuten umgekommen. III. Grausame Rache, so die Portugiesen wegen dieses Schimpfes ausgeübet. 9

Drittes Capitel. I. Die Holländer fangen an, nach dem Vorgebürge zu schiffen. II. Van Riebeck bemercket den Nutzen, welchen die Ost-Indische Compagnie ziehen könte, wenn sie sich in diesem Lande vest sezeten. III. Wird dahin geschickt. IV. Vergleicht sich mit den Einwohnern. V. Die Bewindhaber schicken Colonien dahin. VI. Die Compagnie schickt Weibsbilder hin. VII. Krieg der Holländer mit den alten Einwohnern. VIII. Neuer Vergleich. 11

Viertes Capitel. Von der Länge und Breite des Vorgebürges der guten Hofnung und von der Abweichung der Magnet-Nadel an diesem Orte. 16

Fünftes Capitel. I. Von dem wahren Namen der Einwohner des Vorgebürges der guten Hofnung. II. Von ihrem Ursprung. III. Von ihrer Sprache. 18

Sechstes Capitel. I. Beschaffenheit der Hottentotten. Daß ihnen von andern Autoren zuviel geschehen. II. Die Hottentotten lernen leicht Europäische Sprachen. III. Wissen mit dem Feldbau trefflich umzugehen. IV. Ihre Keuschheit. V. Ihre Gerechtigkeit. VI. Sie dienen treulich. VII. Sind großmüthig und liebreich. VIII. Gemüths-Beschaffenheit eines Hottentotten, Namens Claas, und seine Geschichte. IX. Die Hottentotten lieben den Trunck. X. Sind gewaltig faul. XI. Sehr unflätig. XII. Beschmieren ihren Leib mit Fett, worunter sie Ruß mischen. XIII. Tragen Abscheu vor Fisch-Schmalz. XIV. Ursache, warum sie sich einschmieren. XV. Leben lange Zeit. 31

Siebendes Capitel. Von dem äusserlichen Wesen der Hottentotten. 49
I. Von dem Ansehen der Hottentotten, ihrem Haar und Barte. II. Von ihrer Leibes-Gestalt. III. Von ihrer Farbe. IV. Von einem ausserordentlichen Ausgewächse, so die Weibsbilder am Unterleibe haben. V. Zwey Irrthümer des P. Tachards werden widerlegt.

Achtes Capitel. Von der Hottentotten Kleidung. 53
I. Von Kleidung der Männer. II. Von Kleidung der Weiber. III. Von den Zierrathen, so beyderley Geschlechte gemein sind. IV. Was bey denen Hottentottischen Nationen sich für Unterschied in der Kleidung und im Schmucke finde.

Neuntes Capitel. Eintheilung der Hottentotten nach ihren verschiedenen Nationen. 60
I. Von den Gunjemanns. II. Von den Kochoquas. III. Von den Sonßiquas. IV. Von den Odiquas. V. Von den Chirigriquas. VI. Von den Einwohnern des kleinen und grossen Namaquas. VII. Von den Attaquas. VIII. Von den Koopmanns. IX. Von den Hessaquas. X. Von den Sonquas. XI. Von den Dunquas. XII. Von den Damaquas. XIII. Von den Gauras oder Gauriquas. XIV. Von den Houteniquas. XV. Von den Chamtouers. XVI. Von den Heykoms. XVII. Von den Hottentotten, so die Strassen berauben und plündern. XVIII. Von den Einwohnern des Lands von Natal, den Cafften.

Zehendes Capitel. Von der Hottentotten Regierungs-Form. 76
I. Von den Häuptern der Nation. II. Von den Hauptleuten der Kraals oder Dörfer. III. Von den Gerichts-Versammlungen, und der Weise in bürgerlichen Sachen zu verfahren

fahren. IV. Von der obersten Raths-Versammlung der Nation. V. Von dem Ansehen der Holländer, und ihrem Einfluß in die Hottentottischen Händel.

Eilftes Capitel. Von der Hottentotten Weise Krieg zu führen. 84
I. Ursachen zu ihren Kriegen. II. Was vor dem Kriege geschiehet. III. Von ihren Waffen. IV. Von ihrer Schlacht-Ordnung. V. Von ihren Streit-Ochsen. VI. Besondere Gewohnheiten einiger Hottentotten im Treffen. VII. Von ihren Friedens-Tractaten. VIII. Von ihrer Leutseligkeit und Grausamkeit. IX. Von ihren Bündnissen. X. Von ihren Kriegs-Ubungen.

Zwölftes Capitel. Von der Hottentotten Religion. 93
I. Es hält schwer, diesen Völckern ihre Begriffe von der Religion zu benehmen. II. Sie glauben einen höchsten GOtt, deme sie keinen Dienst erweisen. III. Sie beten den Mond an, als eine geringe Gottheit. IV. Ingleichen ein gewisses Ungeziefer. V. Sie verehren diejenigen Hottentotten, so im Ruff der Heiligkeit gestorben sind. VI. Sie beten eine schädliche Gottheit an, damit sie ihnen kein Leid zufügen solle. VII. Abergläubische Ceremonien, die sie vornehmen, wenn sie über einen Fluß setzen, oder sich aufs Meer begeben wollen. VIII. Von ihren Feyertägen. IX. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seelen, aber keine Belohnung, noch Straffe, nach dem Tode. X. Von ihren Priestern. XI. Hängen hartnäckig an ihrem Götzen-Dienste, und nehmen keinen Unterricht an.

Dreyzehendes Capitel. Von der Hottentotten Music und Tänzen. 112
I. Ihre musicalische Instrumente. II. Ihre Vocal-Music. III. Das Hören-Sagen des P. Tachards wird angeführet und widerleget. IV. Tanz der Hottentotten.

Vierzehendes Capitel. Von der Hottentotten Heyrathen 120
I. Von ihrer Weise zu löffeln. II. Von ihren Hochzeit-Gebräuchen III. Von ihren Hochzeit-Festen. IV. Sie haben weder Tänze, noch Music, dabey. V. Ihr Heyraths-Gut. VI. Die Vielweiberey ist erlaubt. VII. Von der Wittwen-Heyrath. VIII. Die Heyrathen zwischen Geschwister-Kinder und Geschwister-Kinds-Kinder sind verbotten. IX. Ehebruch wird mit dem Tode gestrafft. X. Von der Ehescheidung. XI. Irrthümer, die Vogel bey dieser Materie begangen.

Funfzehendes Capitel Vom Hauswesen der Hottentotten. 127
I. Verrichtungen des Mannes. II. Verrichtungen der Frauen. III. Wie sie mit einander leben. IV. Wie sie ihre Streitigkeiten zwischen sich endigen.

Sechzehendes Capitel. Von der Hottentotten Nahrungs-Mitteln. 130
I. Ordentliche Kost der Hottentotten. II. Sie lieben gar sehr eine gewisse Wurzel, Kanna genannt. III. Fressen Läuße. IV. Im Fall der Noth verzehren sie alte Schuhe und lederne Riemen. V. Gebrauchen weder Salz, noch Gewürze, essen jedoch gerne Speisen auf Europäische Weise zubereitet. VI. Enthalten sich von gewissen Speißen. VII. Ihr gewöhnlicher Tranck. VIII. Lieben starkes Getränckе allzusehr. IX. Gleichwie auch Taback und Dacha. X. Lebens-Mittel, die sie auf die Jagd oder Reise mit sich nehmen.

Siebenzehendes Capitel. Von der Hottentottinen Niederkunft, und was darauf folget. 140
I. Von den Hebammen. II. Der Mann wird unrein, wenn er währender Niederkunft im Hause bleibet. III. Obgedachter Tranck, so die Geburt erleichtert. IV. Gebräuche, die man mit einem neugebohrnen Kinde vornimmt. V. Hinlegen der Tochter. VI. Mitleiden der Europäer. VII Genommene Vorsicht gegen die Zauberer. VIII. Wie man den Nabel der Kinder zu rechte macht. IX. Man drückt ihnen die Nasen ein. X. Reinigung der Weiber. XI. Das Kind bekommt einen Namen. XII. Wie man es zum Taback-Rauchen angewöhnet.

Achtzehendes Capitel. Von den Kindern und ihrer Auferziehung. 147
I. Wie man die Kinder lehret. II. Von der Hottentotten Gebräuchen, ihre Söhne halb zu wallachen. III. Ursachen dieses Gebrauchs. IV Von denen Ceremonien, damit ein Sohn unter die Zahl der Männer aufgenommen wird. V. Von den Folgen dieser Aufnahme, was die Mutter von diesen Kindern betrifft.

Neun-

Neunzehendes Capitel. Von der Hottentotten Dörfern und ihren Wohnungen. 153
I. Von den Dörfern. II. Veränderung ihres Aufenthaltes. III. Irrthum verschiedener Autoren, was die Wohnungen der Hottentotten betrifft. IV. Von ihren Hütten. V. Von ihrem Hausrathe.
Zwanzigstes Capitel. Von der Weise, wie die Hottentotten ihr Vieh warten. 157
I. Grosse Neigung gegen ihre Heerden. II. Wie es die Armen anstellen, daß sie Vieh bekommen. III. Wie diese Völcker es hüten. IV. Sie sondern die Männlein nie von den Weiblein ab. V. Wie sie die Stiere auswerfen. VI. Und die Widder. VII. Wie sie die widerspänstige Kuhe melcken. VIII. Von der Unsauberkeit ihrer Milch. IX. Wie sie Butter machen. X. Diesen gebrauchen die Europäer. XI. Geben die Buttermilch den Kälbern und Lämmern zu sauffen. XII. Die Hottentotten trincken Kühe-Milch, aber keine Schaaf-Milch. Die Weiber trincken beedes. XIII Wie sie ihre Heerden des Nachts bewahren. XIV. Von ihren Hunden. XV. Von ihren Streit-Ochsen. XVI. Ihre Sorgfalt für die Kälber. XVII. Was sie thun, wenn die Heerden sich allzu starck vermehren. XVIII. Von ihren Last-Ochsen. XIX. Unter ihren Heerden reissen wenig Seuchen ein. XX. Von den Vieh-Aerzten. XXI. Mittel, die sie gebrauchen. XXII. Opfer, die sie abstatten, wenn eine Seuche unter ihr Vieh kommt. XXIII. Lassen ihre Schaafe durch das Feuer gehen. XXIV. Warum.
Ein und zwanzigstes Capitel. Von der Hottentotten Handlung. 170
I. Sie handeln bloß durch vertauschen. II. Von den Elephanten-Zähnen. III. Wie sie untereinander selbst handeln. IV. Gemüths-Beschaffenheit der Hottentotten, welche handeln. V. Was die Reisende von dem Handel der Hottentotten gesagt haben. VI. Wie man bey ihnen reisen muß.
Zwey und zwanzigstes Capitel. Von den Handwerckern, so die Hottentotten treiben. 174
I. Von den Fleischern. II. Kürschnern. III. Schneidern. IV. Verarbeitern des Helfenbeins. V. Hürten-Flechterinnen. VI. Seilern. VII. Töpfern. VIII. und Schmieden.
Drey und zwanzigstes Capitel. Von der Hottentotten Weise zu jagen und zu fischen. 178
I. Von der Haasen-Gemsen- und Ziegen-Jagd. II. Von allgemeinen Jagden. III. Elephanten-Jagd. IV. Löwen-Tieger- und Leoparden-Jagd. V. Fall-Grube für die Elephanten. VI. Ritter-Orden. VII. Wie sie Fische fangen. VIII. Sind gute Schwimmer.
Vier und zwanzigstes Capitel. Von der Hottentotten Arzney- und Barbier-Kunst. 186
I. Beschaffenheit der Arzney- und Barbier-Kunst bey den Hottentotten. II. Von ihren Aerzten und Barbiern. III. Von ihren Gegen-Hexereyen. IV. Von ihrer Weise zu schrepfen. V. Von ihrer Weise eine Ader zu öfnen. VI. Von ihrer Weise eine Wunde von einem vergiffteten Gewehr zu heilen. VII. Von ihrer Weise ein Glied wieder einzurichten. VIII. Von ihrer Weise den Kopf zu scheeren. X. Von ihrem Abnehmen der Glieder. X. Verschiedene Arzney-Mittel, die sie gebrauchen.
Fünf und zwanzigstes Capitel. Von der Hottentotten Begräbnissen. pag. 192
I. Gebräuche, wenn der Krancke in den Zügen liegt. II. Wenn er verschieden. III. Wie sie den Cörper zu Grabe tragen. IV. Ceremonien, wenn sie nach Hause zurück kommen. V. Ursachen dieser Ceremonie. VI. Man feyert ein Fest, und die Anverwandten tragen leid. VII. Grausamkeit, die man an alten Greisen ausübet. VIII. Von ihren Erbschafften.

Inhalt aller Capitel des zweyten Theils.

Erstes Capitel. Topographische Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung. 199
I. Allgemeine Abtheilung des Vorgebürges. II. Allgemeine Abtheilung des Bezircks vom Vorgebürge, und seine Grenzen. III. Vom Tafel-Thal. IV. Von der Stadt

und Vestung der guten Hofnung. V. Von Robben-Eyland. VI. Von den beeden Gärten der Compagnie. VII. Der Tieger- und Kühe-Berg. VIII. Blaues Gebürge. IX. Büffel-Thal. X. Stein-Gebürge. XI. Berge, so die Portugiesen Los Picos fragosos nennen, und Berge von Norwegen. XII. Tafel-Berg. XIII. Sonderbare Erscheinung auf selbigen. XIV. Wasser, so darauf springet. XV. Bergwercke. XVI. Wolcken, die sich zuweilen auf ihm sehen lassen. XVII. Woher der Löwen-Berg den Namen erhalten? Seine Lage. XVIII. Verrichtung der obenstehenden Schildwachten. XIX. Flaggen. XX. Kleine Schanze am Fusse des Gebürges. XXI. Anmerkungen über die umliegende Gegend. XXII. Wind- oder Teufels-Berg. Seine Gestalt und Lage. XXIII. Von den Flüssen.

Zweytes Capitel. Topographische Beschreibung der Colonie Stellenbosch. 212

I. Wer diese Colonie angeleget? II. Ihre Grenzen. III. Das Dorf Stellenbosch brennt ab. IV. Abtheilung der Colonie. V. Weg dahin von dem Vorgebürge. VI. Von dem Hottentottischen Holland. VII. Dessen Fruchtbarkeit und Flüsse. VIII. Von den Land-Gütern, welche die Stellische Familie da besessen. IX. Von dem See, und dem Thale See-Ochs genannt, oder vielmehr See-Pferd. X. Beschreibung der falschen Bay. XI. Schanze an dieser Bay. XII. Von Moddergat, dem zweyten Viertel dieser Colonie und dessen Boden. XIII. Von seinem Wasser. XIV. Von dem eigentlichen Stellenboscher-Viertel, seiner Fruchtbarkeit und Lage. XV. Von seinen Bayen, Flüssen und Brücken. XVI. Ländereyen, so dieses Viertel bezieren. XVII. Grenzen des Bottelary. XVIII. Dessen Gebürge. XIX. Dieses Viertel hat Mangel an guten Wasser und am Holz.

Drittes Capitel. Topographische Beschreibung der Colonien Drachenstein und Waveren. 223

I. Was für eine Nation den Bezirck von Drachenstein bewohne? II. Woher es seinen Namen bekommen? III. Lage dieser Provinz und ihre Eintheilung. IV. Zustand dieser Colonie und ihre Regierungs-Art. V. Von dem ersten Theile von Drachenstein, dessen Boden, Luft, Wasser und Gebürge. VI. Von dem Gebürg-Fluß. VII. Von den Wegen und Land Gütern an diesem Flusse. VIII. Von der Kirche. IX. Von einer Art eines Marckts. X. Ländereyen so zwischen der Kirche und dem Wagner-Thal liegen: Der Babylonische Thurn. XI. Der Perlen-Berg. XII. Von dem Wagner-Thal und Schloß Riebeck. XIV. Die vier und zwanzig Flüsse. XV. Hönigberge. XVI. Die Piquet-Berge. XVII. Von der Colonie Waveren. Ihrem Namen und ihrer Lage. XVIII. Zustand der Colonie und ihre Regiments-Form. XIX. Der rothe Sand-Berg und das schwarze Land. XX. Vom Gesund-Brunnen.

Viertes Capitel. Holländische Regierung auf dem Vorgebürge. 232

I. Verschiedene Instantien, welche die vorfallenden Sachen unterscheiden. II. Der grosse Rath. III. Der Ober-Gerichts-Hof. IV. Unter-Gerichts-Hof. V. Heyraths-Gericht. VI. Waysen-Cammer. VII. Geistliches Gericht. VIII. Stadt-Gericht. IX. Von den Land-Drosten. X. Zwey Kriegs-Collegia. XI. Vorsicht gegen Feuers-Brünste. XII. Was der Compagnie die Colonien kosten. XIII. Ausgaben der Compagnie auf dem Vorgebürge. XIV. Einkünften des Gouverneurs. XV. Großmuth der Compagnie. XVI. Orte, wo die Beamten der Compagnie wohnen. XVII. Von ihren Leibeigenen.

Fünftes Capitel. Von dem Viehe, das die Europäer auf dem Vorgebürge besitzen, und wie sie damit umgehen. 243

I. Die Europäer auf dem Vorgebürge besitzen viel Viehe. II. Von den privilegirten Schlachtereyen. III Von den Kühen. IV. Die Ochsen haben keinen Höcker auf dem Rucken. Ihre Grösse. V. Von den Schaafen, Schöpsen und Ziegen. VI. Von allerhand Zufällen, so der Europäer Heerden vermindern.

Sechstes Capitel. Von Anbau der Felder, insonderheit der Aecker. 246

I. Wie

I. Wie man die Felder ausreutet. II. Vom Pflug und ackern. III. Was die Meyer das ganze Jahr über vornehmen. IV. Von Aussaat und Körnern, die nicht anschlagen. V. Zufälle, so dem Getrayde schaden. VI. Wie man das Getrayde verwahret. VII. Wie man es vom Stroh absondert. VIII. Wie die Compagnie den Zehenden einsammelt. IX. Wie man mit dem Getrayde umgehet.

Siebendes Capitel. Von den Weinbergen und von dem Wein auf dem Vorgebürge. 250
I. Wie man den Weinstock auf dem Vorgebürge fortgepflanzt. II. Von den Zufällen, so die Lese geringer machen. III. Lese-Zeit. IV. Vorsichtigkeit der Europäer auf dem Vorgebürge, ihren Wein zu erhalten. V. Eigenschafften des Vorgebürgischen Weins.

Achtes Capitel. Von den Gärten auf dem Vorgebürge, insonderheit von der Compagnie Gärten. 253
I. Besondere Anmerckungen von dem Europäischen Saam-Werk, das man in den Vorgebürgischen Gärten gebrauchet. II. Wie man die Gärten bauet. III. Von den Bäumen. IV. Von den beeden Compagnie-Gärten. V. Von dem, bey der Stadt nächstgelegenen. VI. Von seinem Wasser. VII. Von seinen Gebäuden.

Neuntes Capitel. Krankheiten, welchen die Europäer auf dem Vorgebürge unterworfen sind, nebst der ordentlichen Weise selbige zu heilen. 258
I. Bescheidene Eingangs-Rede des Verfassers. II. Die Geburts-Schmerzen sind auf dem Vorgebürge geringer, als anderwärts. III. Von den Kranckheiten der Brüste. IV. Kinder-Kranckheiten. V. Von ansteckenden Krankheiten. VI. Liederliches Leben der Sclaven und trauriger Erfolg. VII. Von der rothen Ruhr. VIII. Von dem Scharbock. IX. Vom Augenwehe. X. Vom Schnuppen. XI. Von der Halsbräune. XII. Von der Wind-Colic. XIII. Vom Magen-Wehe. XIV. Vom Seiten-Stechen. XV. Zwey ausserordentliche Exempel vom Nasen-Bluten. XVI Von Venerischen Kranckheiten. XVII. Von Weiber-Kranckheiten. XVIII. Vom Zipperlein. XIX. Vom Stein. XX. Von Fiebern. XXI. Allgemeine Anmerckung über die Krankheiten der Europäer auf dem Vorgebürge.

Zehendes Capitel. Von der Erde, und von den Steinen, welche man auf dem Vorgebürge findet. 275
on der Beschaffenheit des Bodens. II. von der Thon-Erde und ihren verschiedenen Gebrauche. III. von rother und weisser Kreide und ihren Nutzen. IV. von einer sehr schönen rothen Erde. V. von allerhand harzigten Materien, die aus den Felsen tropfen. VI. vom Ambra und Trippel. VII. von dem Torf. VIII. von den Steinen, die mau auf den Bergen findet. IX. Und in den Flüssen. X. Steinbrüche. XI. Mühlsteine. XII. von einem rothen fleckigten Stein. XIII. vom Probier-Steine und Wetzsteine. XIV. von Flinten-Steinen und falschen Adler-Steinen. XV. Allerhand Stein-Arten. XVI. von Perlen.

Eilftes Capitel. Von den Erz-Gruben auf dem Vorgebürge. 279
I. Man muß hier keine Bergmännische Redens-Arten suchen. II. Warum die Compagnie die vorgebürgischen Erz-Gruben nicht bearbeiten lässet? III. Beystand, so der Verfasser in dieser Materie erhalten. IV. Die Erz-Gruben finden sich gemeiniglich an unfruchtbaren Orten. V. Die Steine sind sehr schwer, wo Erz ist. VI. Die Gruben dünsten schweflichte Dämpfe aus. VII. Wo Erz ist, da wachsen schwache und elende Pflanzen. XIII. Es dünstet Salpeter aus. IX. Verwelkte und verdorrete Pflanzen, sind Anzeigen von Erz Gruben. X. Wie auch knorrigte und krummgewachsene Bäume. XI. Ingleichen Bäume, die langsam wachsen. XII Und blaße Blätter haben. XIII. Stachlichte Gewächse lieben mineralisch Erdreich, XIV. Lage der Berge, so Silber-Adern in sich haben. XV. Glänzend Erdreich zeigt Erz-Gänge an. XVI. Wie auch verschiedene Farbe, die man darinnen findet. XVII. Gold und Zinober findet man oft an einerley Orte. XVIII. Aus dem Gipfel, und an den Seiten der Erz-Gebürge

bürge entspringen Quellen. XIX. Gold- und Silber-Gänge, die man auf dem Vorgebürge entdecket hat. XX. Von Kupfer-Adern. XXI. Von Stahl-Gruben. XXII. Von Zinn- und Bley-Gruben. XXIII. Und letzlich von Gold-Gruben.

Zwölftes Capitel. Von dem Wasser auf dem Vorgebürge. Vom salzigten Wasser. Von den warmen und mineralischen Wassern. 285

I. Von der Farbe des Wassers auf dem Vorgebürge. II. Von seinem Geschmacke. III. Von den gesalzenen Wassern und ihren Eigenschaften. IV. Von der Kälte der Vorgebürgischen Wasser. V. Von warmen Wassern. VI. Eine heisse Quelle zu Wavern wird nicht geachtet. VII. Ersterer Weg, der zu der andern von diesen Quellen führet, und wie gefährlich es sey, ohne Wegweiser auf selbigem zu reisen. VIII. Begebenheit, so dem Verfasser darauf zugestossen. IX. Zweyter Weg, so nach eben diesem Bad führet. X. Sonderbare Begebenheit mit einem Hauffen wilder Ziegen. XI. Weise, wie man im Bad sitzet. XII. Besondere Anmerkung, was die Beschaffenheit des Bodens vom schwarzen Berge betrifft, und der umliegenden Gegend von diesen mineralischen Quellen. XIII. Beschreibung dieser Quellen. XIV. Von der Farbe und dem Geschmack der Wasser. XV. Vorrath, den man sich anschaffen muß, wenn man in das Bad gehet. XVI. Weise, wie man das Bad gebrauchet. XVII. Wunderbare Würkungen des Bades. XVIII. Allgemeine Anmerkung über das Vorgebürgische Wasser.

Dreyzehendes Capitel. Von der Weise, wie das Salz auf dem Vorgebürge der guten Hofnung entstehet. 294

I. Die Natur allein bringt das Salz auf dem Vorgebürge zuwegen. II. Franciscus hat sehr ungewiß von der natürlichen Zeugung des Salzes in Neu-Gallicien gesprochen. III. Besondere Anmerkungen von den Jahrs-Zeiten auf dem Vorgebürge. IV. Währender Regen-Zeit sammelt sich eine grosse Menge Wasser in natürlichen Vertiefungen, die man in den grossen Thälern findet. V. Beschreibung dieser Vertiefungen. VI. Wie sich das Salz darinnen allmählig ansetzet. VII. Was man damit vornimmt. VIII. Was für Eigenschaften es hat. IX. Das Salz auf dem Vorgebürge kommt aus keinen Salz-Quellen, die etwan vorhanden seyn möchten. X. Dreyerley Ursachen bringen das Salz auf dem Vorgebürge zu wegen. X. Versuche, die ein Correspondent des Verfassers ihme in diesem Stücke mitgetheilet.

Vierzehendes Capitel. Einige Anmerkungen über die See, welche an das Vorgebürge der guten Hofnung stösset. 300

I. Ursache, warum die See um das grüne Vorgebürge her grün siehet. II. Erste Ursache der grünen Farbe, so die Tafel-Bay hat. III. Beschreibung des Schilfs, so auf dem Meer an dem Vorgebürge der guten Hofnung schwimmet. IV. Zweyte Ursache der grünen Farbe, so das Meer um das Vorgebürge zu haben scheinet. V. Ausserordentliche Fluth und Ebbe, so an. 1707. sich zugetragen. VI. Anmerkungen wegen der Zeit, da sie geschehen. VII. Betrachtungen, so zu Erklärung dieses ausserordentlichen Zufalles dienen mögen.

Funfzehendes Capitel. Anmerkungen von den Winden, und von der Lufft auf dem Vorgebürge der guten Hofnung. 297

I. Auf dem Vorgebürge sind zweyerley Haupt-Winde, davon jedweder sechs Monath lang wehet. II. Von den guten Moußon, oder Sud-Ost-Wind. III. Würkungen dieses Windes. IV. Vom schlimmen Moußon, oder Nord-West-Wind. V. Würkungen dieses Windes. VI. Lufft, deren man auf dem Vorgebürge geniesset, wenn der gute Moußon wehet. VII. Luft, deren man geniesset währenden schlimmen Moußons. VIII. Zweifel-Monathe. IX. Zustand der Lufft auf dem Vorgebürge, währenden Zweifel-Monathen. X. Zeit der Abfahrt der Schiffe von Batavia nach dem Vorgebürge. XI. Namen, die man den Winden gegeben hat, welche auf dem Vorgebür-

ge regieren. XII. Die Erklärung, welche Varenius von den Ecnephiis gegeben hat, schicket sich nicht auf die Winde des Vorgebürges. XIII. Irrthümer dieses Geographi in diesem Stücke. XIV. Beschreibung des Gewölkes, woraus der Sud-Ost-Wind auf dem Vorgebürge fähret. XV. Bringt niemahlen Regen. XVI. Die Dauer und Gewalt des Windes verändert sich, nach der Farbe und Dichte des Gewölkes. XVII. Der Wind legt sich zu Mittag und zu Mitternacht. XVIII Irrthume des Varenii wegen dieses Gewölkes. XIX. Erklärung, welche dieser Geographus von diesem Phänomeno beybringet. XX. Man widerleget selbige. XXI. Meynung des Verfassers.

Inhalt aller Capitel des drittes Theils.

Erstes Capitel. Von dem Löwen, vom Leoparden, vom Panther und vom Tieger. 315
I. Auf dem Vorgebürge ist eine grosse Menge vierfüßiger Thiere. II. Allgemeine Beschreibung vom Löwen. III. Härte seiner Knochen. IV. Stärke dieses Thieres. V. Anzeigen seines Grimmes. VI Was man bey Annäherung eines Löwens thun muß, wenn man zu Pferde ist. VII. Herzhaftigkeit und Stärke eines Burgers vom Vorgebürge. VIII. Vom Fleisch des Löwen. IX. Vom Leoparden, vom Panther und vom Tieger. X. Unterscheid zwischen dem Leoparden und Tieger. XI. Von ihrem Fleische. XII. Grausamkeit dieser Thiere.

Zweytes Capitel. Vom Elephanten und Naßhorn. 319
I. Allerhand Gattungen der Elephanten. II. Die auf dem Vorgebürge sind groß und stark. III. Von ihrer aufgeritzten Haut, und von den Borsten am Schwanze. IV. Von dem Weiblein. V. Ihre Nahrung. VI. Warum sie das Wasser trüb machen, davon sie sauffen. VII. Ihre Behändigkeit. VIII. Schwere ihrer Zähne. IX. Wozu die Hottentotten ihren Mist gebrauchen. X. Feindschafft zwischen dem Elephanten und Naßhorn. XI. Irrthümer der Scribenten, so von Naßhorn geredet haben. XII. Beschreibung dieses Thieres. XIII. Seine außerordentliche Stärke. XIV. Wie man seiner Nachstellung entgehet XV. Sein ordentliches Futter. XVI. Von seinem Fleisch. XVII. Von seiner Haut. XVIII. Sein Horn kan kein Gifft leiden. XIX. Von seinem Blut. XX. Dieses Thier möchte wohl der Leviathan seyn, davon die H. Schrift meldet.

Drittes Cap. Von den Pferden, vom Pophago, vom Esel, vom Büffel u. See-Pferde. 324
I. Warum die Europäer nicht die wilden Pferde auf dem Vorgebürge zähmen. II. Sie haben viele Persische Pferde. III. Farbe dieser Pferde. IV. Beschreibung des Pophagi V. Der auf dem Vorgebürge hat eine Mähne. VI. Von den Eseln auf dem Vorgebürge. VII. Von den wilden Eseln. VIII. Ihre Beschreibung. IX. Wie hoch man sie hält. X. Man kan keinen zahm machen. XI. Beschreibung des Büffel-Ochsens auf dem Vorgebürge. XII. Würkungen seiner Wuth. XIII. Vom See-Pferde, oder Hippopotamo. XIV. Wo dieses Thier sich aufhält. XV. Seine Beschreibung. XVI. Von seiner Haut. XVII. Von seinen Zähnen. XVIII. Von seinem Fleisch und Fett. XIX. Der Verfasser hält ihn für den Behemot, davon die heilige Schrift redet.

Viertes Capitel. Von dem Elend-Thier, vom Reh-Bock, und von verschiedenen Ziegen-Arten, von der Gemse und Hirschen. 331
I. Beschreibung des Elend-Thieres. II. Wo dieses Thier sich aufhält. III Fallen die man ihm legt. IV. Von Rehebock. V. Allerley Arten von Ziegen. VI. Zahme Ziegen. VII. Blaue Ziegen. VIII. Fleckigte Ziegen. IX. Graue Ziegen X. Von den unbenannten Ziegen. XI. Von ihrem Fleisch. XII. Von der Tuck-Ziege. XIII. Von der Gems. XIV. Ziegen aus Congo. XV. Von dem Gems-Bock. XVI. Gemsenbock, der vielmehr einem Murmelthier ähnlich siehet. XVII. Von den Hirschen.

Fünftes Capitel. Von den zahmen Thieren auf dem Vorgebürge, und von einigen andern, die man darunter rechnen kan. 336

I. Von

I. Von den Ochsen, Kühen und Schaafen. II. Von viererley Art Schweinen. III. Von den Javonischen. IV. Von den Wilden. V. Vom Erd-Schwein. VI. Wunderliche Weise, wie es sich nähret. VII. Von seinem Fleisch. VIII. Vom Stachel-Schwein, und seine Beschreibung. IX. Wie man es tödtet. X. Von seinem Fleische. XI. Von den Hunden in den Colonien. XII. Von den Hottentottischen. XIII. Wilde Hunde. XIV. Großmüthigkeit dieser Thiere. XV. Schaden, den sie unter der Heerde anrichten. XVI. Katzen in den Colonien. XVII. Wilde Katzen. XVIII. Blaue Katzen. XIX. Rothe Katzen. XX. Tieger-Katze. XXI. Bisam-Katze. XXII Von den Ratten. XXIII. Von den Maulwürfen, und wie man sie tödtet. XXIV. Von Ichneumon. XXV. Vom Murmelthiere. XXVI. Von seiner Nahrung. XXVII. Vom Hermelin. XXVIII. Vom Cameleon.

Sechstes Capitel Von den Pavians, Wölfen, Füchsen, Haasen, Caninchen, Luchsen, vom Stink-Dachse, von den Schild-Kröten, &c. 342

I. Beschreibung der Pavianen. II. Ihre Nahrung. III. Geschicklichkeit und List dieser Thiere. IV. Beobachten unter sich eine gewisse Ordnung. V. Die Europäer erziehen bißweilen welche. VI. Von den Wölfen. Irrthümer was die Tieger-Wölfe betrift. VII. Beschreibung dieser Wolfs-Art. VIII. Ihre Feinde. IX. Von den Füchsen. X. Von den Haasen. XI. Von den Caninchen. XII. Vom Luchsen. XIII. Vom Stink-Dachse. XIV. Behält seinen Gestank nach seinem Tod. XV. Dreyerley Arten von Schild-Kröten. XVI. Worinnen sie übereinkommen. XVII. Von den Eyern der Wasser-Schild-Kröten. XVIII. Von ihrer Menge. XIX. Von den Land-Schild-Kröten. XX. Von ihren Schalen, und wie die Meer-Adler solche zerbrechen. XXI. Von den Fröschen, Eydechsen.

Siebendes Capitel. Von den Schlangen.

I. Autores, welche dem Herrn Kolben Anweisung gegeben. II. Beschreibung der Natter. III. von der Aug-Schlange. IV. von der Baum-Schlange. V. Wozu man sie gebrauchet. VI Beschreibung der Blindschleichen. VII. von den verschiedenen Namen der Durst-Schlange. VIII. Auf welche Weise ein Einwohner des Vorgebürges von dem Bisse einer Durst-Schlange geheilet worden. IX. von Gelehrten, welche glauben, die Israeliten wären in der Wüsten von GOtt mit Durst-Schlangen gestraffet worden. X. von der Hut-Schlange, oder Cobra di Capello, und Beschreibung von ihr. XI. Der Verfasser hat niemalen einen Stein in ihrem Kopf gefunden. XII. Die Steine, die er gesehen hat, sind durch Kunst bereitet. XIII. Probe, so mit dergleichen Steinen vorgenommen worden. XIV. von ihrer Gestalt und Zusammensetzung. XV. Die Haus-Schlangen sind gerne bey den Menschen. XVI. Beinigte Substanz so auf ihrem Haupt wächset. XVII. von der gehörnten Schlangen. XVIII. von ihren Hörnern. XIX. Beschreibung von einer andern Schlangen-Art, die keinen Namen hat. XX. verschiedene Arten von diesen Thieren, welche der Verfasser auf dem Vorgebürge gesehen hat.

Achtes Capitel. Vom Ungeziefer, das sich im Meer, und in den Flüße aufhält. 355

I. Wunderbare Weise, wie die Meer-Flöhe, Fische fangen. II. Wie es die Meer-Läuse machen. III. Allerley Arten von Meer-Würmern. IV. Umständlichere Beschreibung einer besondern Art. V. Dritte Art von Meer-Würmern. VI. Vierte Art von Würmern, die man nur nahe bey den Felsen am Strande findet. VII. vom Ungeziefer in Flüßen.

Neuntes Capitel. Von dem Ungeziefer auf dem Lande 357

I. Allerley Arten von Spinnen. II. Eine darunter, ist sehr giftig. III. von Korn-Würmern, und ihren verschiedenen Namen. IV. von Raupen und Zweyfaltern. V. Vom Holzwurm. VI. Von Kröten. Autores, die von ihnen geschrieben. VII. Die Ameisen auf dem Vorgebürge thun den Colonien wenig Schaden. VIII. von geflügelten Ameisem. IX Allerley Arten von Schnecken. X. Ihr Gebrauch in der Arzney. XI. von Tausend-Füßen. XII. Sind

XII. Sind gifftig. Wie man ihren Biß heilet? XIII. von Läusen. XIV. von Flöhen. XV. Das Vorgebürge wird auf dreyerley Weise heimgesucht. XVI. von den Erd-Flöhen. XVII. von den Wanzen. XVIII. Von den Scorpionen auf dem Vorgebürge. XIX Wozu man sie in der Arzney gebraucht. XX. von Motten. XXI. von Obst-Würmern. XXII. von Regenwürmern.

Zehendes Capitel. Von dem geflügelten Ungeziefer. 362

I. Die Europäer geben sich die Mühe nicht, Bienen zu ziehen. II. Allerhand Arten von Käfern, die wir auch in Europa haben. III. von denjenigen, welche die Hottentotten für eine Gottheit halten. IV. von den grünen Käfern und ihrer Nahrung. V. Der Grillen-Käfer: wie er Laut giebt. VI. von den Schnacken, und wie sie die Fremden peinigen. VII. von den Wespen. VIII. Hauptsächliche Fliegen-Arten. IX. Fliegen auf dem Vorgebürge, welche eben die Eigenschaft, als die Spanischen, haben. X von den Heuschrecken. Was die Europäer für Mittel gebrauchen, eine kleine Art davon aus ihren Ländereyen zu vertreiben. XI. Beschreibung einer andern Art, welche grossen Schaden thut.

Eilftes Capitel. Von den Fischen 365

I. Das Vorgebürg hat Uberfluß an Fischen. II. An welchem Ort man viele Alosen fängt: verschiedene Namen der Fische, und ihre Beschreibung. III. von Aalen. IV. Beschreibung vom Silber-Fisch. V. Anmerkung über den klein Wall-Fisch, Nord-Caper genannt. VI. Genaue Beschreibung von zwey dergleichen Fischen, welche gestrandet. VII Dieses kan der Fisch nicht seyn, der Jonam verschlungen hat. VIII. Grösse beeder Wallfische. IX. Man findet keine Barben, als im Fluße Drackenstein. X. von Bennet und dessen Beschreibung. XI. vier unterschiedene Arten von Meer-Brassen. XII. Die beeden erstern Arten heissen Hottentotten-Fische: ihre Nahrung. XIII. Die beeden letztern heiset man auf dem Vorgebürge Jacob-Evertsen. XIV. Warum man ihnen diesen Namen giebt. XV. von See-Hechten. XVI. vom Braun-Fisch.

Zwölftes Capitel. I. Art von Cabeljau, so die Europäer auf dem Vorgebürge einsalzen, und Beschreibung davon. II. Die Karpfen sind auf dem Vorgebürge gar klein. III. Der Delphin ist der Fische König. IV. Verschiedene Arten der Delphine. V. Von dem gemeinen und gewöhnlichen Delphin, wie man ihn fängt, und was man mit ihme machete. VI. Wie man die zweyte Art von Delphinen zurichtet, welche die Portugiesen Dorados nennen. VII. Beschreibung der Dorados oder Gold-Fische. VIII. Von den Gründlingen und andern kleinen Fluß-Fischen. IX. Allerley Namen, welche verschiedene Nationen dem Meer-Vielfraß oder Hund-Fische beylegen. X. Beschreibung der ersten Art von diesen Fischen. XI. Wie ihn die Matrosen fangen. XII. Beschreibung der zweyten Art. XIII. Den Propheten Jonas hat ein Meer-Vielfraß verschlungen. XIV. Von den Häringen, so den unserigen gleichen. XV. Von den Harders. XVI. Auf dem Vorgebürge weiß man die Häringe nicht einzupöckeln. 370

Dreyzehendes Capitel. I. Wie man einen See-Löwen auf dem Vorgebürge tödtete im Jahr 1707. II. Ausführliche Beschreibung dieses Thieres. III. Beschreibung des Meer-Schweins. IV. Warum man einen gewissen Fisch den Loots-Mann nennet. V. Von den Rochen und Sand-Knypern. VI. Von ihrer Laich. VII. Vom Roth-Fisch. VIII. Man fängt viele Stein-Brassen in der Mündung der Flüsse. IX. Beschreibung dieser Fische. X. Eine andere Art Stein-Brassen. XI. Die Solen sind gut zu essen. XII. Beschreibung des Blasers. XIII. Diesen isset man nicht. XIV. Von Thun-Fischen. XV. Vom Krampf-Fisch. XVI. Krampf, den sein Berühren verursachet. XVII. Die Fischer auf dem Vorgebürge fürchten ihn ungemein. XVIII. Vom See-Kalb. XIX. Feinde der fliegenden Fische. XX. Deren sind mancherley Arten. 375

Vierzehendes Capitel. Von den Schalen- und Muschel-Fischen. 380
I. Von den Krebsen, Steuer-Krabben, See-Krebsen, Austern, Muscheln, Alikernücken. ꝛc. ꝛc. II. Eine Art Meer-Schnecken. III. Von ihren Schalen, und wozu diese dienen. IV. Von zwey Arten Meer-Igeln, und ihren Schalen. V. Von den Klip-Koussen. VI. Von den See-Sternen. VII. Beschreibung der Muschel, Pogger genannt. VIII. Was die Parl-Slakken artiges fürnehmen. IX. Von ihren Schalen. X. Von den Schrauben-Schnecken. XI. Von den See-Brunnen.

Funfzehendes Capitel. Von den Vögeln auf dem Vorgebürge. 384
I. Das Vorgebürge hat Uberfluß an Vögeln von allerley Arten. II. Der dasige Adler ist nicht der rechte. III. Wie sie es machen, wenn sie ein Thier auffressen. IV. Ihre Gefräßigkeit. V. Ihre Beschreibung. VI. Allerley Namen, die man dem Enten-Adler beyleget. VII. Vom Beinbrecher: woher sein Name entstehe? VIII. Vom Meer-Adler.

Sechzehendes Capitel. I. Der Flamand ist der schönste Vogel auf dem Vorgebürge: seine Beschreibung. II. Wo er wohnet. Treflicher Geschmack seines Fleisches und seiner Zunge. III. Warum die Holländer auf dem Vorgebürge keine zahme Gänse halten. IV. Drey Arten von wilden Gänsen. V. Beschreibung von den wilden Gebürg-Gänsen. VI. Warum man eine Art Kropf-Gäns nennet. VII. Von Wasser-Gänsen. VIII. Von Hahnen, Hühnern, Indianischen Hühnern, und von den Pfauen. IX. Drey Arten von wilden Tauben. X. Allerley Arten von wilden Enten und ihr Unterschied. XI. Von Sperbern und XII. Falken. Auf dem Vorgebürge richtet man keine Falken ab zum Baizen. XIII. Zwey Arten von Nuß-Hähern. XIV. Von einer Art Alstern. XV. Beschreibung der Straussen, welche in Menge auf dem Vorgebürge sind. XVI. Ihre Geschwindigkeit. XVII. Grösse ihrer Eyer. Sie bebrüten selbige und lassen sie betasten. XVIII. Verlassen ihre Jungen nicht. XIX. Warum sie Eisen-Stückgen verschlingen. XX. Drey Arten von Schwalben. XXI. Die Meer-Schwalben haben Füsse. Verkündigen Sturm. 386

Siebenzehendes Capitel. I. Beschreibung der Wasser-Hühner. II. Beschreibung des Malagos oder Wasser-Rabens: wie er Fische fänget. III. Mancherley Arten von Meven. IV. Anmerkungen wegen ihrer Eyer. V. Gebrauch ihrer Federn. VI. Warum man einem Vogel auf dem Vorgebürge den Namen Pinguin beylegt. VII. Sie nisten auf Felsen. Ihre Eyer schmecken treflich gut. VIII. Allerley Arten von Schnepfen, und ihr verschiedener Aufenthalt. IX. Zwey Arten von Wasser-Schnepfen, werden angeführt. 391

Achtzehendes Capitel. I. Die Fasanen sind auf dem Vorgebürge gar gemein. II. Zwey besondere Manieren, wie die Europäer diese Vögel fangen. III. Nahrung der Wein-Droscheln, und ihre Nester. IV. Auf dem Vorgebürge isset man keine Wachteln. V. Von den Stahren: wie man sie verscheuhet. VI. Mancherley Arten von Wiedehopfen. VII. Waffen, so die Natur dem Vogel mitgetheilet hat, den die Holländer Lang-Zunge nennen. VIII. Allerley Arten von Bachstelzen. IX Beschreibung des blauen Vogels. X. Verschiedene Gattungen von Amseln, und ihr Unterschied. 394

Neunzehendes Capitel. I. Unheil, das die Canarien-Vögel auf dem Vorgebürge anstifften. II. Von den Zeisigen. III. Von den Lerchen. IV. Beschreibung vom Grünling. V. Allerley Arten von Sperlingen. VI. Sechs Arten von Meisen, und worinnen sie unterschieden sind. VII. Nahrung der Gympel. VIII. Beschreibung dieser Vögel. IX. Die Kernbeisser nähren sich von Kernen. X. Die Grasmücken hassen die Esel, und warum? XI. Besondere Art von Finken. XII. Von ihrem Neste. XIII. Verschiedene Arten von Spechten. Werden von den Raub-Vögeln verfolget. XIV. Vom Auer-Hahn. Warnet die andern Vögel vor Gefahr

fahr. XV. Beschreibung vom Edolio. XVI. Mährlein, das man von ihm auf dem Vorgebürge erzehlet. XVII. Allerley Arten von Raben. XVIII. Von den Krähen. XIX. Von Meer-Krähen. XX. Vom Pelican und von seiner Nahrung. XXI. Seine Beschreibung. XXII. Irrthum der Alten von diesem Vogel. XXIII. Von zahmen Kauzen. XXIV. Von Fleder-Mäusen. 397

Zwanzigstes Capitel. Von den Gewächsen, welche das Vorgebürge der guten Hofnung herfür bringt. 403

I. Was der Verfasser für Hülfs-Mittel gehabt. II. Ordnung, die er beobachten wird. III. Wermuth auf dem Vorgebürge hat nicht so viel Krafft, als in Europa. IV. Abutilon ist in der Arzney nichts nütze. V. Vom Africanischen Knoblauch. VI. Acht und zwanzigerley Arten von Aloe. VII. Fünf Arten von Alaternoides. VIII. Von Ibisch oder Heilwurz. IX. Zwey Arten von Mandel-Bäumen. X. Drey Arten von Anemospermos. XI. Acht Arten vom Hunds-Tod. XII. Aethiopischer, Africanischer und Aegyptischer Aron. Ersterer schmeckt gar übel, doch essen ihn die Hottentotten. XIII. Drey Arten von Schwalben-Wurz oder Gifft-Wurz. XIV. Silber-Baum wächset häuffig in der Gegend um Constantia. XV. Wilder Spargel ist auf dem Vorgebürge sehr gut. XVI. Kleine Affodillen. XVII. Milz-Kraut. XVIII. Zehen Arten von Stern-Kraut. XIX. Vier Arten von Maßlieb. XX. Stink-Wurz von zweyerley Arten. Von Ringel-Blumen XXI. Acht Arten von Schlocken-Blumen. XXII. Vom Camphorata oder Indianischen Kreß. XXIII. Fünf Arten vom Tausendgülden-Kraut. XXIV. Vom Cheiranthos, von dreyerley Arten Gold-Blumen, Chrysanthemum und von Cisten-Rößlein. XXV. Vier Arten von Linsen-Baum. XXVI. Acht Arten vom Gold-Haar. XXVII. Sechs Arten vom Wanzen-Kraut. XXVIII. Von Cotylo, und Frauen-Nabel. XXIX. Drey Arten von Geis-Klee, und zwey von Vipern-Kraut. XXX. Siebenzehen Arten von Rein-Blumen, und von Ephemero. XXXI. Heide-Art von eilf Arten, und von der Staude, darauf der Gall-Baum sich erzeuget. XXXII. Feigen-Bäume von 35. Arten. XXXIII. Fünf Arten von Faren-Kraut, der Fenchel, und eine Africanische Staude von dreyerley Arten. XXXIV. Vom Galega, und von zwanzig Arten des Gensters. XXXV. Drey und zwanzig vom Storchen-Schnabel, davon sieben nur des Nachts riechen, von Himmel-blauen Maßlieben, Globularia. XXXVI Tulpen, und Hiacynthen. XXXVII. Sechszehen Arten von Jacobs-Kraut. XXXVIII. Zwey Arten von Jasmin. XXXIX. Ketmia von sechs Arten. XL. Drey Arten von Lorbeer-Bäumen von Leonuro und von Levcoien. XLI. Zwey Arten von Narcissen-Lilien. XLII. Zwey Arten von Lotus, und von Lychnis. XLIII. Die Narcissen. XLIV. Berg-Petersilien, und drey Arten von Vogel-Kraut. XLV. Guckucks-Klee, von drey Arten. XLVI. Von Pestilenz-Wurz. Spinnen-Kraut und drey Arten von Fasolen. XLVII. Verschiedene Arten von Wolfs-Milch, die Pimpernell, von Engelsüß oder Baumfarn; und fünf Arten von Creutz-Blümlein. XLVIII. Von Portular oder Burzel-Kraut, und zwey Arten von falschem Diptam. XLIX. Die Ranunculoder Hahnen-Fuß, die Rapunzen und der Wunder-oder Creutz-Baum, auch Palma-Christi genannt. L. Von Weiden, Salbey von zwey Arten, und drey von Scabiosen, oder Grind-Kraut. LI. Meer-Zwiebeln, zwey Arten von Scharley oder Garten-Scharlach. LII. Fünf Arten von Haus-Wurz, und von der Creutz-Wurz. LIII. Eisen Holz und seine Eigenschaften. LIV. Acht Arten von Sisyrinchio. LV. Zwey Arten von Nachtschatten und Spartium. LVI. Drey Arten von Spirra. Gebrauch der letztern Art bey den Hottentotten, die sie Buchu nennen. LVII. Der Pistacien-Baum oder Staphilodendron; Zwey Arten von Wurm-Kraut oder Tanaceto, und von Tetragonocarpos. LVIII. Von Seidelbast Thymeläa, zehen Arten davon. LIX. Fünf Arten von Wolfs-Milch, Tithymalo. LX. Drey

Arten von Klee, und von Tulpen-Baum. LXI. Drey Arten von Baldrian, und zwey von Heidelbeeren. LXII. Hülfe, so der Verfasser sich aus den Werken des Herrn Tourneforts verschafft hat.

Ein und zwanzigstes Capitel. Bäume, so auf dem Vorgebürge wachsen, deren Beschreibung man in andern Autoren nicht findet. 433

I. Der Amaquas. II. Das Kreupel-hout, oder der gewundene Baum. III. Der Kanna. IV. Das Stink-Holz. V. Allgemeine Anmerkungen über die verschiedenen Gewächse auf dem Vorgebürge.

Zwey und zwanzigstes Capitel. Von den fremden Gewächsen, die man nach dem Vorgebürge gebracht hat. 435

I. Von der Tanne, und wie sie auf dem Vorgebürge fortschläget. II. Von der Americanischen Acacia. III. Von Sauerampfer. IV. Von Garten-Knoblauch. Von Erlen-Baum. V. Die Aloe blühet, ohne Zuthun der Kunst, einmal in sechs oder zehen Jahren, auf das längste. VI. Chinesische Rosen-Sträuche, sind eine Art von Ketmia. VII. Mandel-Baum. VIII. Drey Arten von Ananas. IX. Zucker-Rohre. Spargel. X. Mangold, weiser und rother. Patates, und wie man sie fortpflanzet. XI. Weiser und rother Kohl, und Blumen-Kohl. XII. Campher. XIII. Hanf. XIV. Cardobenedicten und allerley Arten Nelken. XV. Zimmet. XVI. Castanien-Bäume. XVII. Die Zwiebeln, Kirschen-Bäume, und Körbel-Kraut. XVIII. Von Kicher-Erbsen, und Artischocken. XIX. Indianische Paßions-Blume, und Haselnuß-Staude. XX. Pfauen-Schwanz-Blume. XXI. Gurken sind auf dem Vorgebürge gar gesund. Grænadilla. XXII. Allerley Arten von Kürbissen. XXIII. Cypressen, blaue Korn-Blumen. XXIV. Geis-Klee. Datura, oder Toll-Kraut. XXV. Indianischer und Americanischer Feigen-Baum. XXVI. Fenchel, Erdbeeren, Buch-Weitzen, oder Heyde-Korn. XXVII. Drey Arten von Fulli. XXVIII. Allerley Arten von Hunds-Gras, die man nach dem Vorgebürge gebracht, haben nicht angeschlagen. Johannis-Beeren. XXIX. Guajabo Aepfel; Winter und Sommer-Gerste. Hyacinthen; Endivien; Wegwarte, und Wachholder-Strauch. XXX. Kœ zsche byring und Kœjumas. XXXI. Lactuck-Salat, Indianischer Lorbeer-Baum. XXXII. Levcojen, Rein-Weiden, Kayser-Cronen, Majoran. XXXIII. Allerley Arten von Aepfel- Quitten- Citronen- Lemonien- Pomeranzen- und Granaten-Bäumen. XXXIV. Syrisch, oder Cretisch Gamanderlein, oder Bathengel. XXXV. Melonen, Münze und Mispeln. XXXVI. Schwarze Maulbeer-Bäume, weise und gelbe Myrten und Steck-Rüben. XXXVII. Narcissen, Indianische Kressen, und die Nuß-Bäume. XXXVIII. Basilien, und Oel-Baum. XXXIX. Pöonien, Palm-Baum und Mayen-Kraut. XL. Pastinacken und Indianische Citrullen. XLI. Pfirsing- und Fichten-Bäume. XLII. Indianischer Pfeffer und Terebinthen-Baum. XLIII. Porzellan-Kraut, Pflaumen und Birn-Bäume. XLIV. Eichen und Rettige. XLV. Rosen-Sträuche. XLVI. Rosmarin. XLVII. Rüben, Raute, Seben-Baum, Salvey. XLVIII. Hollunder-Baum, Rocken und Spinat. XLIX. Stramonium sind alle ausgerottet worden. L. Tamarinden, Weizen, Tulpen. LI. Von Weinstöcken, davon man die Einleger genommen hat. Von den Veilen. LII. Beschluß des Capitels.

Beschrei-

Prospect von dem Vorgebürge der Guten Hoffnung.

Tab: I. pag. 1.

Beschreibung
Des Vorgebürges der guten Hofnung.
Erster Theil.

Erstes Capitel.

Reise des Verfassers nach dem Vorgebürge der guten Hofnung, und was ihn dazu veranlasset.

Ich hatte von meiner Kindheit an grosse Lust zu reisen. Allein es fehlte mir immer an Gelegenheit dieser Begierde ein Genügen zu thun. Man kan also leicht erachten, wie groß meine Freude muß gewesen seyn, als mir der Königl. Preuß. Geheime Rath, Herr Baron von Krosigk, andeutete, wie er willens wäre, jemand nach dem Vorgebürge der guten Hofnung zu senden, um daselbst Astronomische Anmerckungen zu machen, und daß er hierzu mich, als seinen damahligen Secretarium, ausersehen habe.

Dieser Vorschlag, den er mit einigen sehr gnädigen Ausdrückungen, betreffend meine Geschicklichkeit und meinen Fleiß, begleitete, hielte alles in sich, was ich mir wünschen kunte; Ich nahm ihn auch mit gröster Begierde an. Es brachte mir einen dreyfachen Vortheil. Erstlich bekam ich Gelegenheit, meinem Patron eine Probe meiner treuen Ergebenheit zu zeigen. Zweytens befand ich mich im Stande, etwas nüzliches zu denen Wissenschafften beyzutragen, wann ich nehmlich eine genaue Beschreibung von einem Volcke heraus gäbe, davon man bißhero sehr verschiedentlich gesprochen hatte, gleichwie dann auch die Nachrichten von dem Lande selbsten sehr ungewiß gewesen waren. Endlich, so geschahe auch meiner natürlichen Neigung ein Genügen, fremde Länder zu sehen und kennen zu lernen. Mein gnädig gesinnter Patron warff mir ein jährliches Gehalt aus, versicherte mich seines Beystandes und Credits, ich bezeugte ihm meine Danckbarkeit, und machte mich ohne Verzug zur Reise fertig.

Zu diesem Ende versahe ich mich mit Büchern, mathematischen Instru-

menten, und andern dienlichen Sachen, die mir auf dem Vorgebürge nöthig fielen. Der Herr von Krosigk gab mir auch einige Briefe an verschiedene vornehme Herren nach Holland mit. Einige hatte er im Haag kennen lernen, woselbsten er zur Zeit der Riswyckischen Friedens-Handlung als Wolfenbüttelischer Gevollmächtigter sich befunden. So stunde er auch mit denen in Bekanntschafft, welche als Gesandten der Herren General-Staaten zu Berlin gewesen waren. Diesen seinen alten Bekannten empfahl er mich, offenbahrte ihnen sein Vorhaben, bate sie anbey, mir beyzustehen, und bey den Bewindhabern der Ostindischen Compagnie zu Amsterdam dieses auszuwürcken, daß ich die Reise auf einem von ihren Schiffen verrichten, und, nach meiner Ankunfft auf dem Vorgebürge, den Schuz des Gouverneurs geniessen möchte.

Den 2. Octobr. 1704. reisete ich von Berlin ab, nachdem ich von meinem gnädigen Patron, seiner hohen Familie und meinen guten Freunden Abschied genommen hatte.

Zu Amsterdam erfuhr ich, daß verschiedene Schiffe der Compagnie seegelfertig im Texel lägen, und nur auf guten Wind warteten. Aus Beysorge aber, es möchte mir nicht Zeit genug übrig bleiben, meine Sachen einzurichten, wenn ich mit diesen erstern Schiffen abgehen wolte, hielte ich vor besser, auf die zweyte Flotte zu warten, welche gegen Weyhnachten abseegeln solte. Diese Zeit machte ich mir zu Nuzen meine Briefe gehörigen Orts zu übergeben, erhielte auch durch Vermittelung der vornehmen Bekannten meines Patrons folgende Bedingnisse von den Bewindhabern der Ostindischen Compagnie.

1.) Solte ich auf einem Compagnie-Schiff nach dem Vorgebürge gebracht werden, und mit dem Capitain speisen. Man räumte mir ein sehr bequemes Cabinet ein, damit ich ohne Hinderniß studiren, und meine Anmerckungen, die ich währender Reise machen würde, in Ordnung bringen könte. Hiervor solte ich ein gar mäßiges zahlen, in Betrachtung meines nüzlichen Vorhabens und der vornehmen Gönner, an welche ich so nachdrücklich recommendiret worden.

2.) Nach meiner Ankunfft auf dem Vorgebürge, solte mir der Gouverneur einen bequemen Ort zum observiren verschaffen, und eine Pendul-Uhr leihen, welche der Compagnie gehörte.

3.) Bekam ich Erlaubniß unter der Besatzung auf dem Vorgebürge einen Menschen auszusuchen, und selbigen in der Stern-Kunst zu unterweisen, damit er mir in meinem Vorhaben an die Hand gehen könte. Bey meiner Abreise solte ich ihm einige mathematische Instrumente zurucklassen, damit er im Stand wäre meine Anmerckungen fortzusetzen.

Nach-

Nachdem alle Sachen auf diese Weise eingerichtet waren, schiffte ich mich ein, im Texel, den 20. Dec. 1704. auf dem Schiffe, die Einigkeit, nebst andern Reisenden. Wir blieben im Hafen liegen biß auf den 8. Jan. 1705. da unser Schiff nebst acht andern nach Indien unter Seegel gieng.

Weil die General-Staaten mit Franckreich damahls im Krieg begriffen waren, so nahmen wir unsern Lauff gegen Norden, um dem Feind auszuweichen, und waren willens um Schottland herum zu fahren. Allein unsere Flotte wurde bald anfänglich etlichmahl durch Sturm zerstreuet, also, daß die Schiffe einander aus dem Gesichte kamen: welches ich nicht deswegen anführe, als ob dergleichen Begebenheiten etwas ausserordentliches wären, sondern nur, damit ich Gelegenheit habe, von der Furcht und Angst zu reden, welche dergleichen Zerstreuung in Krieges-Zeiten erreget, und von der Freude, welche auf einmahl wiederum entstehet, wenn die zerstreueten Schiffe ihren Gefährdten wieder zu Gesichte kommen. Sobald ein Schiff von der Flotte sich entfernete, besorgten wir, es möchte angegriffen werden: Sobald wir es sahen, hielten wir es vor einen Caper, der auf uns los eilete. Jedwedes Schiff, das sich erblicken lies, verursachte, daß alle die andern auf ihre Vertheydigung bedacht waren: Die Freunde hielten einander vor Feinde, biß man einander erkannte, worauf ein helles Freudengeschrey die Lufft erfüllete.

Da ich von Amsterdam abfuhr, verstunde ich gar wenig Holländisch, und auf dem Schiffe, da ich mich befande, war niemand, der eine andere Sprache verstanden hätte: Man kan also leicht erachten, daß ich anfänglich sehr übel daran war. Ich wandte alle Kräfften an, diese Sprache zu lernen, die mir unentbehrlich fiel; allein ehe ich es weit genug darinnen brachte, muste ich vieles leiden. Ohnerachtet meines emsigen Bemühens, fehlte ich so offte wieder die Grammatick, Aussprache und Eigenschafften des Holländischen, man hatte so grosse Mühe mich zu verstehen, und ich zermarterte die Worte dermassen, daß man mich allenthalben auf dem Schiffe auslachte. Insonderheit sahen mich die Matrosen vor einen seltsamen Menschen an, und vexirten mich dergestalten, daß ich mich in meinem Cabinet muste verschlossen halten, weil ich aus lauter Verdruß mich nicht mehr mochte sehen lassen.

Da ich nun so vor mich, und alles Vergnügens im Umgange beraubet blieb, fiel ich in eine tiefe Traurigkeit, welche, benebst der Kälte bey unserer Reise gegen Norden, mir eine gefährliche Kranckheit verursachte. Mein Geblüte war in meinen Adern gleichsam gefrohren. Man zweifelte einige Tage lang an meinem Aufkommen, doch kam es nach dem Gebrauche der Schiffs-Arzeneyen dahin, daß meine Kranckheit, sich in ein abwechselndes

Fieber veränderte, und endlich wurde ich mit Ausgange des Februarii unter göttlicher Hülffe, und mit Beystande des Schiff-Barbierers, wieder gänzlich gesund.

Die Wärme der Gegend, worinnen wir uns damahlen befanden, belebte mich, und brachte eine erstaunliche Würckung an mir zu wegen. Je weiter die Flotte von Norden gegen der Linie ruckte, je mehr nahm meine Gesundheit und meine Kräfften zu. Ja ich verspührte, wie die Annäherung gegen der Sonne die Schwehrmuth vertrieb, also, daß ich völlig hergestellet gewesen, da wir in den heissen Erdstrich kamen. Doch war dieses nicht das einzige Glück, das ich zwischen den Tropicis genoß; Damahls fieng ich an, so viel Holländisch zu reden, daß ich mich mit meinen Reise-Gefährden einlassen kunte, und niemand war unter dem Volcke, der mir nicht mit aller Höfflichkeit und Dienstfertigkeit begegnet hätte, eben als ob die Veränderung des Climatis auch eine Veränderung in ihrer Lebensart und Manieren nach sich zöge. Ohne Zweifel wusten sie meine Recommendationes und den Endzweck meiner Reise, wenigstens bildete ich mir solches ein, weil ich sahe, wie willfährig sie mir auf meine Fragen antworteten. Ereignete sich etwas, oder es erschien etwa ein Lufft-Zeichen, von dem sie glaubten es verdiene meine Betrachtung, so gaben sie mir um die Wette Nachricht davon. Diese leutseelige Manieren gereichten mir zum sonderbahren Behülff, und sezten mich in den Stand mein Vorhaben sehr genau auszuführen, und, weil ich dann mich hinwiederum befließe, ihnen so viel möglich an Handen zu gehen, so stärckte ich sie in ihrer guten Neigung gegen mir.

Den lezten Februarii entdeckten wir einen kleinen Wallfisch, dergleichen man auf Holländisch Noord-Kaper nennet. Dieses war ein Anzeigen, daß wir nicht mehr weit von den Insuln des grünen Vorgebürges wären. Die Matrosen, und alles Schiffs-Volck überhaupt, bezeugten bey diesem Anblicke eine grosse Freude. Man hörte von allen Seiten nichts, als Music, Singen und Tanzen. Vielleicht hatten diese Leute ihr Lebtage keine solche Sprünge auf dem festen Lande gemacht, und sich dermassen hurtig erwiesen.

Den folgenden Tag erhielten wir ein neues Anzeigen, daß wir nicht weit vom grünen Vorgebürge wären. Wir befanden, daß wir den Wende-Circul des Krebses zuruckgeleget hatten. Die Farbe des Meeres zeigte an, wir näherten uns dem Vorgebürge: Die Erfahrung lehret, daß es nahe an diesem Ort eine dunckelgrünere Farbe annimt, die es auch biß an das Vorgebürge der guten Hoffnung behält.

Den 9. Merz entdeckten wir die Insuln des grünen Vorgebürges, welche die Alten Hesperides genennet; Den 10. zu frühe sahen wir gar deutlich die Insuln St. Lucia, St. Nicolaus, und Chavn. Gegen Mittag erkann-

kannten wir auch die Feuer-Insul an dem Rauche, der aus einem, auf ihr befindlichen, Feuerspeyenden Berge hervor bricht. Den 11. waren wir auf der Höhe der St. Jacobs-Insul; wurden aber durch contraire Winde zuruck getrieben. Den 12. fiengen unsere Matrosen einen grossen Meervielfraß oder Haay, welchen Fisch viele Nationen nicht achten, unsere Leute aber sich wohl schmecken liessen. Dieses Thier war sechs Schuhe lang. Der 13. wäre uns beynahe sehr unglücklich gewesen. Wir wolten an dem St. Jacobs-Eiland hinfahren, und kunten seine Thäler und gähe Felsen bereits deutlich unterscheiden, wir sahen die Grösse und Lage der Stadt ganz genau, als wir auf einmahl von einer Windstille befallen wurden. Nebst deme trieb uns die Fluth so gewaltig gegen die Insel, daß wir in grosser Gefahr des Untergangs schwebten. Wir bemüheten uns vergeblich mit Rudern uns zu retten, und waren keine 200. Ruthen mehr von einem Felsen entfernet, schäzten uns folglich bereits vor verlohren, als GOtt einen Landwind zuschickte, der uns Seewärts trieb, und glücklich in den Hafen Braga brachte, etwan drey Meilen von der Stadt St. Jacob. Man begrüste die Vestung an diesem Hafen mit funfzehen Stuck-Schussen, und uns wurde mit eben soviel von der Vestung und von den andern Schiffen im Hafen gedancket.

Nachmittags besuchte uns ein Portugiesischer Edelmann, in Gesellschafft eines Priesters, mit Namen Pater Francisco Lombeer, weder einer noch der andere verstunde Holländisch. Der Pater Franciscus und ich redeten Latein, der Priester dollmetschte dem Portugiesen, und ich unserm Capitain: Dieser Pater war ein Schwarzer, und von Römisch-Catholischen Eltern aus Angola gebohren. Er hatte zu St. Jacob studirt, und war hauptsächlich deswegen zum Priester und Pfarrer gemacht worden, damit er an Bekehrung seiner Landsleute arbeiten könte. Wann aber anderst der Baum an seinen Früchten kenntbar ist, so mag die Neigung zum lustigen Leben bey ihme die gute Auferziehung ohne Zweifel verdorben haben, die er in seiner Jugend genossen. So lange wir beysammen waren, aß der Herr Pater wenigstens zwey Pfund Holländischen Käse, und tranck ohne Aufhören Brandwein, der ihm die Stimme dermassen aufklärte und die Beine so gelenck machte, daß er mit einer wundersamen Hurtigkeit anhub zu singen und zu tanzen. Nebst deme machte er hunderterley Gauckeleyen, und überzeugte uns, daß man Unrecht gethan, da man einen schlechten Pfaffen aus ihm gemacht, weil er treffliche Geschicklichkeit besessen einen Harlequin abzugeben. Beym Abschiede lud er mich nebst andern Personen von dem Schiffe auf eine Mittags Mahlzeit zu sich, bey welcher Gelegenheit wir zugleich seine ausgesuchte Bibliotheck sehen solten, wie er sie nannte. Wir nahmen die Einladung an, und begaben uns den 15. zu ihm. Er empfieng

uns sehr höflich. Wir besahen seine Bücher. Zuerst zeigte er uns ein Corpus Juris civilis, und sagte uns, er wäre Doctor der Rechten. Hernach sahen wir einige Legenden, Breviere, und andere dergleichen Schrifften, aus welchen diese treffliche Bibliothec bestande. Unterdessen nahm das Schiff seinen Vorrath von Holz und süssen Wasser ein, und unser Capitain kauffte einige Waaren und Früchte, so man auf der Insul findet. Es ist alles in wohlfeilem Preiße. Einen Ochsen zahlten wir um 25. Gulden, ein Schwein vor achthalben, eine Ziege um 25. Stüber. Ich bekam hundert schöne Pommeranzen vor ein halb tausend Stecknadeln, und vor das andere halbe tausend fünf fette Hüner.

Den 18. Merz gaben wir dem Commendanten der Vestung eine Staats-Visite: denn vorhero hatten wir ihn nur ohngefähr gesehen. Er zeigte uns einige Seltenheiten, unterandern ein sehr schönes Spanisches Rohr mit einem silbernen Knopf, das ihm der Wilhelm Adrian von der Stell, Gouberneur des Vorgebürges der guten Hoffnung verehret, da er über Braga reisete, Besitz von seinem Amte zu nehmen. Der Commendant that uns die Ehre, und führte uns in seiner Gemahlin Zimmer, welche noch mehr Frauenzimmer bey sich hatte. Sie empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und sezte uns Brod von Türckischen Korn, Butter und Käse vor. Wir verehrten ihr ein Pacquet Taback, davon alles dieses Frauenzimmer in unserer Gegenwart mit grosser Annehmlichkeit rauchete.

Ich hatte nebst einigen andern Personen, grosse Lust nach der Stadt St. Jacob zu gehen; Allein der Pater Lombeer und einige Portugiesen brachten uns auf andere Gedancken. Sie stellten uns vor, daß wir über steile und beschwehrliche Orte reisen müsten, daß das Erdreich allenthalben so gewaltig erhizet wäre, daß die Sclaven barfuß gehen müsten, ja daß sie öffters vor Durst umkämen, weil sie auf dem Wege weder Wasser, noch einige andere Erfrischung, fänden. Der Regen ist in diesem Lande etwas seltenes, massen öffters kaum in sieben oder acht Jahren welcher fället. Nichts destoweniger ist der Boden sehr fruchtbar. Man findet häuffig Baumwollen, Citronen und Pomeranzen-Bäume. In den Thälern wachsen Zucker-Rohre, Reiß, Bohnen ꝛc. aus welchen Waaren die Einwohner vieles Geld lösen. Die Berge sind mit allerhand Bäumen und Pflanzen bedecket, als mit Indig, Acacia rupina, Barba Jovis, und einer Menge schöner Blumen. Der häuffige Thau, so zu gewissen Zeiten fället, vertritt die Stelle des Regens, und benezet die Bäume und Pflanzen an seiner Statt.

Die Steuerleute nahmen die Sonnenhöhe, und befanden sie von 14. Grad 40. Minuten.

Den 19. Merz giengen wir unter Seegel. Einige Zeit lang war uns der Wind sehr vortheilhafftig; So bald wir aber der Linie näher kamen, fiel

fiel er dergestalt, daß wir zulezt eine fast gänzliche Stille spührten. Innerhalb etlichen Tagen kamen wir gar nicht weit. Diese Zeit über machte sich das Schiffs-Volck lustig, und spielte allerhand Bourlesquen, worüber sie aus vollem Halse lachten: Mir gefielen sie nicht sonderlich. Doch getraue ich dieses zu versichern, daß die Holländer alle Europäische Nationen in einer Schiff-Comödie übertreffen, sie mögen sonsten in einem Schiffs-Streit so gut seyn, als sie wollen.

Den 7. April befanden wir uns gerade unter der Linie. Fast alles Volck war matt wegen der übermäßigen Hitze, und wegen der eingefallenen Stille. Viele hatten den Schaarbock nebst hizigen Fiebern. Einige fielen in eine tiefe Schwehrmuth; andere wurden toll und rasend, also, daß man sie genau bewachen muste, damit sie nicht ins Wasser sprängen. Ohnerachtet alles angewandten Fleisses gieng ein Matrose verlohren, ohne daß jemand sagen kunte, wo er hingekommen wäre. Diese gefährliche Kranckheiten dauerten den ganzen Monath April. Ich benebst andern wurde von einer Unpäßlichkeit befallen, welche die Seeleute Rothhund nennen. Man wird am ganzen Ober-Leibe voller rothen Flecken, welche starck jucken, und ein klares Wasser von sich geben, wann man sie aufkrazet; Sie schaden aber nichts, sondern die Natur schafft alle böse Unreinigkeiten dadurch hinweg, wornach man sich einer beständigen Gesundheit zu erfreuen hat. Wir hatten offt Blitz und Donner. Etlichemal waren wir in Gefahr durch diejenigen Wirbel-Winde umzukommen, welche die Naturkündiger Ecnephias heissen. Diese Wirbel-Winde sind zwischen den Wende-Circuln gar gemein: Wir werden hernach weitläufftiger davon reden.

Weil wir drey Nächte nacheinander einen Hof um den Mond sahen, so glaubten wir, wir würden Wind bekommen. Unsere Hoffnung betrog uns auch keinesweges, er fieng bald an mit grosser Hefftigkeit zu blasen. Den 9. April hatten wir noch ein anderes Anzeigen: Es sezten sich Meer-Schwalben auf das Hindertheil unseres Schiffes; Die alten Matrosen versichern daß dieses Gewitter, Donner und Bliz bedeute. Der Grund dieser Meynung mag beschaffen seyn, wie er will, so ist doch gewiß, daß, da wir in aller Frühe viele dergleichen Vögel bey dem Steuer-Ruder hatten sitzen sehen, um acht Uhr selbigen Tages der Himmel voller Feuer schiene, worauf wir bald hernach einen schröcklichen Knall höreten, als von einer Carthaune, worüber wir alle zusammen fuhren. Der Capitaine, so in seiner Cajüte geruhig frühstückte, bildete sich ein, es müste jemand ein Stück losgefeuert haben, und kam in grösstem Grimm gelauffen, um eine solche Verwegenheit zu bestraffen; Allein da fande sichs, daß der Donner den Focke-Mast beschädiget, und drey Splitter weggeschlagen hatte, eines Daumens dick und funtzehen Schuh lang.

Doch

Doch wurde niemand verlezet, obschön viele Matrosen nahe bey dem Maste stunden, als dieses geschahe, und hatten wir keinen andern Schaden, als den schon erwähnten. Da wir die Gefahr überlegten, worinnen unsere Pulver-Cammer geschwebet, die mit mehr als 3000. Centnern angefüllet gewesen, so stunden uns die Haare auf dem Haupte empor, und danckten wir GOtt von Grund des Herzens vor seine gnädige Erhaltung.

All unser Wasser, sowohl Regen- als Brunnen-Wasser, verdarb unter der Linie, stanck unleidentlich, und wurde voller Würme.

Den 22. 23. und 24. April, stunden wir gar offt in Gefahr auf die Klippen zu lauffen, die längs der Brasilischen Küste etwan dreyßig Meilen weit ins Meer hinein liegen. Die Portugiesen nennen sie Abrolhos, und diejenigen, so in Lateinischer Sprache geschrieben, Aperi oculos; beede Namen lauffen auf eines hinaus, und bedeuten soviel als: die Augen auf!

Den 1. May sahen wir mit Vergnügen, daß wir den Wende-Circul des Steinbockes zuruck geleget hatten. Von dieser Zeit an brachte die gemäßigte Lufft unsern Krancken die Gesundheit wieder, welche in dem heissen Erd-Striche so viel erleiden müssen. Meines Ortes verursachete mir die Fahrt über die Linie nicht die geringste Beschwerlichkeit. Alle Würckung, so die unmäßige Hize dieser benennten Gegend an mir erwieß, war, daß mir die Haare ausfielen. Hierüber betrübte ich mich nicht, sondern sahe es vielmehr vor ein Glück an, weil ich doch in einem sehr heissen Lande wohnen sollte.

Mitten in der Nacht zwischen dem 23. und 24. May wurden wir von dem allerhefftigsten Ungewitter überfallen, das wir noch jemahlen ausgestanden. Es liesse, als ob das Schiff wollte zu Trümmern gehen, jedermann, auch die herzhafftigsten Matrosen, bildeten sich den Tod gewiß ein. Gleich im Anfange warff mich ein hefftiger Stoß des Schiffes mit solcher Gewalt aus meinem Bett, daß ich zu sterben vermeynte. Allein GOtt verliehe uns wieder eine Stille, ehe unser Schiff noch vieles gelitten hatte. Wir kamen noch so davon, mit Einbuß unsers Getränckes, und unserer zerbrechlichen Geräthschafft; Alle unsere Gläser, Flaschen, Porcellan- und irdene Gefässe wurden umgewoffen und zerbrochen.

Den 5. Junii bedeckte ein sehr dicker Nebel den Himmel; welches man vor ein Zeichen annahm, daß wir dem Vorgebürge näherten. In der That entdeckten wir es auch den 10. zu gröstem Vergnügen unsers Volckes.

Den 11. endigten wir unsere Reise glücklich, ohne daß wir auf selbiger mehr, als zwey, Personen verlohren hätten.

Gleich des andern Tages wurde ich vor den Holländischen Gouverneur geführet. Bey Ersehung meiner Empfehlungs-Schreiben, die ich ihm einlieferte, erwies er mir alle ersinnliche Höflichkeiten, und verschaffte mir gar

bald

bald ein bequemes Quartier. So bald ich dieses bezogen hatte, bestrebte ich mich mit allem möglichen Fleiß und Eifer, mein Vorhaben ins Werck zu stellen. Und fieng ich sogleich an die erforderliche Materien zu dieser Historie zu sammeln.

Zweytes Capitel.

I. Von Entdeckung des Vorgebürges der guten Hoffnung. II. Streit zwischen den Portugiesen und Landes-Eingebohrnen, worinnen der Vice-König von Brasilien und viele von seinen Leuten umgekommen. III. Grausame Rache, so die Portugiesen wegen dieses Schimpfes ausgeübet.

I.

Dem Ansehen nach ist Barthel Diaz, Portugiesischer Admiral, der erste Europäer, so das Vorgebürge der guten Hoffnung entdecket hat. Dieses geschahe 1493. unter der Regierung Johannis des zweyten. Der Admiral gab ihm den Namen Capo dos totos los tormentos, oder, Vorgebürge alles Ungemaches. Er benennete es auch nicht ohne Ursache so verhasset, weil vielleicht kein Ort in der Welt den Stürmen so unterworffen ist. Der König aber verwandelte diese schimpfliche Benennung in den Namen des Vorgebürges der guten Hoffnung, weil, wie er sagte, nunmehro zu hoffen stünde, daß man glücklich nach Indien reisen könnte. Unter diesem Namen ist es dann auch in Europa bekannt.

Dennoch war Diaz am Vorgebürge nicht ausgestiegen: Er begnügte sich, so nahe dabey zu fahren, daß er die Beschaffenheit der Küste, die Lage, die Häfen und Meer-Busen beobachten kunte. Nach seiner Heimkunft, machte er dem König, seinem Herrn, eine Beschreibung, die selbigem treflich gefiele, sowohl als dem ganzen Königreiche. Der Admiral Vasco di Gama, des Diaz Nachfolger, ist bey dem Vorgebürge vorbey gefahren, und hat Anno 1198. etwas weiter gegen Osten, bey Rio d'Infante, zuerst den Fuß ans Land gesetzt, von dar aber den Weg nach Indien genommen, und, bey seiner Ankunft zu Hause, dem König Emanuel, Johannis des zweyten Nachfolger im Reich, Nachricht abgestattet, welcher darüber ganz vergnügt gewesen, und eine neue Flotte dahin abgeschicket hat.

Jedoch haben die Portugiesen niemahlen sich auf das Vorgebürge selbsten getrauet, entweder, weil sie die Einwohner für Menschen-Fresser gehal-

ten, oder weil sie die Robben Insul für bequem genug fanden, sich darauf zu bergen, auch mit Wasser und Lebens-Mitteln zu versorgen. Man siehet noch heutiges Tages auf besagtem Eylande eine Höhle, so den Namen von den Portugiesen träget, und worinnen sie haußgehalten haben.

II. Einige Zeit hernach legte der Vice-König, Franciscus d'Almeida, mit der ganzen Indianischen Retour-Flotte daselbst vor Anker, und schickte einige Leute an das feste Land, welche Ochsen und Schaafe kauffen, auch Wasser hohlen sollten: diese geriethen mit den Hottentotten in Streit über ein paar Schuhschnallen, welche der Besitzer, ein Boots-Geselle, nicht gutwillig hergeben wollte, und wurden von den Landes-Einwohnern zurücke getrieben; der Vice-König wollte seinen Leuten beystehen, begab sich also nebst zwey Capitains, und einer zimlichen Mannschafft an das Land. Weil aber die Portugiesen mit Feuer-Gewehr schlecht versehen gewesen, büssete Almeida nebst allen den Seinigen das Leben ein.

III. Weil nun der erlittene Verlust die Portugiesen hefftig schmerzte, so beschlossen sie, sich deßwegen nachdrücklich zu rächen. Massen sie aber besorgten, die Hottentotten möchten wegen des schon erhaltenen Sieges, und ihrer überlegenen Anzahl, gar zu starcke Gegenwehre thun, so fanden sie nicht für rathsam diese Rache in Person auszuüben. Aber zwey biß drey Jahre hernach, da die Flotte bey der Ruck-Farth aus Indien an dem Vorgebürge vor Ancker lag, fanden die Portugiesen Mittel die Hottentotten zu betrügen, und bedienten sich hierzu ihrer Neigung gegen das Meßing. Sie brachten ein grosses metallenes Stuck ans Land, unter dem Vorwand sie damit zu beschencken. Vorhero aber hatten sie es mit vielen grossen Kugeln geladen, und vornen an zwey starcke Seile angebunden, woran man es fortzog. Die Hottentotten waren, gleich den leichtglaubigen Trojanern, froh über ein so herrliches Geschencke, und wollten alle das Vergnügen geniessen ein so kostbares Metall zu schleppen. Da nun eine grosse Anzahl von ihnen hintereinander, vor dem Mundloche des Stuckes, bey den Stricken standen, deren Gebrauch ihnen die Portugiesen gezeiget hatten, und sich fertig machten, das Stuck wegzuführen, so brannte man es los. Das Mezeln war groß, und der Schrecken unbeschreiblich. Denen Unbeschädigten kam eine so grosse Furcht an, daß sie die Flucht nahmen, und das ganze Land in Bestürzung sezten, ohne daß jemand nur daran gedacht hätte, denen Portugiesen das Einschiffen zu verwehren. Seit dieser Zeit zittern diese Völcker bey Erblickung eines Feuer-Gewehrs, und vermögen es nicht ohne Entsetzen zu berühren. Sie nennen es überhaupt Pumackum goeds.

Drit-

Drittes Capitel.

I. Die Holländer fangen an nach dem Vorgebürge zu schiffen. II. Van Riebeck bemercket den Nutzen, welchen die Ost-Indische Compagnie ziehen könnte, wenn sie sich in diesem Lande fest sezten. III. Wird dahin geschickt. IV. Vergleicht sich mit den Einwohnern. V. Die Bewindhaber schicken Colonien dahin. VI. Die Compagnie schickt Weibsbilder hin. VII. Krieg der Holländer mit den alten Einwohnern. VIII. Neuer Vergleich.

I.

Wie es scheinet, ist kein Europäisches Schiff am Vorgebürge vor Ancker gelegen, seit dem unglücklichen Vorgange mit den Portugiesen, biß ins Jahr 1600. In diesem richteten die Holländer eine Handlungs-Compagnie auf, welche nachgehends die Ost-Indianische genennet wurde.

Besagte Compagnie, welche allezeit ihren Vortheil in Schiffarth und Handelswesen gar wohl zu beobachten gewust hat, erkannte auch gar bald, was für herrlichen Nutzen ihr das Vorgebürge bringen könnte. Unterdessen sahen ihn die Holländer selber gleich anfänglich nicht vollkommen ein, sie liessen es damit gut seyn, daß ihre Schiffe auf der hin- und her-Reise daselbst Ancker warffen, und sich mit Lebens-Mitteln versahen. Zwar bauten sie eine kleine Schanze, davon man die Überbleibsel noch heutiges Tages nahe am Hafen siehet; allein es dienete solche bloß dazu, daß sie benebst ihren Sachen solange in Sicherheit waren, biß sie wieder unter Seegel giengen. Auch machten sie damahls schon von dem Vorgebürge folgenden Gebrauch, der eine Erzehlung verdienet. Man gab von da aus von seiner Reise Nachricht nach Europa. Zu diesem Ende versahe sich jedweder Capitain bey seiner Abreise aus Holland mit einem viereckigten Stein, auf diesen ließ er seinen Namen hauen, ehe er vom Vorgebürge abstieß, ingleichen den Namen des Schiffs, der vornehmsten Officiers, den Tag seiner Ankunfft, und seiner Abreise. Diesen also bezeichneten Stein verbarg man unter der Erde, an einem gewissen Orte, ausserhalb der Schanze, und unter den Stein legte man eine blecherne, wohlzugelöthete, Büchse, mit Briefen des Capitains, seiner untergebenen Officiers und anderer Personen, an die Herren Bewindhaber, oder an andere Bekandte. Dieser Stein und diese Büchse blieb so lange da, biß ein anderes Compagnie-Schiff nach Europa

seegelte, und am Vorgebürge ländete. Wenn man nun bedencket, daß dieses fast auf halbem Wege nach Ost-Indien lieget, so kan man urtheilen, was es der Compagnie und andern Personen, welchen daran gelegen war, für ein Vergnügen gebracht, wenn sie offt und geschwinde Nachricht von ihren Schiffen erhielten.

II. Dieses waren die Vortheile, welche die Holländer von dem Vorgebürge schöpften, biß ins Jahr 1648. Damahlen geschahe es, als die Compagnie-Schiffe nach ihrer Gewohnheit vor Ancker lagen, daß Johann van Riebek, welcher als Schiffs-Barbier diente, wahrnahm, wie vortheilhafftig es den Holländern fiele, wenn sie daselbst ein Contoir anlegten. Er sahe, daß das Land mit einer unzehligen Menge Vieh angefüllet, der Boden treflich fruchtbar war, und wenig Mühe anzubauen kostete; Daß die Einwohner bey weitem nicht so wild seyen, als man sie abmahlte, hingegen die Häfen sicher, und leicht in noch bessern Stand zu bringen. Er setzte also ein Project auf, übergab es bey seiner Heimkunft den Bewindhabern, denen es treflich wohl gefiele, also, daß nach reifer Uberlegung beschlossen wurde, ohne Zeitverlust sich, wo möglich, feste zu setzen.

III. In dieser Absicht rüstete man vier Schiffe aus, und belude sie mit allen zu einem dergleichen Vornehmen nöthigen Materialien, Werckzeugen und Leuten. Der Barbierer van Riebek wurde zum Admiral über diese kleine Flotte bestellet, mit gänzlicher Vollmacht, nach seiner Ankunfft mit den Landes-Einwohnern zu schliessen, und alle Dinge so anzuwenden, wie er es für gut befinden würde.

IV. Van Riebek kam mit seinen vier Schiffen glücklich an. Anfänglich bewarb er sich um die Gewogenheit der Einwohner, nemlich der Gunjemannischen Hottentotten, vermittelst einiger Geschencke von kurzer Waare, Tabac, Brandewein, ꝛc. Den Hottentotten gefiel die Freygebigkeit und das annehmliche Wesen dieses Admirals dermassen wohl, daß sie gar bald einen Vergleich mit ihm schlossen, Krafft dessen die Holländer ihnen für ungefehr 50000. fl. allerhand Waaren liefern, und hingegen nach Gefallen auf dem Vorgebürge sich niederlassen sollten. Die Völcker, so an der Küste wohneten, durfften ihre Wohnungen nicht abtretten, noch sich tiefer in das Land ziehen, wie der Chevalier de Forbin und der P. Tachart vorgeben. Sie kunten nach Gefallen da bleiben und unter den Holländern leben, deren Gedancken nur auf die weitläufftige, unbewohnte Gegenden abzielten. Angeführte Bedingnisse wurden ohne Säumniß ins Werck gestellet, und die Holländer nahmen folglich von dem Vorgebürge Besitz, welche man ihnen mit grossen Ceremonien einräumte. In eben diesem Vergleiche machten auch die Holländer aus, was ihre Handlung mit diesen Völckern betraf, und legten

ten einen dauerhafften Grund zu denenjenigen Vorzügen, die sie in diesem Stücke geniessen, und worauf ihre Absicht hauptsächlich bey dieser Reise zielete. Hernach bauete der Gouverneur ein viereckigt Castell, und in selbigem Häuser und Magazine; Auch, nachdem er vor Uberfall sicher leben kunte, neben die Vestung ein Krancken-Haus.

V. Als van Riebek aus Holland abreisete, versahe er sich mit Pflanzen und Saamen, die ihme für das Vorgebürge tauglich schienen. Er suchte ein Stück Land aus, zwey Meilen weit vom Strande, das halb eben und halb bergicht war; Dieses theilte er in vier Theile, und machte daraus einen Weinberg, einen Baum-Garten, ein Lust- oder Blumen-Stück, und einen Küchen-Garten. Diese Einrichtung hatte einen so glücklichen Fortgang, und die Erndte war so reichlich, daß die Bewindhaber, nachdem sie es erfahren, durch ein Patent allen denen, die sich auf dem Vorgebürge niederlassen würden, sechzig Morgen Landes versprachen. (Ein Morgen hat 660. Rheinische Schuh ins gevierte) Dieses Stücke Landes sollte ihren Erben zufallen, wenn sie es innerhalb dreyen Jahren in so guten Stand setzten, daß sie von dem Ertrag leben könnten, ohne jemand beschwerlich zufallen, annebst auch ein gewisses jährlich zum Unterhalt der Besatzung davon abzulegen vermöchten. Zugleich wurde jedweden erlaubt, der in den gesezten dreyen Jahren sein Land nicht anbauen wollte, selbiges zu verkauffen, zu verhandeln, und hernach hinzugehen, wo ihm gut däuchte.

Diese Bedingungen waren so vortheilhafftig, daß jedwedes Schiff eine grosse Menge neuer Einwohner nach dem Vorgebürge brachte. Nach und nach wurde die Colonie ansehnlich. Wer nicht im Stande war, das benöthigte sich anzuschaffen, dem gab die Compagnie Getrayde, Vieh, Wagen und Pflug, Geräthe, und überhaupt alles was zum Lebens-Unterhalt und zum Anbau erforderlich war, so lange, biß eine reiche Erndte ihn in Standt setzte sich selbsten zu versorgen.

VI. Ohnerachtet dieses guten Zustandes fehlte noch etwas, ohne welches die Colonie nicht lange bestehen kunte. Den Männern waren Gehülfinnen nöthig, welche das Hauswesen besorgen könnten, indem sie selbsten mit beschewrlicher Arbeit beschäfftiget wären; Mit einem Worte, Weiber, die ihnen Erben schafften. Es waren gar wenige vorhanden, und die Africanerinnen gefielen den Europäern nicht auf solche Weise, daß man dem Mangel hätte mit ihnen abhelffen können. Deßwegen gedachte man, aus Europa eine Anzahl Weibsbilder kommen zu lassen. Der Gouverner berichtete den Bewindhabern, was seinen Untergebenen fehlte, und die Bewindhaber stellten ihres Ortes den General-Staaten das benöthigte vor, welche dagegen die Er-

laubniß ertheilten, aus den Armen- und Wayſen-Häuſern diejenigen Mägdgens zu nehmen, welche Luſt haben würden nach dem Vorgebürge zu gehen. Zu folge dieſer Erlaubniß, brachte man einen ſchönen Hauffen Mägdgens zuſammen, welche glücklich anlangten, und dem Gouverneur eingeliefert wurden, als welcher Sorge für ſie tragen ſollte. Dieſer machte die Austheilung unter diejenigen, welche Frauen bedurften, wobey er jedoch die Neigung und das Belieben der Partheyen in Betrachtung zog.

Die Colonie erhielte alſo eine neue Geſtalt. Die Männer kunten ihre Sorgfalt nunmehro gänzlich auf dergleichen Arbeit wenden, welche am meiſten Mühe koſtet, nemlich auf den Anbau des Landes, dahingegen die Frauen ſich mit dem Hausweſen beſchäfftigten. Die Zufriedenheit und das Vergnügen wurden gar bald allgemein. Die Colonie wuchs an, und vermehrte ſich dermaſſen, daß, innerhalb wenig Jahren, ſie ſich längs denen Cüſten ausbreiten muſte.

Heutiges Tages iſt ſie in vier Haupt-Quartiere abgetheitet. Uber dieſes hat die Compagnie auch die ganze Gegend gekauffet, welche das Land von Natal heiſſet, und zwiſchen Mozambique und dem Vorgebürge liegt; hievor hat ſie allerhand Geräthe und Waaren am Wehrt von 30000. fl. gegeben. In ſolchem ſollen die künftigen Colonien ſich niederlaſſen. Wir werden Gelegenheit haben weitläufftiger hiervon zu ſprechen in dem zweyten Theile dieſes Werkes.

VI. Doch wurde auch dieſe glückliche Aufnahme und dieſer geſegnete Anfang geſtöhret und unterbrochen, die Holländer hatten, zufolge dem angeführten Vergleich, Beſitz von den erkaufften Ländereyen genommen, ſolche unter ſich getheilet, und den Grund zu ihren Veſtungs-Werken geleget; als den Gunjemanniſchen Hottentotten auf einmahl die Reue wegen des geſchloſſenen Vergleichs ankam, daß ſie die Arbeit ihrer neuen Gäſte mit ſcheelen Augen anſahen, und ſich ihrem Anbaue entgegen ſazten. Sie wickelten ſo gar alle andere Nationen der Hottentotten auf gegen die Holländer, vereinigten ſich mit ihnen, und überzogen dieſe mit Krieg. Alleine die Holländer wehrten ſich dermaſſen trefflich, und richteten zu verſchiedenen mahlen ein ſolches Würgen mit ihrem Feuer-Gewehre an, daß ihr Name unter allen Hottentotten ſchröcklich wurde, und dieſe ſich gemüßiget ſahen um Friede zu bitten, ja herzlich froh waren, wie ſie nur die Beſtättigung des vorigen Vergleiches erhalten kunten. Hingegen hatten die Holländer ihrer Seits nicht weniger vieles Volk verlohren, und vielen Schaden an ihren Ländereyen währenden Krieges erlitten, lieſſen ſich alſo die Friedens-Vorſchläge gar wohl gefallen. Anfänglich wurde ein Stillſtand, hernach ein Friede geſchloſſen, auf ſolche Bedingniſſe, als ihnen beliebte. Es wurde nicht allein der erſtere Vergleich beſtätti-

stättiget, sondern noch über dieses bedungen, es solte alles Land, welches die verbundenen Nationen dermahlen nicht würcklich zu ihrem Gebrauche innen hätten, künfftig den Holländern zugehören; doch mit diesem Anhange, daß die Landes-Eingebohrne sich allenthalben nach Belieben niederlassen könten, aber an solchen Orten, welche die Holländer selbsten ungebauet würden liegen lassen. Zu gleicher Zeit schloß man auch eine Off- und Defensiv-Allianz zwischen den Holländern und denen, ans Vorgebürge grenzenden, Hottentotten, Krafft deren sie einander beystehen, und gegen ihre Feinde Hülffe leisten solten.

Die Hottentotten kunten nicht schreiben; unterdessen ist dieser Vergleich von beeden Theilen bißanhero heilig beobachtet werden, ob man ihn gleich nur mündlich gemacht hat. Einer Seits ist denen Hottentotten die Verderbniß und Untreue der Europäer gänzlich unbekannt: Ihr gegebenes Wort ist eine unverbrüchliche Sache, und verabscheuen sie nichts so sehr, als selbiges zurück zu ziehen. Auf der andern Seite haben die Gouverneurs auf dem Vorgebürge gemessenen Befehl, die Freundschafft mit den Bundsgenossen auf alle Weise sorgfältig beyzubehalten. Man muß es also der lobenswürdigen Einfalt und Ehrlichkeit der Hottentotten und klugen Auffführung der Gouverneurs zuschreiben, daß dieses Bündniß nach allen seinen Puncten biß anhero so genau erfüllet worden. Die Häupter der Nationen kommen offt an das Vorgebürge, mit Geschencken an Viehe, um das Bündniß und die Freundschafft zu bestättigen. Der Gouverneur empfängt sie allemahl höflich, und beschenckt sie hinwiederum mit Tabac, Brandwein, Corallen und andern Dingen, so ihnen angenehm fallen. Es sind auch die Häupter und der grösseste Theil dieser Völcker denen Holländern dermassen ergeben, daß, wenn sie einen unter sich selbst ausspühren, welcher der Colonie den geringsten Schaden zufüget, oder nur mit dergleichen Vorhaben umgehet, sie ihn sogleich dem Gouverneur einliefern, der ihn nach Gutbefinden straffet. Man kan also die Hottentotten ansehen als grosse Armeen, welche beständig zu Felde liegen, und in Bereitschafft stehen, den Holländern zu helffen, welche sich folgsam vor keinem fremden Uberfall fürchten dürfen. Es ist also leicht zu erachten, daß ich mit aller Sicherheit und Bequemlichkeit habe die Hottentottischen Nationes besuchen, und ihre Sitten erforschen können, weil ich des Schuzes und Beystandes der Holländer genoß.

Viertes Capitel.

Von der Länge und Breite des Vorgebürges der guten Hofnung, und von der Abweichung der Magnetnadel an diesem Orte.

DA die Erdbeschreiber sich über die Grade der Länge und Breite des Vorgebürges der guten Hofnung noch nicht verglichen haben, so erwartet man ohne Zweifel von mir, daß ich, zu Folge meiner aufgetragenen Verrichtung, meine Anmerckungen in diesem Stücke mittheilen solle. Unterdessen werde ich nur den Schluß davon hieher sezen, biß es etwa meinem Patron gefallen möchte, meinen Aufsaz durch den Druck gemein zu machen als welchen ich nach seinem Befehl ihm eingehändigt habe.

Einige sezen dieses Land auf den 34. Grad Süder-Breite, andere auf 34. 30. Minuten, andere auf 34. 12. Minuten. Deschales und Varenius sezen es auf den 35. Grad. Alleine es haben sich alle diese Gelehrte betrogen, entweder, weil ihnen die wahrhafftige Weise der Ausrechnung unbewust gewesen; oder weil es ihnen an tüchtigen Instrumenten gefehlet; oder, weil sie ihre Anmerckungen bloß auf dem Meere verfertiget, woselbsten es gar schwehr fället, welche mit gebührender Richtigkeit zu machen, wenn man auch gleich die besten Instrumente hat. Nach meinen Berechnungen und Anmerckungen habe ich befunden, daß das Vorgebürge auf dem 34. Grad 15. Minuten Süder-Breite lieget.

Wer nur etwas von der Erdbeschreibung und Sternkunst verstehet, der weiß, daß der Unterschied in Berechnung der Länge noch weit grösser ist, und daß die Gelehrten insonderheit nicht einig sind den ersten Meridianum zu sezen. Ptolomäus, welchem kein Land über die glückseeligen Insuln hinaus bekannt war, ließ den Meridianum am ersten bey selbigen vorbey gehen, und sezte sie auf den zweyten Grad der Länge. Als man nachgehends die Insuln des grünen Vorgebürges und America entdeckte, welche Länder noch weiter gegen Westen lagen, so sezten die Erdbeschreiber den ersten Meridianum weiter zuruck. Einige zogen ihn durch die Insul St. Nicolaus, so zu den grünen Insuln gehört. Hondius sazte ihn in eine andere von diesen, nemlich in St. Jacob. Nachdem einige andere Gelehrte gefunden hatten, daß die Magnetnadel in der Insul del Corvo, so unter die Azorischen gehöret, gar nicht abweichet, so wählten sie selbige, und liessen den Meridianum durch sie gehen. Dieser Meynung ist Mercator in seinen Charten gefolget. Alleine da man nachgehends noch mehr Orte fand, an welchen die Magnetnadel genau auf Mitternacht wiese, so hielte man die-

se

se Ursache nicht mehr für hinlänglich. Es beliebte also einigen Gelehrten, die erste Mittags-Linie an den Brasilischen Küsten zu ziehen. Die Holländer und Franzosen wolten nicht ohne Ursache von den alten Erdbeschreibern abweichen, und sezten ihre erste Mittagslinie in die glückseeligen, heutiges Tages Canarischen, Insuln; Doch mit diesem Unterschied, daß die Seeleute, und Französische Geographi seit dem Jahr 1634. auf Befehl Ludwigs XIII. ihre Längen mitten von der Insul Ferro an rechnen, hingegen die Holländer die ihrigen von dem Berge Pico auf Teneriffa. Sie hielten es für dienlich, eine dergleichen merckwürdige Linie durch einen berühmten, kenntbaren und dauerhafften Ort zu ziehen. *

Nichts destoweniger schiene es den Sternkundigen bequemer, den ersten Meridianum durch dasjenige Ort zu ziehen, an welchem sie observirten. ** Um dieser Ursache willen sezen die Tabulæ Rudolphinæ, so Kepler verfertigte, den ersten Meridianum in das Schloß Uranienburg, so in einer kleinen Insul im Sund lieget, Namens Huen oder Ween, auf Lateinisch Huena, weil sein Lehrmeister Tycho von Brahe daselbst seine Anmerckungen gemacht hatte. Jedoch dieses mag von der unterschiedlichen Anordnung des ersten Meridiani genug seyn.

Was die Länge des Vorgebürges betrifft, so werde ich nur zweyerley Meynungen davon anführen. Die erste ist des Pater Tachards und der andern Missionarien, die mit ihme nach Siam gegangen. Da sie nach dem Vorgebürge kamen, machten sie im Junio des Jahres 1685. in Gegenwart des Gouverneurs ihre Anmerckungen, und befanden bey Gebrauche der Cassinischen Tafeln, daß die Länge des Vorgebürges, wenn man den ersten Meridianum in die Insul Ferro, als in die westliche von den Canarien,

* Varenius Geograph. general. L. III. Cap. 31. prop. 2. Recentiores, imprimis Belgæ, ad fortunatas seu Canarias Insulas regressi elegerunt in una illarum, dicta Teneriffa, montem, & quidem in littore procurrente Brasiliæ primum meridianum defixerunt, qui altissimus censetur totius Telluris, appellatum el Pico de Teneriffa; atque ab hujus meridiano instituendam esse censet longitudinis locorum numerationem, propterea quod insignem & multis seculis durabilem locum ad istud negotium existiment eligendum esse, de quo sequentibus seculis non facile dubitatio apud posteros existat, & propterea non sine gravi ratione Ptolemaicam & tot seculis observatam assignationem deserendam esse.

** Id. Ibid. Scriptores Ephemeridum, ut etiam Tabularum planetariarum supputatores, ad sui loci quisque meridianum solent supputare motus Planetarum & apparentias, ut Origanus ad Francofurtensem, Maginus ad Venetum (quia Patavina Academia Venetorum est) Eicstadius ad Stetinensem. Lansbergius in suis Tabulis ponit Gœsam Zelandiæ, Reinholdus in Rutenicis Regium-montem Borussiæ.

ſezet, 40. Grad, dreyßig Minuten ſeye. Welches nach der Berechnung derjenigen, ſo den Meridianum durch den Pico ziehen, 38. Grad 30. Minuten betrüge.

Die andere Rechnung, ſo ich anführen will, iſt des berühmten Herrn Halley. Dieſer gelehrte Aſtronomus hat uns die Länge des Vorgebürges zwar nicht ausdrücklich aufgezeichnet; allein, da er vor vielen Jahren eine Reiſe nach der Inſul St. Helena thate, um neue Anmerckungen über die ſüdlichen Geſtirne zu machen: ſo hat er die Länge dieſer Inſul beſtimmet, aus welcher man die Länge des Vorgebürges herleiten kan, gleichwie ein teutſcher Gelehrter, Namens Wurzelbau, gethan hat. Lezterer befande, daß, nach der Rechnung des Herrn Halley, das Vorgebürge auf dem 34. Grad liege, wenn man den erſten Meridianum durch den Pick auf Teneriffa zieht. Herr Halley ſezt die Inſul Helena auf den 15. Grad eben dieſes Meridiani, folglich iſt der Unterſcheid zwiſchen ſeiner und der Miſſionarien ihrer Rechnung von mehr, als vier Graden, welches erſtaunlich. Einer ſeits kommen die See-Charten der Meynung des P. Tachards zimlich nahe: denn ſie ſetzen das Vorgebürge auf den 38. Grad. Anderer Seits kan man ſich ſchwer einbilden, daß Herr Haalley ſich ſolte betrogen haben: Seine Sorgfalt und Geſchicklichkeit, benebſt der Hülffe, welche ihm die Engliſchen Gouverneurs geleiſtet, bringen ein ſtarckes Vor-Urtheil für ihn zuwegen. Unterdeſſen habe ich nach vielen Obſervationen von Finſterniſſen, die ich Zeit meines Aufenthalts auf dem Vorgebürge angeſtellet, befunden, daß die Miſſionarien der Wahrheit am nächſten gekommen ſeyen, und dieſes Land auf dem 37. Grad 55. Minuten der Länge liege, vom Pick an zu rechnen.

Was die Abweichung der Magnet-Nadel betrifft, ſo hat ſie ſeit den erſten Anmerckungen viele Veränderungen gelitten. Vor etwa hundert Jahren war ſie 5. Grad Nord-Oſt. Die Miſſionarien davon wir erſt geſprochen, befanden ſie 11. Grad 30. Min. Nord-Weſt; und im Jahr 1707. habe ich ſie 11. Grad 55. Min. auch Nord-Weſt befunden.

Fünfftes Capitel.

I. Von dem wahren Namen der Einwohner des Vorgebürges der guten Hofnung. II. Von ihrem Urſprung. III. Von ihrer Sprache.

I.

Es ſind wenige Beſchreibungen mit ſo vielen Unwahrheiten angefüllet, und dermaſſen unvollkommen, als diejenigen, ſo man bißhero von denen Völckern an den Tag gegeben hat, welche um das Vorgebürge woh-

wohnen. So vielen Wind die Reisende ihnen vorgemacht, so viel haben die Europäer geglaubt. Die Autores, so von den Hottentotten geschrieben, sind nicht allein in den Haupt-Stücken unterschieden, sondern es geschichet gar selten, daß sie nur in etwa einem Puncte die Wahrheit sagen. Eben so sehr haben sie sich auch betrogen, was den Namen und den Ursprung dieser Völcker anlangt. Mein Vorhaben ist nicht, alle die verschiedenen Namen herzusetzen, welche ihnen die Autores beylegen, noch zu erzehlen, woher sie solche leiten: Denn dieses würde nur langweilig und verdrüßlich fallen: Ich werde also nur zwey oder drey der vornehmsten anführen.

Der P. Tachard sagt in seiner Siamischen Reise-Beschreibung, der Name Hottentot sey nur ein Schimpf-Name, den die Europäer diesem Volcke gegeben hätten. Er spricht: Die Europäer nennen diese Völcker Hottentotten, vielleicht deswegen, weil sie dieses Wort immer im Munde führen, wenn sie einem Fremden begegnen. * Allein ich habe von niemanden auf dem Vorgebürge sagen hören, daß diese Völcker das Wort Hottentot gebrauchen, wenn sie einen Fremden anreden, vielmehr gebrauchen sie allezeit folgende Worte: Mutschi Atze, welche bedeuten, ich grüsse den Herrn oder die Frau. In denen Gegenden, so tiefer im Lande liegen, pflegen sie einen ankommenden Fremden mit folgenden Holländischen Worten anzureden: Wat Volck?

Der Herr Mercklin ist in seiner Ost-Indischen Reise-Beschreibung nicht glücklicher gewesen, er giebt es ebenfalls für einen beygelegten Spott-Namen aus, den man ihnen gegeben hätte, weil sie sich des Worts Hottentot so vielfältig bey ihren Lustbarkeiten und Tänzen bedieneten. ** Arnold, ingleichen Dapper ***, leiten diesen Namen her, von ihrem Hottentottum Brockqua, welches sie offt in ihre Lieder einmischen, um, ihrem Vorgeben nach, zu bemercken, wie grosse Begierde sie haben Holländisch Brod zu essen, welches ihnen gar gut schmeckt, und gegen welches sie gar offt ihr Vieh vertauschen. Nun ist wahr, daß die Landes-Eingebohrne gar offt bey ihren Lustbarkeiten die Worte: Hottentottum Brockqua wiederhohlen; allein ihr Name rühret keinesweges daher, so haben auch diese Worte den Verstand nicht, wie Arnold vorgiebt. Der Ursprung dieser Redens-Art, und ihres öfftern Gebrauches, ist folgender. Der Krancken-Tröster **** auf einem Holländischen Schiffe hatte einen Hottentotten wohin verschickt,

* Voyage de Siam Liv. II. p. 81. edit. d'Amsterdam 1687.
** pag. m. 1099.
*** Beschr. von Africa p. 626. 627.
**** Eine Art eines Geistlichen.

und ihme zum Lohn ein groß Stuck Brod und etwas Tabac versprochen. Der Wilde that auch das Seinige getreulich, hingegen war der Europäer so gewissenloß, und hielt ihm den Lohn zuruck. Hierüber ärgerten sich die Hottentotten gewaltig: denn man mag sie so wild beschreiben, als man will, so verabscheuen sie doch die Untreue: Um nun den Krancken-Tröster zu verspotten, und ihm zu zeigen, wie schändlich ihnen seine That bedünckte, dichteten sie ein Lied nach ihrer Weise, dessen Strophen mit diesen Worten endigten: Hottentottum brockqua, das ist, gieb dem Hottentotten sein Stuck Brod. Dieses Lied wurde gar bald an allen Orten bekannt, wo man von der Untreue des Krancken-Trösters reden hörte, ja sie pflegten es zu singen, so bald sie einen Fremden sahen, gleichsam als wenn sie sich erinnern wolten, daß sie vor den Betrügereyen unbekannter Leute auf ihrer Hut stehen müsten. Dieser Gebrauch gehet noch sehr im Schwang; die Geschichte an sich selber ist mir von recht vernünfftigen Hottentotten erzehlet worden, mit welchen ich viele Jahre bekannt gewesen, auch haben einige alte Holländer, welche diese Nation gar wohl kennen, mir sie bestättiget.

Gewiß ist, daß man sich betrüget, wenn man den Namen Hottentott als einen Schimpf-Namen betrachtet, den man denen Einwohnern des Vorgebürges bloß aufbürden wolte. Es ist, so viel man immer wissen kan, ihr eigentlicher und ursprünglicher Name, es ist der Name, den sie einander selbsten zu allen Zeiten gegeben haben. Alle Holländer auf dem Vorgebürge sind dieser Meynung. Die Hottentottischen Völckerschafften wissen von keinem andern Namen; Gesezt sie hätten vor Ankunfft der Europäer einen andern geführet, solten sie ihn wohl in so kurzer Zeit dermassen vergessen haben, daß nicht das geringste Angedencken davon, bey einer so zahlreichen Nation, und in einem so weitläufftigen und grossen Lande, übrig geblieben wäre?

II. Der Ursprung dieser Völcker ist eben so ungewiß, und die Meynungen sind hierinnen eben so unterschiedlich. Ich muß auch bekennen, daß es schwer fället, etwas gewisses hierinnen zu bestimmen, und daß ich, ohnerachtet alles Nachforschens, nicht im Stande bin, ein sicheres Urtheil in dieser verwirrten Sache zu fällen. Alles, was ich versprechen kan, beruhet hierinnen, daß ich eine wahrscheinlichere Nachricht zu geben gedencke, als man bißhero gewust hat, benebst einem Unterrichte, wie man etwa auf mehrere Spuhr gelangen könte. Wenn keine Urkunden vorhanden, auch die mündlichen Erzehlungen eines Volckes sehr dunckel sind: so ist das beste, wenn man diese Erzehlungen, benebst seinen Gewohnheiten und Sitten mit den Gewohnheiten und Sitten anderer bekannten Völcker in Vergleichung stellet, und sodann sich auf diejenige Seite lencket, welche die grösseste Wahrscheinlichkeit zeiget. Da nun es mit dem Ursprunge der Hottentotten die erwähnte

Be-

Bewandniß hat: so will ich ihre mündliche Erzehlungen anführen, ingleichen ihre Gewohnheiten, so mit den Gewohnheiten anderer Völcker übereinkommen.

Die Hottentotten sagen, es wären ihre ersten Eltern durch ein Fenster auf die Erde gekommen, oder durch eine Thüre: denn besser wuste man mir das Wort, so sie gebrauchen, nicht zu erklären. Sie sagen ferner, es hätte der Mann *Nôh*, und die Frau *Hingnôh* geheissen; Diese beede hätte ihr Gott, den sie *Tikquã oa* nennen, in das Land geschickt; hierauf hätten sie ihre Nachkommen gelehret zu säen, zu erndten, Brod zu backen, Vieh zu weiden, und andere dergleichen nützliche Dinge mehr vorzunehmen, welche aber nach dieser Zeit unter ihnen, theils wegen vieler Kriegs-Beschwehrungen und Landes-Flüchtungen, theils auch aus Unachtsamkeit und anderer Umstände wegen, mehrentheils wären verlohren gegangen. Diese Tradition, so bey allen diesen Völckern überhaupt angetroffen wird, welche sie auch mit grossem Fleisse aufbehalten und fortpflanzen, kommt ohne Widerspruche der Geschichte des Noah sehr ähnlich, welcher nach seiner Errettung aus der Sündfluth durch das Fenster oder durch die Thüre aus der Archen stiege, worinnen er sich errettet hatte. In der That könte dieses wichtige Angedencken vielleicht zu einem Beweißthume von der Würcklichkeit der Sündfluth dienen. Jedoch muß ich, was die beeden Namen betrifft, noch anführen, daß selbige ihrer Aussprache nach, nicht recht können geschrieben werden, weil das H und G durch einen besondern Schlag mit der Zunge ausgedruckt wird, den ich durch das darüber gesetzte Zeichen (ˆ) habe andeuten wollen.

Die Hottentotten haben noch eine andere eben so merckwürdige Tradition. Ich habe von den Vernünftigsten unter ihnen sagen hören, es wäre ihnen von ihren Vor-Eltern erzählet worden, wie gedachte ihre Vor-Eltern also erschrecklich wider den grossen Capitain (Gott) gesündiget hätten, daß er ihnen und ihren Nachkömmlingen die Herzen so sehr verhärtet hätte, daß sie ihn nun nicht recht mehr kennen, noch auch ehren, und ihm dienen könten. Ohne Zweifel wird es dem geneigten Leser fremde vorkommen, wenn er von dergleichen Tradition etwas höret: ich dachte anfänglich auch selbsten, die Hottentotten möchten dergleichen von Europäischen oder Africanischen Christen gehöret haben, oder mir nach Belieben etwas vorsagen; Nachdem ich aber besser mit ihnen bekannt wurde, und tiefer in das Land kam, habe ich umständlichen Bericht davon eingezogen, und unterschiedliche mahl, an unterschiedenen Orten, und zu unterschiedenen Zeiten, gehöret, daß dieses eine alte von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzte Tradition sey: Worinn mich auch der Herr de Grevenbroek bestärcket hat, welcher bey der Illustern Compagnie verschiedene ansehnliche Aemter bedienet hatte, viele

Sprachen redete, und die Hottentottische Gebräuche wohl wuste. Diese Erzehlungen geben ohne Zweifel ein grosses Licht, was den Ursprung dieser Völcker betrifft, und die leztere ins besondere stimmet dermassen mit der Geschichte von der Versuchung überein, davon das erste Buch Mosis Meldung thut, daß man an dem Alterthume dieser Nation schwehrlich zweifeln kan.

Die Juden, benebst den alten Troglodyten, sind die einigen Völcker in der Welt, von denen man sagen kan, daß die Hottentotten ihnen ähnlich kämen, was die Sitten und Gebräuche betrifft. Den erstern ahmen sie nach in ihren Opfern, in der Weise die Zeit der vornehmsten Feste vermittelst des neuen und vollen Mondes zu bestimmen, auch in der Gewohnheit, daß sie ihren Weibern zu gewisser Zeit nicht nähern oder, wenn sie es thun, durch ein Opfer sich reinigen müssen. Sie enthalten sich, gleich jenen, von gewissen Speisen, zumahlen vom schweinen Fleische, erstücktem, und Fischen ohne Schuppen, davor sie einen Abscheu tragen. Den Männern allein ist verbotten, Hasen-Fleisch und Caninichen zu essen, den Weibern aber, alles Blut und die Maulwürffe. Wenn sie ein gewisses Alter erreichen, nehmen sie auch eine Art einer Beschneidung vor. Sie haben ihre Tauffen und Abwaschungen. Sie bedienen sich, gleich den Hebräern, der Tänze bey dem Gottesdienst; welcher Gebrauch eben so alt ist, als die Sündfluth. Ihre Weiber dürfen, gleichwie bey den Juden, an gewissen Verrichtungen und Geschäfften keinen Theil nehmen. Ingleichen können sich die Männer von ihnen scheiden lassen. Die Hottentotten kommen auch in andern Gebräuchen mit ihnen überein; unterdessen wissen sie doch nichts, weder von den Kindern Israel, noch von Mose, noch vom Geseze; welches doch vernünftiger weise seyn müste, wenn sie von einem der zehen Stämme herrühreten, welche nach Assyrien in die Gefangenschafft geführet worden.

Ich halte also für wahrscheinlicher, daß sie von den Troglodyten herstammen, einem alten Africanischen Volcke, das von der Ketura oder Cetura aus Abraham entsprossen war, und nicht nur alle oder doch wenigstens die meisten Gebräuche beobachtete, welche denen Juden und Hottentotten miteinander gemein sind, sondern auch noch verschiedene andere, welche die leztern alleine haben. Die Troglodyten und Hottentotten kommen darinnen überein, daß sie ihre Kinder nach ihren liebsten Thieren benennen, als nach ihren Ochsen, Schaafen ꝛc. beede Völcker binden diejenigen, so wegen hohen Alters nicht mehr vermögen für sich zu sorgen, an Pfähle, in kleinen ausdrücklich hierzu verordneten Hütten, und sezen ihnen soviel Lebens-Mittel hin, als sie biß zu ihrem Tode etwan bedürffen; wornach sie jedermann verlässet. Sie haben einerley Weise zu jagen, wie auch ihre Tode zu begraben. Beede sind wegen ihrer Geschwindigkeit im Lauffen berühmt. Die

Frauen

Frauen sind durch ihre Dazwischenkunfft im Stande, die entstandene Raufereyen unter den Männern beyzulegen. Man kan von allen jetzo angeführten Stücken den Diodorum Siculum nachschlagen * und dasjenige damit vergleichen, was wir hernach von den Gebräuchen der Hottentotten anführen werden. Man kan auch nachsehen, was Bohemus L. I. c. 6. p. 52. von den alten Carthaginensischen Völckern schreibet, zwischen welchen, und den Hottentotten, man ebenfalls viele Aehnlichkeit finden wird.

Mich dünckt also wahrscheinlich, es müsten die Hottentotten ein uraltes Africanisches Volck seyn, das von seinem alten Sitz immer weiter vertrieben worden, sich endlich mit einem Theile der zerstreueten Jüden und anderer Africanischer, besonders Carthaginensischer Völcker, vereiniget, und endlich an der äussersten Spitze von Africa niedergelassen habe; Aus welcher Vereinigung unterschiedener Völckerschafften endlich dieses erfolget, daß einige Gebräuche von jedweder Nation beybehalten, und insgemein angenommen, die andern aber abgeleget, und endlich gar vergessen worden.

III. Ihre Sprache ist auch ein Beweiß ihres Alterthums. Sie bestehet aus den ungewöhnlichsten Tonen. Man findet auch nichts an ihr, das mit andern bekannten Sprachen übereinkäme, ja einige wollen sie nicht einmahl eine Sprache benennen, weil sie keine deutliche Laute finden, dergleichen die Menschen sonsten formiren. Sie sagen, es käme diese Sprache ähnlich dem undeutlichen Laute, den die welschen Hahnen von sich geben, wenn sie zornig werden und kämpfen, oder mit dem Geschrey einer Krähe, oder mit dem klappen einer Nacht-Eule. Und sagt insonderheit Dapper, es könne kein Europäer diese Sprache reden hören, ohne daß ihm wehe dabey geschähe: wie muß es erst seyn, wenn er sie lernen solte? fähret er fort. Also, daß man die Hottentottische Sprache wie ein Abendtheuer unter den andern Sprachen ansehen kan: denn die Kinder lernen sie mit grosser Mühe, und so bald man älter geworden, ist fast ohnmöglich es weit darinnen zu bringen. Was mich betrifft, so habe ich viele Jahre in diesem Lande zugebracht, und mir beständig alle ersinnliche Mühe gegeben, nichts destoweniger aber in der Aussprache es nicht weit bringen können: Ja ich habe niemahlen einigen Fremden gesehen, der noch so zimlich Hottentottisch hätte reden lernen, es sey dann daß er sich von Jugend an darauf beflissen hätte. Hierüber muß man sich nicht wundern, weil das Aussprechen der Worte auf gewisse Stöße und gewaltsame Bewegungen der Zunge gegen den Gaumen, auf ein gewisses Schnellen und Dähnen ankommt, daß es fast ohnmöglich fället, dergleichen nachzumachen. Insonderheit ist merckwürdig, daß

* Lib. I, c. 3. Lib. III. c. 3. Lib. IV. c. 3. & Bohem. Lib. I. c. 6.

daß diese Sprache dem Statzen sehr nahe kommt, und daß man die Hottentotten, wenn man sie reden höret, für einen Hauffen Leute halten solte, welche sämtlich statzen. Wir wollen im Vorbeygehen bemercken, daß diese ausserordentliche Sprache die angeführten Muthmassungen von Ursprunge der Hottentotten gewaltig bestärcket. Pomponius Mela * sagt von den Troglodyten, daß sie nicht sowohl reden, als ein gellendes Geräusche machen, worinnen man nichts deutliches unterscheiden kan. Herodotus, und nach ihme Plinius, versichern, daß die Sprache dieser Völcker keiner einigen andern beykomme, massen sie blos ein Geräusche machten, wie die Fleder-Mäuse. * *

Machen diese seltsame Laute denen Fremden Mühe: so fället es den Hottentotten nicht weniger schwer, wenn sie eine andere Sprache reden wollen. Sie lernen ohne sonderliche Mühe Portugiesisch, Holländisch und Französisch; allein es kommt ihnen allezeit gewaltig sauer an, wenn sie sich die Bewegungen mit der Zunge abgewöhnen sollen, welche zur Aussprache ihrer Worte unentbährlich sind: daher kommt es, daß man sie gemeiniglich mit Mühe verstehet, wenn sie eine von diesen dreyen Sprachen reden.

Da also die meisten Hottentottischen Worte fast im geringsten nicht mit der weise übereinkommen, wie man in Europa schreibet oder redet: so darff man nicht hoffen, daß wir ein Muster darlegen könten, woraus man von der Beschaffenheit dieser Sprache ein genaues Urtheil zu geben vermöchte. Unterdessen wollen wir, dem geneigten Leser zu Liebe, einige Worte auslesen, die sich am leichtesten zu Papier bringen lassen. Wir wollen das Verzeichniß nehmen, das uns Juncker in seiner Nachricht von Ludolffs Leben und Schrifften gegeben hat, und aus solchen Worten bestehet, die ihm jemand mitgetheilet hatte, der sich auf dem Vorgebürge ehemahls aufgehalten; Allein weil die Uebersetzung voller Fehler gewesen: so habe ich selbige sorgfältig verbessert; auch durch die über den Sylben befindliche Accente angedeutet, daß daselbst in der Aussprache eine so seltsame Bewegung der Zunge gemacht wird, davon wir vorhin Meldung gethan.

Lateinische.	Hottentottische.	Teutsche Worte.
Abi	*Hebba Atze*	Gehe fort.
Accede	*Hach Atze*	Gehe her.
Agnus	*Chauna*	Ein Lamm.
Alce	*t' Kanna* oder *t‾ Kumma*	Ein Elend-Thier.

Anas

* Pomp. Mela Lib. I. cap. VIII. Strident magis, quam loquuntur.

** Herodot. Lib. IV. und Plin. Hist. Nat. Lib. VII. Der Letztere sagt von ihnen: Lingua nulli alteri simili utentes, sed vespertilionum more stridentes.

Lateinische	Hottentottische	Teutsche Worte.
Anas	*Ducatóre*	Eine Endte.
Anser	*Kg̃ou*	Eine Gans.
Aqua & omne liquidum	*Kamma*	Wasser und alles flüssige.
Arbores	*Büng̃uaá* oder *Ay*	Die Bäume.
Asinus	*Qũaiha*	Ein Esel.
Audire	*Knõum*	Hören.
Aures	*Nouũvv*	Die Ohren.
Avis africana	*Kh̃ækã̃ri*	Eine Art Vögel, Knorrhähne genannt.
Avis phasiana	*Quaqua*	Ein Fasan.
Baculus	*Kirri*	Ein Stecken.
Balæna vel Cete	*t̃ Kakã̃*	Ein Wallfisch.
Barba	*Nombhã̃*	Der Bart.
Bestiæ in genere	*Horri*	Die Thiere.
Bibere	*Kã̃d*	Trincken.
Bombarda	*Kn̄abou*	Eine Flinte.
Bos	*Duriésá* oder *Bubaã̃*	Ein Ochs.
Bos silvestris	*Q'ũ Arahó*	Ein Büffel.
Bos bellicosus	*Taõuvvo*	Ein zum Krieg abgerichteter Ochs.
Bos gestans onus	*Hek̃ káo*	Ein Last-Ochse.
Brachia	*Oũâ* oder *Oune qũã*	Die Arme.
Butyrum	*Oũnvvie*	Butter.
Cadere	*Quienc̃ha*	Fallen.
Canis marinus	*Höutée*	See-Hund.
Canis	*Likh̃ânée*	Ein Hund.
Caper	*˜ T'chou*	Ein Bock.
Capreolus	*Sáã̃*	Ein Reh-Bock.
Capricornus	*Kã̃ouda* oder *Schochok̃dema*	Eine Gemse.
Capri silvestres in genere	*Qũoqũa*	Wilde Böcke oder Ziegen überhaupt.
Cantharus	*Bakk̃erie*	Ein Krug, Kanne oder Trinck-Geschirr.
Caput	*Bikq̃ua*	Der Kopf.
Capitaneus	*Kõuqueq̃ua*	Ein Hauptmann.
Cervus	*T'kã̃mma*	Ein Hirsch.
Clunes	*Tojas. Sã̃un*	Das Gesässe.

Lateiniſche	Hottentottiſche	Teutſche Worte.
Collum	*Qũaö*	Der Hals.
Columba	*Kõuquil*	Eine Taube.
Concumbere uxori	*Quekq̃uachei*	Bey ſeiner Frau ſchlaffen.
Cor	*Qũan*	Das Herz.
Crines	*Nũqua-an*	Die Haare.
Cras	*Anthúri*	Morgen.
Creſcere	*Kãyse*	Wachſen.
Cuprum	*Nonnemou*	Kupfer.
Currus	*Croy*	Ein Wagen.
Commilito	*Tỹkaa*	Camerad.
Confrater	*Kĩſui*	Mit-Bruder.
Currere vel Ire	*Kojé*	Lauffen oder gehen.
Comeſtor formicarum	*Kĩhou*	Ameiſen-Freſſer.
Dama	*Kg̃oyes*	Eine Gems.
Dens	*Kõu*	Ein Zahn.
Deus	*Tikq̃uoá*	GOtt.
Diabolus	*Cham-õũna*	Der Teufel.
Digiti manuum & pedum	*Oucq̃ua*	Die Finger der Zähen.
Diaphragma	*Hõũvv*	Das Zwerg-Fell.
Dominus	*Suri*	Herr.
Domus	*Komma*	Ein Haus.
Dormire	*Komquee*	Schlaffen.
Edere	*Ouge*	Eſſen.
Elephas	*Twoha* oder *Choã*	Ein Elephant.
Equus	*Hakqua*	Ein Pferd.
Evigilare	*Kchey*	Aufwachen.
Exire	*Kq̃uou*	Ausgehen.
Felis	*Chõaã*	Eine Katze.
Felis odorata	*Kouw'oö*	Zibeth-Katze.
Felis ſylveſtris rubra	*Khâ*	Rothe wilde Katze.
Felis tygridem æmulans	*ĩ Karou* oder *ĩ Klou*	Tyger-Katze.
Ferrum	*Kõukuri*	Eiſen.
Filiolus	*Kóô*	Bube, kleiner Junge.
Filia	*Kõ*	Tochter.
Fiſſuræ montanæ	*Aõũoh*	Berg-Klüffte.
Fluvius	*Kãmmo*	Fluß.
Frumentum	*Blee*	Getreyde.

Fulgur

Lateinische	Hottentottische	Teutsche Worte.
Fulgur	*Mehỹ an*	Blitz.
Gallina	*Kõukekerey*	Eine Henne.
Genua	*Qũâ*	Die Knie.
Glis vel Sorex	*Touto-oghy*	Eine Ratte oder Maus.
Globus missilis	*K'haboukory*	Stück-Kugel.
Gramen	*Tĩka*	Gras.
Grando vel Nix	*T̃kay*	Hagel oder Schnee.
Gratulari	*Tikkãmma*	Glückwünschen.
Hic	*Hebba*	Hier.
Hircus maculosus	*Trougos*	Fleckigter Bock.
Hirundo	*Sosobo*	Schwalbe.
Hodie	*Hethuri*	Heute.
Hydrix	*Ghoukõou*	Stachel-Schwein.
Jacere	*Kôbi* oder *K̃qua*	Liegen.
Jacere	*Agou*	Werffen oder schlagen.
Jecur	*Qu'ein*	Leber.
Ire	*Kõu*	Gehen.
Intestina	*Qũinqua*	Eingeweid.
Jugulum	*Domma*	Die Gurgel.
Inguina	*Tỹa*	Die Schaam.
Lac	*Bro*, oder besser *Bri*	Milch.
Lac serosum	*Rhoõsghibi*	Molcken.
Leo	*Chamma*	Löwe.
Leo marinus	*Acõmma*	See-Löwe.
Lepus	*Kõa* oder *Tõa*	Ein Haase.
Lignum	*Hequá*	Holz.
Lingua	*Tamma*	Zunge.
Locusta	*Cheytée*	Heuschrecke.
Luna	*Tchá*	Der Mond.
Lupus	*Touũqũa*	Ein Wolff.
Mammæ	*Samme*	Die Brüste.
Manus	*Omma*	Die Hand.
Mare	*Burry*	Das Meer.
Maritus	*Qũiebes*	Ein Ehemann.
Marita Uxor	*Tieheis*	Ehefrau.
Melis	*Kôa*	Ein Dachs.
Membrum virile	*Châ*	Männlich Glied.
Mentum	*Channa*	Das Kinn.

Lateiniſche	Hottentottiſche	Teutſche Worte.
Mors	*Rhôo*	Der Tod.
Mori	*K˜hro*	Sterben.
Mons	*K˜hu*	Ein Berg.
Muccinium	*Schj'on*	Schnuptuch.
Mulier	*Zabéc* oder *Kq˜viquis*	Ein Weibsbild.
Mulier gravida	*Kchomk quiquio*	Ein ſchwanger Weib.
Munimentum	*Fort*	Veſtung.
Mus	*Houri*	Eine Maus.
Muſca	*Bilara*	Fliege.
Naſus	*Thurée* oder *Qu˜ol*	Die Naſe.
Navis	*Heukomme*	Ein Schiff.
Navicula	*Nonnaq˜uas*	Ein Kahn.
Nequam	*Ko˜etſire*	Schimpf-Wort.
Nox obſcura	*Thou˜kou*	Eine finſtere Nacht.
Natio Hottentottica	*Q˜ena*	Die Hottentottiſche Nation.
Natio nigra extranea	*Chobona*	Ausländiſche ſchwarze Nation.
Natio Germanica	*Ko˜ueaque*	Die Weiſſen oder Holländer.
Occidere	*Doucham*	Tödten.
Oculus	*Mu*	Das Aug.
Olla	*Soü*	Ein irdener Topf.
Oryza	*'˜Koume*	Reiß.
Os oris	*Ko˜amqua*	Der Mund.
Oſſa vel crura	*Th˜ietſa*	Die Schienbeine.
Ovis	*Gh˜ondie*	Ein Schaaf.
Pacem inire	*Ouchouquou Samſam*	Friede machen.
Pallium	*Kros*	Ein Mantel von Schaafs-Fellen, dergleichen die Hottentotten tragen.
Panis	*Brée*	Brod.
Parere	*O˜üa*	Gehorchen.
Pater	*Jo*	Der Vatter.
Pavo	*Kc˜hou*	Ein Pfau.
Pectus	*Ouk˜ua*	Die Bruſt.
Pediculus	*Hh˜ouſſi*	Eine Laus.

Pes

Lateinische	Hottentottische	Teutsche Worte.
Pes	*Itqua* oder *Yi*	Der Fuß.
Perdrix	*Kh̃amgry*	Ein Rebhun.
Phœnicopterus	*Naukalle*	Ein gewisser Vogel.
Pileus	*Kabba*	Ein Hut.
Piscis	*t K̃äum*	Ein Fisch.
Pluvia	*Onk̃ui*	Der Regen.
Porcus	*Hakoũ*	Ein Schwein.
Princeps	*K-̃ouque*	Ein Fürst.
Primogenitus	*Kamkõun*	Der Erstgebohrne.
Puer	*Gonã*	Ein Knab.
Puella	*Gõis*	Ein Mägdlein.
Pugillare	*Kã uvv*	Mit Fäusten kämpfen.
Pulex	*Hythé*	Ein Floh.
Pulmo	*Chã non*	Die Lungen.
Pulvis pyrius	*Tk̃áuoklou*	Schieß-Pulver.
Rhinoceros	*Tûabba* oder *Nabba*	Ein Nashorn.
Regio	*Qũoû*	Ein Land.
Rupes vel Scopulus	*Hêiqua* oder *Hyqua*	Ein Felsen oder eine Klippe.
Salve	*Mutze-Atze*	Ich grüsse dich.
Sauciare	*Oũjo*	Verwunden.
Sedere	*Nöuvv*	Sich niedersetzen, sitzen.
Senescere	*Dida-atze*	Alt werden.
Senex	*Didã que*	Ein alter Mann.
Simiæ genus	*Chõakãmma*	Pavian, grosser Aff.
Sol	*Sorré* oder *Sorri*	Die Sonne.
Stare	*Mãá*	Stehen.
Stella	*Kũanchou* oder *tkẽuhouvv*	Ein Stern.
Struthio	*Ammi*	Ein Strauß.
Stultire	*Tuatz Dacha*	Närrisch thun.
Talpa	*Habba*	Maulwurff.
Terra	*Cãmk̃amma*	Die Erde.
Testudo major	*Tschergõu*	Eine grosse Schild-Kröte.
Testiculi	*K̃hrà*	Die Hoden.
Tigris	*Tq̃uassouvv* oder *Kqvussomo*	Ein Tieger.
Tonitru	*Quaouvv*	Der Donner.
Tormentum	*Kayquabou*	Ein Geschütz, Stück.

Lateiniſche	Hottentottiſche	Teutſche Worte.
Torrens	*K'akarrou*	Ein Strom.
Vacca	*Gojes*	Eine Kuh.
Vacca marina	*Tk'ouw* oder *Châkh'ouw*	Meer-Kuh.
Vallis	*Tkã'â*	Ein Thal.
Venter	*Chomma*	Der Bauch.
Veni huc	*Hebba ha*	Komm her.
Ventus	*Toya*	Der Wind.
Verberare	*Doissi*	Schlagen.
Veſtis	*Nomma*	Ein Kleid.
Vetula	*Didaquis*	Ein alt Weib.
Videre	*Km'ou* oder *Kmũ*	Sehen.
Vide hic	*Muatze*	Siehe her.
Vinum	*Dri-fhi*	Wein.
Vir	*Qũ'oique*	Ein Mann.
Vitulus	*Thona* oder *Nonna*	Das Kalb.
Vivere	*Qũ'anjaba*	Leben.
Ungues	*Kloy*	Die Nägel.
Volucres	*Kã'nniqua*	Die Vögel.
Uterus	*Tk'chou*	Der Mutterleib.
Vulpes	*Keũ'lée*	Ein Fuchs.
Vulpes Africana	*Tkenſie*	Eine Art von Füchſen, welche die Holländer Iakhals nennen.
Vulva	*Qu'ã'ou*	Das weibliche Glied.

Die Hottentotten zehlen nur biß auf zehen. Wenn ſie ſo weit gekommen, ſo fangen ſie wieder bey eins an, und zehlen von neuem biß auf zehen. Dieſes wiederhohlen ſie zehenmahl, und ſagen: Zehen zehner, oder zehenmahl zehen, wenn ſie die Zahl beſchreiben wollen. Gehet ihre Rechnung weiter, ſo wiederhohlen ſie die zehne, und wenn ſolches noch zehenmahl geſchehen, ſo ſagen ſie zu dreyenmahlen zehen, nemlich zehen-zehen-zehen, oder zehenmahl hundert, das iſt tauſend, und alſo immer weiter.

Die Zahlen der Hottentotten biß auf zehen ſind:

Q'kui	Eins.
K'kam	Zwey.
K'ouna	Drey.
Hakka	Vier.

Kóro	Fünf.
Nanni	Sechs.
Honko	Sieben.
Khỹssi	Acht.
K˜essi	Neun.
Gyssi	Zehen.

Zulezt muß ich bey meinen Anmerckungen über die Hottentottische Sprache noch dieses beybringen, daß ein einiges Wort öfters vielerley Bedeutungen hat, ja gar oft ganz weit unterschiedene Sachen bedeutet, also, daß es nichts neues ist, wenn man unter der Nation selber Leute antrifft, welche diese Bedeutungen nicht alle wissen. Nun kommen aber die Gelehrten darinnen überein, daß man diesen Fehler, besonders in den ältesten Sprachen, antreffe, und aus solchem allezeit ein Vorurtheil wegen ihres Alterthums sich ergebe.

Sechstes Capitel.

I. Beschaffenheit der Hottentotten. Daß ihnen von andern Authoren zuviel geschehen. II. Die Hottentotten lernen leicht Europäische Sprachen. III. Wissen mit dem Feld-Bau trefflich umzugehen. IV. Ihre Keuschheit. V. Ihre Gerechtigkeit. VI. Sie dienen treulich. VII. Sind großmüthig und liebreich. VIII. Gemüths-Beschaffenheit eines Hottentotten, Namens Claas, und seine Geschichte. IX. Die Hottentotten lieben den Trunck. X. Sind gewaltig faul. XI. Sehr unflätig. XII. Beschmieren ihren Leib mit Fett, worunter sie Kuß mischen. XIII. Tragen Abscheu vor Fisch-Schmaltz. XIV. Ursache, warum sie sich einschmieren. XV. Leben lange Zeit.

I.

DJe Abbildung welche man bißhero von den Hottentotten gemacht, ist allzuausschweiffend. Man hat sie vorgestellet als das wildeste und viehischte Volck in der Welt; ohne das geringste Nachdencken; ohne Wissenschafft von GOtt oder von einem Gottesdienst; ohne Ordnung und Einrichtung; ohne Anzeigen einer Vernunft oder Menschlichkeit. Alle dergleichen

gleichen Beschreibungen dienen vielmehr Erbarmniß zu erwecken, oder dieses Volck lächerlich zu machen, als einen richtigen Begriff von ihme mitzutheilen. Sie müssen entweder aus einer vorsezlichen Boßheit herrühren, welche mit Fleiß alles verkehrt vorstellet; oder von einer ungerechten Eitelkeit, welche alles verachtet, was nicht mit unsern Gebräuchen übereinkommt; oder aus einer tadelhafftigen Ubereilung, welche von Sachen reden will, ehe sie dieselbigen genugsam untersuchet hat. Was mich betrifft, so halte mich für verbunden, diesen unglücklichen Völckern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; ja ich würde mir ein Gewissen machen, sie schlimmer abzumahlen, als sie würcklich sind. In diesem Vorsaze habe ich sie verschiedene Jahre lang sorgfältig untersuchet, und zwar ohne Vorurtheile, weil ich davor halte, daß man nicht sowohl den Unterscheid zwischen den Neigungen der Völcker sich solle befremden lassen, als vielmehr sehen, ob nicht in einigen Stücken noch eine Gleichheit vorhanden seye?

Was ich von den mündlichen Erzehlungen der Hottentotten angemerket habe, ist schon dienlich, die gegen sie geschöpfte Vorurtheile zum Theil zu vernichten, und zu zeigen, daß diese Völcker keinesweges dermassen tumm sind, als man ihnen Schuld giebt. Was ich noch ferner anführen werde, wird nicht weniger dergleichen Würckung erwecken.

II. Ich habe viele Hottentotten gekannt, welche das Holländische, Französiche und Portugiesische vollkommen verstunden, auch diese Sprachen recht gut geredet hätten, wenn der schon erwähnte Accent nicht gewesen wäre. Doch habe ich auch einen gesehen, dem nicht das geringste mehr von dem angewöhnten Wesen aus seiner Mutter-Sprache anhieng, und der das Französische, auch Portugiesische, recht gut aussprach, wie diejenigen bezeugten, so es verstunden, und welche die Richtigkeit der Redens-Arten, und die Geschwindigkeit, damit er redete, nicht genug bewundern kunten.

III. Die Hottentotten verstehen den Acker-Bau ganz ohnvergleichlich besser, als die Europäer auf dem Vorgebürge. Es pflegen diese gar oft jener ihren Rath deßwegen einzuhohlen; doch ist diese Geschicklichkeit ihnen beynahe ganz unnütze, weil man sie nicht dazu bereden kan, daß sie Korn säeten. Folglich haben sie wenig Vortheil von ihren weitläufftigen und fruchtbaren Landschafften. So lassen sie auch in andern Künsten und anderer Arbeit eben soviel Verstand und Geschicklichkeit spühren, als jedwedes Volck; wie wir hernach weitläufftiger sehen werden, wenn wir von ihren Verrichtungen reden.

IV. Einige Reisende haben sich nicht geschämt zu sagen, es wohneten diese Völcker, Männer und Weiber, ohne alle Zucht und ohne die geringste Erbar-

barkeit unter einander. Dieses ist grundfalsch: massen vielleicht keine züchtigere noch erbarere Nation in der Welt, so wohl was die Wercke, als was die Worte betrifft. Bißweilen wollte ich einige bekannte Hottentotten hierüber befragen; allein sie schienen mir allezeit unwillig, wegen des schimpflichen Argwohns, den ich von ihnen, dem Ansehen nach, hatte. Einer unter andern, den ich über diese Beschuldigung von Unerbarkeit befragte, antwortete mir: Wie dann! glauben diese Leute, daß wir unvernünftige Thiere seyen? Meynen sie, daß wir, wie die Hunde, leben? O! wir wissen gar wohl, was Schamhaftigkeit ist. Wir sind nicht so, wie man meynet. Wir haben bessere Begriffe. Dieses ist von Wort zu Wort die Antwort, die ich erhalten. So habe ich mich auch bey vernünftigen und wackern Europäern fleißig deßwegen erkundiget, weil sie schon viele Jahre mit den Hottentotten umgegangen waren. Ich habe sie gefragt, ob sie jemahlen wahrgenommen, daß diese Völcker dergleichen Unzucht begiengen, als man ihnen Schuld gäbe? Sie haben mich aber allezeit versichert, daß sie dergleichen niemahlen entdecket hätten. Also, daß ich mir zu behaupten getraue, zu folge demjenigen, was ich bey diesen Völckern selber gesehen, und von ihnen erzehlen hören, daß in Liebes-Sachen keine eingezogenere Nation unter der Sonnen sey. Übrigens werde ich hernach Gelegenheit finden den Ritter Forbin genauer zu wiederlegen, der in den Nachrichten, so man ihm zuschreibet, versichert, daß nicht allein diese Völker, ohne Unterscheid des Geschlechtes, unordentlich untereinander lägen; sondern auch, daß sie sich, wie die Thiere, nach Belieben paareten, ohne auf die Verwandtschafft Achtung zu geben.

V. Die Ehrlichkeit, die Billigkeit, und geschwinde Justiz, sind ebenfalls Eigenschafften, worinnen die Hottentotten alle andere Völcker übertreffen. Man siehet aus ihren Sitten eine edle Einfalt hervorleuchten, welche allen denjenigen Lobenswehrt scheinen muß, die nicht mit närrischen Vorurtheilen gegen alles das eingenommen sind, was von den geschminckten Europäischen Manieren abweichet.

VI Die Hottentotten sind vortreffliche Dienstbotten, und vielleicht die getreuesten in der Welt. Die Holländer, so eine grosse Anzahl in ihren Diensten haben, wissen auch dieses wohl, und behalten sie deßwegen gerne bey sich. Ihre Treue hält alle Proben. Wiewohl sie die kurzen Waaren, den Wein, Brandwein und Tabac hefftig lieben, und gerne ihre kostbarste Sachen dagegen tauschen; so werden sie doch dergleichen Dinge nimmermehr anrühren, wenn man sie ihnen anvertrauet hat; Ja sie verwehren auch, daß niemand anders sie berühre. Man findet niemahls, daß sie das auf sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen. Sie verrichten die aufgetragene Geschäffte mit solchem

Eifer und Geschicklichkeit, daß man ihre Ehrlichkeit und ihren Verstand leicht daraus abnehmen kan.

VII. Sie übertreffen vielleicht alle andere Völcker an Großmuth und Gast-Freyheit. Sie schöpfen ein sonderbahres Vergnügen, wenn sie einander zu Hülfe kommen, und geben einander Kennzeichen ihrer Freundschafft mit einer so edlen Einfalt, daß man Mühe haben würde, dergleichen Exempel sonsten wo, als in den ersten Zeiten der Welt, zu finden. Der P. Tachard sagt selbsten, er habe sich gewaltig darüber verwundert. Sie haben, sagt er, (*) mehr Liebe und Treue gegen einander, als man insgemein bey den Christen findet. Sie sind gutthätig und hülfreich, fähret er weiter unten fort; sie behalten fast gar nichts vor sich allein; giebt man ihnen etwas, das sich theilen lässet, so bekommt der erste von ihren Bekannten, dem sie begegnen, etwas davon; ja sie suchen ihn ausdrücklich deßwegen, und behalten insgemein das wenigste vor sich. Mich wundert, wie Böving sagen mag, die Hottentotten hasseten einander. Sonsten sind seine Nachrichten zimlich richtig; aber hierinnen hat er einen gewaltigen und unverantwortlichen Fehler begangen: denn die Haupt-Eigenschafft dieser Völcker, welche sie von andern unterscheidet, bestehet in ihrer Wechsel-Freundschafft und in ihrem Wohlwollen gegen einander. Sie können sich gar schwehr entschliessen eines Vortheils alleine zu geniessen. Sollen sie einig Vergnügen dabey finden, so müssen einer oder mehr von ihren Lands-Leuten auch Antheil daran nehmen. Nichts behalten sie sich allein bevor, als ihre Weiber. Hat ein Hottentotte einige Eßwaren verehret bekommen, hat er ein gutes Wildprät, oder einen köstlichen Fisch gefangen, so ist er nicht ehender zufrieden, als biß sein Nachbar auch davon genossen hat. Raucht er, und siehet einen Landsmann vorbey gehen, so ruffet er ihm, und lässet ihn etliche Züge aus seiner Pfeiffe thun. Ja ich habe einen Hottentotten, nach Ertheilung einer solchen Gunst, eben so lustig gesehen, als wir seyn würden, wenn uns ein grosses Glück begegnet wäre. So bald ein Hottentott erfähret, daß einer in Nöthen steckt, oder in Gefahr des Lebens, so eilt er ihm beyzustehen, es seye so weit es wolle. Er wird zwanzig Meilen lauffen, um einen Menschen aus Noth, oder aus dem Elend zu retten. Es giebt allezeit viele Hottentotten, welche von einer Nation oder von einem Dorf zum andern reisen. Uberfället sie die Nacht, so verfügen sie sich ganz gelassen in das nächste Dorff, da man sie einquartieret, und mit Vergnügen bewirthet, ohne einige Bezahlung oder Belohnung zu fordern, wenn auch gleich keine Gemeinschafft sonsten zwischen ihnen seyn sollte. Ist der Wirth so gar arm, daß

(*) Liv. II. pag. 80. et 84.

daß er seinen Gast nicht wohl halten kan, so übergiebt er ihn einem von seinen Nachbarn, welcher sich eine grosse Ehre daraus macht.

Ich stunde in genauer Freundschafft mit einem, Namens Pegu, Hauptmann eines Dorfes, so ziemlich weit von dem Vorgebürge entfernet gelegen. Es war ein Mann voller Vernunfft und Redlichkeit. Dieser kam auf etliche Tage an das Vorgebürge. Da er mich nun besuchte, sagte er nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, er hätte recht grossen Appetit, und es würde ihm ein grosser Gefallen seyn, wenn ich ihme einige Erfrischungen reichen wollte. Ich ließ ihm, so bald möglich, zu essen und zu trincken vorsetzen, sagte auch zugleich, er könnte damit thun, was er wollte. Diese Erinnerung machte er sich zu Nuzen. Man kunte von meinem Zimmer auf die Gasse sehen; da er nun einen Hottentotten vorbey gehen sahe, lud er ihn ein, ihme Gesellschafft zu leisten. Das Anerbieten wurde auch angenommen, und sie fiengen beede an, recht herzhafft zu essen. Weil mir nun die Freygebigkeit der Hottentotten etwas fremdes war, so wunderte ich mich über die Freyheit des Pegu, und sagte zu ihm, da sein Gast weggegangen war, er wäre meines Erachtens nicht gar vorsichtig: massen er aus dem Vorrathe, den ich ihm gegeben, zwey biß drey Mahlzeiten hätte machen können, falls er hätte spahren wollen, und wäre es gut gewesen, wenn er seine Reise überleget hätte, indem er nunmehro von Hause entfernet seye. Diese Klage befremdete ihn, und gab er mir in seiner Sprache folgende merckwürdige Antwort: Ich habe der Gewohnheit der Hottentotten gefolget. Ich kan nicht das geringste essen, ohne einem von meinen Brüdern etwas mitzutheilen, (diesen Namen geben sie einander,) wenn ich ihn vorbey gehen sehe. Komme ich zu ihm, so sezt er mir auch vor alles, was er hat. Diese vernünftige und edelmüthige Antwort werde ich niemahlen vergessen. So offt ich daran gedenke, spühre ich in meinem Herzen eine Vermischung von Vergnügen und Schmerzen; von Vergnügen, weil sie mir ein Uberbleibsel vor Augen stellet von der Liebe und großmüthigen Gast-Freyheit, welche die Alten beobachteten; von Schmerzen, wenn ich bedencke, daß heydnische Völcker, die wir wilde nennen, solche leutseelige Neigungen hegen, die man unter Christen vergeblich sucht. Sie üben ihre Barmherzigkeit an jedermann aus; Es geniesset sie der Alte wie der Junge, der Reiche wie der Arme, der Bekannte wie der Unbekannte. Niemahlen habe ich die geringste Spuhr einer Gewinnsucht an ihnen finden können. Ja die Fremden, so ihres Beystandes bedürfen, empfinden die Würkungen ihrer Mildthätigkeit eben so wohl, als ihre eigene Landsleute.

Der Capitain Theunis Gerbranz van der Schelling hatte sein Schiff in der Bay von Goa verlohren. Nach zwey monathlichem herum wandern,

hatte er das Glück einen Hottentotten anzutreffen, der etwas Holländisch verstunde. Während dieser langen Zeit hatte der Capitain, mitten unter tausend Gefährlichkeiten, nichts anders zu essen gefunden, als rohe Meer-Muscheln. Die letzten drey Tage hatte er gar nichts genossen, und war also, wie leicht zu erachten, in einem elenden Zustande. Zu allem Uberfluß hatte er noch die rothe Ruhr, und war fast gänzlich nackend. Der mitleidige Hottentott, der schon vorhero mehrere schiffbrüchige Personen aufgenommen hatte, nahm auch den Capitain auf in seine Hütte, sprach ihm Trost ein, und versicherte ihn seiner Bereitwilligkeit zu allen möglichen Diensten. Der Capitain erzehlte ihm sein Unglück und Nothstand. Dieses gieng dem Hottentotten tief zu Herzen, er sagte ihm, daß er anfänglich nur wenig, und keine schwere Speisen zu sich nehmen müßte; daß vor seinen Magen nichts bessers wäre, als wenn er etwas leicht-verdäuliches, aber wenig und zum öfftern, genösse. Komm nur und ruhe aus, sprach er, unterdessen will ich dir das beste Essen zubereiten, das ich finden kan. So gleich schürte er Feuer an, und kochte kleine Schnitten Schöpsen-Fleisch in einem Topf, unterdessen biß dieses fertig wurde, suchte er etwas, um die Blösse seines Gastes zu bedecken; wornach er ihm ein wenig Fleischbrühe, und einen Schnitten-Fleisch vorsezte. Eine Stunde hernach gab er ihm wieder zu essen, und also immer von Zeit zu Zeit, etliche Tage lang, biß der Magen des Capitains sich allmählig an diese Nahrung gewöhnte. Von ohngefähr befande sich etwa zwanzig Meilen weit von diesem Orte ein gewisser Claas, der Vieh auf Rechnung des Gouverneurs einhandelte. Als der Capitain, der ihn kannte, diese Zeitung von seinem Wirth vernommen hatte, schickte er einen Botten hin, ihm sein Unglück zu vermelden, und ihn zu bitten, er möchte ihn besuchen und mit hülffreicher Hand beystehen. Claas nahm den Augenblick alles zu sich, was dem Capitain in seinen gegenwärtigen Umständen nöthig fallen kunte, zumahl bequemere Kleider, als selbiger damahlen hatte, und kam mit diesem Vorrathe an die Hütte, woselbsten er nebst dem Wirthe, den Capitain in kurzer Zeit zur völligen Gesundheit verhalf, und in Stand sezte, nach dem Vorgebürge zu reisen, wohin Claas ihn begleitete.

VIII. Ich habe versprochen die Geschichte dieses edelmüthigen Hottentotten zu erzehlen, und glaube ich, es wird sie niemand ohne Bewegung lesen können. Sie wird dienen die Treue, Großmuth und Neigung dieser Nation in ein rechtes Licht zu stellen. Claas war aus einem Hottentottischen Geschlecht entsprossen, welches sehr grosse Vieh-Heerden besasse, das ist, welches gewaltig reich war: denn hierinnen bestehen ihre Reichthümer. Sein Vatter verließ sich auf seine grosse Geschicklichkeit, und vertrauete ihm bey guter Zeit schon eine kleine Heerde; womit er so vortheilhafftig umgieng, daß

sie

sie gar bald anwuchs. Seine Wohnung lag weit von dem Vorgebürge in dem Lande des Koopmanns; daselbst lebte er vergnügt mit seiner Frauen, welche unter ihren Landsleuten vor eine Schönheit gehalten wurde. (*) Die Liebe, so in allen Gegenden und unter allen Nationen ihre Macht beweiset, war auf den Untergang dieses Paares bedacht. Der Hauptmann des Dorfes hatte sich in diese Frau verliebt, und dachte seit langer Zeit auf Mittel seine straffbare Neigung zu vergnügen. Anfänglich versuchte er sie mit Geschencken zu bestechen. Allein die Hottentottin war unbeweglich. Dieses Widerstandes wurde er überdrüßig, und wegen der gefundenen Hindernisse ganz rasend, beschloß also, sie zu entführen, welches Vorhaben er auch bald hernach ins Werck stellte. Claas war hierüber desto betrübter, weil er, in Betrachtung des Raubers grossen Ansehens, keine Gerechtigkeit zu erhalten, hoffen durffte. Zwar legen die Holländer sich allemahl ins Mittel, wenn zwischen ganzen Nationen Uneinigkeit entstehet, allein sie mischen sich niemahlen in Privat-Streitigkeiten, folglich hatte er von ihnen keine Hülfe zu gewarten, und befliß sich also sein Unglück mit Gedult zu tragen, niemand aber darein zu verwickeln, und dadurch Unruhe zu erwecken.

Unterdessen wendete der Hauptmann alle Mittel an, um die Früchte seines Lasters zu geniessen. Er vergaß weder Liebkosungen, Schmeicheleyen, Versprechungen noch Drohen, um die Hottentottin zu verführen. Allein diese getreue Frau hielte nicht für nöthig sich zu verstellen, und schonte ihren Tyrann im geringsten nicht. Sie warff ihm seine Unthat unaufhörlich vor, und belegte ihn mit allen Schmähungen. Dieses Verfahren reitzte ihn zum Zorn, er schloß sie genauer ein, und wandte allen Fleiß an, sie zur Gegen-Liebe zu bewegen. Da er aber zulezt sahe, daß alles vergeblich war, schrieb er den hartnäckigsten Widerstand dieser Frauen der Hoffnung zu, worinnen sie lebte, dereinsten wieder zu ihrem Manne zukommen; und in diesen Gedan-

(*) In dem teutschen Original des Herrn Kolben steht von der ganzen Liebes-Geschichte „bloß folgendes: Dazu kam noch, daß der Koopmannischen Nation ihr Capitain ihm „seine Frau zuruck behalten, die von ihm weg- und nach dem Koopmannischen Capi„tain zulief, als welches nichts neues, und gar vielmal geschiehet. Da sie nun wie„derkehren wollte, er aber selbige nicht folgen liesse, so warf jener einen grossen Haß „auf ihn ꝛc. „ Nun hätte man zwar dem Französischen Uberseżer leicht gönnen mögen, daß er die seinen Landsleuten angebohrne Geschicklichkeit im Roman-Schreiben, an einem Hottentottischen verliebten Paare erwiesen hätte; allein, weil er in seiner Erdichtung einfliessen läßt: Claas hätte wegen des Raubers grossem Ansehen keine Gerechtigkeit zu erhalten hoffen dürffen, welches aber denjenigen gerade zuwieder laufft, was Herr Kolb von der Hottentotten Unpartheylichkeit in Bestraffung der Laster vorbringet: so hat man den geneigten Leser der eigentlichen Wahrheit versichern wollen.

ken beschloß er eine zweyte Ubelthat vorzunehmen, damit er die erste vollziehen möchte.

Claas wurde von den Holländern wehrt gehalten: er hatte der Colonie auf dem Vorgebürge wichtige Dienste geleistet, und leistete sie noch täglich. Der Ruff von seinen Diensten, von seiner Redlichkeit und Geschicklichkeit, war so gar biß nach Amsterdam erschollen. Da er allezeit den Nutzen der Compagnie treulich zu befördern suchte: so hatte er auch eben damahls einige wichtige Verrichtungen, die ihme der Gouverneur van der Stell aufgetragen, glücklich geendiget. Es sollten nemlich einige Waaren gegen Vieh vertauschet werden. Er begnügte sich mit demjenigen, was man ihme geben wollte, und leistete alle diese treffliche Dienste, ohne was gewisses für seine Mühe zu bedingen. Nebst der Treue gegen die Holländer besaß er auch eine unerschöpfliche Leutseeligkeit, eine Gütigkeit, die sich über jedermann ohne Ausnahme erstreckte. Ob er gleich in einer gänzlichen Unwissenheit, was den Gottesdienst betrifft, gebohren und erzogen war; so hatte er doch herrliche Gemüths-Eigenschafften, und richtete seinen Wandel nach tugendhaften Vorschrifften ein. Ja ich getraue mir zu sagen, er habe soviel liebreiches und gutthätiges an sich gehabt, als man immermehr an denjenigen unter uns finden kan, welche diese schöne Eigenschafften im höchsten Grade besitzen. Eine Probe davon ist der Eifer, damit er den Capitain von der Schelling beygesprungen. Es hatten auch andere Europäer die Gutherzigkeit dieses Hottentotten in der That erfahren. Er ließ keine Gelegenheit fahren, wenn er selbige erzeigen kunte, und sein Reichthum gab ihm genugsame Mittel an die Hand. Diese Tugenden, die Dienste, so er den Holländern leistete, und die Liebkosungen, die sie ihm erwiesen, brachten ihm den Haß von vielen Personen unter beeden Nationen zu wegen. Einige darunter waren vormahls auch in dergleichen Tausch gebraucht worden; weil sie aber nicht so gut zu rechte kamen, gedachte man nicht weiter an sie. Der Gouverneur hielte sehr viel auf Claas, trug ihm alle seine wichtigen Verrichtungen auf, die er allezeit wunderwohl zu Ende brachte; und damit ihn seine Feinde nicht angreiffen durften, gab er ihm allemahl zwey Soldaten von der Besatzung mit, wenn er ihn ins Land schickte.

Einige Holländer also liessen sich diesen Vorzug in der Seele verdriessen, weil sie dadurch gehindert wurden ihren betrügerischen Unterschleiff ferner fortzutreiben, dem sie ihren erworbenen Reichthum zu dancken hatten, und schwuren Claasen den Untergang. Da sie Nachricht bekamen von des Hottentottischen Hauptmanns gottlosen Vornehmen, so war ihnen ein leichtes, selbigen auch in ihre Zusammenschwörung zu ziehen. Man beschloß den Claas beym Gouverneur anzugeben, und zwar durch den Rauber seiner Ehe-Frauen.

Man

beschuldigte ihn, er hätte Böses vor gegen die Holländer, und machte sich einen Anhang, um sie von dem Vorgebürge zu vertreiben. Claas war der reichste unter allen Hottentotten geworden durch das ansehnliche Vermögen, welches ihm sein kurz vorhero verstorbener Vatter hinterlassen hatte. Also redete man es ab, ihn anzuklagen, als ob er sich mit Schaden des Gouverneurs bereichert hätte, theils, weil er die ihme anvertrauete Waaren sollte unterschlagen, theils, weil er das der Compagnie zuständige Vieh vor sich sollte behalten haben. Die Anklage wurde vorgebracht. Der Gouverneur hatte die Treue und Liebe des Angeklagten in tausend Gelegenheiten ohne falsch befunden; unzehligmahl hatte er Proben von sich gegeben, wie viel er auf ihn ins besondere hielte. Unterdessen dachte er entweder nicht, daß seine Ankläger so leichtfertige Bösewichter wären, oder liesse sich die Augen durch die Confiscation der Güter von dem Angeklagten verblenden, als welche ihm auf dem Fall, wenn er schuldig befunden würde, heimfielen, und verliehe also der Anklage geneigtes Gehör. Sein Fähndrich bekam Befehl, Claas gefangen zu nehmen. Dieser Officier war der vornehmste Urheber der Verschwörung, und folglich wandte er allen möglichen Fleiß an. Er langte mit sechszehen Soldaten sehr frühe bey dem Dorffe an, wo der Hottentott wohnte. Jedermann lag noch in der Ruhe. Der Fähndrich umringte das Dorf, und war so grausam, diese friedfertige Einwohner mit einer Musqueten-Salve zu begrüssen, ehe er ihnen seine Ankunfft zu wissen that. Auf diesen Lermen kam Claas ganz bestürzt heraus; und, wie er sahe, daß sie von Holländern angegriffen würden, wandte er sich zu ihrem Anführer, und fragte ihn auf Holländisch, welches er sehr gut redete, nach der Ursache dieses Angriffs. Der Fähndrich gab zur Antwort: Er wäre deßwegen da, um sich seiner zu bemächtigen, damit er vor dem Gouverneur Red und Antwort gäbe wegen einer Zusammen-Verschwörung, die er gegen die Nation angezettelt, befahl ihm zugleich, sich gefangen zu geben. Claas erstaunte über diesen Vortrag, und antwortete: Was! ich solle eine Verschwörung gegen die Holländer vornehmen? Ich, der ich so viele Proben von meinem Eifer und von meiner Liebe gegen sie an den Tag geleget habe? Ich, der ich ihnen so lange und so treulich gedienet habe! Der Fähndrich versezte, es wäre weder Zeit noch Ort zu streiten, er solle sich ergeben, oder er würde Feuer auf ihn geben lassen. So ist es den würcklich wahr, fieng Claas wieder an, daß man mich dergleichen Dinge beschuldiget? Gedulder euch ein wenig. Damit wiese er auf die Einwohner des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder, welche auf den Lermen herbey gelauffen waren: Was haben euch diese Leute gethan, daß ihr sie dem Feuer eures Geschüzes unterwerfet? Sind sie auch mit in der Zusammen-Verschwö-

schwörung verwickelt? Wenn ich allein der Schuldige bin, mein Herr, wie mir ihr Stillschweigen anzeiget, warum greiffen Sie diese Unschuldige ohne Uberlegung an? Hiernächst ist dieser Ort etwann befestiget? Habe ich einiges Gewehr? Warum thut man nicht lieber mir ihre Ankunfft und aufhabenden Befehl zu wissen? Habe ich geweigert mich in ihre Hände zu liefern? Was meine Treue gegen ihre Nation, meine aufrichtige Neigung und meinen Eyfer zu ihren Diensten betrifft, davon können wenige Personen besser urtheilen, als Sie selbsten. Sie sind so offt ein Zeuge davon gewesen, daß ich keinesweges begreiffe, wie Sie, oder sonsten jemand, ein Mißtrauen in meine dermassen lange Zeit bewährt-befundene Redlichkeit setzen kan. Der Fähndrich empfand ohne Zweiffel einige Gewissens-Bisse bey Anhörung dieser Rede, die ihn selbsten mit betraff, deßwegen legte er Claasen ein Stillschweigen auf, und wiederhohlte den bereits ertheilten Befehl, sich bey Straffe des Todes gefangen zu geben. Der Hottentott liefferte sich in seine Hände, und sagt dabey: Seine Unschuld fürchte sich vor keiner Untersuchung, er könne ihn also hinbringen, wo er wolle. Den Augenblick bemächtigte sich der Fähndrich seiner, und ließ ihn mit Stricken binden; welches bey den Hottentotten ein sehr grosser Schimpf ist, als welche von keinem grössern wissen, es seye dann, als ein Schelm zu sterben.

In diesem Zustande wurde Claas vor den Gouverneur gebracht, der ihm seine Ankläger an die Seite stellte. Er stunde alle Verhöre mit derjenigen Gemüths-Ruhe und Heiterkeit aus, welche nur allein die Unschuld begleitet. Die Gründlichkeit, damit er das Vergehen seiner Feinde widerlegte, solte jedweden Richter überzeuget haben, der nicht so gar sehr wäre eingenommen gewesen. Er führte ihnen die Dienste zu Gemüthe, die er der Compagnie, der Nation, dem Gouverneur, und vielen Personen ins besondere erwiesen hatte: wie er denn erst vor ganz kurzer Zeit ein sehr wichtiges Geschäffte ausgerichtet, auf solche weise, daß der Gouverneur zum höchsten damit vergnügt gewesen. Er zeigte, daß ihn seine Feinde aus lauter Boßheit mit erdichteten Anklagen beschuldigten, keine Beweißthümer darlegen könnten, und folglich klar am Tage läge, daß man ihn bloß zu unterdrücken suchte, wie das Gerüchte bereits allenthalben lief. Allein er merckte gar bald aus des Gouverneurs Aufführung, daß dieser nicht verlangte eines bessern überführet zu seyn. Mit einem Worte: Claas wurde auf das bloße Angeben seiner Feinde ins Elend auf Robben-Eyland verwiesen, und alle seine Güter eingezogen.

Bald darauf bekleidete der Fähndrich das Amt dieses Unglückseeligen, und wurde Agent von der Compagnie. Er führte sich aber so übel dabey auf,

und

und begieng so vielen Unterschleif, daß die Ehrlichkeit und Geschicklichkeit des Claasen nur desto stärker hervorleuchtete. Dieser neue Commissarius gieng auf eine stolze und trotzige weise mit den Hottentotten um, wodurch er sie erbitterte, und gar oft das gute Verständniß wankend machte, das zwischen beeden Nationen regierte. Seine Betrügereyen machten gar bald den Handel beschwehrlich. Seine Ausschweiffungen und Spitzbübereyen warfen den Credit und die Angelegenheiten der Compagnie gänzlich zu Boden. Die Hottentotten schlugen ihr Vieh um unmäßigen Preiß an, und endlich wurde die Handlung dermassen beschwehrlich, und der Nutzen so gering, daß die Bewindhaber, um diesen Unordnungen abzuhelfen, gar niemand mehr zu den Hottentotten abschickten, sondern das benöthigte von den Kaufleuten auf dem Vorgebürge einkaufften, welche ihre Waaren um weit billigern Preiß erhielten. Auf diesem Fusse stehet die Handlung der Compagnie noch heutiges Tages.

Der Capitain van der Schelling, welchem Claas so großmüthig beygesprungen war, befande sich damahls auf dem Vorgebürge, als es seinem Wohlthäter so unglücklich ergieng. Weil er nun um die Anklagen wuste, die man ihm aufgebürdet hatte, so machte er bey denen Bewindhabern der Compagnie nach seiner Ankunft in Holland so viele Vorstellungen, daß sie ohne Verzug Befehl gaben, den Claas zurücke zu beruffen, und in Besitz alles seines Vermögens zu setzen. Der Befehl wurde zum Theil erfüllet, nemlich man berief ihn zurück, gab ihm aber nur was weniges von seinen Heerden wieder. Claas bezog seine alte Wohnung mit Freuden mit dem Überbleibsel seines vorigen Reichthums, allein er genoß dieses Glück nicht lange. Der Hottentottische Hauptmann vermochte seines Raubs nicht anderst, als mit Mühe, zu geniessen: weil er also allen Wiederstand aus dem Grunde heben, und die Früchte seiner Ubelthaten in Ruhe geniessen wolte, ließ er ihn ermorden. Vielleicht kamen noch andere Ursachen dazu. Dem sey, wie ihm wolle, niemand verlangte diesen Mord zu untersuchen. Dieses ist die Geschichte des Claas, dieses großmüthigen Hottentotten, dessen trefliche Eigenschafften einen ganz andern Begriff von diesen Völckern erwecken müssen, als man insgemein von ihnen hat, ja welche zu einem Exempel und zu einer Vorschrifft für die Christen dienen können.

IX. Nachdem wir diese Nation auf ihrer schönen Seite angesehen, so wollen wir auch ihre Fehler betrachten. Das erste Laster, das in die Augen fället, ist die Trunckenheit. Wenn sie genug starkes Getränckes hätten, so würden sie ganz gewiß diesem Laster am meisten unter allen Völckern ergeben seyn. Denn so bald sie welches erhalten, gehen sie nicht mehr vom Fasse hinweg, so lang ein Tropfen darinnen ist, und so lang sie das Glas zum

Munde führen können. In Ermangelung starken Getränkes berauschen sie sich mit Tabac, davon sie so lange rauchen, biß ihnen alle Sinnen vergehen. So sehr sie aber nach starkem Getränke streben, darf man doch nicht befürchten, daß sie dasjenige angreiffen möchten, was man ihnen in Verwahrung giebt. In diesem Falle enthalten sie sich eben so genau von Dingen, die sie aufs stärkste lieben, als von andern, wornach sie nichts fragen. Gleichermassen, wenn sie einig Getränke gemeinschafftlich besitzen, begnüget sich jedweder mit seinem bescheidenen Theile, ohne daß einer den andern betröge.

Die Weibsbilder sind bey Gelegenheit eben so unmäßig, als die Männer. Es ist nichts lustigers, als beederley Geschlecht im Trunke zu sehen. So lange sie sich aufrecht halten können, machen sie Lufft-Sprünge, seltsame Geberden und Stellungen, meistens von ihrer eigenen Erfindung: massen ich in Europa dergleichen niemahlen gesehen. Diese lustige Gauckeleyen begleiten sie mit schröcklichem Heulen und Geschrey. Doch sind die vollen Weiber noch weit närrischer und rasender, als die betrunkenen Männer. In dem Hause, da ich anfänglich auf dem Vorgebürge wohnte, war eine Hottentottische Magd, welche man wegen ihrer Treue, Hurtigkeit, und guten Gemüths, sehr wehrt hielte. Ihr einiger Fehler war, daß sie gerne trank, und da wurde sie von dem geringsten Übermasse ganz toll und närrisch. Deswegen beschnitte man ihr auch alle Gelegenheit, dieser Neigung ein Genügen zu thun. Ich wuste nichts, weder von dem Fehler dieses Mägdgens, noch von den Ausschweiffungen ihrer Lands-Leute. Eines Morgens kam sie zu mir, und bate mich inständig, ihr ein wenig Wein zu geben. Ich trage, sagte sie, schon seit geraumer Zeit, eine unbeschreibliche Begierde, mich bey einem Gläsgen von diesem Getränke lustig zu machen, weil ich schon lange nichts davon getrunken habe, auch nicht weiß, wie ich es anstellen solle, daß ich etwas bekomme. Ich erbarmte mich, und fragte, ob niemand ihr aus Mitleiden ein Glas Wein gegeben hätte? Sie antwortete: Nein. Gut, sagte ich, den Gefallen will ich euch erweisen; wieviel wollt ihr? Auf diese frohe Zeitung war sie ihrer nicht mehr mächtig, machte mir eine recht bewegliche Danksagung, und reichte ein Gefäß dar, welches ich voll goß, dabey aber ihr einbande, nicht alles auf einmahl auszusauffen, sondern spahrsam damit umzugehen. Dieses versprach sie; Allein nach etlichen Minuten kam sie mit lauter Lachen zurücke, und hatte das Gefäße ganz leer in der Hand. Sie sagte ganz beherzt zu mir: Wie sie sehen, mein Herr, so komme ich noch einmahl, und bitte um etwas Wein. Er mag sehr gut seyn, allein ich weiß es noch nicht gewiß, möchte es jedoch gerne wissen. Ge-

ben sie mir noch etwas; sie sind so gütig und schlagen mir dieses nicht ab. Diese Vertraulichkeit nahm mich Wunder; und, weil ich wohl sahe, wo es ihr fehlte, so sagte ich, sie solte nichts mehr haben, weil sie nicht sparsamer damit umgegangen, wohl aber wolte ich zu anderer Zeit ihr etwas geben. Hierüber lachte sie aus Leibs-Kräfften, und versicherte mich, sie würde ganz gewiß nicht ehender von mir weggehen, biß ich ihre Bitte erfüllte. Die gegenwärtige Zeit, sprach sie, ist allemahl die beste. Ein andermahl haben Sie vielleicht keinen Wein mehr, oder vielleicht ist er nicht so gut. Mich dünckt, ich habe niemahlen einen bessern getrunken, doch weis ich das nicht recht gewiß: deswegen müssen Sie mir aus diesem Zweifel helfen, und zwar jezo gleich. Ich that mein möglichstes, ihr ungestümmes Anhalten mit guten Worten abzutreiben, aber vergeblich. Endlich drohete ich im Zorn, ich wolte mich bey ihrem Herrn und Frauen beklagen, war auch im Begriff nach ihnen zu gehen; allein in dem Augenblick kamen sie beede selbsten, weil sie das Lärmen von unserm Streit gehöret. Deswegen lies sie aber im geringsten nicht ab, in mich zu dringen. Sie machte dabey so gewaltsame und dabey so lächerliche Gebärden, daß mein Wirth und meine Wirthin vor Lachen hätten umfallen mögen. Endlich riethen sie mir, weil ich einmahl schon die Unvorsichtigkeit begangen, diesem Weibsbild Wein zu geben, so solte ich sie völlig zufrieden stellen, wir würden was zu lachen haben. Ich füllte also ihren Krug noch einmahl, und sie soff ihn auch den Augenblick rein aus; Wornach sie sagte, zum Zeichen ihrer Danckbarkeit, wolte sie mich hiermit mit einem Hottentottischen Tanz beehren. Dieser bestand aus einer Vermischung von Trappen mit den Füssen, Lufft-Sprüngen, und seltsamen Stellungen. Diese lächerliche Bewegungen liesse sie sich dermassen angelegen seyn, daß ihr die Dünste den Kopf einnahmen, und sie wie ganz rasend wurde. Sie stunde zuweilen still, warff zerstöhrte Blicke auf uns, und fieng hernach an mit unglaublicher Hefftigkeit zu plaudern, und unzählige ungereimte Dinge vorzubringen. Einen Augenblick hernach fieng sie erschröcklich an zu lachen, sodann folgte ein Geheule und unerträgliches Schreyen, dergleichen man von keiner menschlichen Creatur vermuthen solte. Sodann fieng sie wieder an zu plaudern, und warf sich viele Fehler vor, die sie ganz gewiß niemahlen begangen hatte. Auf diese Uberlegung ihres eigenen Zustandes schiene sie ganz ruhig, als wenn ihr nichts mehr fehlete. Sie tadelte mich ganz vernünftig, weil ich ihr so viel Wein gegeben hätte, und sagte, ich wäre Schuld an ihrer Trunkenheit, massen ich sie wieder ihren Willen zum trinken gezwungen. Allein diese Gelassenheit währte nicht lange; das Schreyen, Heulen, Springen und Plaudern gieng wieder ärger an, als vorhero, und dauerte so lange, biß ihr

Herr mit Prügeln drohete, wenn sie nicht zu Bette gehen würde. In selbigem brachte sie die Nacht ganz ruhig zu. Da aber das arme Mägdgen des andern Morgens an das geschehene gedachte, schämte sie sich, jemand anzusehen. Unterdessen muste sie vor ihrer Frau erscheinen, und eine scharfe Straf-Predigt anhören, daß sie die bittern Zähren darüber vergoß. Sie fiel auf die Knie, (welches was rares bey den Hottentotten,) und bat um Vergebung wegen der angestiffteten Unruhe im Hause; hernach kam sie in mein Zimmer, ebenfalls um Vergebung zu bitten, und zu versichern, daß sie Lebenslang keinen Wein mehr trinken wolte. Ich antwortete, dieses Getränke wäre an sich selber gut, nur müste man es mäßig gebrauchen, und läge der Fehler bloß an ihr, wenn sie sich übel drauf befände. Das ist wahr, mein Herr, sagte sie; allein, weil es in meinem Vermögen nicht stehet, mich zu mäßigen, so ist das beste für mich, daß ich mich gänzlich davon enthalte. Diesen vernünftigen Entschluß hat sie auch vollkommen ins Werck gesetzet: denn von dieser Zeit an, hat sie niemand weder Wein noch ander stark Getränke sehen trinken.

Doch mag die Trunckenheit bey den Hottentotten noch so groß seyn; so verleitet sie dieselbigen doch nicht zu denen Lastern, welche in Europa daraus entstehen. Sie begehen niemahlen weder Unzucht, noch Ehebruch. Alle Unordnungen, welche durch sie verursacht werden, lauffen auf Streitigkeiten und Schlägereyen hinaus, und zwar nur bey den Männern: Die Weiber schlagen sich gar selten, und ihre Schlägereyen sind niemahlen grimmig. Ja ihre Anwesenheit kommt den üblen Folgen zuvor, so aus den Zänckereyen der Männer entstehen könten. Sie vermögen durch ein einiges Wort die hizigsten Streitigkeiten beyzulegen. Sobald sich die Weiber zeigen, lassen die Kämpfer ihr Gewehr fallen; ja oft werden sie nach einer viertel Stunde, wenn die Ursache nicht von Wichtigkeit gewesen, wiederum so gute Freunde, als vorhero, setzen sich nieder, und rauchen aus einer Pfeiffe. Bey ihnen ist ein Kennzeichen der Freundschafft und Versöhnung, wenn sie einen Krayß schlieſſen, und jedweder zwey biß drey Züge aus einer einigen Pfeiffe thut, welche so lange im Krayß herum gehet, biß sie leer ist. Kommt aber der Streit über etwas wichtiges her, oder die Partheyen sind sehr erzürnt, so setzen sie ihren Grimm so lang bey Seite, biß die Weiber wiederum weggegangen, wornach der Krieg mit gröſſerer Hize, als zuvor, fortgeführet wird. Übrigens bekümmern sich die Weiber nicht sonderlich darum, so lange man sich nur mit den Stöcken schlägt: denn dieses ist nur so eine Übung zum Zeit-Vertreibe, und geht zum höchsten mit einigen Beulen auf dem Schedel, oder mit einigen zerwalckten Rippen ab. Ordentlich erscheinen die Weiber allererst, wenn die Männer nach den Lanzen oder Hassageyen greiffen, sodann

machen

machen sie Friede: denn was ihre Bogen und Pfeile betrifft, so bedienen sie sich derselben niemahlen bey ihren Rauff-Händeln. Unterdessen geschiehet es oft, daß schon viele auf dem Plaz liegen, ehe die Weiber herbey kommen.

X. Ihr zweyter oder vielmehr dritter Fehler ist die Faulheit. Diese kan man nicht sattsam beschreiben, sowohl was das Gemüthe, als was den Leib angehet. Es ist kein Volk unter der Sonnen, das gleichen Abscheu, als dieses, vor allem Nachdenken und Arbeiten bezeuget. Man solte meynen, sie liessen ihre Glückseeligkeit in einem müßigen und sorglosen Leben bestehen. Wiewohlen sie ohne Widerspruch eben so grosse Geschicklichkeit zum Nachdenken, und etwas auszusinnen, als jedwede andere Nation, besitzen; so mögen sie doch diese Mühe nicht haben. Nachdenken halten sie für arbeiten, und arbeiten für eine Plage des Lebens. Sie glauben, es seye der menschlichen Natur am gemässesten, und am angenehmsten, im Müssiggange zu beharren; sie beharren auch würcklich zum wenigsten drey Viertheile des Tages darinnen. Sie lassen sich ihr Allerliebstes abgehen, wenn es ihnen nur nicht ohnumgänglich nöthig fället, ehe sie es durch eine Beschäfftigung verdienen solten. Nichts kan sie aus ihrer Ruhe bringen, als eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Nichts kan sie zur Arbeit reitzen, als ein dringender und merklicher Mangel, oder ein hefftiger Affect. Sodann geben sie niemanden etwas an Emsigkeit und Fleisse nach. Allein sobald sie haben, was sie verlangen, so verfallen sie wieder in ihre vorige Faulheit, welche ihnen angebohren scheinet. Böving ruckt ihnen diesen Fehler auch für in seiner Beschreibung von den Hottentotten. *

XI. Dieser allgemeinen Trägheit ist vermuthlich zuzuschreiben die schreckliche Unsauberkeit in ihrem Essen und Trinken. Dieser Fehler ist ohnlaugbar; jedoch dünckt mich, daß ihn die Reisenden allzugroß vorstellen. Besonders sagt Mercklin, daß alle Hottentotten ohne Ausnahme die Eingeweide der Thiere halb rohe fressen, so, wie sie voll Unflath und Koth stecken. Will man ihm glauben, so fragen sie nichts darnach, ob das Gedärme frisch sey, oder stincke; sie fressen es mit gleicher Begierde.

Ich habe viele Jahre unter ihnen zugebracht, und zwar in verschiedenen Gegenden dieses weitläufftigen Landes, folglich Gelegenheit genug gehabt zu untersuchen, auf was für Weise sie ihre Speisen zubereiten und geniesen; Dergleichen aber habe ich nichts gefunden, vielmehr allezeit gesehen, daß sie das Gedärme vorhero waschen, von dem Unflathe reinigen, und hernach durch rein Wasser ziehen. Sodann lassen sie selbiges im Blut

* Pag. 8.

des Thieres kochen, schütten auch zuweilen Milch darunter. Haben sie kein Blut, so braten sie dieselbigen auf Kohlen, weil sie weder Rost noch ander Geräthe besizen, das man statt eines Rostes gebrauchen könte. Zwar gestehe ich, daß sie bey allem diesen unsauber genug umgehen, daß ein Europäer einen Eckel bekommen kan, doch nicht so gar sehr, wie Merklin ihnen vorwirfft. Ubrigens bin ich so vorwitzig gewesen, diese gekochte Gedärme zu versuchen, und kan versichern, man mag von meinem Geschmacke urtheilen, was man will, daß mir diese Speise sehr gut geschmeckt hätte, wenn mir die Köche unbekannt gewesen wären, oder wenn ich die Gedanken von ihrer Unsauberkeit hätte aus dem Kopf bringen können.

Man beschuldigt sie auch mit Unrecht, als ob sie ihren Bauch aller Orten ausleereten, wo sie sich befänden, und in Gegenwart aller Leute. Dieses ist die grösseste Unwahrheit; ja ich glaube, daß in diesem Falle kein ehrbarer Volk anzutreffen sey. Ich bin viele Jahre unter ihnen gewesen, habe aber niemahlen einen einigen in dieser Stellung gesehen, auch allezeit einmüthig sagen hören, daß sie sich in selbige niemahlen begeben, wenn jemand zugegen ist. Trifft man sie zuweilen darinnen an, so geschiehet es von ungefähr, wenn sie es nicht vermuthen. Ja sie sind von diesem groben und säuischen Wesen dermassen entfernet, daß sie niemahlen nur einen Wind in Beyseyn eines Europäers streichen lassen, ja nicht einmahl in Beyseyn eines Hottentotten. Nimmt sich ein Holländer dergleichen Freyheit in ihrer Gegenwart heraus, so ärgern sie sich darüber, und beschämen ihn. Ich weiß nicht, was für Freude man hat, die Fehler der Hottentotten zu vergrössern. Ihre Unsauberkeit ist ohnehin groß genug, ohne daß es nöthig fiele, der Beschreibung davon noch etwas zuzusetzen.

XII. Was sie noch unflätiger macht, ist dieses, daß sie sich den ganzen Leib, von Kopf biß auf die Füsse, mit Butter oder Schaafs-Fette einschmieren, worunter sie Rus mischen, den sie von ihren Töpfen abkrazen. Weil sie von Natur eine Castanien-oder Caffée-Farbe haben, so wollen sie sich durch diesen Anstrich eine dunklere Farbe beylegen, die ihnen schöner düncket. Diese Gewohnheit beobachten sie mit grosser Sorgfalt, von ihrer zärtesten Kindheit an; und man kan sagen, daß in dieser einigen Sache sie keine Faulheit erzeigen. So bald die Sonne, der Staub, oder ein anderer Zufall, diese unangenehme Schminke wegnimmt, erneuern sie selbige ohne säumen. Diesem wichtigen Vornehmen muß alles andere nachgegehen; Kein einiger verabsäumet diese eckelhaffte Gewohnheit. Die Aermsten bedienen sich stinkenden Butters oder Schmeers, welches ihnen einen so abscheulichen Geruch beyleget, daß man nicht zu ihnen nahen kan. Man riecht sie lange Zeit vorhero, ehe man sie siehet. Allein die Vermöglichen

sind

sind hierinnen gar zärtlich: sie schmieren sich blos mit dem frischesten und besten. Desgleichen besalben sie auch das Fell, so über ihre Schultern hänget, und statt des Gewandes dienet, woferne nicht die Armuth ihnen diesen Aufwand verwehret. Je reicher sie sind, je mehr wenden sie hierauf. In diesem Stücke bestehet ihr Pracht, und hieran erkennet man die Reichen, und die einen Staat führen wollen. Mit einem Wort, dieses Zeichen macht fast den einigen Unterschied zwischen ihnen.

XIII. Etwas besonders hierbey ist, daß sie keinesweges Fisch-Schmalz hiezu gebrauchen, sondern solches verabscheuen, wiewohl sie das Fleisch mit Lust essen. Sie können nicht vertragen, daß dieses Schmalz ihren Leib oder ihre Kleider berühre. Dapper betrüget sich also ohne Zweiffel (*), wenn er sagt, es habe einstens der Sturm einen Wallfisch an den Strand geworfen, dessen Fett hätten sie begierig gegessen, und mit vollen Händen genommen; oder es müssen die Hottentotten seit deme sich gewaltig geändert haben. Denn das ist richtig, daß heutiges Tages sie grossen Abscheu vor alle dem tragen, was man Fisch-Schmalz nennet, und insonderheit vor Wallfisch-Fette. Ich habe gesehen, daß sie dergleichen Fett von einem Orte an den andern trugen. Fürwahr es erwecket grosses Vergnügen, wenn man ihre Sorgfalt bemerket, die sie bezeugen, damit nichts auf ihre Kleider oder auf ihrem Leib fallen möge. Es scheinet, als ob sie dieses Fett von Natur verabscheueten.

XIV. Mich bedünket, die Autores haben die rechte Ursache nicht getroffen, warum die Hottentotten sich auf diese Weise balsamiren. Mercklin, (**) Vogel (***) und der P. Tachard (****) sagen, sie thäten es um sich zu schmücken: massen der Begriff von ihrem Reichthume, guten Lebens-Art und Pracht sich nach dem Masse und nach der Güte des Butters oder Fettes richtete, damit ihr Leib und Kleid überdecket wäre. Allein dieses ist nicht der ursprüngliche Grund dieser Gewohnheit; aufs höchste ist es nur der zweyte.

Löving sagt, (*****) sie wollten den Leib damit gelenck machen. Ich gestehe, daß das Fett dienet, die Glieder gelencksam zu machen, und ihre Bewegungen zu befördern; glaube auch, daß unter allen Völkern ihnen keines an Hurtigkeit und Geschwindigkeit des Leibes beykomme: massen sie zuweilen die schnellesten Pferde im Lauffen übertreffen. Ich habe einen Hottentotten gekannt, welcher des Nachts von des Gouverneurs Wohnung auf dem Vorgebür-

(*) Beschreibung von Africa. pag. 622.
(**) Loc. cit. p. 098.
(*** loc. cit. p 74.
(****) Liv. II. p. 83.
(*****) Beschreibung der Hottentott. p. 5.

gebürge weggienge nach einem Lusthause des Gouverneurs, fünf gute Stunden von dannen, und des morgens von dar frisch gebacken Brod mit brachte, das noch so warm gewesen, daß Butter darauf zerschmolz.

Die Geschwindigkeit der Hottentotten zum Lauffen ist so ausnehmend, und fället dermassen stark ins Gesichte, daß meines Wissens kein einiger Autor ihnen den Ruhm des allerhurtigsten Volcks abgesprochen hat. Sie wissen auch selbsten wol, wie sehr sie hierinnen andern überlegen sind, und machen sich gar groß damit. Zuweilen mißbrauchen sie dessen, aber gar selten. Ich habe währenden Aufenthalts auf dem Vorgebürge ein sonderbahres Exempel davon gesehen.

Ein neuangekommener Holländischer Matrose begegnete einem Hottentotten, und gab ihm eine Rolle Tobac von etwa 20. Pfunden nach der Stadt zu tragen. Der Hottentott nahm sie auch, und als sie beyde mit einander der Stadt zu wanderten, fragte er den Matrosen, ob er ihn wolle lauffen sehen? Lauff, antwortete dieser. Du sollt lauffen sehen, versezte der Hottentott, und machte sich mit solcher Geschwindigkeit aus dem Staube, daß er in einem Augenblick aus dem Gesichte war. Der Matros blieb über die Geschwindigkeit dieses Menschen dermassen erstaunt, daß er nicht einmahl daran dachte ihn zu verfolgen, er bekam auch sein Lebtage weder den Hottentotten, noch seinen Tabac mehr zu sehen. Doch es mag die Hurtigkeit dieser Völker so groß seyn, als sie will, so glaube ich doch nicht, daß sie sich deßwegen so einschmieren; wenigstens habe ich niemalen diese Ursache von ihnen angeben hören. Es müßte auch folgen, daß die Reichen geschwinder lieffen, als die Armen, weil sie besser und mehrer Fett gebrauchen, ingleichen daß die Weiber den Männern an Schnelligkeit gleich kämen, welches aber nicht ist. Ich werde hernach Gelegenheit finden von ihrer Geschicklichkeit und Behändigkeit zu reden.

Die beste Ursache, so man von dieser Salbung anzeigen kan, fliesset aus ihrer Lebens-Art, und aus dem Clima, das sie bewohnen. Weil sie fast ganz nackend lauffen, so würde die gewaltige Hitze in dasigen Gegenden sie, allem Ansehen nach, ganz auszehren, und ihren Tod beschleunigen, woferne sie nicht den Leib mit Fett bestrichen; dahingegen dieses Fett die Schweislöcher verstopfet, die allzustarke Ausdünstung hindert, und ihre Haut immer frisch erhält.

XV. Ubrigens schadet diese ausserordentliche Unsauberkeit ihrer Gesundheit im geringsten nicht, und hindert sie keinesweges an einem langen Leben. Sie sind wenig Krankheiten unterworfen, und selten unpäßlich. Ich rede von den Hottentotten überhaupt, die nach der Weise ihres Landes leben, und nicht ihre Tage selber verkürzen, durch unmäßigen Gebrauch des

Weins,

Weins, Brandweins, oder anderer starken Getränke. Denn diejenigen, so die Mäßigkeit ihrer Vätter verlassen, sind Krankheiten unterworfen, davon man vorhero nichts bey ihnen wuste. Ja so gar die Speisen der Holländer, wenn sie auf Europäische Manier zubereitet worden, sind ihnen höchst gefährlich.

Dapper sagt (*), daß bey den Hottentotten gar oft Leute von einem Geschlechte so wohl, als von dem andern, 80, 90, 100, 110, oder 120. Jahre erreichen; ja er versichert, daß einige biß an hundert und dreyßig Jahre kommen. Nun ist nicht zu läugnen, daß sie nicht lange leben sollten; doch kan man hierinnen nichts gewisses setzen, auch nur überhaupt. Alles, was sich zuverläßig sagen lässet, ist, daß man bey ihnen mehr Leute findet, die ein sehr hohes Alter erreichen, als in keinem Europäischen Lande. Hiernächst behalten sie ihre Kräfften und Munterkeit biß in das späteste Alter. Dergleichen habe ich viele gekennet, unter andern einen, von dem glaubwürdige Leute mir versicherten, sie hätten ihn gesehen, da man das Castell ao. 1652. bauete, und wäre er damahlen als ein Mann von vierzig Jahren anzusehen gewesen; unterdessen sahe man ihn bey meiner Abreise von Vorgebürge nicht für funfzigjährig an, wiewohl er wenigstens noch einmahl so alt seyn muste. Ja ich habe von ihm selbsten sagen hören, er sey niemahlen krank gewesen, habe auch niemahlen die geringste Unpäßlichkeit verspühret.

Siebendes Capitel.

Von dem äusserlichen Wesen der Hottentotten.

I. Von dem Ansehen der Hottentotten / ihrem Haar und Barte. II. Von ihrer Leibes-Gestalt. III. Von ihrer Farbe. IV. Von einem ausserordentlichen Ausgewächse / so die Weibsbilder am Unterleibe haben. V. Zwey Irrthümer des P. Tachards werden wiederlegt.

I.

Die Hottentotten sind bey weitem nicht so abscheulich, als man sie beschreibt. Ihr Gestank und ihre grosse Unsauberkeit ist das widerwärtigste und heßlichste an ihnen. Insonderheit sind ihre Haare nichts weniger, als schön. Weil sie dieselbigen niemahls weder waschen noch kämmen, aber alle Tage mit vielem Fette und Ruß einschmieren: so hänget sich dermassen viel

(*) Africa p. 625.

Staub und anderee Unflath daran, daß sie ganz zotticht herabhängen, und der Wolle eines schwarzen Schöpsen ähnlich sehen, die von Koth starzet. Dieses gehet nur die Männer an: denn die Weibsbilder zeigen ihre Haare niemalen, sondern tragen sie beständig unter einer Mütze verdeckt. Diese Sorgfalt der Hottentottinnen, ihre Haare zu verbergen, hat verursachet, daß man lange Zeit nicht wuste, wie selbige beschaffen wären; Ich kan aber bezeugen, daß sie den Haaren der Männer ganz gleich kommen, und, wie bey allen Schwarzen, kurz, wollicht und so schwarz, als Kohlen, sind. Der Bart ist bey den Hottentotten niemahlen sehr dick. Etwas weniges stehet unten am Kinn, und krauset sich, wie Wolle. Ihr Knebel-Bart ist auf gleiche Weise gekräuselt.

Was ihre Gesichts-Züge betrifft, so haben sie im geringsten nichts fürchterliches, scheußliches oder wildes an sich; vielmehr leuchtet ein ernsthafftiges Wesen, das aber mit Freundlichkeit vermischet ist, aus ihrem Antlize hervor. Was sie heßliches an sich haben, das ist ihre platte, breite und aufgeworfene Nase, und ihre dicke Lippen, zumahl die obere. Alles dieses haben sie mit allen Schwarzen gemein. Unterdessen kommen sie gleichwohl nicht mit der Stumpf-Nase zur Welt, sondern drücken sie mit Fleiß also ein.

Was macht nicht Anderson in seiner Reise-Beschreibung für eine schröckliche Abbildung von diesen Leuten! Gleich anfänglich sagt er, die Gesichts-Bildung der Hottentotten sey gräßlich und ganz ungestalt. Hernach sezt er hinzu, ihr Antliz sey voller Runzeln. Dieses trifft ein bey betagten Personen: wo ist denn auch das Land, darinnen alte Leute nicht runzlicht werden? das Gesichte eines jungen Hottentotten ist eben so glatt und wohlgefüllet, als immermehr bey einem jungen Africaner, oder auch Europäer.

II. Was ihre Statur betrifft, darf man selbige sich nicht so klein vorstellen, als man sie abmahlet. Die meisten haben fünf biß sechs Schuhe in der Länge, jedoch sind die Weiber weit kleiner; Beederseits aber gerade, und sehr wohlgemacht. Sie halten das rechte Mittel, was die Dicke betrifft: Sie sind weder zu fett noch zu hager. Insgemein ist ihr Haupt sehr dick, und die Augen gleichfalls groß, die Nase platt, die Lippen dick, die Zähne weiß, wie Helfenbein, die Backen von Natur roth; allein wegen des vielen Beschmierens mit Fett und Rus kan man es kaum wahrnehmen. Die Männer haben grosse und breite Füsse, hingegen die Weiber geschmeidige und kleine. Sie wissen nichts von Abschneiden der Nägel, weder an Händen noch an Füssen. So lange ich auf dem Vorgebürge gewesen bin, habe ich unter ihnen weder Bucklichte, noch Krumme, noch Lahme gesehen, ausgenommen solche, die es durch Unglück geworden; ohnerachtet sie an ihre Kinder keinesweges so viel Sorgfalt wenden, als man in Europa an Kinder zu wenden pfleget.

Acht

Acht Tage hernach, wenn ein Weib in die Wochen gekommen, auch bißweilen ehender, nimmt sie ihr Kind auf den Rucken, und trägt es also mit sich, ohne sich deßwegen zu bekümmern, ob es seine Bequemlichkeit dabey finde. So bald es in den Stand kommt, nicht zwar zu gehen, sondern nur zu kriechen, lässet man es seine Füsse gebrauchen, so gut es kan.

III. Die Hottentotten werden keinesweges schwarz gebohren, wie einige vorgeben. Sie sind es vielmehr zu keiner Zeit, was sie auch für Mühe anwenden, es zu werden. Ich habe eine grosse Menge neugebohrner Kinder gesehen, welche sämtlich weiß gewesen; aber nach zehen oder zwölf Tagen stellet sich eine schwärzlichte Farbe ein, die ihnen den ganzen Leib, ausgenommen die flache Hände und Fuß-Sohlen, überziehet, als welche beständig weißlicht bleiben, dahingegen das übrige eine Castanien- oder Caffee-Farbe annimmt, die nimmermehr vergehet. Sie halten in ihrer Farbe das Mittel zwischen einem Spanier oder Portugiesen und schwarzen Mohren, und kommen hierinnen den rechten Zigeunern gleich, welche nicht durch Kunst geschwärzet sind.

IV. Alle Hottentottinnen haben ein gewisses Ausgewächse, dessen Beschreibung ihren Platz hier verdienet. Es ist eine Art einer harten und breiten Haut, die ihnen oberhalb des os pubis wächset, zimlich weit herunter hänget, und von der Natur zu Bedeckung ihrer Blösse gewidmet scheinet. Dennoch tragen sie ein Stück Schaaf-Fell darüber, das man Kut-Krosse nennet. Bißweilen ist dieses Gewächse so groß, daß es sich von dem Felle nicht gänzlich bedecken lässet.

Diese angewachsene Haut mag unserm Europäischen Frauenzimmer so unförmlich scheinen, als ihnen beliebet; weder die Hottentottinnen, noch ihre Männer, sehen sie für einen Fehler an. Wem die Unsauberkeit und Schmierery keinen Eckel erwecket, dieses Gewächse in der Nähe zu besehen und zu betasten, der kan seine Neugierigkeit gegen Reichung eines Stückgen Tabacks, oder einer andern Kleinigkeit, vergnügen. Thevenot sagt, die Mohrinnen und Aegypterinnen hätten eben dergleichen Haut. Alleine diese Weiber lassen sie nicht wachsen, sondern schneiden sie bey Zeiten weg, oder brennen sie vielmehr mit einem glüenden Eisen. Thevenot hält diese Gewohnheit für etwas aberglaubisches. Meines Bedünkens beweiset sie bloß, daß man dieses Gewächse für etwas unförmliches hält.

V. „Der P. Tachard sagt, der Herr Gouverneur van der Stell seye auf „einer Reise, die fünf Monathe gewähret, gegen Norden biß an den Wende-Circul des Steinbockes gekommen, und habe, auf zehen Grad weit von „dem Vorgebürge, eine sehr zahlreiche Nation von Hottentotten angetroffen, „worunter viele Männer eben so weiß gewesen, als die Europäer. Es wären

„ auch die Weiber ordentlich sehr weiß; um aber ihren Männern zu gefallen, „ schwärzten sie sich mit Fett und dem Pulver eines gewissen schwarzen Stei- „ nes, womit sie das Gesichte und den ganzen Leib bestreichen.„ Der P. Tachard setzt diese Völker unter den 27. Grad der Breite, zehen oder zwölf Meilen von den See-Küsten. Nach dieser Beschreibung müsten sie also zwischen dem Vorgebürge und dem Wende-Circul des Steinbocks wohnen. Allein ich habe einige Einwürfe gegen die Würklichkeit dieser weissen Leute zu machen.

Erstlich habe ich weder einen Hottentotten an der Küste zwischen dem Vorgebürge und dem Tropico, noch sonsten jemand, gefunden, der etwas von weissen Leuten in der Gegend des Vorgebürges hätte reden hören. Die Einwohner von Macassar, Java, Ceylan und Bengalen sind gewiß nicht weiß; ihre Farbe ist bloß ein wenig gelblichter, als der Hottentotten ihre.

Zweytens: Wenn der Herr Simon van der Stell würklich dergleichen Leute gefunden hätte, würde er ohne Zweifel einen mit nach dem Vorgebürge gebracht haben, nicht nur seiner Neugierigkeit ein Genüge zu thun, sondern auch damit selbiger ihm nach einer so langen Reise zum Sieges-Zeichen dienen möchte. Wenigstens hätte er meines Erachtens nach seiner Heimkunft eine Beschreibung von einer so sonderlichen Entdeckung machen sollen, folglich würde das Angedenken davon sich erhalten haben, und auch anderswo, als nur allein in den Schriften des P. Tachards, eine Spur davon anzutreffen seyn.

Drittens, ist der gute Pater so gar oft übel unterrichtet worden, und hat in andern Materien so gröblich sich verstossen, daß, dem Ansehen nach, er in dem gegenwärtigen Falle eben so unglücklich gewesen. Jedoch ist diese Ursache nur eine Muthmassung.

Letzlich, wie muste es gekommen seyn, daß der Gouverneur selbsten, davon der P. Tachard redet, wiewohl er einen Holländischen Vatter gehabt, dennoch nicht die Europäische weisse, sondern eine gelbe Farbe, an sich zeigte? weil er auf der Insul Mauritius gebohren worden, welche noch weit vom Tropico Capricorni liegt. Wird auch wohl ein Europäer schwarz oder gelb werden, bloß weil er in heissen Ländern zur Welt kam, und nichts destoweniger die ursprünglichen Einwohner besagter Länder allezeit weiß seyn? Denn das wissen alle, die den Herrn van der Stell gekannt haben, daß er eine gelblichte Farbe angenommen, und allezeit behalten hatte, welche der Farbe derjenigen Völker, unter welchen er gebohren war, sehr nahe kam.

Dieser Pater versichert weiter in der Beschreibung, so er uns von den Hottentotten macht, „ der Herr van der Stell hätte nicht allein befunden, „ daß diese Volker sehr wohl gestaltet und stark wären, sondern auch, daß sie „ lange Haare hätten, die um ihre Schultern flögen.„ Meines Orts, der ich

keinen

A. Der Hottentotten täglicher Habit

B. Der Hottentotten täglicher Aufzug

C. Wie sie ihre Kinder tragen

D. Wie sie ihre Kinder säugen.

TAB II. *pag.* 53.

keinem Hören-Sagen Glauben beygemessen, sondern alles selbsten untersucht, kan versichern, daß ich keinen Hottentotten mit langen Haaren gesehen. Ihre Haare kommen der Schwartzen ihren ähnlich. Folglich glaube ich, daß diese weisse Hottentotten mit langen Haarlocken nirgend gefunden werden, als in dem Gehirne derjenigen, welche dem P. Tachard die Beschreibung von ihnen vorgeschwazt.

Ubrigens darf man nicht wundern, daß der P. Tachard so gröblich geirret. Alle Reisende, die ihre Beschreibungen bloß auf anderer Leute Erzehlung gründen, können sich alle Augenblicke betrügen. Ich habe bey unzehligen Gelegenheiten dieses erfahren, zumahlen anfänglich, als ich auf das Vorgebürge kam. Hätte ich alle dem wollen Glauben beymessen, was man mir da erzehlte, so hätte ich einen grossen Folianten mit falschen oder ungewissen Dingen anfüllen können. Ohne Zweifel hat der P. Tachard diese Dinge geschrieben, ohne mit seinen eignen Augen Nachricht einzuziehen. Da ich aus der Erfahrung gesehen, wie leicht die Erzehlungen betrügen, habe ich mir selbsten das Gesetz gemacht, nichts für wahr auszugeben, als was ich selbsten gesehen, und wovon ich selber bezeugen kan. Ich habe lieber einige Dinge wollen mit Stillschweigen übergehen, und nur ein kleines Buch schreiben, als ein grosses mit ungewissen Sachen anfüllen.

Achtes Capitel.

Von der Hottentotten Kleidung.

I. Von Kleidung der Männer. II. Von Kleidung der Weiber. III. Von den Zierrathen, so beederley Geschlechte gemein sind. IV. Was bey denen Hottentottischen Nationen sich für Unterscheid in der Kleidung und im Schmucke finde.

I.

BEy grosser Hitze gehen die Hottentotten mit unbedecktem Haupte, ohne daß ihnen die Sonne im geringsten beschwehrlich fiele, weil ihre Strahlen unmöglich durch die dicke Rinde von Fett und Rus dringen können, davon ich gesprochen. Allein gegen die Kälte und den Regen dienet sie nicht eben so gut: deßwegen müssen sie alsdann eine Mütze tragen, von Lamms-Fellen oder Katzen-Balg, die ihnen eben so knap auf dem Haupte liegt, als die leinwandnen Hauben, so einige unter der Perrücke tragen. Damit diese Mütze fest sitze, so sind zwey Bänder daran, davon das gröste erstlich um den Hals gewunden, und hernach, mit dem andern kürzern, zu-

sammen geknüpfet wird. Ihr Gesicht, und ganzer Leib, biß an den Gürtel, ist bloß. An ihrem Halse hänget ein sehr unflätiger Sack, worinnen sie ihr Messer, wenn sie eines haben, ihre Pfeiffe, ihren Tabac, oder ihren Dacha verwahren. Sie stecken auch in diesen Sack ein klein Stückgen von einem Holz, Suza genannt, das an beeden Enden gebrannt und eines Fingers dick ist, als ein Angehänge gegen Zauberey. Heutiges Tages sind diese Säcklein meistens aus alten Handschuhen gemacht, die sie den Europäern abkauffen. Hat ein Hottentott ein wildes Thier erleget, so nimmt er die Blase davon, bläset sie auf, bindet sie an seine Haare, und trägt sie also sein Lebenlang als ein Siegs-Zeichen. Um ihre Schultern und Rücken biß an die Lenden hänget ein Schöpsen-Fell oder eine wilde Thier-Haut, statt eines Mantels. Dieser Mantel, den die Hottentotten Krosse nennen, ist allezeit bequem und brauchbar. Des Nachts dienet er statt einer Decke; des Tags zum Kleid. Ist warm Wetter, so öffnen sie ihn; regnet es, so knöpfen sie ihn zu: Im Winter nehmen sie das Haar oder die Wolle einwärts, statt des Unter-Futters. Sterben sie, so wickelt man sie in dieses Fell ein, und begräbet sie. Endlich, wenn sie abgenutzt, so bedecken sie ihre Hütten damit. Die Häupter der Nationen, die Haupt-Leute der Kraals, und die Reichen, tragen Tieger- oder wilde Katzen-Felle, die gemeinen Leute Schaafs-Felle.

Die Gestalt dieser Felle ist leicht zu beschreiben. Sie sind so breit, daß sie die Arme und den Vorder-Leib bedecken können, und lauffen rundlicht zu. Einige Nationen, zum Exempel die Attaquas, lassen sie biß auf die Fersen herabhängen; der meiste Theil aber trägt sie kürzer.

An dem linken Arm haben die Hottentotten einen, auch zwey biß drey grosse Helffenbeinerne Ringe, damit sie die Streiche ausnehmen, die man im Gefecht nach ihnen führet. Dieses Helffenbein bekommen sie von den Elephanten-Zähnen, die sie im Walde finden, oder von dergleichen Thieren, die sie erleget haben, und ihnen ausbrechen. Die Ringe sind so schön gearbeitet, daß der beste Drechsler sich verwundern würde. Wann sie reisen, hängen sie an besagte Ringe einen kleinen ledernen Sack, worinn sie ihr Brod, oder an dessen Statt Wurzeln, ingleichen See-Muscheln, See-Krebse, nebst ihrer übrigen Kost, und kleinem Geräthe verbergen, und binden sie ihn so bequem an, daß er ihnen im Gehen nicht verhinderlich fället.

Wenn sie verreisen, tragen sie auch in ihrer rechten Hand zwey Stöcke von Eisen-Holz. Dieses sind Waffen, die ich hernach beschreiben will. In der linken Hand haben sie einen andern kleinern Stock, etwa eines Schuhes lang, an dessen einem Ende ein Schwanz fest gemacht, ist von einer wilden Katze, oder von einem Fuchsen, oder andern wilden Thiere, das

straub-

straublichte Haare hat. Die Hottentotten gebrauchen ihn statt des Schnupf-Tuches, wischen sich das Gesichte oder die Nase damit, oder den Staub und Unflath von den Augen. Wenn dieser Schwanz unrein worden, so schwemmen sie ihn im Wasser wiederum sauber aus; sodann ziehen sie ihn heraus, und schwingen den Stock mit grosser Geschwindigkeit so lange herum, biß alles Wasser vertropfet, und der Schwanz so trucken wird, als ob er an der Sonne gelegen wäre. Diese Art von einem Schnup-Tuch nennen sie Schjou.

Ihre Krossen sind vornen fast allezeit offen. Ihre Blösse bedecken sie mit einem Stücke Fell, genannt Kul-Krosse.* Dieses ist viereckicht, so groß als eine Hand, aus einer wilden Thieres-Haut gemacht; die Haare oder das Rauhe wird einwärts gekehret, und dieses Fell mit zwey Riemen um die Lenden gebunden. Vom Gürtel an biß auf die Füsse sind sie nackend, ausgenommen, daß diejenigen, welche unter Christen zu Schaaf- und Vieh-Hirten sich gebrauchen lassen, lederne Strümpfe an den Waden haben, damit sie die Füsse nicht an Dornen oder Steinen verletzen. Diejenigen, welche weit von den Christen wohnen und Vieh besitzen, oder welche über Land eine weite Reise vornehmen wollen, legen Sohlen an, von rohen Ochsen- oder Elephanten-Leder, das Haar einwärts gekehret. Diese Sohlen sind ganz schlecht weg gearbeitet, aus einem Stücke, und bedecken die Fus-Sohle also, daß sie allenthalben eines Fingers breit darunter hervor ragen. Will man sie anziehen, so steckt man den Fus durch ein Leder, das über die Sohle an beeden Seiten vest gemacht ist, und sich über den Reihen herschliesset, ohngefähr an dem Orte, da wir unsere Schuhe zuschnallen. Zuweilen siehet man wohl einige Hottentotten, die ein paar Strümpfe oder Schuhe anziehen, wenn sie selbige geschenckt erhalten, allein es geschiehet gar selten; der meiste Theil der Nation kleidet sich auf vorbeschriebene Weise. Also sind die Kleidungen der Männer beschaffen; nun wollen wir auf die Weiber kommen.

II. Die Männer tragen erwähnter massen keine Mützе, als nur gegen den Regen und die Winter-Kälte; allein die Weiber haben beständig ihr Haupt bedecket. Diese Mützen bestehen auch aus wilden Thier-Fellen, und sind nur hierinnen von den Männer-Mützen unterschieden, daß sie länger sind, und spizig zulauffen. Um den Kopf werden sie mit einem breiten Riemen vestgebunden. Die Schultern bedecken sie mit einem Mantel von Tieger- oder Schaafs-Häuten, von gleicher Gestalt, als die Männer tragen. Am

Halse

* Dieses Wort ist halb-Holländisch, sowohl als das Wort Kut-Krosse, so man weiter unten finden wird. Sie bedeuten einen Mantel oder Decke über die heimlichen Glieder, das erstere, über des Mannes, das andere, über des Weibs.

Halse hänget beständig ein Sack, worinnen allemahl etwas zu essen, ingleichen Tabac, Dacha, Feuerzeug, und eine Pfeiffe befindlich. Er siehet einer Gauckler-Tasche nicht unähnlich, und fället über die Brust, oder an der Seite herab. Zuweilen tragen sie den Sack zwischen zweyen Krossen auf dem Rücken, welchen der untere und kleinere Kroß berühret. Haben sie aber ein Kind zu säugen, so hängt der Sack auf der rechten Seite, und das Kind zur linken, auf dem Rucken; alles dieses wird hernach mit dem grössern Mantel überdecket. Unterdessen stehet ihre Brust allezeit entblösset, und, wenn einer sie mit der Hand berühren will, fragen sie ganz kaltsinnig Waty ou Hert denkum? Was er gedenke? Sie finden nichts unehrbahres oder dessen sie sich schämen müsten, daran. Die galanten Frauen fassen ihre Krossen mit gewissen Franzen ein von Fellen; und mag übrigens ihre Kleidung so elend seyn, als sie will; so sind sie dennoch auf ihren Putz eben so erpicht, und beneiden einander deßwegen eben so sehr, als unser meistes Europäisches Frauenzimmer. Die Schönheit der Felle, und der Vorrath im Sack, machen den gröSten Theil ihrer Hoffarth. Sie befleissigen sich, ihren Krossen ein galantes Ansehen zu geben. Sie tragen ihren Sack offen, damit man sehen möge, was darinnen ist. Ihre Uber-Krossen, die sie weit zurücke werfen, langen biß an die Knie-Kehlen; die untern Krossen sind etwas kürzer. Auch haben sie eine kleine Krosse um den Gürtel bevestiget, die ihnen den Hindern bedecket; dieses Fell hängt ordentlich biß über die Knie-Kehlen hinab. Letztlich, um ihre Blösse zu bedecken, tragen sie noch ein ander Stuck, Kut-Krosse genannt, das biß über die Knie langet: dieses bestehet aus einem Schaafs-Fell, ohne Haare oder Wolle. Ich sage ohne Haare, weil die Wolle dieser Schaafe den Haaren ähnlicher siehet, als unserer Wolle. Dieses Fell ist rings herum mit einem ledernen Riemen zur Zierde eingefasset, und wenigstens dreymahl grösser, als der Männer ihres. Es sagte mir eines Tages eine Hottentottin, sie schabten die Haare deßwegen von dem Felle, damit es nicht von der Nässe verdürbe. Ich überlasse dem geneigten Leser die Gültigkeit dieser angegebenen Ursache zu beurtheilen.

Die Mägdlein tragen von ihrer zartesten Kindheit an biß in das Alter von Zwölf Jahren Binsen an ihren Beinen, wie Ringe gestaltet. So bald sie dieses Alter zurucklegen, kommen Riemen von Schaafs-Fellen an deren Stelle. Es giebt Frauen, die an jedwedem Beine ein hundert dergleichen Riemen tragen, welche so künstlich gewunden und geflochten sind, daß man kaum sehen kan, an welchem Orte die Enden verborgen stecken. Ein auf solche Weise umflochtenes Bein scheinet die Arbeit eines geschickten Drechslers zu seyn. Um den Knöchel gehet ein Ring von Binsen oder von Leder, der die obern Bänder verhindert abzuglitschen. Diese Art von Ringen wird mit der Zeit eben so hart als Holz.

Fast

Fast alle Autores, so von den Hottentotten geschrieben, geben vor, diese Ringe wären nur Gedärme von zahmen oder wilden Thieren. Saar zum Exempel * sagt: die Weiber umwinden ihre Beine mit Schaafs-Därmen. Vogel sagt eben dieses, mit dem Zusatze, ** daß diese Gedärme, wenn sie ausgetrocknet, ein gewaltiges Geräusche verursachten. Dapper hat sich noch gröber geirret: er sagt, *** daß Männer und Weiber ihre Beine mit Därmen umwindeten, und giebt von solcher Gewohnheit zwey Ursachen an; erstlich, um sich vor Beulen und Aufritzen zu bewahren; zweytens, damit im Tanzen ein Klappern erreget werde. Hierinnen fehlet er doppelt: denn so lange ich auf dem Vorgebürge gewesen, habe ich keine Ringe an den Beinen eines Hottentotten wahrgenommen. Dieser Schmuck gehöret bloß für die Weiber. Der P. Tachard **** und der Ritter Fourbin sagen in ihren Nachrichten, diese Völker machten ihre Ringe von Schaafs-Därmen, oder Riemen. Boeving alleine ist in diesem Stücke recht unterrichtet: „ diese Ringe, spricht er, ***** sind in so grosser Anzahl, „ daß sie die Weiber am Gehen hindern. Man gewöhnet die jungen Mägd- „ gens allgemach dazu, indem man ihnen vom dritten Jahre an die Bei- „ ne mit leichten Ringen von blossen Binsen einwindet. „ Diese unrichtigen Beschreibungen melden auch, die Hottentotten leerten die Gedärme vorhero nicht aus, und reinigten sie nicht, ehe sie selbige gebrauchten. Allein Gedärme voller Unflath müsten ja natürlicher Weise bald faulen, und Stückweise abfallen. Wenigstens muß man doch bekennen, daß sie nicht so harte werden und klappern können, wie diese Autores vorgeben.

Die Hottentottinnen tragen diese Riemen an ihren Füssen vornemlich deswegen, damit sie vor dem Stechen und verletzen gesichert sind. Weil sie alle Tage auf das Feld gehen müssen, um Wurzeln und andere Dinge für ihre Haushalten aufzusuchen, so würden sie sich die Beine an den Dornen und Sträuchen übel zurichten, wenn selbige gar mit nichts eingefasset wären. Ferner dienet dieser Zierrath zum Unterscheid des Geschlechts, ja auch des Standes: denn je mehr Ringe sie tragen, je herrlicher sind sie geschmücket. Endlich gebrauchen sie selbige auch zum Essen, wenn sie der grosse Hunger treibt. Hierinnen sagen die Reisenden ganz recht, nemlich, daß sie aus Noth diese Ringe essen. Ich habe oft gesehen, daß sie dergleichen ab-

* In seinen Nachrichten, p. 157.
** Ost-Indische Reise-Beschreibung, p. 73.
*** Beschr. von Africa, p. 620. 621.
**** Reise nach Siam, Lib. II. p. 96.
***** Beschreibung der Hottentotten, p. 4.

scheuliche Speise genossen. Zu solchem Ende zerklopfen sie diese Riemen zwischen zweyen Steinen, und schlingen sie ohne weitere Zubereitung begierig hinunter. Dieses hatte ich von der Kleidung der Weiber vorzubringen; nun wollen wir von den Zierrathen ihres Aufzugs reden.

III. Diese Völker haben allemahl grosses Belieben getragen ihr Haupt und ihre Haare mit allerhand Tändeleyen zu schmücken, denen sie einen wunderbahren Glanz zu geben wissen. So bald sie auch anfiengen mit den Europäern zu handeln, zeigten sie viele Begierde nach Stücken Glas, und zerbrochenen Spiegeln, kupfernen Knöpfen und kleinen Platten. Es ermangelten auch die Holländer nicht, ihnen dergleichen zu bringen, nachdem sie diese Neigung merkten. Heutiges Tages halten die meisten Nationen diese Kleinigkeiten dermassen hoch, wenn sie selbige erst selber geschliffen, als wir die schönsten und zierlich brillandirten Diamanten schätzen könten.

Vogel sagt: es trügen Männer und Weiber bey den Hottentotten diese Glas- und Meßing-Stücke an den Ohren. Dieses ist ein Irrthum, und habe ich niemahlen dergleichen etwas gesehen, dieses wird ihn betrogen haben, daß sie dergleichen Dinge um ihr Gesichte, nahe an die Ohren hängen. Da auch die Weiber-Mützen allezeit biß an die Ohren reichen, so scheinet es, als ob die Glas- und Meßing-Stücklein an selbigen hiengen, obschon sie eigentlich an den Haaren hangen.

Der Handel mit denen Fremden hat ihnen verschiedene Zierrathen verschafft, insonderheit Ohren-Gehänge, auch Arm-Bande von Kupfer und Glas. Ihre Ohren-Gehänge sind klein, und von Messing-Drath, niemahlen von einem kostbahrern Metalle. Wenn sie solche erst nach ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit poliret haben, so stechen sie ein Loch durch die Ohren, mit einem Vogel-Beine, das sie statt einer Ahlen gebrauchen, und stecken ihre Gehänge in das Loch. Die vornehmen Personen haben an den Gehängen, Stücklein von Perlen-Mutter, welcher sie einen trefflichen Glanz zu geben wissen. Dieser Zierrath ist bey ihnen in hoher Achtung, und wer ihn trägt, glaubt was ganz besonderes zu zeigen, wird auch von allen seinen Nachbarn betrachtet und bewundert.

Die Arm-Bande von Kupfer oder Glas sind nicht weniger in grossem Wehrt bey ihnen. Kaum siehet man einen Hottentotten, es sey Mann oder Weib, welcher dergleichen nicht tragen sollte. Die gemeinesten sind von Meßing: Die Gläsernen, sie ihnen obschon besser gefallen, zerbrechen allzuleicht. Sie tragen dergleichen Bande um den Hals, um die Armen, und um den Leib. Die engesten sind zu Hals- oder Arm-Banden gewidmet; die weitesten, so ordentlich mit allerhand Farben bemahlet, legt man wie einen Gürtel um den Leib. Viele tragen wohl ein halb-dutzend dergleichen

chen Hals-Bänder. Zuweilen haben einige noch mehr, und dermassen lange, daß sie biß auf den Nabel reichen. Die galantesten unter ihnen bedecken sich den ganzen fördern Arm mit solchen Arm-Banden, und haben fünf oder sechs Gürteln um den Leib. Je mehr sie dergleichen Zierrathen besitzen, je mehr Ansehen und Respeckt genieſſen sie bey ihren Nachbarn. Dieses sind auch gangbare Waaren, gegen welche sie gar gerne Vieh tauschen; und wenn sie bey Holländern in Dienste tretten, bedingen sie allezeit über ihren Lohn noch einige Arm-Bande und andere kleine Zierrathen, falls sie dergleichen nicht schon zur Genüge haben.

Doch ist dieses noch nicht aller Schmuck der Hottentotten. An Fest-Tägen bestreuen sie ihr Haupt und ihren ganzen Leib mit Buchu. Hierinnen bestehet der höchste Grad ihres Aufputzes. Die Weiber dächten, es fehlete ihnen noch etwas hieran, wenn sie nicht auch das Gesichte damit bedeckten. Dieses Pulver wird sehr hoch gehalten. Sie halten es nicht allein für eine Zierrath, sondern auch für etwas gar gesundes.

Die Hottentottinnen begehen eben die Thorheit, als vieles Europäisches Frauenzimmer, und mahlen ihre Gesichter. Aber ihre Schminke bedarf keiner so mühesamen Zubereitung. Ein wenig rothe Kreide, welche gar nicht rar, ist schon hiezu hinlänglich. Sie reiben sich schlechthin damit über den Augen, auf der Nase, auf den Wangen, und an dem Kinn. Indem nun die Kreide von dem Fett, das ihren ganzen Leib bedeckt, naß wird, so macht sie sechs rothe Striche, welche sie für gar gefährliche Liebes-Reitzungen halten. Wenn sie auch einem Gastmahl beywohnen wollen, oder sonsten im Sinne haben ein Herz zu bezwingen, so unterlassen sie niemahlen sich mit diesen sechs mörderischen Liebes-Pfeilen auszurüsten. Doch mögen sie von dieser Schminke halten, was sie wollen, so kan ich versichern, daß kein Mahler eine gräßlichere und lächerlichere Figur auszusinnen vermag, als ein auf diese Weise bemahltes Weibsbild vorstellet.

IV. Die verschiedenen Nationen der Hottentotten haben einigen Unterschied in ihrem Aufputze, den wir der Richtigkeit halber berühren müssen. Die Attaquas, wenigstens diejenigen, welche tief im Lande wohnen, ändern einige Dinge. Ihre Weiber, zum Exempel, tragen keine solche Menge Ringe an ihren Beinen, daß sie selbige im Gehen so weit ausspreiten müsten, wie die andern. Nebst denen erstgedachten sechs rothen Strichen, beklittern sie sich auch noch das ganze Gesichte auf gleiche Weise.

Die Einwohner des kleinen Namaqua und der umliegenden Gegend haben einen ganz besondern Zierrath. Dieser bestehet aus einem recht schön polirten eisernen Blech, in Gestalt eines halben Monden, das sie an den Haaren gleich über der Stirne, gerade in die Höhe stehend, tragen. Ich sahe

die Abgeordneten dieser Nation also gezieret, als sie im Jahr 1708. auf das Vorgebürge kamen, um dem neuen Gouverneur Glück zu wünschen.

Nach dieser Erzehlung von dem Schmuck der Hottentotten ist nicht nöthig beyzufügen, daß ihr Pracht in diesem Falle gar mäßige Schranken leide. Sie lassen sich keinesweges die Augen durch unsere reiche Indianische Zeuche blenden. Sie sehen dergleichen gar offt, ohne daß ihnen ihr Glanz Versuchung erweckte. Wenn ein Hottentott nur wohl mit Fett und Rus vom Kopf biß auf die Füsse eingeschmiert ist, wenn er nur einige Schaafs-Felle oder Häute von wilden Thieren besitzet, hiernächst einige Angehänge an sich hat, so nimmt er einen eben so stolzen Gang an, als der eitelste und auf das zierlichste geschmückte Europäer thun könnte. Die schönsten Kleider, die reichsten Zeuche, die prächtigsten Wägen, sind in seinen Augen nichts, gegen die Herrlichkeit und Anmuth, die er bey einer nach seiner Landes-Art bekleideten und geschmückten Person findet.

Neuntes Capitel.

Eintheilung der Hottentotten nach ihren verschiedenen Nationen

I. Von den Gunjemanns. II. Von den Kochoquas. III. Von den Soussiquas. IV. Von den Odiquas. V. Von den Chirigriquas. VI. Von den Einwohnern des kleinen und grossen Namaqua. VII. Von den Attaquas. VIII. Von den Koopmanns. IX. Von den Hessaquas. X. Von den Somquas. XI. Von den Dunquas. XII. Von den Damaquas. XIII. Von den Gauros oder Gauriquas. XIV. Von den Houteniquas. XV. Von den Chamtouers. XVI. Von den Heykoms. XVII. Von den Hottentotten, so die Strassen berauben und plündern. XVIII. Von den Einwohnern des Lands von Natal, den Caffren.

Dapper, Anderson, der P. Tachard und viele andere Reisende melden etwas von den verschiedenen Nationen, welche das Land der Hottentotten bewohnen; es sind aber ihre Nachrichten mit so vielen Fehlern angefüllet, daß es scheinet, ob hätten sie selbige nur zur Lust selber ausgesonnen. Oft verändern oder verdrehen sie die Namen; oft theilen sie die Länder, worinnen sie wohnen, unrecht aus; mit einem Wort: Ihre Erzehlungen sind so unrichtig, daß, wenn man sie lieset, und hernach das Land der Hottentotten

totten durchreiset, daß man fast kein einziges Ding wahr nimmt, von allem dem, was sie sagen. Es scheinet sie wollten von andern Nationen reden.

I. Die erste Nation der Hottentotten, wenn man bey dem Vorgebürge anfänget, sind die Gunjemanns, welche einen grossen Theil ihrer Ländereyen an die Holländer verkaufften, gleichwie bereits erwähnet worden. Dieses Volk bleibt immer unter den Fremden vermischt; ja heutiges Tages besitzen sie nur noch einen kleinen Theil von ihrem alten Eigenthum.

II. Gegen Norden zu kommt man von ihnen zu den Kochoquas, welche Dapper Saldanehaters nennet, weil sie an der Bay von Saldanha wohnen. In diesem Lande sind viele Salz-Gruben, welche die Fremden anlocken. Die Holländer haben allezeit eine Wache daselbst, die nicht nur auf die Gruben Achtung giebt, sondern auch auf die Schiffe, welche ankommen, und solche auf dem Vorgebürge anzeigt. Die alten Einwohner besitzen den grösten Theil des Landes, zumahlen wo die Quellen fehlen. Die Holländer, so den Compagnie-Schiffen die Erfrischungen lieffern müssen, haben eine grosse Weite, und die schönsten Wies-Gründe innen. Doch können sich, wegen Wasser-Mangel, wenig Colonisten in diesem Lande aufhalten; den Hottentotten aber fället selbiger nicht so schwehr, weil sie nach Belieben hin und herziehen. Unterdessen ist diese Nation nicht allzu zahlreich.

III. Wenn man immer weiter gegen Norden fortgehet, so findet man die Soußiquas, oder Sussaquas. Ihr Land lieget nicht an der Bay von Saldanha, oder Saldagne, wie der P. Tanchard vorgiebt, sondern ist etwas davon entlegen. Diese Nation war sehr zahlreich und vermöglich an Vieh, ehe sie von den Holländischen Flibustiers beraubt und geblündert wurde, als welche von Anfang ihres Aufenthalts auf dem Vorgebürge verschiedenen Hottentottischen Nationen grossen Schaden zugefüget. Seit dieser Verheerung sind die Einwohner, Dörfer und Heerden, in geringer Anzahl. Ja ein grosser Theil der Sussaquas hat ihre Wohnungen verlassen, weil sie glaubten, es fehle da an Quellen. Unterdessen meyne ich, sie haben sich betrogen, und man würde genug finden, wenn man graben wollte. Das Land ist mit Bergen durchschnitten, leidet doch an Weyde keinen Mangel. Die Thäler und Gipfel der Berge stehen voller Kräuter, schöner Blumen und wohlriechender Pflanzen. Es giebt wenig wilde Thiere; sie müssen wegen Wasser-Mangel bald weichen.

IV. Das Land der Sussaquas grenzet an die Udiquas oder Odiquas, welche um die Bucht von St. Helena wohnen. Diese beede Nationen stehen mit einander in Bündniß gegen die Chirigriquas, ihre Nachbarn, mit denen sie verschiedene lange und blutige Kriege geführet haben. Als ich anno 1706. auf dem Vorgebürge war, führten sie Krieg. Man schickte einen

Holländischen Officier mit einigen Trouppen dahin, um einen Vergleich zu stiften, er versöhnte auch diese Nationen dermassen vollkommen, daß sie seit deme in Friede und Freundschafft leben. Ein Holländischer Soldat wurde damals mit einem vergiffteten Pfeil an dem Mund verletzet; es wäre auch die Wunde tödlich gewesen, wenn nicht die Hottentotten dergleichen Verletzungen heilen könnten.

Dieser kleinen Armee begegnete noch ein weit verdrießlicherer Zufall. Als der Officier mit einfallender Nacht auf den Grenzen der Chirigriquas anlangte, schlug er sein Lager, und bevestigte es mit seinen Wägen und Geräthe. Ja er war so vorsichtig, und setzte Wachen aus, um gegen den Uberfall von Löwen, Tygern und andern wilden Thieren sicher zu seyn, als welche öfters ein schröckliches Würgen in diesen Ländern anrichten. In der Nacht fiengen die Pferde an scheu zu werden, zu wiehern und in Unordnung zu gerathen. Die Backeleys oder zum Krieg abgerichtete Ochsen stiessen gewaltig mit ihren Hörnern gegen die Wägen, daran sie gebunden waren. Hieraus muthmassete man, es müsse ein Löwe in der Nähe seyn; deßwegen ließ man die ausgestellten Schildwachen ohnverzüglich warnen, auf ihrer Hut zu stehen. Da aber eine davon keine Antwort von sich gab, schickte man einige Leute aus, um zu sehen, was vorgienge. Man fande die Flinte der Schildwache, aber den Mann nicht. Weil die Nacht nicht sonderlich finster gewesen, so ruckten die Soldaten biß an einen nahe gelegenen Felsen; hier nahmen sie in einer Höhlung, hinter einem grossen Felsen-Stücke, einen ausserordentlichen grossen Löwen wahr, der im Begriff war, den Cörper des unglückseeligen Soldatens, den man suchte, zu verzehren. Auf den Anblick dieses Thiers kam das ganze Lager in Bewegung, jedermann lief zu, um den Leichnam seines Cameradens zu retten. Man that mehr als dreyhundert Schüsse, ohne daß ein einiger den Löwen traf. Man ließ die Granaten in Menge auf ihn los fliegen, aber dieses Mittel war, gleich dem vorigen, vergeblich, er kriegte nicht die mindeste Verletzung, und das schröckliche Knallen hinderte ihn gar nicht, seinen Raub ganz ruhig zu verschlingen. Der Angriff währete biß an den Morgen ohne einigen Nutzen. Da sodann ein Hauffen Hottentotten zu den Holländern sties, mußte der Löwe gar bald unter den Wunden erliegen, die sie ihm mit ihren Assagayen oder halben Picken anbrachten. Damahls waren nur noch die Gebeine von dem Leibe des Soldatens übrig; diese traurige Uberbleibsel begrub man, und die Hottentotten nahmen die Haut des Löwens, und trugen sie im Triumph, als ein Zeichen ihrer Tapferkeit und ihres Eifers, bey allen Gelegenheiten ihren Freunden und Bundsgenossen beyzuspringen.

V. Uber der Bucht von St. Helena findet man die Chirigriquas. Diese zahlreiche Nation ist wegen ihrer starken Leibs-Kräfften berühmt; insonderheit erschallet ihr Ruhm unter den Hottentotten wegen ihrer Geschicklichkeit die Hassagay zu werfen. Das Land ist fruchtbarer, als bey den letzterwehnten Gegenden, und der Elephanten-Fluß sondert es in zwey Theile ab. Dieser hat seinen Namen von den Elephanten, als welche die fliessende Wasser lieben, und sich deßwegen häuffig an seinen Ufern einfinden.

Es giebt auch viele Berge, die, gleich den andern in hiesigen Gegenden, treflich zur Vieh-Weide taugen. Die Thäler sind sehr fruchtbar, und mit Blumen von seltener Schönheit gezieret, deren angenehmer Geruch die ganze Gegend erfüllet. Man trift da Schlangen an, worunter eine gehörnte Gattung, die man Ceraſtes nennet. * Auch findet man einiger Orten Kieselsteine, so wegen ihrer verschiedenen Farben, und besondern Schattirungen, artig lassen. Ebenfalls giebt es in diesem Lande einen zimlich grossen Wald von hochstämmigen Bäumen, welche noch keinen Namen haben; wenigstens sehen sie keinen von denenjenigen ähnlich, die ich anderswo bemerket, oder davon ich habe reden hören. Ich kan ihre Frucht nicht beschreiben: denn, als ich die Bäume sahe, war ihre Zeit nicht zum Frucht-Tragen.

In diesem Wald enthalten sich Löwen, Tieger, Leoparden, Wölfe, Nashörner, Elephanten und andere schädliche Thiere: weßwegen es sehr unsicher dadurch zu reisen; vornemlich darum, weil man wegen des dicken Gesträuches nichts voraus und zur Seite sehen kan: dahero man, als in einem finstern Gewölbe, unter den Bäumen durchgehet.

Weil die Einwohner dieser Provinz von den Flibustiers mit Rauben und Plündern gewaltig geplaget wurden, schöpften sie einen grimmigen Haß gegen alle Europäer, und schlugen tod, so viel sie kunten. Nachdem aber die Handlung zwischen ihnen und den Holländern aufgerichtet worden, hören diese Feindseeligkeiten auf. Zu den Zeiten ihrer Uneinigkeit reisete eine Caravane Holländer, welche gekommen ware zu handeln, ** durch diesen Wald, und wurde von einem Hauffen Hottentotten aus einem Hinterhalt überfallen. Es gerieth zum Gefechte, allein die Hottentotten steckten sich hinter die dicken Bäume, und verlachten das Schies-Gewehr, verwundeten anbey alle Holländer mit ihren

* Plin. hist nat. L. VIII. c. 23. Lib. XXVII. c. 14.

** Zu besserer Verständniß dieser Geschichte muß man aus dem teutschen Original des Hn. Kolben beybringen, daß diese so genannte Flibustiers, oder, wie sie bey den Holländern hiessen, Trocquirer, von dem Gouverneur van der Stell Erlaubniß hatten, von den Hottentotten Vieh einzuhandeln; daß sie aber, statt der Zahlung, diese arme Leute tod geschossen und gestossen, ganze Dörfer ausgeplündert, und also Ursache zur Uneinigkeit gegeben haben.

ihren Hassagayen, wenn sie zu nahe kamen. Als nun diese sahen, daß bereits einer getödet und viele verwundet worden, nahmen sie auf einmahl die Flucht, um die anliegende Fläche zu gewinnen, da sie mit grösserm Vortheil zu streiten verhofften. So bald sie sich auf freyem Felde sahen, wandten sie sich, stellten sich in Ordnung, und griefen die Hottentotten mit solchem Grimm an, daß viele auf dem Platz blieben, und die andern gänzlich zerstreuet wurden.

VI. Wenn man die Reise immer weiter gegen Norden fortsetzet, stosset man auf die grosse und kleine Namaquas. Die kleinen liegen an der Küste, und den grossen zur Seite, gegen Westen. Wiewohl beede Nationen einerley Namen führen, sind sie doch in der Regierungs-Form und Lebens-Art unterschieden. Beede stehen bey den andern Hottentotten in grosser Achtung, und thun sich an Leibes-Stärke, Tapferkeit, Verstand und gutem Ansehen hervor. Sie können auf Erfordern zwanzig tausend Mann ins Feld stellen. Diese Völker reden wenig, ihre Antworten sind kurz; sie antworten auch niemahlen, ehe sie zuvor wohl überlegt haben, was sie sagen wollen. Ihre Weiber sind sehr munter und sehr listig. Die Geschicklichkeit dieser Nationen kan man aus einigen Exempeln abnehmen.

Die Europäer waren den Namaquas sowohl, als den Chirigriquas, tödlich verhasset, weil die Raubereyen und Grausamkeiten der Flibustiers ihnen gar einen üblen Begrif beygebracht hatten. Unterdessen suchte Claas, dessen wir bereits erwähnet, eine Handlung zwischen dieser Nation und den Holländern aufzurichten. Er begab sich mit einer Holländischen Parthey dahin, um eine grosse Menge Vieh einzukauffen. Die Namaquas hielten sie für Freybeuter, oder Flibustiers, und, ohne Claasen anzuhören, griefen sie zum Gewehr, und giengen mit ihren Wurf-Spiessen und Lanzen auf die Europäer los. Da es nun den Holländern ohnmöglich fiel, Gehör bey den Namaquas zu erlangen, noch ihnen zu erklären, daß sie als Freunde, und nicht als Feinde, gekommen wären, so beschlossen sie ihnen wenigstens Proben ihrer Herzhafftigkeit zu geben. Sie stellten sich also in Schlacht-Ordnung, und stunden den Angrif der Feinde drey Tage lag im freyem Felde aus. Die halsstarrigen Namaquas hielten endlich die Gewalt für vergeblich, und nahmen die List zur Hülfe. Hinter ihnen war ein zimlich langer und schmahler Weg, auf beeden Seiten mit Felsen besetzet, in diesen suchten sie die Holländer zu locken. In dieser Absicht fiengen sie den Streit von neuem noch grimmiger an als zuvor, und da sie ihre Feinde sehr erhitzt sahen, flohen sie dem engen Wege zu, wandten sich jedoch von Zeit zu Zeit um, nach Art der Parther. Die Holländer, welche kein Arges vermutheten, verfolgten sie biß in den Hohlweg. Kaum waren sie an die Helfte gekommen, so sahen sie sich auf allen Seiten von Feinden umringet. Die Namaquas, welche so hurtig, als

Hirschen,

Hirschen, auf den Beinen sind, stiegen gar bald auf die Felsen neben dem Wege, und überschütteten von da die Holländer mit einer unzehligen Menge Pfeile, Lanzen und Steine, biß diese meistens verwundet, und ausser Stand weiter zu fechten, ihr Heil in der Flucht suchen, und aus den Grenzen der Namaquas weichen musten.

Doch endigte sich hernach die Feindseeligkeit zwischen beeden Nationen, und machte einem vollkommen guten Vernehmen Platz. Also, da anno 1708. der Herr Ludwig von Assenburg Gouverneur auf dem Vorgebürge worden, ordneten die Namaquas etliche von ihren Häuptern ab, um selbigem wegen seiner glücklichen Ankunft Glück zu wünschen, und den Schutz, welchen sie von seinen Vorfahren im Amte genossen, noch ferner auszubitten. Zugleich versicherten sie ihre Bereitschafft die Verträge genau zu halten, den Holländern treulich beyzustehen, und alle Kennzeichen wahrer Freundschafft zu geben. Die Abgeordnete erschienen, zu folge ihres Befehls, vor dem Gouverneur, und richteten ihr Geschäffte mit solcher Geschicklichkeit und Klugheit aus, darüber der Gouverneur und alle bey der Audienz gegenwärtige Personen erstaunten. Dieses vermehrte die Hochachtung, welche man bereits gegen beede Nationen geschöpft hatte. Die Abgeordnete wurden auf Unkosten der Compagnie frey gehalten, so lange sie auf dem Vorgebürge blieben. Da sie erfuhren, daß der Gouverneur die ihme überbrachten Geschenke sich nicht zugeeignet hatte, wie es die beständige Gewohnheit bey seinen Vorfahren gewesen, nahmen sie daher Gelegenheit bey allen Vorfällen seine Ehrlichkeit, uneigennüziges Gemüthe, und Großmuth heraus zustreichen. Bey ihrer Abschieds-Audienz, liessen sie dieses mit in ihr Compliment * einfliessen, nebst angehängter Versicherung, daß sie voller wahren Ehrerbietung und Hochachtung gegen Ihro Excellenz nach Hause reiseten, und nicht ermangeln würden, diese Meynungen ihren Landsleuten einzuprägen, als welche ohne Zweifel mit Vergnügen vernehmen würden, was massen das Gouvernement in die Hände einer Person gefallen wäre, deren herrliche Tugenden den Frieden und diejenige Sicherheit des Landes versprächen, wornach sie ihre eifrigsten Wünsche absendeten. Endlich wünschten sie ihm alles ersinnliche Glück und Wohlseyn, und giengen ihres Weges. Man gab ihnen für dero eigne Personen, und für beede Nationen Geschenke mit, an Taback, Brandwein, gläsernen Corallen ꝛc. womit sie ganz vergnügt nach Hause kehrten. Dergleichen Auf-

* Dieses Compliment ist aus des Französischen Herrn Uebersetzers eigener Höflichkeit pur hergeflossen. Herr Kolb sagt nur überhaupt, sie wären eben so wenig tumm, als andere Hottentotten.

führung ist gewiß sehr weit entfernet von der Tumheit und Unwissenheit, die man für die Haupt-Eigenschafft der Hottentotten hält.

Das Land der Namaquas ist sehr bergicht und unfruchtbar, wegen des steinigten und sehr sandigten Bodens. Die Thäler sind nicht viel besser von der Natur gesegnet. In der ganzen Revier ist nur ein kleiner Wald, und eine einige Quelle. Der Elephanten-Fluß, so durchrinnet, verschafft den Einwohnern Wasser.

Nahe bey gedachter Quelle ist ein Felsen ausgehöhlet und ausgehauen, daß er einer Vestung ähnlich kommt. Man nennet sie das Schloß des Miro. Die Tradition der Namaquas sagt, dieser Name seye ihm von einem ihrer Hauptleute vor Zeiten beygelegt worden, als welcher Miro geheissen, und hätte er das Werk zu seiner Lust angelegt. Ich kan nicht begreiffen, wie die Faulheit einem Hottentotten soll zugelassen haben, ein dergleichen beschwehrliches Werk nur anzufangen, geschweige dann zu vollenden. Dieses ist das allerseltenste unter diesen Völkern, und muß man die Kunst und Arbeit davon loben. Es sind zwey Stockwerke darinnen, in welchen sich eine zimliche Parthey gar leicht aufhalten, und lange Zeit wehren könnte, wenn sie mit allem nöthigen wohl versehen wäre.

In diesem Lande findet man viel wilde Thiere, insonderheit eine Art fleckigter Gemsen, die in andern Hottentottischen Gegenden nicht anzutreffen, hingegen allhier gar häuffig sind. Sie sind nicht so groß, als die Gemsen in Europa, aber weit schneller im lauffen. Ihre Flecken sind weiß und gelb. Sie gehen allezeit bey Hauffen, oft von hundert, zuweilen von tausend Stücken. Das Fleisch ist insgemein fett und zart, doch hat es den Geschmack unserer Gemsem nicht.

Der P. Tachard sagt in seiner Beschreibung von dem Lande und den Einwohnern des Vorgebürgs der guten Hoffnung, daß von dem Lande der Namaquas biß an den 18. Grad nichts, als Wüsteneyen, wären; und daß hernach die Hottentotten von Angola anfiengen. In dieser Erzehlung sind zwey Fehler. Erstlich ist zwischen Namaqua und Angola keine Wüsteney. Wenn man gegen Norden zureiset, so findet man das Land der Attaquas, so an die Namaquas grenzet. Hernach folget das Land der Choragaukquas, oder ich müste mich gewaltig betrügen. Nun aber haben diese Nationen ein weitläufftiges Land innen, und man trift auch noch andere an, ehe man zu den Angolas kommt. Zwar sind über den Namaquas gegen Norden hier und da grosse Gefilde, welche, wegen ihrer Unfruchtbarkeit und wegen Wasser-Mangel, öde stehen; allein es sind bey weitem nicht lauter Wüsteneyen vorhanden, wie der angeführte Autor spricht. Der zweyte Irrthum, den der P. Tachard hier begehet, ist, daß die Einwohner von Angola keine Hot-

ten-

tentotten sind, wie er vorgiebt; Sie sind Schwarze, welche von den Hottentotten sehr unterschieden. Von ihnen und andern Ländern der Schwarzen bekommt man die Sclaven für die Americanischen Colonien, wie jedermann weiß.

VII. Die Attaquas bewohnen gar ein elendes Land, das schlecht mit Wasser versehen. Deßwegen leben sie auch in kleinen Haufen in gewisser Weite von einander, und treiben keine Handlung: massen sie kaum zu ihrem eigenen Gebrauche Vieh genug haben, auch nichts destoweniger ihre Zuflucht oft zum Wildprät nehmen müssen. Bey ihrer grossen Armuth sind sie doch eben so tapfer, eben so vergnügt, und eben so voller Feuer, als wenn sie in allem Uberflusse lebten.

Sie führen ein sehr geruhiges Leben, und selten Krieg mit ihren Nachbarn. Haben sie einigen Angriff zu befürchten, und wollen ihre Macht versammlen, so folgen sie dem Gebrauch der Schweitzer. Sie steigen auf die Gipfel der Berge, und zünden daselbst Feuer an, davon man bey Tage den Rauch, und bey Nacht die Flamme siehet; Auf dieses Zeichen laufft alles, was dienen kan, zum Gewehr, und versammelt sich auf dem gewöhnlichen Plaz; Durch dieses Mittel bringen sie in einer gar kurzen Zeit eine zahlreiche Macht auf die Beine.

Dieses sind die Hottentottischen Nationen, die man gegen Norden von dem Vorgebürge antrift. Nun will ich in eben dieser Ordnung diejenigen beschreiben, so, von dem Vorgebürge an, gegen Osten wohnen.

VIII. Die Nation der Koopmanns grenzet an die Gunjemanns von der Ost-Seite. Ihr Name rühret her von einem ihrer Haupt-Leute, welcher Koopmann geheissen. Es ist eben dieser, der dem Claas seine Frau abspenstig machte, und den unglücklichen Ehemann hernach gar ermordete.

Ihr Land erstreckt sich weit gegen Osten, ist aber an der See-Küste nicht breit; Es haben sich viele Europäer darinnen niedergelassen, und besitzen schöne und wohlangebaute Fluren darinnen, welche sie täglich noch vergrössern, weil die Koopmanns solche Gegenden nicht inne haben. Es ist eine fruchtbare und wohl bewässerte Gegend. Man trifft zur Noth auch einiges, zum bauen und verarbeiten brauchbares, Holz an, dessen sich der Gouverneur von der Stell wohl zu bedienen gewust. Der Fluß Palamit rauschet schnell zwischen diesen fruchtbaren Feldern weg. Er entspringet in dem Gebürge Drackenstein, und wenn er die Thäler der Koopmanns schlangenweise durchgelauffen, fället er ins Meer. Währenden Lauffs nimmt er viele Bäche zu sich, darunter man den breitesten, den schwarzen Fluß, nennet. Man findet keine andere Fische darinnen, als einige Arten von Grundeln, und Aale, Aal-Raupen ꝛc. Die Fluth bringet manchmahl eine Art Klipp-

Fische hinein, so man zum Unterscheid Knorr-Hähne nennet, ingleichen eine Art Karpfen oder Bremen, welche die Holländer Bosch-Koppen, das ist, Holz-Köpfe heissen; Sie haben einen kurzen, dicken, starken Kopf. In der anstossenden Bay findet man noch zweyerley Fische, die man in der Tafel Bay selten siehet. Die ersten heissen Pisce Bambus, weil sie rund und zimlich lang sind, wie ein Bambus-Rohr, übrigens gleichen sie Aalen, ausgenommen daß sie Schuppen haben. Die zweyten nennet man Lier- oder Königs-Fische, wegen ihres gar angenehmen Geschmackes. In dieser Gegend findet sich auch ein warmes Bad, und in dem Thale Suthenhall viele reiche Salz-Gruben.

IX. Weiter von dannen gegen Süden, findet man die zahlreiche Nation der Hessaquas. Der P. Tachard nennet sie unrecht Gassiquas: Doch hat er in der Lage ihres Landes noch stärcker gefehlet. Dieses erstrecket sich längst der See-Küste, wiewohl sie nichts inne haben, das ganz am Strande läge. Der Herr Pater hat recht, wenn er versichert, es wären reiche, mächtige, aber Krieg zu führen wenig erfahrne, Völker. Ihre Weyden sind mit Heerden angefüllet, und ihre Streit-Ochsen übertreffen alle andere an Stärke und Schönheit. Indem sie wegen ihres Reichthums Mittel haben, mit den Holländern desto stärker zu handeln, und sich Taback, Brandwein, und andere Dinge in grösserer Menge zu verschaffen als ihre Nachbarn: so treibt sie dieser Uberfluß benebst dem Exempel der Europäer zum Pracht; daher kommt es, daß sie diese Bequemlichkeiten nicht gerne verliehren, und dagegen die Gefährlichkeiten und Mühe des Krieges ausstehen wollen. Sie verabsäumen auch nichts den Frieden mit andern Nationen beyzubehalten. Greifft sie jemand an, und sucht ihr Vieh zu rauben, welches Unglück ihnen oft wiederfähret, so vertreiben sie Gewalt mit Gegengewalt. Es fehlet ihnen auch gewiß nicht an Herzhafftigkeit, nur wissen sie die Kunst nicht, ihre Feinde über ihre Grenzen zu verfolgen, und ihren Sieg recht zu gebrauchen. Befürchten sie, der Feind möchte schwer zu vertreiben seyn, so suchen sie Hülfe bey dem Gouverneur auf dem Vorgebürge, welcher die Uneinigkeit stillet, und die unruhigen Köpfe zu Paaren treibet.

Zu meiner Zeit an. 1707. kamen die Abgeordneten der Hessaquas den Herrn van der Stell, Gouverneur auf dem Vorgebürge, zu besuchen, und brachten ihm einige Geschenke an Ochsen. Dieser verehrte ihnen wieder etwas weniges Tabac, Arac und Glas-Werk. Nach empfangenen Arac machten die Abgeordnete Gesellschafft mit einigen Gunjemanns um sich mit diesem Getränke einen guten Tag zu machen. Die Flasche war bald ausgeleeret, und die Gesellschafft wurde lustig. Aber endlich beschimpften die Gunjemanns ihre Gutthäter, ich weis nicht warum, eben als sie im Begriff

griff stunden abzureisen. Beede Nationen kamen bald ins Handgemenge, einige mit Steinen, andere mit Prügeln, die Hitze war auf beeden Seiten gleich groß, und der Kampf-Platz von dem Castell und der Stadt nicht weit entfernet: Die Holländer lieffen Hauffenweise hinaus, den Streit anzusehen, allein niemand durfte hinzunahen, so häuffig flogen die Steine. Endlich erfuhr der Fiscal den Handel, und kam nebst einigen Personen aus der Stadt herbey. Auch die Gegenwart dieses Beamten, den die Hottentotten ungemein respectirten, kunte die erbitterten Kämpfer nicht auseinander bringen. Sie fuhren fort zu schreyen und zu schlagen. Der Fiscal war etliche mal in Gefahr und muste, seiner Sicherheit wegen, endlich weichen, ohne etwas auszurichten. Als der Gouverneur von dem Streit und von der fruchtlosen Bemühung des Fiscals Nachricht erhalten, lies er ein Stuck gegen sie pflanzen. Man lude es in ihrer Gegenwart, in der Hoffnung, der Anblick dieser höllischen Maschine, des Pulvers und der Kugel, würde die Kämpfer auseinander jagen. Aber alles dieses war vergeblich, die Schlägerey gieng mit gleicher Hefftigkeit fort. Endlich befahl der Gouverneur zu schiessen. Der gewaltige Knall, den der Wiederhall von denen Felsen noch mehrers vergrösserte, thate die gewünschte Würkung. Sie sonderten sich sogleich voneinander ab, und jedweder gieng seines Weges, ohne ein Wort zu sagen.

Die Dörfer oder Kraals der Hessaquas sind geraumiger und volkreicher, als bey den andern Hottentotten. Es ist ihrer auch eine grössere Anzahl. Ihre Gegend wimmelt von Wildprät, und bringet mehr hervor, von allen zur Lust und Bequemlichkeit des Lebens dienlichen Sachen, als kein anderer Theil des Vorgebürges.

Die Hessaquas haben den Gebrauch, daß sie bey den Europäern in Dienste tretten, wenn sie arm sind, und ihr Glück machen wollen. Den verdienten Lohn, wenden sie an Vieh; und so bald sie eine genugsame Anzahl besitzen, gehen sie ganz gelassen nach Hause, um dessen zu geniessen.

X. Die Sonquas liegen besser gegen Osten, und recht an der See, über den Koopmanns. Es ist ein Volk voller Feuer und Muth, auch ungemein geschickt, die bey ihnen übliche Waffen zu gebrauchen. Diese kriegerische Neigung haben sie ihrem Lande zu danken, welches meist aus rauhen Klippen und felsichten Bergen bestehet, folglich seine Einwohner kaum ernehren kan. Wollen sie also leben, müssen sie das Kriegs-Handwerk ergreiffen, und, gleich den Schweitzern, andern Hottentotten dienen. Wiewohl sie keinen andern Sold haben, als daß man sie frey im Lande leben lässet, und ihnen den nöthigen Unterhalt verschaffet, so gut ihn die Landes-Eingebohrne haben. Die Armseeligkeit ihrer Gegend nöthiget sie, auf die

Jagd sich zu legen, und macht sie so geschickt in dieser Ubung, daß ihnen gar selten ein Stuck Wildpret entwischet. Wie man denn auch in ihrem Bezirk gar wenig antrifft.

Das Vieh ist so rar und theuer bey ihnen, daß sie niemahlen welches schlachten, so lange andere Mittel vorhanden sind: Sie spahren es zu solchen fest-täglichen Vorfällen, die ohnweigerlich ein Stuck Ochsen- oder Schöpsen-Fleisch erfordern; die übrige Zeit leben sie von Wurzeln, Erd- und Baum-Früchten. Sie haben auch wenig Holz, und dieses gebrauchen sie noch dazu, die wilden Thiere von ihren Wohnungen abzuhalten.

Die Sonquas haben oft einen Krieg mit den Bienen, um ihnen das Honig abzujagen, das jene in den hohlen Bäumen sammeln, und hält man sie auf dem Vorgebürge für gar geschickt in dieser Ubung. Zwar gebrauchen sie selbsten kein Honig; aber sie verkauffen es den Europäern, und vertauschen es gegen Messer, oder ander eisernes oder messingenes Geräthe; oder gegen Brandwein, Taback, und Pfeiffen. Sie bringen ihre Waare an das Vorgebürge in einem Sack von Fellen, die ihre Haare noch haben. Einen solchen Sack voll geben sie für etwas geringes. Die Europäer vermischen dieses Honig mit Wasser, und bereiten einen wohlgeschmackten und erfrischenden Trank daraus, welcher, so lang er frisch ist, der Gesundheit dienet, nach 14. Tagen aber so stark wird, daß man sich darinnen berauschen kan.

XI. Das Land der Dunquas wird von der Sonquas ihrem durch den Fluß ohne Ende geschieden, welcher ersteres, ingleichen der Damaquas und anderer Nationen Bezirk, durchfliesset, und endlich in der Bay a la Goa in die See fället. Ihre Felder sind sehr schön und fruchtbar, nicht so bergicht und ungleich, als der vorigen Sonquas-Hottentotten, sondern meist ganz eben. Diese Felder werden von vielen angenehmen Bächen gewässert, welche hernach in den Fluß ohne Ende fliessen. Die Thäler und Hügel stehen voller Kräuter, Pflanzen und Blumen. Allenthalben findet man Heerd-Viehe und Wildprät im Uberfluße.

XII. Höher, an der See, wohnen die Damaquas. Das Land, das sie besitzen, ist eben so schön und fruchtbar, als ihrer Nachbarn der Dunquas, es ist auch ganz eben, und voller Gras. Man findet da Wasser-Melonen, wilden Hanf, und andere Früchte. Wildprät und Vieh zeigt sich sehr häufig. Das einige, was fehlet, ist Holz, weil sie nicht einmahl zum Kochen genug haben. Es sey denn, daß sie sich mit langen Reissig und dünnen Aesten wollen behelfen, davon sie zur Noth noch etwas finden und haben.

An einigen Orten findet man auch Salz-Pfannen genug, das ist dergleichen von Natur angelegte Vertieffungen, worinnen, wie bereits erwehnet

net worden, das Regen-Wasser zu Salz anschiesset; weil sie aber von den Wohnungen der Europäer weit abliegen, so haben sie keinen Nutzen: denn die Hottentotten gebrauchen niemahlen Salz.

Der Fluß durchströmet dieses Land ohne Ende, und laufft Schlangenweise bald da bald dorthin; welches eine grosse Ungelegenheit für die Reisenden, weil keine Brücke vorhanden, worüber man gehen könte. Man muß sich also in kleinen Nachen oder Kähnen, oder auf Flössen von grossen Balken, übersetzen lassen.

Die Damaquas lieben das Wildprät gar sehr, sie gehen auch oft auf die Jagd, und sind überflüßig mit Pelzwerk zu ihrer Kleidung versehen.

XIII. Die Gauros oder Gauriquas liegen besser gegen Nord-Osten hinauf, und also hinter den Damaquas. Der P. Tachard sagt, * daß, nach dem Berichte der Gouriquas, die Hottentotten von Monomotapa das fernere Land bewohnen sollen; so aber falsch: denn ausser dem, daß noch bey keinem Autore, ja selbst nicht in der Aussage des Abyssinischen Gesandten, welcher A. 1691. auf Batavia gekommen, und daselbst auf einige vorgelegte Fragen geantwortet, gefunden habe, daß Hottentotten in Monomotapa seyn sollten, so ist durch die Erfahrung klar genug, daß noch viel andere Nationen an demselbigen Ufer hinaufwärts, ja gar biß an Terra de Natal wohnen, woselbst erst die Caffres anfangen.

Die Gauros sind ein zahlreiches Volk, obschon sie in einem kleinen Lande wohnen. Es ist hingegen so reich und fruchtbar, und bringt einen solchen Uberfluß an Holz und Wasser hervor, daß jedermann genug, ja überflüßig hat. Die Vieh-Trifften wimmeln von allerley Gattungen Heerden, und die Felder von wilden Thieren, mehr, als andere Hottentottische Länder. Dieser Uberfluß an reissenden Thieren verursachet, daß diese Völker oft auf die Jagd gehen, und darinnen sehr geschickt sind. Bey ihnen, ist es eine grosse Ehre, und ein Zeichen der Tapferkeit, wenn man die Haut von einem Tieger, von einer wilden Katze, oder andern reissenden Thiere trägt.

XIV. Die Houteniquas wohnen an der See-Küste besser gegen Nord-Ost, über den Gauros. In ihrem Lande sind viele Wälder mit herrlichen Bäumen. Zwischen den Wäldern findet man die angenehmsten Trifften, und auf solchen Kräuter von allerley Gattungen, nebst einer Menge allerhand Blumen, welche das Gesichte sowohl, als den Geruch, ergötzen: das Land ernehret also sehr viel Wild und zahmes Vieh. Einstens wurde eine Euro-

* Besiehe die Land-Charte, so der P. Tachard von dem Lande und den Völkern des Vorgebürges gemacht.

Europäische Parthey von den Hottentotten in einem dieser Wälder eingeschlossen, und muste die äusserste Noth ausstehen, ehe sie entwischen kunte.

XV. Das Land der Chamtouers begrenzet der Houteniquas ihres, und ist eine schöne Ebene, voll fetter Weyden, und wohl bewässert. Man findet darinnen viele, aber kleine Wälder, mit den schönsten, höchsten und geradesten Bäumen, die man in einigem andern Hottentottischen Bezirk antreffen mag. Wildprät und Vieh ist auch im Überflusse. Es giebt viele breite Flüsse, worinnen man mancherley Arten köstlicher Fische fänget. Ja man findet oft See-Fische darinnen, insonderheit See-Kühe. Ich habe von glaubwürdigen Personen, welche gute Nachrichten hatten, gehöret, daß einige Europäer auf der Reise durch diese Wälder eine Menge Kirschen- und Abricosen-Bäume voller Obst gefunden hätten. Das merkwürdigste hiebey ist, wenn man mich anderst nicht betrogen hat, daß diese Reisende gedachte Wälder allenthalben durchstrichen, ohne einen Elephanten oder wilden Ochsen anzutreffen, obwohlen die andern Hottentottischen Waldungen mit dergleichen Thieren stark besetzet sind. Vielleicht werden sie von den Einwohnern getödet oder verjagt, so bald sie sich blicken lassen.

Eine grosse Anzahl Chomtouers schlossen auch einstens einige Europäer, welche Handels wegen gekommen waren, in einem ihrer Wälder ein, grifen sie mit solcher Wuth und Geschwindigkeit mit Hassagayen und vergiffteten Pfeilen an, daß diese Kaufleute fast wären erlegt worden, ehe sie noch einstens Feuer gegeben. Sie stellten sich hernach in gute Ordnung, und halfen sich mit einer Salve zur gelegenen Zeit aus aller Noth. Denn diese Völker waren dieses Krachens ungewohnt, erschracken, wichen, und wurden geschlagen. Des andern Tages liessen sie besser mit sich umgehen, und vertauschten einiges Vieh gegen verschiedene Waaren, die man ihnen anbot.

Die Holländer erzehlten, der Hauptmann von den Chamtours habe unter andern auch dieses bey Gelegenheit der vorgefallenen Schlacht in geradbrechten Holländisch zu ihnen gesagt: Ons denkum, ons altyd baas maar ons ja zienom, Duytsman meer baas. Bißhero wären sie in Gedanken gestanden, es überträfe sie keine Nation an Tapferkeit; Alleine, fuhr er fort, die Holländer haben uns überwunden, und wir erkennen sie, von diesem Augenblick an, vor unsere Meister.

XVI. Endlich noch höher gegen Nord-Osten, von den Chamtouers an zurechnen, lieget die Nation der Heykomms. Ihr Land ist sehr bergicht, und leidet Mangel an süssem Wasser. Nur die Thäler allein sind fruchtbar. Nichts destoweniger haben sie schöne und sehr zahlreiche Herden, welche nichts anders trinken, als das salzigte Wasser aus ihren Flüssen, und, nebst dem gemeinen Gras, auch das Geröhrig und Schilf fressen, so an den Ufern wächset,

und

und demjenigen gleichet, davon die Weber ihre Spuhl-Röhren verfertigen. Wildprät ist in Menge vorhanden, und von allerley Arten, die sonsten in den andern Hottentottischen Gegenden anzutreffen sind. Am allerschwersten fället ihnen, daß sie den Mangel des süssen Wassers nicht abhelfen können, welches ihnen die Natur versaget.

Einstens hatten die Holländer einen Officier von der Besatzung mit Geschenken zu ihnen abgefertigt, damit sie dem, mit denen übrigen Hottentotten geschlossenem, Bündnisse ebenfalls beytretten möchten. Sie nahmen auch die gemachten Vorschläge willig an, und baten sich von dem Officier eine Trummel, einen eisernen Topf, und eine dergleichen Pfanne aus, welche Sachen sie bey ihm wahrgenommen hatten. Auf diese Geräthschafften hielten sie gewaltige Stücke, zumahlen auf die Pfanne, und huben sie gar sorgfältig auf. Nichts destoweniger musten sie den Verdruß ausstehen, daß ihnen diese köstliche Dinge von einer Europäischen Parthey geraubt wurden, welche, unter dem Vorwand zu handeln, die Hottentotten bestahl und betrog. Man trieb ihnen zu gleicher Zeit eine grosse Menge Vieh hinweg, allein sie haben dieses längst vergessen, nur aber ihme Trummel, ihren Topf und ihre Pfanne nicht, deren Verlust ihnen dermassen am Herzen liegt, daß niemahlen ein Europäer zu ihnen kommt, wenigstens zu dem gemeinen Volk, ohne daß sie ihm die Ohren von diesem Diebstahl vollschwazen, und erschröckliche Klagen über den erlittenen Verlust führen sollten.

XVII. Die Ordnung der Materie führet mich von selbsten auf gewisse umschweiffende Hottentotten, deren ganze Beschaffenheit darinnen bestehet, daß sie stehlen, und allen Nationen, die um das Vorgebürge wohnen, Ungelegenheit machen. Sie sind ein Mischmasch von lauter liederlichen Hottentotten, die wegen ihrer Unthaten verjagt worden, oder sich denen Gesetzen und Gewohnheiten ihres Vatterlandes nicht unterwerfen wollen, folglich auf das Gebürge lauffen, und da ein ungezähmtes Leben führen. Sie verbergen sich an steile ungangbare Orte, aus welchen sie bißweilen zum Vorschein kommen und das Vieh von der Weyde zu ihrem Unterhalte stehlen. Man nennet sie in der Landes-Sprache Buschiemmannes, das ist Strauch-Diebe, wie man im Teutschen zu sagen pfleget. Alle andere Hottentotten hassen diese Diebe dermassen, daß, wenn sie einen ertappen, er den Augenblick sterben muß. Ja wenn auch des Capitains von der Nation eigener Bruder dabey wäre, so würde sich niemand unterstehen, nur für ihn zu bitten. Ja der Capitain ist noch wohl gehalten, wenn er seinem Amte ein Genügen thun will, die erste Hand an ihn zu legen: denn die Hottentotten lassen dem Rechte seinen Lauf, ohne einige Person anzusehen. Die Nationen schicken oft starke Partheyen aus gegen diese Räuber; Sie fürchten sich vor keinen so sehr, als vor

den Heykomms. Meistentheils schlagen sich diese Spitzbuben mit einer recht verzweiffelten Wuth, weil sie wohl wissen, daß keine Gnade zu hoffen, überdem auch, ihre Feinde eben so behende sind, als sie; der Streit endigt sich nicht ehender, als biß sie alle auf dem Plaz liegen, oder ihre Feinde die Flucht ergreifen.

XVIII. Nunmehro sind wir bey dem Lande von Natal angelangt, welches die Kaffern oder Caffern bewohnen. Einige Personen vermengen sie mit den Hottentotten; alleine allen Nachrichten zu folge, die ich habe auftreiben können, sind beede Völker merklich von einander unterschieden. Wiewohl die Caffern, auf einer Seite, an die Hottentotten stossen; so formiren sie dennoch eine im Grunde ganz andere Nation. Es ist wahr, daß sie einander an den dicken Lippen und platten aufgeworfenen Nasen ähnlich kommen, auch beyderseits in Krossen gehen. Nichts destoweniger sind sie doch in andern Stücken unterschieden. Die Nasen der Hottentotten sind nicht von Natur so platt, sondern sie werden durch Kunst also gedrücket, da hingegen die Caffern mit solchen Nasen gebohren werden. Die Caffern sind ganz schwarz, und ihr Angesicht glänzet dermassen vor Schwärze, daß es das Auge, so zu sagen, verblenden möchte; hingegen die Hottentotten haben eine braune Farbe. So sollen auch die Caffern lange Haare haben. Der Capitain Gerbranz van der Schelling, von dem ich bereits bey Gelegenheit Meldung gethan, war ein sehr ehrlicher und verständiger Mann: Er hatte das Land von Natal oft berühret, und mir erzehlet, daß die Caffern sich den Leib nicht mit Fett beschmieren, daß sie nicht im Reden stazen, kluckern, noch mit der Zungen gegen den Gaumen anstossen; daß sie in viereckigten Häusern von Leimen wohnen, welches man bey den Hottentotten nicht siehet; daß sie Creuze am Halse hängen haben, dergleichen Zierrath in den Hottentottischen Ländern nicht gewöhnlich; daß sie ihr Feld auf eine andere Weise anbauen; daß sie eine Art Türkisches Korn säen, Bier daraus brauen, welches Getränke den Hottentotten unbekannt; Endlich, daß sie einen König haben, von welcher Würde sich die Hottentotten nicht einmal einen Begriff zu machen wissen. Hübner hat zwar beede Völker unterschieden, aber sonsten dermassen viele Fehler begangen, was die Hottentotten betrift, daß es der Mühe nicht verlohnt, sie zu widerlegen.

Die Caffern handeln mit den Corsaren auf dem rothen Meere, welche ihnen seidene Zeuche bringen, und dagegen Elephanten-Zähne annehmen; Diese Zeuche verhandeln die Caffern wieder gegen Europäische Waaren, wenn ein Schiff auf dem Vorgebürge ankommt. Diese Waaren, so gemeiniglich in Theer, Ankern und Thau-Werk bestehen, vertauschen sie von neuem an besagte See-Rauber. Was sie von den seidenen Zeuchen nicht an die Europäer verkauffen, das schicken sie nach Monomotapa. Die Portugiesen zu Mozambique bringen auch vieles davon an sich. Der Capitain von der

Schel-

Schelling fande in dem Land von Natal einen Engelländer, der von seinem Schiffe weggelauffen war, und sich da niedergelassen, auch zwey Caffrische Weiber geheyrathet hatte, die ihme viele Kinder gebohren. Er war wie ein Caffer gekleidet, und lebte nach ihrer Weise. Dieser wiese dem Capitain viele Hauffen Elephanten-Zähne, und einige Kammern voll seidene Zeuche, worauf ihm dieser vorschlug, mit seinen Reichthümern nach dem Vorgebürge zu fliehen, und seine Wohnung, Weib und Kinder im Stiche zu lassen. Der Engelländer willigte darein, es erfuhr aber der König sein Vorhaben, und lies ihn vor sich kommen. Da legte er ihm vor Augen, wie leichtfertig eine solche heimliche Entweichung wäre, was für einen Undank er spühren liesse gegen ein Volk, das ihn großmüthig aufgenommen, und biß anhero alles Liebes erzeiget. Er führte ihm zu Gemüthe, was er seinen Weibern und Kindern für Treue schuldig wäre, in was elenden Stand er sie versetzen würde, weil sie niemanden hätten, der für sie sorgte, oder sie unterhielte. Diese bewegliche Rede * that ihre Würkung. Der Engelländer kunte der Beredsamkeit des Caffrischen Fürstens nicht widerstehen, er fiel ihm zu Füssen, bat um Vergebung, lies nicht nur seinen Vorsatz fahren, sondern beredete noch dazu einen Matrosen des Capitains, daß er vom Schiffe weglief, und gleich ihm seine Wohnung unter den Cafern aufschlug.

Ich habe weiter nichts vorzubringen, was dem Leser einen allgemeinen Begrif von den verschiedenen Hottentottischen Nationen geben könnte. Zwar wäre es leicht, die Erzehlung weitläufftiger zu machen, allein weil ich ausser dem angeführten nichts gewisses habe erfahren können, so wird der geneigte Leser lieber damit zu frieden seyn, als Mährlein anhören. Ich habe den grössesten Theil dieser Völker selbsten durchreiset; Was ich von den übrigen schreibe, bey denen ich nicht gewesen bin, das weiß ich von glaubwürdigen Personen, welche theils zur Lust, theils auf Befehl des Gouverneurs das ganze Land der Hottentotten durchreiset haben.

* Die Rede des Caffrischen Königs bestund nach Herrn Kolbens Bericht bloß in folgenden: Wenn du weggehest, so müssen diese hinterbliebene sterben, denn ich mag deine Kinder nicht ernehren, wenn du weg bist. Von der fußfälligen Abbitte gedenket Herr Kolb ebenfalls nichts.

Zehendes Capitel.

Von der Hottentotten Regierungs-Form.

I. Von den Häuptern der Nation. II. Von den Hauptleuten der Kraals oder Dörfer. III. Von den Gerichts-Versammlungen, und der Weise in bürgerlichen Sachen zu verfahren. IV. Von der obersten Raths-Versammlung der Nation. V. Von dem Ansehen der Holländer, und ihrem Einfluß in die Hottentottischen Händel.

I.

Jedwede Hottentottische Nation hat ein Haupt oder einen Obersten, den man *K͂oũq̃ui* nennet. Sein Amt ist, das Kriegs-Heer anzuführen, die Verträge mit andern Völkern einzurichten, in den National-Versammlungen zu präsidiren, und sie zu beruffen. Ohne seine Einwilligung kan man weder Krieg noch Frieden machen. Ausserhalb dieser angeführten ungewöhnlichen Fälle, erstreckt sich sein Ansehen nicht weiter, als über den Kraal oder das Dorf, darinn er wohnet, und dessen Hauptmann er beständig bleibet. Diese Würde ist erblich, und fället allezeit auf den ältesten Sohn. Ist gar keiner vorhanden, so werden die Töchter ausgeschlossen und der nächste Bluts-Verwandte damit bekleidet. Anbey ist die Gewalt eines Obersten sehr eingeschränkt. Ehe sie ihm übergeben wird, muß er auf eine feyerliche Weise vor der allgemeinen Versammlung der ganzen Nation versprechen, nichts an der alten Regierungs-Form zu verändern, nichts vorzunehmen gegen die Rechte und Vorzüge der Hauptleute vor den Kraals, noch gegen die Rechte und Freyheiten des Volks. Hat er dieses förmlich versprochen, alsdenn geloben sie ihm gehorsam zu seyn. Auf diese Ceremonien folget ein Gastmahl, welches der neue *K͂oũq̃ui* den Hauptleuten der Dorfschaften geben muß. Diese Mahlzeit bestehet in einem fetten Ochsen, und ein paar gesottenen Schöpsen. Die Frauen der Hauptleute sind auch bey dem Gastgebote; sie setzen sich aber nicht mit ihren Männern zu Tische, sondern müssen mit der Brühe zufrieden seyn, die ihnen ihre Männer schicken, da unterdessen die Hauptleute das Fleisch verzehren. Den folgenden Tag bezahlen sie ihre Männer mit gleicher Münze. Die Frau des *K͂oũq̃ui*, wenn er eine hat, verschmauset mit der Hauptleute Frauen gleichfalls einen Ochsen, und ein paar gesottene Schöpse. Das Fleisch essen die Weiber, und die Brühe die Männer; welche ihres Ort ebenfalls damit vergnügt seyn müssen.

Dieser

Dieser Oberste hat keine Amts-Einkünffte, zur Belohnung seiner Mühe, und Führung seiner Würde. Er hat keinen andern Nutzen davon, als daß ihn seine Unterthanen mehr als ihres gleichen ehren. Hieraus siehet man, daß die Regierungs-Form der Hottentotten sehr mit derjenigen übereinkommt, welche Aristoteles unter dem Namen der Heroischen so gewaltig lobet; und ohne Zweifel die erste gewesen, die nach der Regierung der Haus-Vätter aufgekommen, als nemlich, wegen Boßheit der Menschen, die Nothwendigkeit erforderte, sich miteinander zu vereinigen.

Vor Zeiten erkannte man den *Kõũq̃ui* bloß an der Schönheit oder dem Pracht seines Gewands, oder vielmehr der Haut, welche seine Schultern bedeckte. Er erschien niemahlen offentlich, als mit einer schönen Tieger-wilden-Katzen, oder anderer reissenden Thieres-Haut gezieret, dieses war das einzige Kennzeichen seiner Würde. Seitdeme aber die Holländer sich auf dem Vorgebürge niedergelassen, und jedweder Nation eine messingene Krone verehret haben, träget der Oberste selbige allezeit bey allen wichtigen Gelegenheiten auf dem Haupte, er mag nun vor der Spitze der Armee oder in den Versammlungen sich befinden.

II. Sodann ist in jedweder Dorfschafft ein Haupt, das man Hauptmann oder Gouverneur nennet. Sein Amt ist, für die gemeine Ruhe zu sorgen, Frieden und Ordnung zu erhalten, auch jedermann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so weit seine Gerichtbarkeit sich erstrecket. Er ist der Abgeordnete seines Dorfes zu den National-Versammlungen, da man die allgemeinen Angelegenheiten überleget. In Kriegs-Zeiten führet er die Leute an, so aus seiner Dorfschafft sind, jedoch stehet er unter dem Befehl des Obersten.

Dieses Amt ist gleichfalls erblich; doch wird der Hauptmann nicht ehender darein gesetzet, biß er zuvor in Gegenwart des Volckes feyerlich versprochen, keine Veränderung in den Gesetzen und Gewohnheiten des Kraals vorzunehmen, und sich allezeit nach selbigen zu richten. Wann er dieses zugesagt, und für einen Hauptmann angenommen worden, so gibt er allen Männern von seiner Gerichtbarkeit ein Gastmahl; des andern Tages thut seine Frau mit denen Weibern ein gleiches, und beobachtet man eben die Gewohnheit dabey, als bey dem Schmauß, dessen wir in dem vorhergehenden Articul Meldung gethan.

Vor Zeiten waren die Haupt-Leute, eben wie die Obersten, sonsten an nichts käntlich, als an ihrem Mantel von Tieger- oder wilden Katzen-Fellen. Als aber die Holländer vor bereits langer Zeit Bündniße mit den Hottentotten schlossen, verehrten sie jeder Gemeine oder Dorfschafft ein Spanisch Rohr, mit einem kupfernen Knopf; und seit deme haben alle

Haupt-Leute diesen Stock getragen, den man nunmehro als ein unzertrennliches Zeichen ihres Amtes ansiehet, und als einen Regiments-Stab. Es genieſen diese Haupt-Leute weder Beſoldung, noch andere Gemächlichkeiten, wegen ihres Amtes, ſondern laſſen ſich an der bloſſen Ehre begnügen. Hat jemand aus dem Kraal willens eine Jagd anzuſtellen, ſo erzeigt er dem Hauptmann die Ehre und Freundſchafft, und bittet ihn, er möchte die Geſellſchafft mit ſeiner Gegenwart beehren, und an der Luſt Theil nehmen. Hierauf antwortet er gemeiniglich durch einen Lob-Spruch über ihre Herzhafftigkeit und Munterkeit, ingleichen über ihre Sorgfalt für die Heerden, welche ſie ſpahren und vielmehr das Wild angreiffen wolten. Zuweilen nimmt er auch die Einladung an, und gehet mit auf die Jagd.

Jedoch, alles Reſpeckts ungeachtet, erheben ſich gleichwohl bißweilen Streitigkeiten, die ſie nicht zu ſtillen vermögen. Das gemeine Volk ſchlägt ſich dann und wann herum, ohne daß ſie wehren könten. Dieſes wiſſen ſie wohl, und nehmen ſich alſo wohl in acht, ihr Anſehen in Gefahr zu ſetzen, wenn ſie ſehen, daß die Gemüther allzuſehr erbittert ſind. Ja wenn auch die Schlägerey in ihrem Angeſichte vorgehet, ſo ſtellen ſie ſich, als ob ſie weder höreten, noch ſähen. Geſchiehet aber unglücklicher weiſe ein Todſchlag, oder ein allgemeiner Aufruhr, alsdann tretten ſie mit ihrem Anſehen ins Mittel, und zwar allezeit mit glücklichem Erfolg. Die ſtreitenden Partheyen ſchämen ſich dermaſſen, wegen des vorgefallenen Todſchlages, oder wegen der Unruhe, die ſie verurſachet haben, daß jedweder ſeine Schuldigkeit beobachtet, ſobald der Hauptmann zum Vorſchein kommet.

III. In jedwedem Kraal iſt eine Gerichts-Verſammlung, welche über Civil- und Criminal-Fälle ſpricht. Sie beſtehet aus dem Hauptmann, und allen Männern des Dorfes, ausgenommen diejenigen, welche vor Gericht erſcheinen, und zur Verſammlung Gelegenheit gegeben. So langweilig als es in Europa, und an vielen andern Orten der Welt, mit der lieben Gerechtigkeit hergehet, ſo geſchwind gehet es damit bey den Hottentotten zu. Es darf niemand über die Verzögerung der Richter klagen. Sobald in einer Dorfſchafft einiger Streit über das Eigenthum einer Sache entſtehet, berufft der Hauptmann alle Männer zuſammen; Es finden ſich dieſe auch ohngeſäumt an dem beſtimten Orte ein, allezeit unter freyem Himmel. Hat nun jedermann ſich eingefunden, ſo vernimt man die Partheyen gegeneinander, welche ihre Gründe nach beſtem Vermögen ſelbſten vorbringen: denn dieſe glückſelige Völker wiſſen von keinen Advocaten, Sollicitatoren, Procuratoren oder Agenten. Die Zeugen werden abgehöret. Weiß einer aus der Verſamlung etwas, das zu Erläuterung der Sache dienet, ſo ſagt er es. Nach einiger Unterſuchung der Gründe von beeden Seiten, ſammelt

man

man die Stimmen. Der Hauptmann als Präsident verrichtet solches, und spricht das Urtheil nach denen meisten. In diesem Augenblick ist der Proceß aus dem Grunde gehoben, und jedwede Parthey richtet sich nach dem ausgesprochenen Urtheil. Wer gewonnen hat, geniesset des Ausspruches in Ruhe, weil keine Appellation statt findet.

Eben diesen Reguln folget man ganz genau, wenn von Schlägereyen oder Thätlichkeiten gehandelt wird; ingleichen von andern zugefügtem Schaden, er mag bestehen worinnen er will. Wer unrecht hat, muß dafür genug thun, und dem beleidigten Theil einen Abtrag an Vieh machen, nach Beschaffenheit oder Grösse des Unrechts.

Jedoch lässet diese Gerichts-Versammlung nicht eben dergleichen Billigkeit spühren, wenn Injurien-Sachen vorfallen. Das Wort Kutsire, so einen verzagten Hudler bedeutet, ist ein sehr grosses Schimpf-Wort bey diesen Völkern, gleichwie auch bey den meisten Nationen. Ja es hat solche gefährliche Würkungen bey ihnen, daß es hinlänglich ist, denjenigen, so damit beleget worden, von der Zahl der Männer auszuschliessen. Hat einer dieses Unglück, so ist er auf sein Lebenlang geschimpft; alle seine schöne Thaten sind vergessen; er mag so alt seyn, als er will, so setzet man ihn unter die Kinder, er darf nicht unter die Männer kommen, wird mit Verachtung angesehen, und als ein Bärenhäuter tractirt. Er unterstehet sich nicht in einer Gesellschafft zu erscheinen, wenn er nicht will von seinen alten Bekannten selber verhöhnet werden. Mit einem Wort, jedermann erweiset ihm alle Schmach, und hält ihn für einen Auswürfling. Um nun dieser Beschimpfung abzuhelfen, muß man sich an die Männer der Dorfschafft wenden, damit sie sich versammeln und den Grund der Injurie untersuchen. Das Urtheil ist gar bald gefället, aber gar selten unpartheyisch. Die Schmauß-Begierde der Richter nimmt sie gemeiniglich gegen den Beschimpften ein: denn wenn er verdammet wird, muß er sich lassen wieder ehrlich machen, und hiebey ist ein unzertrennliches Stücke der Schmauß, den er allen Männern der Dorfschafft zu geben hat. So lange dieser währet, bleibt er von der Gesellschafft abgesondert, und kostet nichts von dem Schöpsen, den die Gäste auf seine Unkosten speisen; man reicht ihm bloß die Gedärme zu seinem Theil. Nach geendigter Gasterey beschmiert man ihn sorgfältig mit dem Fette des verzehrten Schöpsen, und wenn dieses geschehen, tritt er wieder in alle verlohrne Rechte, und wird aufs neue für einen Mann erkannt. Findet aber die Versammlung die Beschimpfung ungegründet, so bestraffet man den Verleumder nicht: Woraus klar erhellet, daß man alle diese Weitläufftigkeiten nur deswegen beobachtet, damit die Männer im Dorfe Gelegenheit haben, auf fremde Unkosten lustig zu seyn.

Eben

Eben diese Gerichts-Versammlug untersuchet und richtet auch die Todschläge, Diebstähle, Ehebrüche, und dergleichen Ubelthaten. Die Staats-Verbrechen sind allein ausgenommen, und gehören für die National-Versammlung.

So bald einer aus der Gemeine weis, oder nur muthmasset, daß ein Hottentott dergleichen Laster begangen, das für die Versammlung gehöret, so giebt er ohne Säumniß allen Männern Nachricht davon, welche sich Amts halber verbunden achten, verdächtige Personen gefänglich einzuziehen. Ist die Unthat zu groß, daß man sie vermänteln könte, oder zu kundbar, daß man sie läugnen könte, so siehet der Angeklagte, wie er zu den Strassen-Räubern entwischet, davon wir im vorhergehenden Capitel gesprochen, und bringt seine übrige Lebens-Zeit bey diesen Bösewichten zu: dann bey andern Hottentottischen Nationen darf er keinen Schutz hoffen, man würde ihn für einen Flüchtling oder Spion halten, nach der Ursache seiner Ankunft fragen, und ihm gebieten zu weichen.

Gar selten findet das Ansehen der Personen Platz vor diesem Gerichte: Weder Reiche noch Arme, weder Junge noch Alte, weder Männer noch Weiber, mit einem Worte, niemand darf sich einbilden der Strenge dieser Gerechtigkeit-liebenden Versammlung zu entgehen. Wäre es auch der Hauptmann des Kraals selbsten, so würde man weder seine Person, noch sein Amt schonen. Kan ihm jemand aus dem Dorfe beykommen: so erwischt er ihn eben so unbarmherzig beym Kragen, als wenn er nur ein gemeiner Mann wäre; Man macht ihm seinen Proceß mit der gewöhnlichen Strenge, und wird er überzeugt, so strafft man ihn eben so geschwinde und schimpflich, als den ärmsten und verächtlichsten von der Nation.

Wenn der Ubelthäter gefangen worden, sperret man ihn in das Dorf-Gefängniß, und bewahret ihn, biß die Gemeine sich am gehörigen Orte versammlet hat, welches gemeiniglich an eben diesem Tage geschiehet. Das Gerichte gehet bald an, man hocket sich nieder in einem Crayße, der Schuldige ist in der Mitte. Der Mittel-Punct ist allemahl der Platz des Angeklagten, damit er, wie die Hottentotten sagen, was man gegen ihn saget, desto besser vernehmen, und darauf antworten möge. Der Ankläger bringt sodann seine Klage für, führet seinen Beweiß, und stellet seine Zeugen. Der Gefangene bringt ebenfalls dasjenige für, was zu seiner Entschuldigung dienet, rufft seine Zeugen auf; mit einem Wort, er darf alles anwenden, was zu seiner Verantwortung etwas beyträgt, man höret ihn mit aller möglichen Gelassenheit an. Wenn der Proceß also eingeleitet worden, untersucht die Versammlung die angeführten Beweiß-Gründe, und von beeden Theilen angeführte Ursachen. Sodann fragt der Hauptmann jedweden um seine

Mey-

Meynung. Wird der Angeklagte durch die meisten Stimmen losgesprochen: so weiset man ihm zur Schadloshaltung einige Stücke Vieh an, die der Ankläger ihm geben muß, die Anzahl ist nach Beschaffenheit der Anklage grösser oder kleiner. Befindet man aber die Beschuldigung richtig: so wird das Urtheil gesprochen, und sogleich auch vollzogen. Hätte gleich der Ubelthäter noch ein wichtiges Geschäfft vor seinem Tode zu verrichten; so würde man deswegen nicht einen Augenblick verziehen. Er hat nicht einmahl die Erlaubniß mit seinen Freunden oder Verwandten zu sprechen. Er verlangt auch niemahlen einige Zeit, sich zum Tode zu bereiten: er erhielte sie auch nicht. Denn die Hottentotten wissen nicht, was das heisset, sich zum Tode bereiten. An dem Orte, da ihm sein Urtheil gesprochen worden, an selbigem wird er auch hingerichtet. Die Versammlung stehet auf, aber der Ubelthäter weicht nicht von seiner Stelle. Der ganze Umstand bleibt ein oder zwey Minuten in einem tiefen Stillschweigen. Sodann fähret der Hauptmann, als oberster Nachrichter, mit grossem Grimm auf den armen Sünder los, und versezt ihme mit seinem Stocke einen gewaltigen Streich aufs Haupt, der ihn gemeiniglich zu Boden wirft. Hernach fallen die übrigen auch zu, und wiewohl er bald tod ist, so lassen sie doch nicht ab, auf den Kopf, Bauch, und die Seiten loßzuschlagen, biß der Kopf ganz in Stücken, und der Bauch sehr geschwollen.

Der Pater Tachard sagt,* wenn der Hauptmann des Rangs halber den Anfang gemacht, so folgten die andern alle in der Ordnung nach, jedweder nach seinem Stand und Würden. Ich habe öfters, bey Gelegenheit, dergleichen Hinrichtungen angesehen, aber allemahl wahrgenommen, daß die Umstehenden untereinander herbey geeilet, sobald der Hauptmann den ersten Streich geführet gehabt. Wenn die Execution vorbey, nehmen sie den Leichnam, beugen ihn zusammen, daß die Füsse an den Hals rühren, wickeln ihn in seinen Mantel, und begraben ihn mit allem was er an sich hat, und mit allen seinen Zierrathen, ausgenommen seine Ringe, und was er von Kupfer oder Messing an sich stecken hat, welches man seinem Sohn oder Erben einhändiget.

Auch die allergrössesten Ubelthaten beflecken die Anverwandten des Ubelthäters keinesweges: Wer gesündiget hat, der wird gestrafft, ohne daß seine Angehörige dadurch beschimpfet würden. Sein Erbe leidet darunter nicht, er bleibt in seinen Rechten und Freyheiten. Man begegnet seiner Familie, Freunden und Verwandten mit eben der Achtung und Ehre, als sie

* Reise nach Siam, Liv. II. p. 85.

vor der Hinrichtung genossen. Man wirft ihnen niemahlen das Verbrechen vor, noch die Bestraffung. Der Leichnam des Missethäters wird nicht mißgehandelt. Sein Angedencken wird nicht verflucht. Sein Leich-Begängniß geschiehet mit eben der Pracht, und dem kläglichen Bezeigen, als man bey Beerdigung der reichesten und tugendhafftesten vornimmt.

Vogel * und der P. Tachard ** sehen es für etwas unehrliches an, daß der Hauptmann des Kraals zugleich auch Scharf-Richters-Stelle vertretten, oder doch wenigstens dem Verurtheilten einen tödtlichen Streich beybringen muß. Diese Herren haben die Sache nicht recht überlegt. Sie bedencken nicht, daß eben dergleichen Gebrauch vorzeiten bey den Juden gewesen. Unter diesem Volke brachte der Richter sein gefälltes Todes-Urtheil gar oft in eigner Person zur Erfüllung: deswegen blieb sein Amt dennoch aller Ehren wehrt. Man lieset im Alten Testamente viele Beweisthümer, daß niemand deswegen unehrlich gewesen, weil er einen Missethäter hingerichtet hatte. ***

Dieser Gebrauch die Ubelthäter von der ganzen Gemeine hinrichten zu lassen, ist der Reinigung bey den alten Juden ebenfalls gar ähnlich, und scheinet dasjenige trefflich zu bestättigen, was wir schon angeführet, nemlich daß die Hottentotten von den alten Troglodyten herstammen; wenn man ja nicht biß auf den Noah zuruck gehen will: denn es könte gar wohl diese Gewohnheit schon zu seiner Zeit im Schwange gegangen, und von dar, nebst vielen andern, auf die Juden und Hottentotten gekommen seyn, welche lezztere sie biß heutiges Tages beybehalten haben.

Es ist ohne allen Zweifel keinesweges vonnöthen, daß ich dem geneigten Leser vorstelle, was den Hottentotten zum Ruhme gereichet. Ihre Geschwindigkeit und unpartheyisches Wesen, bey Handhabung der Gerechtigkeit, verdieneten ein weitläufftiges Lob; Allein ich weiß gewiß, daß, ohne mein Zuthun, ihme tausend vortheilhafftige Gedanken von diesem Volke werden aufgestiegen seyn, das man allenthalben so sehr verachtet. Ja ich glaube, daß jedweder Mensch, wenn er nicht von unbilligen Vorurtheilen ganz und gar verblendet ist, dieser Nation seine Hochachtung nicht entziehen kan, welche, der gemeinen Meynung nach, in der gröbsten Wildheit stecket, und das ungeschickteste, viehischste Volk von der Welt ist, gleichwie sie der abgeschmackte Schmierer von den fabelhafften Nachrichten des Ritters

* Seiner Ost-Indischen Reise-Beschreibung, p. 72.
** Loc. cit.
*** Besiehe insonderheit Exodi cap. 32. v. 26-29. 1. Kön. cap. 2. §. 6. 29. 34. cap. 21. v. 8. & seq.

ters Forbin nennet. Dem sey wie ihm wolle: Ich kan aufrichtig, ohne einigen Zusatz, versichern, daß diese Völker in der Geschwindig- und Unpartheiligkeit, damit sie Gerechtigkeit wiederfahren lassen, alle Christliche Nationen übertreffen; auch denen meisten es unstrittig bevor thun, was die Pflichten gegen seinen Neben-Menschen betrifft, sowohl überhaupt, als ins besondere, man mag von ihrer Unwissenheit und Tummheit noch so viel in die Welt hinein geschrieben haben.

IV. Ich habe in diesem Capitel schon Gelegenheit gehabt von den National-Versammlungen zu reden, welche aus den Hauptleuten der Kraals bestehen; und etwas von den Materien zu erwehnen, welche man da ausmachet: Ich werde also nur noch etwas weniges beyfügen.

Dieser Rath versammelt sich so oft, als es dem Obersten wegen des gemeinen Bestens nothwendig dünket; die Hauptleute finden sich den Augenblick ein, wenn sie geruffen werden. Man verderbt keine Zeit mit Präliminarien. Sobald die Hauptleute angelanget sind, kommen sie mitten im Kraal zusammen, und untersuchen die gegenwärtige Sachen. Fast allezeit wird nach einer einigen Session, ein Schluß abgefasset, den sie mit eben der Authorität und dem Nachdruck in seinen Kräfften erhalten, als der Rath des ehemahligen Roms die Seinigen.

Uber die bereits benannten Fälle, werden von diesem Rath auch die Zwistigkeiten abgethan, so zwischen zweyen Kraals oder Dorfschafften der Nation vorgefallen, und nicht gütlich können verglichen werden. Zu diesem Ende wenden sich die Partheyen an den Obersten, welcher den Augenblick die Hauptleute an den Ort seines Aufenthalts beruffen lässet, als woselbsten die National-Versammlungen gehalten wurden. Es gehet dabey eben also zu, als in den Versammlungen einzelner Gemeinden. Der Oberste von der Nation präsidiret, und hat seinen Platz mitten in dem Krayssе, sammelt die Stimmen, und spricht nach den meisten das Urtheil. Sodann ist der Streit auf ewig gehoben.

V. Der Gouverneur auf dem Vorgebürge hat auch einigen Einfluß, und einiges Ansehen bey den allgemeinen Angelegenheiten der Hottentotten: Aber in Privat-Sachen mischt er sich niemahlen. Entstehet ein Streit zwischen Hottentottischen Nationen, und die Gemüther wollen nach ein oder zwey gelieferten Treffen sich noch nicht besänftigen: so schickt er einige Officiers mit Soldaten ab, um den Frieden zu vermitteln. Auf diese Weise kommen die Holländer öffters innerlichen Unruhen und blutigen Kriegen zuvor.

Eilftes Capitel.

Von der Hottentotten Weise Krieg zu führen.

I. Ursachen zu ihren Kriegen. II. Was vor dem Kriege geschiehet. III. Von ihren Waffen. IV. Von ihrer Schlacht-Ordnung. V. Von ihren Streit-Ochsen. VI. Besondere Gewohnheiten einiger Hottentotten im Treffen. VII. Von ihren Friedens-Tractaten. VIII. Von ihrer Leutseligkeit und Grausamkeit. IX. Von ihren Bündnissen. X. Von ihren Kriegs-Ubungen.

I.

Wiewohl man die Hottentotten für tumm hält; so können sie doch das Unrecht eben so wenig vertragen, und sind eben so sehr zur Rache geneigt, als die meisten andern Völker. Doch sind sie, wie alle vernünftige Völker, weit empfindlicher über das Unrecht, so der ganzen Nation, als über dasjenige, so einem Manne ins besondere wiederfähret; und um jenes zu rächen, führen sie Krieg.

Eine von den folgenden dreyen Ursachen giebt ihnen die Waffen in die Hand. Zuweilen nimmt eine Nation der andern ihre Heerden mit Gewalt weg, und diese wollen die beraubten mit Gewalt wieder hohlen. Zuweilen raubt eine Nation der andern die Weiber. Letztlich verursachet auch bißweilen eine Nation Schaden an den Heerden, oder verderbt ihren Nachbarn die Vieh-Weyde. Diese letztere Ursache ist unter allen dreyen die gewöhnlichste. Zwar haben die Hottentotten keine Grenz-Steine, welche ihren Bezirk unterscheiden; Unterdessen hat doch jedwede Nation ein gewisses Land, einen Gewissen bekannten Fluhr, der groß genug ist, daß sie niemahlen ihren Nachbarn dürfen in die Grenzen fallen, oder zu Schaden hüten: Auf diese Weise thun sie ihnen auch kein Leid, sondern sie stecken das Gras mit Feuer an. Dieses zu verstehen, muß man wissen, daß in der heissen Jahres-Zeit, wenn das Gras anfänget zu welken, die Hottentotten ihre Wohnungen ändern, und vor ihrem Abzuge ihre Felder anzünden. Sie wissen, daß die Asche der Pflanzen den Boden fruchtbar machet, und statt des Dunges dienet. Allein weil das Feld ganz eben ist, geschiehet es bißweilen, daß das Feuer keinen Widerstand findet, und auf viele Meilen weit die Fluhren verheeret, ohne daß man helfen könnte. Raubt aber eine Nation der andern die Heerden oder die

Wei-

TAB: III. *pag. 84.*

Der Hottentotten Manier Kriege zu führen.

Weiber, wiewohl es selten geschiehet: so sucht sie mit Fleiß Händel, und will ihre Nachbarn zum Rauffen nöthigen. In diesem Falle beobachten die Beleidigten das Jus talionis, oder Recht der Wiedervergeltung, wenn sie gewinnen, und nehmen ihren Feinden wiederum soviel Heerden und Weiber hinweg, als sie erhaschen können.

II. Ehe sie Gewalt brauchen, schicken sie allemahl erst Abgeordnete zu ihren Feinden, um ihre Klagen vorzustellen, und Genugthuung wegen des erlittenen Unrechts zu begehren. Sind diese taub gegen ihre Vorstellungen, und weigern die Ersetzung des Schadens: so greifft die ganze Nation so gleich zu den Waffen, und laufft nach dem Sammel-Platze, von dar sie ohne Zeit-Verlust in das feindliche Land fallen. Daselbst nehmen sie weg, was ihnen in die Hände kommt, Männer, Weiber und Vieh; wornach sie mit ihrer Beute geruhig nach Hause kehren. Ist aber der Feind würklich zu Felde, so greiffen sie ihn mit solchem Muth und Eifer an, als man jemalen von den allerstreitbaresten Völkern gesehen hat. Niemand ist befreyet die Waffen zu tragen. Jedwedes Mannsbild ist ein Jäger und ein Soldat, und ordentlicher Weise in beeden Ubungen gleich geschickt.

Die Hottentotten haben weder Kriegs-Cassa, nach Magazins, noch Zeug-Häuser. Sie geben ihren Soldaten keinen Sold, versehen sie auch nicht mit Waffen. Man streuet weder Manifeste noch Kriegs-Erklärung aus, um sein erlittenes Unrecht, und die Rechtmäßigkeit des angefangenen Krieges vor Augen zu stellen: Sie haben dieses Mittel nicht nöthig um die ganze Nation zu Beschützung der gemeinen Sache aufzumuntern. Bey den Hottentotten wird der Krieg nicht mit allen diesen lächerlichen Weitläufftigkeiten angekündigt, noch mit solchem Verheeren und Blut-Vergiessen geführet, als man in Europa, und in den andern Welt-Theilen siehet. Ein Krieg währet niemahlen viele Jahre, fast allezit wird er mit einer einigen Schlacht geendiget, worinnen sie alle erdenkliche Herzhafftigkeit und Entschliessung bezeigen. Den Hottentotten fehlet nichts, als Waffen und Unterweisung. Ihr Muth kan nicht grösser seyn; allein sie wissen nicht was Ordnung ist. Man weiß bey ihnen nichts von Gliedern, Reyhen, Fronte, Flank, Vor- oder Nachzug; und wenn ja einige Spuhr eines Befehls bey ihnen seyn solle, so muß es derjenige seyn, den ehemahls der berühmte Feld-Herr gab: Kommt meine Freunde, wir wollen alle beysammen halten.

Von Zeit zu Zeit lieset der Gouverneur des Vorgebürges eine gewisse Anzahl Hottentotten aus, die er unter seine Soldaten stecket. Sie verändern ihr gewöhnliches Gewehr; man zeiget ihnen bloß einige Kriegs-Zucht, damit man sie desto besser gebrauchen kan, und sie den Holländern im Fall

der Noth desto besser beystehen mögen. Sie sind bald abgerichtet, und im Stande die Küsten gegen jedweden Feind zu bewahren.

III. Ihre gewöhnliche Waffen sind der Stock, Rackum genannt, ein anderer, Namens Kirri, der Bogen, Pfeile, und die Hassagayen. Es ist nöthig, sie weitläuftiger zu beschreiben.

Beede Stöcke, der Kirri und der Rackum sind von Oliven- oder Eisenholze gemacht. Der Kirri ist etwann drey Fuß lang, und eines Daumens dick. Der Rackum ist eben so dick, aber nicht viel mehr, als einen Schuh lang; an einem Ende ist er zugespitzt. Sie gebrauchen ihn als einen Wurf-Pfeil, und bedienen sich seiner auf eine merkliche Weite, fast ohne jemahlen zu fehlen. Der Kirri hat zwey stumpfe Enden, und dienet die Pfeile, Hassagayen Rackums, und was der Feind sonsten herwirft, zu pariren.

Die Hassagaye ist eine Art einer halben Picke, deren Schafft ein gerader Stock, so immer dünner zulaufft. Seine Länge und Dicke ist, wie bey einem Rechen-Stiel. An dem dickesten Ende stecket ein Eisen, das an Breite, Grösse und Dicke den Eisen an unsern Hellebarten vollkommen gleich kommt. Hiernächst ist es auch sehr spitzig und scharf, sie tragen auch Sorge, daß es beständig sehr hell und glänzend bleibe. Weder dieses Gewehr, noch die Pfeile, gebrauchen sie gegen einen Feind oder ein wildes Thier, ohne vergifftet: Zu diesem Ende nehmen sie den Gifft aus der kleinen Blase, die in den Kopf einer gewissen Art von Schlangen stecket, Cobra de Capella genannt; Diese Materie trocknen sie an der Sonne, zerreiben sie zwischen zweyen flachen Steinen, und benetzen sie mit Speichel. Hieraus wird eine Salbe, damit sie die Spitzen ihrer Hassagayen und Pfeile auf allen Seiten genau reiben.

Ihr Bogen ist von Oliven- oder Eisen-Holz; die Sehne ist von den Nerven oder den Gedärmen eines Thieres, und mit einem hölzernen oder eisernen Hacken an beeden Enden des Bogens bevestiget. Dieses Gewehr ist sehr sauber, bequem und dauerhafft. Ihre Pfeile sind kleine runde Stecken, so allmählig dünne zulauffen, anderhalben Schuh lang. Sie sind bewaffnet mit einem eisernen halben Circul in Gestalt und Grösse eines Schillings, oder zwey Groschen-Stückes, das in der Mitte entzwey geschnitten. Die Dicke ist wie bey einem gemeinen Messer. Dieser halbe Mond ist ausgezackt mit einem kleinen Angel an jedwedem Winkel, von aussen und von innen. Er ist eben so spitzig und schneidend, als das beste Feder-Messer. Hinten, in der Mitte, stehet eine eiserne Hohl-Docke, zwey Zoll lang, worein man das dünneste Ende des Steckens stösset, und also die eiserne Spitze an dem Pfeil bevestiget. Ihr Köcher ist ordentlich ein langer enger Sack, von Elephanten- oder Elend-Haut. An beeden Enden hängt ein Riemen, womit man ihn

an

an den Rücken hänget. An dem obern Ende ist ein Hacken, den Bogen anzuhängen, wenn sie zu Felde ziehen. Zuweilen machen sie den Köcher aus einem ausgehöhlten Holze.

Lauffen nun schon der Hottentotten ihre Kriegs-Verrichtungen mit diesen Waffen nicht eben so geschwinde und blutig ab, als der Europäer mit dem Schieß-Gewehr; so muß man doch gestehen, daß sie bey deren Gebrauche mehr Geschicklichkeit erzeigen.

Damit das Holz, woraus sie ihre Waffen bereiten, desto schwehrer und härter werde, tränken sie es mit Fett, so viel sie können. Auf diese Weise bricht ihr Gewehr eben so ungerne, als der beste Degen.

Jedweder Hottentott, vom reichsten biß zum ärmsten, hat seine völlige Rüstung. Die Reichen kauffen sie von den Armen, welche niemahlen vor andere dergleichen machen, ehe sie selbsten gebührend versehen sind. Sowohl diese, als jene, befleißigen sich, vollkommen schönes Gewehr zu haben. Sie erhalten solches dermassen sauber und ordentlich, daß sie den geübtesten Soldaten in Europa zum Muster dienen könnten.

IV. Währenden Treffens, stehen die Soldaten zimlich weit auseinander, damit keiner den andern hindere, wenn er seine Hassagay umwendet, seinen Pfeil losschiesset, oder Seiten-Sprünge macht, um seinen Feind recht gewiß zu fassen. Der Angrif geschihet mit schröcklichem Geschrey, welches andere Feinde wohl gar vom Kampf-Platze jagen sollte. Wenn ein Soldat seine Hassagaye geworfen, oder seinen Pfeil abgeschossen hat, so tritt er etliche Schritte zurücke, und macht einem andern Platz, der in Bereitschafft stehet. Indem dieser sein Gewehr brauchet, macht sich der erste wieder fertig, und wenn sein vormahliger Platz leer stehet, tritt er wieder auf selbigen, mit aufgelegtem Pfeil, oder mit der Hassagay in der Hand, und fängt also von neuem an zu streiten. Auf diese Weise fahren sie fort anzurucken, und unordentlich abzuweichen, biß der Sieg auf eine Seite fället.

Haben sie keine Waffen mehr, so ergreiffen sie Steine, die sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit werfen, und deßgleichen mit den Kirris gar hurtig ausspariren. Zuweilen rucken beede Kriegs-Heere zusammen, und kämpfen so lange untereinander herum, biß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden kan. Bey solchen Gelegenheiten gebrauchen sie ihre Rackums und Hassagayen; Sie schlagen und treiben einander mit ausserordentlicher Herzhafftigkeit. Die Kirris dienen ihnen trefflich die zugedachten Stösse abzuwenden, besonders wenn es hitzig hergehet.

V. Diese Völker haben gewisse Ochsen, die sie mit gutem Fortgange in Schlachten gebrauchen. Sie nennen selbige Backeleys, von dem Worte Bakelay, das in ihrer Sprache Krieg bedeutet. Jedwede Armee hat alle-

zeit

zeit einen guten Vorrath von dergleichen Ochsen, die man ohne Mühe regieren, und sodann loslassen kan, wenn es der Oberste für gut befindet; wornach sie mit Ungestümm in die Feinde rennen, stossen, schlagen, niederwerfen, ja mit schröcklichem Grimm unter die Füsse tretten, oder die Bäuche aufschlizen, was ihnen vorkommt, also daß, wenn man sie nicht geschwinde abtreibt, sie in die Glieder eindringen, alles in Unordnung setzen, und ihren Herrn den Weg zum Siege bahnen. Die Weise, wie man diese Thiere abrichtet und gewöhnet, gereichet ohne Zeiffel dem Witz und der Geschicklichkeit dieser Völker zu grossem Ruhm.

Der Sieg beruhet grössesten Theils auf den Befehlen des Obersten, dem man währender Schlacht mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit und Richtigkeit gehorchet. Kan er das Ort entdecken, wo die feindliche Armee am schwächsten ist, und den Kern seines Volks daselbst einbrechen lassen, so ist der Sieg fast gewiß: denn so bald man eine Hottentottische Armee trennet, und schon einige Tode da liegen, so nimmt die Hitze der Soldaten ab, und ergreiffen sie allezeit die Flucht. Doch befördert nichts so sehr den Gewinn des Sieges, als wenn der Oberste Zeit und Ort wohl zu unterscheiden weis, wenn die Backeleys angreifen sollen. Lässet er sie gegen die schwache Seite des Feindes los, oder wenn diese bereits anfangen zu weichen, oder sich zu öfnen, so ist der Sieg richtig. Denn so dann dringen diese Thiere ohne Mühe mitten in das feindliche Heer, und verursachen nothwendiger Weise eine Unordnung, worauf die gänzliche Flucht erfolget, wenn nur die Soldaten das ihrige zugleich thun. Die Sieger verfolgen die überwundene mit einem so entsetzlichen Triumph-Geschrey und Heulen, daß alle lebendige Thiere zum Lande hinaus lauffen möchten.

VI. Einige Hottentottische Nationen beobachten in ihren Schlachten etwas besonders, so allhier einen Platz verdienet. Die Chamtouers und Heykoms hören nicht auf zu streiten, so lang ihr Oberster auf einer gewissen, einem Zinken ähnlichen, Pfeiffe spielet. Wenn sie auch zehenmahl mehr Tode hätten, als ihre Feinde, und offenbar nicht der geringste Vortheil anschiene; so fechten sie nichts destoweniger so lange, als ihr Oberster bläset. So bald er aufhöret, ziehen sie ab; Fänget er wieder an, so greiffen sie auch den Augenblick wieder von frischen an. Der Schall der Pfeiffe richtet alle ihre Bewegungen ein. Nimmt der Feind die Flucht, und das Pfeifgen lässet sich hören, so verfolgen sie ihren Sieg; schweiget es, so lassen sie ihren Feind immer hinlauffen.

Die Einwohner des kleinen Namaqua, ingleichen ihre Bunds-Genossen, die Sussaquas und Udiquas, streiten so lange, biß sich das Gerüchte bey der Armee ausbreitet, es wären auf ihrer Seite weit mehrere tod, als auf der

feind-

feindlichen. Es mag wahr seyn oder nicht, so verlassen sie den Kampf-Platz; biß dahin aber, schlagen sie sich mit allem erdenklichen Muth.

Endlich so fechten auch einige Nationen so lange, als ihr Obrister am Leben bleibt. Dieser ist gewohnt zu siegen, oder zu sterben. In dem Augenblick, da er ausser Stand gesetzt wird zu streiten, oder da man ihn nicht mehr siehet, wirft seine Armee das Hasen-Panier auf.

VII. Ordentlicher Weise endiget ein einiger Sieg den ganzen Krieg, wie wir bereits erwehnet. Heutiges Tages wenden sich die Uberwundenen gewöhnlich an die Holländer auf dem Vorgebürge, damit diese den Streit vermitteln. Der Gouverneur unterlässet so dann niemahlen einen vornehmen Officier mit einer guten Anzahl Soldaten abzuschicken, der dem Unwesen die Endschafft geben solle. So bald dieser anlanget, schicken die Uberwinder Abgeordnete zu ihm, und lassen versichern, sie würden alle Vorschläge zum Vergleich eingehen, die ihm billig dünken würden. Hieraus kan man abnehmen, in welchem Ansehen die Holländer bey ihren Bunds-Genossen stehen. Der Officier hat Befehl die Vergleichs-Puncte so einzurichten, daß sie allemahl dem beleidigten Theil vortheilhafftig sind.* Diese billige Vorsorge verursachet, daß beede Theile seine Entscheidung mit grosser Ehrerbietung annehmen. Spricht er einer Parthey einige Schadloshaltung zu, so wird sie den Augenblick gegeben, und alle Mißhelligkeiten nehmen ein gänzliches Ende.

Damit die Holländer sich wegen der Unkosten einigermassen wieder erhohlen, welche ihnen diese Züge verursachen, so erhandeln sie von den wieder versöhnten Nationen eine Anzahl Vieh. Es verkauffen also diese Völker bey dergleichen Gelegenheiten eine grosse Menge grosses und kleines Vieh, zwar für den ordentlichen Preiß, der aber an sich selbsten etwas weniges beträget, an ihre Wohlthäter; wodurch dem Gouverneur die aufgewandte Unkosten so gut, als möglich, ersetzet werden, wenigstens in dem Falle, da er Vieh nothwendig brauchet. Hat er aber dergleichen schon im Uberflusse, so fallen solche Züge ihm sehr zur Last. Unterdessen darf er sie nicht abschlagen, weil der wahre Vortheil des Staats allzusehr damit verknüpfet ist.

VIII. Nach erhaltenem Siege erweisen die Hottentotten eine grosse Mässigung und Leutseligkeit gegen die Todten, dergleichen meines Wissens bey keinem andern Volke angetrofen wird. Sie plündern die Leichname ihrer Feinde keinesweges, erweisen ihnen auch sonsten keine Schmach; Sie nehmen weder ihre Waffen, noch Toback, noch Messer, noch Kleider, noch sonst etwas von ihrem Schmucke. Sie greiffen nicht einmahl in ihre Taschen, reden auch niemahlen verächtlich von ihnen. So bald der Feind tod ist, hö-

* Die Hottentotten nennen die Friedens-Schlüsse Samsam.

ret er auf ihr Feind zu seyn; sie lassen ihn ruhen. Wann die Sieger ihre Todten begraben haben, raumen sie das Schlacht-Feld, und lassen den Uberwundenen völlige Freyheit, ein gleiches mit den ihrigen zu thun.

Das einige, was man ihnen vorwerfen kan, ist dieses, daß sie ihre Gefangene den Augenblick umbringen. Eben so wenig schonen sie auch die Uberläufer und feindliche Spionen, die sie erhaschen können. Die allerstärkeste Fürbitte würde dieses grausame Urtheil nicht lindern. Die ganze Armee, und die ganze Nation, schreyet um Gerechtigkeit gegen diese Böβwichter, deren Blut alleine ihrer Rache ein Genügen thut. Das Uberlaufen ist in ihren Kriegen etwas gar gemeines; alleine Spionen sind gar seltsam, und werden sehr grosse Verheissungen oder Belohnungen erfordert, wenn man sie dazu bewegen will. Hiernächst sind die Hottentotten bey einem Kriegs-Zug dermassen auf ihrer Hut, daß eine ausserordentliche Geschicklichkeit dazu gehöret, wenn ein Spion sich einschleichen will; ja er kan nimmermehr sich lange aufhalten, ohne daß man ihn entdecken sollte. Zwar haben die Holländer bey ihren Kriegen allemahl Leute gefunden, die, ihnen zum Vortheil, dergleichen gefährliche Verrichtung übernommen; jedoch waren diese Spionen niemahlen von eben der Nation, damit sie Krieg führten.

Die Uberläufer, obwohlen sie so gemein, sind unterdessen dennoch der Auswurf von allen Nationen; ja sie sind bey denenjenigen, deren Parthey sie ergreiffen, weit verächtlicher, als bey uns. Die Hottentotten wissen es wohl; unterdessen geschiehet das Uberlaufen nichts destoweniger häufig, aus Privat-Verdrusse, oder zuweilen aus Zaghafftigkeit. Wann sie gegen einen Officier erbittert sind, oder die feindliche Armee in starker Anzahl vor sich sehen, so beweget sie dieses gar oft zum Durchgehen, eben wie bey uns auch geschiehet. Hiernächst sind die Hottentotten schon so klug, daß sie niemand abweisen, der zu ihnen flüchten will. Währenden Kriegs erweisen sie den Uberläuffern alles gutes und gefälliges, damit sie den Zustand des gegenseitigen Heeres erfahren; allein so bald der Feld-Zug vorüber, sehen sie dergleichen Leute mit Verachtung an, und das allerbeste, was diese vornehmen können, sowohl ihrer selbsten, als der Nation, wegen, die sie aufgenommen hat, ist, daß sie sich hencken. In den Friedens-Tractaten wird gemeiniglich bedungen, daß man einander die Uberläuffer aushändigen solle, und, so bald dieses geschehen, werden sie ohne Barmherzigkeit mit dem Tode gestraft.

IX. Ist eine Hottentottische Nation reich und stark an Volke, so ist sie, gleich den Europäischen, welche in dergleichen Umständen leben, stolz, herrschsüchtig, und der Schrecken ihrer Nachbarn, die nicht in eben so blühendem Stande sich befinden. Diese Tyranney findet zumahlen Platz in denen vom Vorgebürge weit entlegenen Landschafften, dahin die Holländer

keine

keine Völker schicken können, als mit grosser Beschwerlichkeit und Kosten. Damit aber die Schwachen alle Unterdrückung von dergleichen furchtbahren Nachbarn vermeiden, so machen sie gemeiniglich Off- und Defensiv-Bündnisse untere inander. Also stehen die Sussaquas und Udiquas in sehr genauer Vereinigung mit den Einwohnern des kleinen Namaqua, gegen die Völker des grossen Namaqua, welche grosse Macht, und nicht geringern Ehrgeitz besitzen. Die Dunquas und Damaquas sind gleichergestalten gegen die Gauros verbunden. Die Articuln von dergleichen Bündnissen werden mit unverbrüchlicher Treue und unverletzlicher Gewißheit ins Werk gerichtet. Wenn dasjenige wahr ist, was mir viele glaubwürdige Personen auf dem Vorgebürge erzehlet, so kan ich versichern, daß kein Volk in der Welt so grosse und merkwürdige Zeichen seiner Treue giebt. Hat eine verbundene Nation das Unglück, verunruhigt oder beschädiget zu werden, so kämpfen ihre Bundsgenossen mit eben solcher Standhaftigkeit und solchem Muthe für sie, als ob es ihre eigene Sache wäre. Sie legen die Waffen niemahlen nieder, ehe sie diejenigen gerochen, welchen sie Beystand versprochen. Sie theilen alle Gefahr und alles Unglück mit ihnen. Einige Nationen schliessen ihre Bündnisse nur auf die Zeit des Krieges; und so lange werden sie auch mit der grösten Richtigkeit erfüllet, und nehmen mit dem Krieg auch ihre Endschafft.

X. Damit die Soldaten bey Friedens-Zeiten in der Ubung bleiben, auch die jungen Leute im Krieges-Wesen unterrichtet werden, so stellen sie gar oft Schlachten vor, denen ich vielmahlen zugesehen habe. In diesen bedienen sie sich des Bogens nicht, auch gar selten der Hassagay. Ihre gewöhnliche Waffen sind so dann die beeden Stöcke, Kirri und Rackum, nebst den Steinen. Sie theilen sich in zwey Hauffen, und stellen sich einander gegenüber in Schlacht-Ordnung. Das Treffen fängt an mit grossem Geschrey, und so dann fället ein Hagel von Rackums auf beede Heere. Haben sie diese verschossen, so fallen sie über die Steine her, die sie vorhero in grosser Menge sammeln. Ich kan das Vergnügen nicht beschreiben, das ich bey dem Zuschauen dieser Gefechte empfunden habe. Ja wenn ich nicht mit Augen gesehen hätte, wie geschwind und geschicklich die Hottentotten mit ihren Kirris die Hassagayen, Rackums und Steine abzuwenden wissen, so hätte ich es niemahlen geglaubet. So bald ein Hottentotte etwas auf sich zufliegen siehet, stehet er mit seinem Kirri in so guter Hut, und bedienet sich seiner so hurtig, daß er selten getroffen wird, wenigstens in einem Lust-Gefechte. Sie wenden mit eben diesem Stocke sowohl die Schüsse und Würfe, als die Stösse, ab; und erweisen hierinnen eine solche Fertigkeit, darüber sich der geschickteste Spadon-Schläger verwundern müste. Sie haben

auch sehr wohl ausgesonnene Finten. Wenn sie auf diese weise einige Zeit gestritten haben, wird ein Zeichen gegeben; das Gefechte höret auf, und jedermann kehret nach Hause. Durch dergleichen Kriegs-Vorstellungen suchen sie jungen Leuten einen Begriff von Schlachten beyzubringen, und die alten Krieger in der Ubung zu erhalten.

Sie üben sich auch oftmahlen, mit Pfeilen, Steinen, Hassagayen und Rackums ein gewisses Ziel zu treffen. Man muß sich höchstens verwundern, wenn man die Gewißheit ihrer Augen und Hände bey diesen Ubungen beobachtet. Meines Ortes bin ich dieses Anblicks niemahlen überdrüssig worden. Zum Stein-Werffen setzen sie ein Ziel eines halben Guldens groß, auf hundert Schritte weit. Wie ich erst einige Steine gerade an das Ziel hatte fliegen sehen, so wartete ich immer, biß einer vorbey gehen würde; aber vergeblich, sie traffen alle. Was die Verwunderung noch grösser macht, ist die Weise, wie sie zielen, und werfen. Sie bleiben nicht an einem Orte stille stehen, wenn sie den Arm aufheben, sehen auch nicht steiff auf das Ziel, wie wir thun, sondern sind in beständiger Bewegung, springen von einer Seite auf die andere; bald bücken sie sich, bald richten sie sich in die Höhe, bald neigen sie sich auf diese Seite, bald auf jene. Ihre Augen, Hände, Füsse, ihr ganzer Leib ist in einer ausserordentlichen Unruhe; man solte sie für tolle Leute ansehen. Nichts destoweniger, wenn man meynet, sie denken nicht mehr an ihr Ziel, so werfen sie ihren Stein weg, und fehlen niemahlen. Das Erstaunen, und die Verwunderung, die ich bezeugte, so oft ich dergleichen Schauspielen beywohnte, kützelte den Hottentottischen Ehrgeitz, und veranlassete sie diese Ubung nach meinem Gefallen zu widerhohlen.

Diejenige mit dem Bogen ist nicht weniger wunderswürdig. An der Geschicklichkeit mit diesem Gewehr umzugehen liegt ein grosser Theil von den rühmlichen Eigenschafften eines Hottentotten. Sie pflegen auf eine zimliche Weite nach einem Ziel zu schiessen, das die Grösse des kleinesten Geld-Stückes hat. Sie fehlen es selten, oder doch nicht weit, wenn anderst die Lufft stille ist. Sie stehen eben so wenig stille, wenn sie ihr Absehen nehmen, als bey dem Steinwerfen.

Ihre Geschicklichkeit und richtiges Augen-Maaß zeiget sich noch ferner in ihrer Weise, die Hassagayen und Rackums zu werffen. Erstere sehen sie für ihr bestes Gewehr an, so wohl zum Kriege, als zur Jagd. Man muß auch gestehen, daß sie so fertig damit umgehen, daß sie die wildesten Thiere angreiffen, und das grösseste Blut-Vergiessen im Kriege anrichten können. Wollen sie nach dem Ziele werfen, so machen sie allerhand Sprünge, und schwingen ihr Gewehr mit aller Macht. Aus dergleichen Drehungen

TAB: IV. *pag. 92.*

A

B

C

A. Ein Hottentottischer Läuffer. B. wie die Hottentotten mit ihren Hafagayen werfen. C. wie sie zu fechten pflegen.

sollte man schliessen, sie wolten nur Scherz treiben. Unterdessen fähret diese halbe Picke auf einmahl mit grossem Geräusche los, und trifft das vorgesezte Ziel gemeiniglich. Ich bin der erste nicht, der von der Geschicklichkeit der Hottentotten in diesen Ubungen gesprochen hat; verschiedene Autores, und Vogel * ins besondere, haben selbige schon bewundert.

Zwölftes Capitel.

Von der Hottentotten Religion.

I. Es hält schwer, diesen Völkern ihre Begriffe von der Religion zu benehmen. II. Sie glauben einen höchsten GOtt, deme sie keinen Dienst erweisen. III. Sie beten den Mond an, als eine geringere Gottheit. IV. Ingleichen ein gewisses Ungeziefer. V. Sie verehren diejenigen Hottentotten, so im Ruff der Heiligkeit gestorben sind. VI. Sie beten eine schädliche Gottheit an, damit sie ihnen kein Leyd zufügen solle. VII. Aberglaubische Ceremonien, die sie vornehmen, wenn sie über einen Fluß setzen, oder sich aufs Meer begeben wollen. VIII. Von ihren Feyertägen. IX. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seelen, aber keine Belohnung, noch Straffe nach dem Tode. X. Von ihren Priestern. XI. Hängen hartnäckig an ihrem Götzen-Dienste, und nehmen keinen Unterricht an.

I.

Es haben viele gezweifelt, ob die Hottentotten auch einigen Begriff von GOtt hätten. Ja man kan sagen, daß alle Autores, so von der Religion dieser Völker handeln, zimlich darüber hinfahren, und gar nicht einerley Meynung sind. Nun ist wahr, daß es schwer fället, den Hottentotten eine Erklärung von ihren Meynungen und Gottesdienstlichen Gebräuchen abzulocken; ja es kostet Mühe, wenn man von ihnen bloß erfahren will, ob sie dergleichen haben. Sie halten sie, so viel möglich, vor den Europäern verborgen, und, wenn man sie über diese, gleichwie auch über andere bey ihnen übliche Gewohnheiten, befraget, so halten sie gewaltig zurücke,

* Ost-Indische Reise-Beschreibung, p. 76.

und verbergen die Wahrheit sorgfältig. Wenn sie sich in keinen solchen Umständen befinden, die ihnen das Stillschweigen erlauben, so nehmen sie ihre Zuflucht zu tausend Erdichtungen. Daher kommt es, daß man sie vielfältig im Widerspruche mit ihnen selbst, und mit andern, befindet. Hält man ihnen dieses vor, so sagen sie ohne Umschweiffe, * die Europäer wären listig, und giengen immer mit neuen Anschlägen schwanger; sie fragten niemahlen deswegen etwas, um eine Antwort dargegen zu erhalten, sondern sie sähen allezeit auf andere, weiter entfernte, Dinge, und hätten vielleicht etwas gefährliches im Sinn gegen die Ruhe und den Frieden der Nation. Sie ihres Orts wären einfältig und unwissend, folglich nicht im Stande gegen die Europäische List zu bestehen, und liessen sich leicht betrügen. Dieses ist die Weise, wie sie sich allezeit entschuldigen, wenn sie keine Antwort geben wollen auf die an sie abgelassene Fragen von ihren Meynungen und Gebräuchen, oder wenn man sie auf einem Widerspruche erwischet. Dieser ihrer Gemüths-Neigung muß man die vielen Irrthümer und ungleichen Erzehlungen zuschreiben, die man in den Authoren findet, was die Religion der Hottentotten betrifft.

Ich bin auch würklich sehr lange auf dem Vorgebürge gewesen, ehe ich erforschen können, was für Sätze und Gebräuche ihr Gottesdienst habe, und was für einen Begriff sie sich von GOtt machen. So lang ich nur diejenigen fragte, welche unter den Holländern, oder in ihrer Nachbarschafft, wohnen, so wuste ich im geringsten nicht, was ich davon glauben solte; ja ich zweifelte, jemahlen etwas von dem Grunde dieser tiefen Geheimnisse zu entdecken. Sie gaben auf meine Fragen keine, oder doch nicht die gehörige, Antwort, oder verfielen in einen Widerspruch. So kunte ich auch von denen auf dem Vorgebürge wohnenden Europäern keine Nachricht hierinnen erhalten. Sie machen sich meistens ein Vergnügen daraus, die Neugierigen mit Mährlein und Erdichtungen abzuspeisen; ja eben sie machen diese Völker so mißtrauisch und heimlich. Denn ob sie schon gegen diese Bundsgenossen alles genau beobachten, was den allgemeinen Frieden und die öffentliche Ruhe betrifft; so schonen sie ihrer doch im übrigen keinesweges, ja spotten und verhöhnen sie auf eine grausame Weise, gleichwie auch ihre Gebräuche und Meynungen. Dieses wissen die Hottentotten gar wohl: man darf also nicht wundern, wenn sie sich nicht herauslassen. Welcher Mensch wird seine Gedancken frey offenbahren, wenn er nicht ohne Ursache muthmaset, man wolle ihn nur verspotten, und seine Reden lächerlich machen? Da ich

* Die eigentlichen Worte sind: Duytsmann ja musku slim, ons alte maal verraden. Die Holländer sind allzuschlimm, sie werden noch alles von uns ausforschen.

ich nachgehends tiefer ins Land kam, und die Völker besuchte, welche etwas weit vom Vorgebürge wohnen, fande ich sie weit offenherziger. Denn weil sie wenig mit den Europäern umgehen, haben sie nichts von ihrer natürlichen Offenherzigkeit verlohren.

II. Von ihnen also habe ich gelernet, daß die Hottentotten ganz gewiß einen GOtt glauben, der alle Dinge erschaffen. Schon einige Autores haben dieses entdecket. Und weil an diesen Nachrichten etwas gelegen, so will ich einige Stellen anführen, und hernach meine eigene Anmerkungen beyfügen.

Saar spricht, in der Beschreibung von seinem funfzehenjährigen Aufenthalt in Indien in der Compagnie Diensten, als er einige Hottentotten wegen ihrer Gedanken vom GOttes-Dienst befraget, hätten sie ihme so gleich geantwortet, „ Sie glaubten an denjenigen, der Himmel, Erde und „ Meer, nebst allem, was darinnen ist, geschaffen hat.„

Der P. Tachard sagt *, diese Völker wissen nichts von Erschaffung „ der Welt, Erlösung der Menschen, und dem Geheimnisse der H. Drey„ faltigkeit. Doch beten sie einen GOtt an; es ist aber ihre Erkänntniß von „ ihm sehr dunkel. Sie schlachten, ihm zu Ehren, Schaafe und Kühe, da„ von sie das Fleisch und die Milch opfern, um ihre Dankbarkeit gegen die„ se Gottheit zu bezeugen, welche ihnen, nach ihrer Meynung, bald Regen, „ bald Sonnenschein zuschickt, wie es ihre Nothdurft erfordert.„

Böving, den ich für den richtigsten halte unter allen, welche von diesen Völkern Nachricht gegeben, sagt, daß, gleichwie das Haupt einer Hottentottischen Nation über alle Hauptleute der Kraals erhaben ist, also hiessen auch die Hottentotten den höchsten GOtt den grossen und obersten Hauptmann.

Nach unzehlichen Nachforschen, und vermittelst vieler ausdrücklichen Erklärungen, welche mir die Hottentotten selbsten gethan, habe ich endlich für gewiß befunden, daß sie glauben, es sey ein höchster GOtt, der alles erschaffen; daß dieser GOtt die ganze Welt regiere und daß durch seine Allmacht alle Creaturen Leben und Bewegung haben. Sie glauben auch, daß dieses höchste Wesen unbegreiffliche Vollkommenheiten und Eigenschaften besitze. Sie nennen es Gounja Ticquoa, das ist: GOtt der Götter. Sie sagen, daß er niemahlen jemand einiges Leid zufüge; daß ihn niemand wegen seiner Macht fürchten dürffe, und daß er weit oberhalb des Monden wohne.

Einige unter ihnen behaupten steif und veste, daß dieser höchste GOtt zuweilen auf die Erde unter sichtbarer Gestalt herabgekommen sey; allein er sey

* Siamische Reise, Lib. II. p. 80.

sey allemahl in solcher Kleidung, Leibes-Gestalt und Farbe erschienen, als die schönsten unter ihnen haben. Jedoch die vernünftigsten Hottentotten sehen die andern, welche dergleichen Gedanken heegen, für Phantasten und Narren an, und widerlegen sie mit diesem Schlusse, der ihnen unauflöslich scheinet: Wie kan es möglich seyn, daß der höchste GOtt uns würdigen solte zu uns zu kommen, da ja der Mond, so nur eine geringere Gottheit ist, sich niemahlen so weit erniedriget? Was für ein Absehen, oder was für ein Vortheil müste doch dieses höchste Wesen veranlassen, sich solchergestalt zu demüthigen?

Das allerwunderbareste ist, daß sie diesem GOtt, den sie erkennen, keinen Dienst erzeigen. Zum wenigsten habe ich weder gesehen noch gehöret, daß sie ihn verehren. Ich habe oft gesucht, ihnen zu zeigen, wie thöricht und abgeschmackt es sey, denjenigen GOtt nicht zu verehren, welcher, nach ihrem eigenen Geständnisse, über alle andere Götter erhaben ist, da sie doch andere Götter anbeten, die sie für geringer, als ihn, halten, auch glauben, daß sie ihm unterworfen seyen; allein sie gaben keine Achtung auf meine Reden. Fragte ich dann nach der Ursache einer so seltsamen Gewohnheit, so wolten sie mir keine geben. Jedoch wenn es ihnen gefiele zu antworten, so beriefen sie sich allemahl auf die Tradition, davon ich bereits Meldung gethan, von dem Verbrechen ihrer ersten Eltern, von dem Fluche, damit sie bestraffet worden, von der Verstockung und Blindheit, so darauf erfolget. Wolte ich mir aber diese Antwort zu Nutzen machen, und sezte ihnen scharf zu: so bestand ihre einige Ausflucht in diesem Widerspruche, wie sie nemlich diesen grossen Capitain zu fürchten nicht nöthig hätten, weil er ihnen allezeit gutes, niemahlen aber böses bewiesen. Wolte ich sie weiter treiben, und ihre abgeschmackte Widersprechungen ihnen klar vorlegen, so läugneten sie mir ganz verwegen alles, was sie anfänglich gesprochen hatten, giengen trotzig davon, und sagten, sie wolten weder an GOtt glauben, noch weiter etwas von ihm reden hören.

III. Ob sie aber gleich den Dienst des wahren GOttes verabsäumen, dessen Würklichkeit und vornehmste Eigenschafften sie erkennen; so beten sie doch den Mond an, oder verehren ihn wenigstens, weil sie ihn für den sichtbaren GOtt halten. Böving läugnet dieses. „Es ist, spricht er, eine ge„meine Meynung bey den Reisenden, und bey denen, so unter den Hotten„totten wohnen, daß diese Völker den Mond anbeten, und diesen Dienst „durch Schreyen, anruffen, und tanzen feyern, das sie des Nachts unter „freyem Himmel vornehmen. Ich habe viele Hottentotten gefunden, wel„che diese Abgötterey läugnen, und behaupten, diese Sprünge, Tänze und „Gesänge, die sie nächtlicher Weile auf dem Felde vornähmen, geschähen

„nur

TAB: V. *pag. 96.*

Wie die Hottentotten den Mond als ihren sichtbaren Gott verehren.

nur zur Lust, ohne daß sie den geringsten Gedanken hätten, weder den Mond,„ noch einige andere Gottheit anzuruffen, oder anzubeten.„ Dieser Autor, der sonsten grosses Nachsinnen erzeiget, ist diesesmahl betrogen worden: Man wird solches ohne Mühe begreiffen, wenn man bedenkt, wie sorgfältig diese Völker alles, was ihre Religion betrifft, vor den Europäern verbergen. Doch sind andere Reisende in diesem Stücke glücklicher gewesen.

Vogel sagt, es schiene, als ob die Hottentotten eine Ehrerbietung gegen„ den Mond hätten. Wenn solcher zu gewisser Zeit aufgehet, versammeln„ sie sich in grosser Anzahl an verschiedenen Orten, tanzen im Crayse herum,„ schlagen in die Hände, schreyen, und stellen sich die ganze Nacht durch wie„ besessene Leute. Zuweilen findet man sie in Höhlen stecken, da sie in die„ Hände klatschen, und einige Worte murmeln, die kein Europäer noch je-„ mahlen hat auslegen können. Man kan dergleichen Gauckel-Spiel nicht„ ohne Erstaunen ansehen. Sie machen tausend Verdrehungen mit dem Lei-„ be, kehren die Augen starr gegen den Himmel, ziehen die Stirn in die„ Höhe, und bezeichnen sie mit einem rothen Stein. Es scheinet, fährt er„ fort, als ob diese Ceremonien Religions-Ubungen wären.„

Sie gehören auch allerdings darunter, die Hottentotten mögen sagen was sie wollen, so sind diese Tänze und dieses Lärmen dennoch Anruffungen und ein religioser Dienst, den sie dem Monden erweisen. Sie nennen ihn Gounja, und halten ihn für eine geringere Gottheit, oder für ein sichtbares Bildniß des unsichtbaren Gottes. Sie schreiben ihm Gewalt zu, nach Belieben Regen und schön Wetter zu ertheilen; und eben deßwegen ruffen sie ihn an, daß er ihnen eines von beeden, nach ihrer Nothdurft, mittheilen solle. In dieser Absicht versammeln sie sich des Nachts auf freyem Felde, bey vollem und neuem Monde, das Wetter mag beschaffen seyn wie es will, daselbst machen sie erstlich tausend seltsame Geberden, und Leibes-Verdrehungen, die lächerlich, ja schröcklich lassen, werfen sich hernach, so lang sie sind, auf die Erde, und schreyen gräßlich. Endlich stehen sie plötzlich auf, stossen mit den Füssen gegen die Erden, schreyen wie besessene Leute, wenden das Gesicht gegen den Mond, und sagen unter andern dieses zu ihm: *Mutschi Atzé:* das ist: Sey gegrüsset, sey willkommen. *Senihar ẽ atzé,* mache, daß wir viel Honig bekommen. *Chorãqua kahá chori ounquâ:* das ist: Mache, daß unser Vieh zu fressen bekommen möge, und viel Milch gebe. Dieses, oder dergleichen anderes Gebet wiederhohlen sie, tanzen dabey, klatschen in die Hände, und singen bey Endigung des Tanzes *Ho, Ho, Ho, Ho,* etlichemahl nacheinander, wobey sie den Thon ändern, mit den Händen und Füssen schlagen und auf die Erde stossen, welches einen Fremden nicht wenig belustiget. In dieser beschwerlichen Ubung verharren sie die

ganze Nacht, ja zuweilen einen Theil des folgenden Tages, ohne Aufhören, biß sie nicht mehr können. Sodann hören sie eine Weile auf, und schöpfen Odem. Wenn sie ruhen wollen, hocken sie nieder, stützen den Kopf auf die Hände, und die Elenbogen auf die Knie; während solcher Zeit erniedrigen sie ihre Stimme, und lassen nur ein langsames Summen hören, welches ganz traurig lässet, biß sie wiederum sich erhohlet haben, wornach sie aufstehen, und mit aller Macht anfangen zu singen und zu tanzen. Sie ruhen selten aus, und nicht lange, daß man kaum begreiffen kan, wie sie dermassen grosse Arbeit auszustehen vermögen. Wenn ihre Andacht vorbey, so kehren sie ganz abgemattet nach Hause, aber eben so vergnügt, als wir nach Endigung einer Ceremonie unsers Gottesdienstes seyn können.

„ Der Herr Luillier * sagt: Das Volk auf dem Vorgebürge, das man „ Hottentotten nennet, ist dem Vieh ähnlicher, als Menschen. Sie beten „ die Sonne an, bey deren Aufgang sie alle niederfallen, und glauben, sie em„ pfangen von ihr Licht und Leben.

Meines Orts habe ich niemahls etwas von einer so gemeinen und oftmahligen Anbetung gesehen, wie dieser Reisende sie dafür ausgiebt. Woraus man ohne Zweifel schliessen darf, daß es bloß ein grober Irrthum sey.

IV. Die Hottentotten beten auch als eine gütige Gottheit an, ein Ungeziefer, welches sich, dem Sagen nach, bloß in ihrem Lande findet. Ich habe gar oft dergleichen gesehen. Es ist nicht grösser und dicker, als der kleine Finger eines Kindes. Es hat einen grünen Rucken mit weissen und rothen Flecken: der Bauch ist gleichermassen gefleckt. Es hat zwey Flügel, und auf dem Kopfe zwey Hörner. Man könte ihm den Namen eines Gold-Käfers oder Schröters beylegen, weil es einen gelben Kopf und Flügel hat. Seine acht Füsse sind hellgrau. So bald sie diese kleine geflügelte Gottheit erblicken, erweisen sie ihr die tiefste Ehrerbietung; Geschiehet es, daß sie ein Dorf mit ihrer Gegenwart beehret, so versammlen sich alle Einwohner rings herum, mit so grosser Andachts-Entzückung, als ob der Herr der Welt leibhafftig unter ihnen stünde. Sie tanzen und singen Truppweise herum, wie Leute, die ausser sich sind, und bestreuen das Thier mit dem Pulver eines Krauts, bey ihnen Bouchu und von unsern Kräuter-Gelehrten Spiräa ** genannt. Sie bestreuen auch mit diesem Pulver den inwendigen Bezirk des Dorfes, das innere und äussere ihrer Hütten, und alles, was ihnen gehöret. Sie schlachten zwey Schaafe, um dieser Gottheit wegen der Ehre zu dancken, die sie ihnen erzeiget. Sie bilden sich ein, sie bringe ihnen Glück,

* Voyage aux grandes Indes, p. 14.

** Andere nennen es Spireon, und lesen den Plinium, als in seiner Hist. nat. L. 21. C. 9.

Glück, Vergebung ihrer Fehler, und Weißheit, sich ein andermahl besser aufzuführen. * Sie zweifeln nicht, es bedeute diese Ankunft einen ausserordentlichen Seegen, der ihrem Dorfe vor andern wiederfahren solle. Sie glauben, es werde ein neues Volk aus ihnen entstehen; entschliessen sich deßwegen ihre Aufführung zu ändern, in sicherer Hoffnung, sie würden eine ausserordentliche Hülfe erhalten. Setzet sich dieses Ungeziefer auf einen Hottentotten, so betrachten sie ihn schon als einen Heiligen und Auserwehlten Gottes, verehren ihn auch als einen solchen. Seine Nachbarn schätzen sich glücklich, dergleichen heilige Person unter sich zu haben, und breiten dieses Glück allenthalben aus. Man opfert den fettesten Ochsen, den sie im Dorfe haben, zur Danksagung, und giebt dem vermeinten Heiligen das Eingeweide, wohl gereiniget und gekocht, der es auch alleine verzehret. Die Manns-Personen des Kraals essen das Fleisch, auch gesotten, und die Weiber trinken die Brühe. Die Freude ist allgemein, und das Fest eines von den herrlichsten. Man nimmt das Netz, bestreuet es mit Bouchu, drehet es wie einen Strick zusammen, und hänget es dem Heiligen an, als ein Hals-Gehänge, das er Tag und Nacht tragen muß, biß es Stück-weise abfället, oder biß die geflügelte Gottheit für gut befindet, sich auf einen andern Einwohner der Dorfschafft zu setzen. Was das Fett betrifft, das muß er in Ehren halten, den Leib sorgfältig damit schmieren, und kein anderes gebrauchen, so lange es währet, auch nicht das geringste davon umkommen lassen.

Eben dergleichen Ceremonien beobachtet man auch, wenn es sich auf eine Frau setzet; nur ist zu beobachten, daß an dem Festtage die Weiber das Fleisch des geopferten Ochsens verzehren, und die Manns-Personen nur die Brühe geniessen. Man darf kecklich glauben, daß ich nichts sage, als was wahr ist, und ich selbsten zu verschiedenen mahlen gesehen habe.

Die Hottentotten werden sich in tausendfältige Gefahr wagen, um einem solchen Thier das Leben zu retten, und nehmen sich auf alle ersinnlichste Weise in Acht, daß sie ihm keinen Schaden zufügen. Ich will ein Exempel erzehlen, das ich mit Augen gesehen habe, woraus klar erhellet, wie weit der tumme Aberglauben dieser Völker gegen dieses geringschätzige Ungeziefer sich erstrecket.

Ein Teutscher, so etwa sechs Meilen von dem Castell Ländereyen besaß, gab einigen Hottentotten Erlaubniß ihr Vieh auf seinem Boden zu weyden, die denn auch ihre Hütten daselbst aufschlugen. Ein Sohn dieses Teutschen, ein junger sehr lustiger Mensch, war eben in dem Kraal, als dieses Ungeziefer

* Ihre Worte sind von ihrer Ceremonie Andeismaken; diese: Wir glauben, daß wir ins künftige allezeit Gutes und nicht mehr Böses thun sollen.

erschien. Die Hottentotten liefen nach ihrer Gewohnheit häufig herbey, um es anzubeten. Der junge Mensch lief auch, aber um es zu haschen, und diese aberglaubische Leute auf die Probe zu setzen. Er fieng es auch würklich in ihrer Gegenwart; Wie groß war nicht ihre Angst und Unruhe? da sie das Thier in seinen gottlosen Händen sahen! * Sie warfen verstöhrte Blicke auf den jungen Menschen, sahen sich untereinander an, ach, ach! was wird er machen, will er es umbringen, will er es umbringen? Sie zitterten aus Furcht wegen seines Vorhabens. „Was bedeutet dieser schröckliche Lermen (frag„te der junge Mensch? gleich als ob er nichts davon wüste:) Warum seyd „ihr so in Aengsten wegen dieses schnöden Thiers? Ach! Herr (antworteten „sie mit grosser Beklemmung des Herzens:) es ist eine Gottheit. Sie kommt „vom Himmel, und ist uns zum guten herabgestiegen. Ach! thut ihr kein Leid; „beschädiget sie ja nicht: Thut ihr es, so sind wir die unglückseeligsten Leute, „dieser Boden wird ewig verflucht, und diese Ubelthat nimmermehr vergeben „seyn.„ Der junge Teutsche war hiemit noch nicht zufrieden, sondern wollte die Probe biß aufs äusserste treiben, deßwegen that er, als ob er ihr inständiges Bitten nicht achtete, und das Thier töden wollte Bey dem Anblick dieses gottlosen Frevels, kamen sie vor Unmuth ausser sich, sie liefen hin und wieder, wie Unsinnige: „Sie fragten ihn, ob er kein Gewissen hätte, und was „ihn für eine Raserey antriebe? wie ers über das Herz bringen könnte, was so „abscheuliches zu begehen, das den Fluch des Himmels auf seinen Kopf ziehen „würde?„ Da er aber gegen alle diese Reden ganz taub schiene, fielen sie ihme zu Füssen, und baten mit threnenden Augen, in den beweglichsten Ausdrückungen, er möchte diesem Thiere das Leben schenken, und es frey lassen. So dann willigte der junge Mensch darein, und lies es los, worauf die Hottentotten im Augenblick die grösseste Freudens-Entzückungten bezeigten, anfiengen zu hüpfen, zu springen, und ein Freuden-Geschrey zu machen. Sie liefen dem Thier nach, um selbiges gewöhnlicher Weise zu verehren; Weil es aber diesesmahl sich auf keinen unter ihnen setzte, so wurde auch diesesmal keiner heilig gesprochen.

Da

* Herr Kolb erzehlet bloß dieses: Sie hätten anfänglich gesagt: Er müsse dieses angenehme Thierlein in ihrer Kraale nicht fangen. Da sie aber aus seinen Minen vermerket, er wolle es gar tödten, wären sie ganz ernsthafftig fortgefahren: Gy dit Beet fangum zoo, en nu dood makum zoo, is dat braa? waytum, ons altemal darvaan loopum zoo! Ihr habt das Thierlein gefangen, und wollet es nun gar tödten, ist das recht? wartet nur, wenn ihr es thut, so lauffen wir alle weg Da aber der junge Mensch nur hierüber gelacht, hätten sie ihn endlich inständigst, (aber nicht fußfällig) gebetten, er möchte es wieder fliegen lassen: Denn, sagten sie: So ihr es tödtet, so sind wir alle unglücklich.

TAB: VI. *pag. 100.*

Wie die Hottentotten einen gewissen Insect göttliche Ehre erweisen und was sie dabey vor Ceremonien beobachten

Da ich eines Tages mit etlichen von diesen Hottentotten redete, versicherten sie, im Falle man das vergötterte Ungeziefer getödtet hätte, so würden die wilden Thiere ohnfehlbar all ihr Vieh zerrissen, oder sie selbsten, Männer, Weiber und Kinder ein unglückseeliges Ende genommen haben. Sie stehen auch in der Meynung, derjenige Kraal sey unglücklich, wo man selten solch Ungeziefer siehet, und gründen sich hierinnen auf öftere Exempel. Man verlieret die Zeit vergeblich, wenn man sie wegen des Ungrunds dieses abgeschmackten Aberglaubens überführen will; sie beharren so halsstarrig dabey, daß sie ehender das Leben, als den geringsten Theil dieses lächerlichen Gottes-Dienstes fahren liessen.

V. Die Hottentotten halten einige Orte für heilig, weil ihren Vor-Eltern daselbst grosse Wohlthaten wiederfahren sind. Es sind wüste, freye und sichtbare Orte, meistentheils Hügel, nebst einigen Flüssen, welche hin und wieder im Lande liegen; keine Höhlen, wie Vogel sagt. So oft sie an einen solchen Ort kommen, gehen sie nicht vorbey ohne einigen Dienst demjenigen Heiligen zu beweisen, der, ihrer Meynung nach, den Ort bewohne, und schon so vielen von ihnen grosse Wohlthaten erwiesen habe. Zuweilen setzen sie sich ein wenig daselbst nieder, hüllen den Kopf in die Krosse und singen ein Liedgen. Zu andern Zeiten, und vornemlich, tanzen sie ein klein wenig auf einem solchen Orte herum, und singen in der Stille dabey, wozu sie dann und wann das Hände-Klatschen fügen; alles aber nach der Art und Weise, wie sie meynen, daß es der Heilige verdiene, oder aber, nachdem es ihre Zeit und Gelegenheit, auch oftmahls das Wetter, zulässet.

Wenn man sie in dieser Andacht antrift, und befraget, was das bedeute, so lachen sie, und lassen an sich merken, man solle die Ursache lieber zu errathen suchen, als sie deßwegen befragen. Setzt man stärker in sie, so werden sie unwillig, und sagen kurz weg, es seye der Gebrauch der Hottentotten. Doch giebt es Mittel sie glimpflicher zu machen: Eine Pfeiffe Taback, oder ein Glas Brandwein bringt die ganze Sache zu wegen. Hat man ihnen eine kleine Verehrung gegeben, so erzehlen sie nach der Länge, was ihnen oder ihren Vor-Eltern daselbst Gutes geschehen, und daß sie deßwegen zur Dankbarkeit noch allezeit tanzten oder sängen; unerachtet sie nicht wissen, wer es ist, der ihnen Gutes gethan hat.

Eines Tags begegnete ich einem Hottentotten, der ganz allein sung und tanzte, auf einer kleinen Anhöhe, und zwar mit grosser Andacht. Da ich zu ihm kam, suchte ich seine Gewogenheit zu erlangen, und verehrte ihm etwas Taback. Hernach erkundigte ich mich um die Geschichte des Heiligen, den er jetzo verehrte. Er antwortete, „was massen er niemahlen vernommen, „daß diese Höhe einem aus ihren Helden geheiliget wäre; jedoch zweifelte er

„nicht, es müßte einer der vornehmsten Heiligen sich da aufhalten: denn, sag„te er, da ich einstens eine Nacht auf diesem Hügel schlief, sahe ich beym Auf„wachen einen grossen Löwen, zwanzig Schritte weit von mir, liegen. Nun „aber würde dieses grimmige Thier mich ohne Zweifel zerrissen haben, wenn „nicht etwa ein Heiliger, der in diesem Thale wohnen muß, mich sonderbar „beschützet hätte.„ Man siehet wohl, daß der Aberglauben seinen Platz in al„len Ländern findet; dergleichen Geschichten schicken sich trefflich wohl zu Vergrösserung der Legenden. Ich thate mein möglichstes, um diese wunderliche Einbildung ihm zu benehmen, und einen bessern Begriff von GOtt und seiner Vorsehung beyzubringen, aber vergeblich. Meine Unterweisung wurde ihm gar bald verdrüßlich: als er seine Pfeiffe Taback ausgeraucht hatte, stund er auf, schüttelte den Kopf, und sagte, kamme nit verstaan, das ist: er verstünde nichts von allen meinen Reden; mit welchen Worten er davon lief.

VI. Es regieret unter den Hottentotten noch eine andere Art der Abgötterey, welche noch seltsamer ist, als alle die bißher erwehnten. Sie beten eine gewisse schädliche Gottheit an, die sie Touquóa nennen, und als den Ursprung und Grund alles ersinnlichen Ubels ansehen. Insonderheit gläuben sie, diese geringere Gottheit trüge gegen ihre Nation einen besondern Haß, und liesse sie deßwegen gar selten in Ruhe. Dieses kommt mit der morgenländischen Theologie gar gut überein. * Besagter Gott reitzet ihre Feinde gegen sie an, vernichtiget ihr gutes Vorhaben, schickt ihnen Schmerzen und Krankheiten, lässet ihr Vieh hinfallen, oder von wilden Thieren zerreissen. Mit einem Worte, sie halten ihn für den Urheber alles Bösen, massen ihm die Boßheit dermassen eigen ist, daß er durchaus keinem Menschen etwas Gutes thun kan, und seine Lust nur an der Unordnung hat. In dieser Meynung beten sie ihn an, um ihn zu besänftigen, seine Gewogenheit zu erlangen, und auf solche Weise seiner Boßheit zu entgehen. Drohet ihnen ein Unglück, so opfern sie ihme einen Ochsen oder ein Schaaf: Dann nehmen sie auch zuweilen ihme zu Ehren allerhand närrische Ceremonien für, damit er besänftiget werde, und seine harten Verfolgungen einstellen möge. Sie erklären sich selber folgender massen wegen Verehrung dieser schädlichen Un„glücks-Quelle: „Wir ehren dann und wann den Tuquôa, und opfern ihm, „wenn wir vermuthen, er habe ein gefährliches Absehen gegen uns. Wir be„schmieren uns den Leib mit dem Fett der Opfer-Thiere, wir essen ihr Fleisch, „damit uns dieses Wesen geneigt und günstig werde, falls wir es erzürnet „hätten, wiewohl wir selber nicht wissen, was ihm an uns mißfallen möchte.

„Es

* Bes. Thom. Stanley. Hist. Philos. Orient. ins Latein. übersetzt durch le Clerc; ingleichen Hyde Rel. vet. Persarum; oder Bayle Diction. crit. art. Zoroaster.

„Es ärgert sich, worüber es will, und strafft nach Willkühr. Seit undenk-
„lichen Zeiten sind bey uns Ceremonien üblich zu seiner Besänftigung.

Nach ihrem Sagen lehret der Tuquôa die Hexerey, die, wie sie vorgeben, unzehliges Ubel rechtschaffenen Leuten und ihrem Viehe verursachet. Sie schreiben der Zauberey alle gählinge und innerliche Schmerzen zu; alle Kranckheiten, davon ihre Aerzte nichts verstehen, oder welche sonst einiger massen ungewöhnliche scheinen; nebst allen sonderlichen Begebenheiten, deren Ursache sie nicht anzugeben wissen. Uberhaupt nennen sie Zauber-Gut alles dasjenige, was ihren Verstand übersteiget.

Ich selber bin in ihren Gedanken ein Hexenmeister gewesen, weil ich ihnen zum Spaß die Würkung der Zauber-Laterne, des Hohl-Spiegels und anderer Maschinen habe sehen lassen. Sie erschracken über dergleichen Anblick, und sahen diese Dinge für lauter Schwarz-Künstlereyen an. Da ich unter andern einmahl von einer grossen Menge Hottentotten umgeben war, zündete ich etwas Brandwein in einer Schale an, und bot ihnen selbige zum Trinken; Hierüber erstaunten sie schon, und noch weit mehr, da sie mich trinken sahen: Es überfiel sie ein solcher Schrecken, daß sie eiligst davon flohen. Seit dieser Zeit furchten sie mich, als einen grossen und gefährlichen Zauberer. Wenn ich auch wollte, daß sie den Augenblick sich wegpacken sollten, durfte ich nur meinen Rock aufheben, und drohen, sie damit zu behexen.

Sie glauben *, wie das einfältige Volk bey uns ebenfalls, daß zumal die alten Weiber sich auf das Hexen legen; doch scheinet es nicht, daß sie sich einbilden, die Hexenmeister müßten einen Pact mit dem Teufel machen, und dieser hohle ihre Seele, oder auch zuweilen den Leib hinweg, wenn sie sterben. Sie glauben bloß, der Touquôa oder böse Gott, dessen Boßheit sich nicht weiter erstrecket, als über dieses Leben auf der Welt, lehre die Hexerey, wem er will; wie es aber damit zugehet, davon haben sie keinen Begriff. Sie glauben, wie ihre eigene Worte lauten, dieses Wesen sey ein anderer Capitain, als der grosse uud gute Capitain, etwas kleiner von Vermögen, von welchem einige unter ihnen hätten zaubern gelernet, der thäte ihnen niemahlen Gutes, sondern allezeit Böses, und diesen müßten sie fürchten, ehren und ihm dienen. Böving sagt, es hätten ihm einige Hottentotten versichert, sie hätten den Touquôa oft gesehen, ihn auch beschrieben, als ein scheußlich Ungeheuer, ganz zottigt, ungestalt und fürchterlich, mit einem Pferd-Kopf und dergleichen Füssen, und mit einem weissen Kleide angethan. Ich habe mir alle ersinnliche Mühe gegeben, um zu erfahren, ob einer unter ihnen vorgäbe, er habe den Touquôa gesehen; aber niemahlen einen gefunden der sich dessen berühmet.

Also

* Ich habe diese Stelle in Herrn Kolbens Erzehlung nicht finden können.

Also glaube ich, der Autor habe sich geirret, und diese Erzehlung nicht von den Hottentotten selber, sondern von Europäern gehöret.

VII. Ohne Zweifel gehöret auch mit unter ihre Religions-Ceremonien der Gebrauch, den sie beym Uebersetzen über einen schnellen Fluß beobachten. Ehe sie hinein gehen, besprengen sie sich mit Wasser, beschmieren sich die Stirn mit Sand oder Schlamm vom Ufer, und machen einige Sprünge. Während der ganzen Ceremonie sind sie ganz ernsthafftig und gravitätisch, und scheinen in tiefen Betrachtungen begriffen. Von Zeit zu Zeit lassen sie tiefe Seufzer fahren, und murmeln ganz heimlich etliche Worte. Endlich, wenn sie an dem andern Ufer angelanget, wiederhohlen sie eben diese Dinge. Ich habe diesem aberglaubischen Wesen etlichmal zugesehen; die Ursache, warum sie es vornehmen, soll nach ihrer Meynung diese seyn, daß sie durch das Besprengen mit Wasser, demselben unter einem Seufzer sich anbefehlen, und bitten, daß es ihnen kein Leid zufügen möchte. Die Stirn bestreichen sie mit Sand oder Schlamm deßwegen, damit ihr Kopf möchte leicht werden, und immer über dem Wasser bleiben. Eine bessere Ursache habe ich, ohnerachtet vielfältigen Bemühens, von ihnen nicht erfahren können.

Fast eben dergleichen nehmen sie vor, ehe sie sich ins Meer werfen, um nach einem Felsen zu schwimmen. Sie bleiben eine oder zwey Minuten ganz still und tiefsinnig; nehmen hernach etwas Wasser in die Hand, streuen Sand oder Schlamm darauf, schütten dieses alles auf den Kopf, und murmeln einige Worte, deren Verstand ich niemahlen habe entdecken können. Ohne Zweifel ist es eine Anruffung an eine von ihren Gottheiten, oder wenigstens doch ein anderer Religions-Actus, der sich mit einigen Capriolen auf dem Strande endiget. Sind sie auf dem Felsen angelanget, so waschen sie sich vom Kopf biß auf die Füsse, und tanzen noch ein wenig. Nach diesen Ceremonien fangen sie erst ihre Arbeit an. Bey der Zuruckkunft am Strande waschen sie sich zum zweytenmahl gänzlich, machen einige Lufft-Sätze, und gehen hernach ihres Weges. Ich habe allen möglichsten Fleiß daran gewendet, aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, ob dieses Tanzen, Abwaschen und Besprengen ein Stück ihrer Religion sey? Sie wollten aber niemahlen antworten, als nur: Es sey Hottentotten-Manier.

VIII. Sie haben Festtäge in grosser Anzahl, und sind dermassen grosse Liebhaber mit denen damit verknüpften Lustbarkeiten, daß sie den Augenblick ein Fest anstellen, wenn nur das geringste ausserordentliche vorfället: zum Exempel, wenn einer von einer schwehren Krankheit aufstehet, einer grossen Gefahr entgehet; wenn sie die Jungens halb verschneiden, und unter die Zahl der Männer aufnehmen; Wenn sie geschimpft und deswegen ausgestossen worden, nun aber wieder ehrlich werden wollen; Wenn sie viel wilde Thiere erle-

erlegen, die ihr Vieh zerrissen; wenn ein ganzes Dorf anders wohin ziehet; wenn ihr Vieh von einer Seuche befreyet wird; wenn sie dem Monde, als ihrem Schutz-GOtt, Versöhn-Opfer gebracht; wenn sie ihr Vieh durch einen dicken Rauch treiben; wenn sie einen Obersten oder Hauptmann einsetzen. Bey allen diesen, und vielen andern Gelegenheiten, stellen die Hottentotten öffentliche Lustbarkeiten und Fest-Täge an, woran alle Einwohner des Kraals Theil nehmen. Sie geben diesen Festtägen (massen ich alle diese Ceremonien unter die Religions-Ubungen rechne) den entlehnten Holländischen Namen, anders maken, das ist, ändern; Eben als ob der Endzweck dahin gienge daß sie klüger und besser werden wolten. Sie haben auch den vorigen Namen entweder gänzlich vergessen, oder wollen wenigstens nicht sagen, was sie für einen gebrauchet, ehe die Europäer angekommen. Ich will eine allgemeine Beschreibung von diesen Fest-Tägen machen. Die Hütten eines Dorfes stehen in einem Creyse, der Mittel-Platz bleibt ganz leer. Wollen sie nun einen Festtag begehen, so richten sie in diesem Platze eine Hütte auf, darinnen alle Manns-Personen Raum haben. Diese Laubhütte bestehet aus ganz neuen Bau-Materialien, als: Matten, Stangen und Fellen, um ihr Vorhaben damit vorzubilden, daß sie nemlich ein neues Leben anfangen wollen. Denselbigen Tag nun, zu frühe, gehen die Weiber und Kinder auf das Feld, hohlen kleine Baum-Zweige, wohlriechende Kräuter, und allerhand Gattungen von Blumen, wormit sie die Hütte allenthalben bestecken, zieren und wohlriechend machen. Hernach nehmen die Männer den fettesten Ochsen der Dorfschafft bey den Hörnern, binden seine Füsse mit Binsen-Stricken, und werfen ihn zu Boden. Sobald er auf dem Rücken lieget, binden sie die Stricke an vier Plöcke, die in der Erde stecken, damit er nicht schlagen kan, und schlachten ihn sodann auf ihre Weise, nemlich also, daß er vorhero eine gute halbe Stunde leiden muß, ehe er stirbet. Ein Theil vom Fleische wird gebraten, das andere gesotten, und alles miteinander in der Hütte mit grosser Frölichkeit verzehret. Die Weiber wohnen, nach der Hottentotten gewöhnlichem Gebrauche, dem Gastmahle nicht bey, sondern sind ausserhalb der Hütte, und haben zu ihrem Antheil nur die Brühe. Gemeiniglich können die Männer eines Dorfes einen Ochsen verzehren, doch bleiben sie auch lange sitzen. Nach Tische rauchen und trinken sie. Bey solchen Vorfällen ist allezeit eine Bande, welche auf Instrumenten spielet, und sie zum Tanz aufmuntert. Wenn einige tanzen, so singen die andern, einige treiben Scherz, oder erzehlen lustige Historien. Die Frölichkeit breitet sich allenthalben aus, und zeiget sich durch gewaltiges Gelächter. Diese Lustbarkeiten währen den ganzen Tag, und die folgende Nacht.

Am allermerckwürdigsten ist hierbey, daß sie, ohnerachtet ihrer grossen Zuneigung zu starckem Getränke, dennoch bey ihren öffentlichen Gastmahlen keines, oder doch sehr wenig trinken; Sie schänden auch solche keinesweges durch schimpfliche Ausschweiffungen. Sie können miteinander singen, tanzen, und schwatzen mit aller erdenklichen Munterkeit, und ganze Tage lang, wenn sie nur Taback oder Dacha haben, und Wasser mit Milch vermischet, als ihr ordentliches Getränckе.

Können also die Europäer sie für tumm und Eselhafftig ausschreyen; da doch sie selbsten kaum eine Stunde lang lustig bleiben können, wenn sie nicht einig starkes Getränke zur Hülfe nehmen?

IX. So sehr ich mich bemühet habe, unter diesen Völkern einen zu finden, der glaubte, die Frommen Leute kämen nach ihrem Tode in ein glückseliges Ort, und die Bösen in einen Ort der Straffe und Quaal, so habe ich doch keinen gefunden. Unterdessen bin ich überzeuget, daß sie die Unsterblichkeit der Seelen annehmen; und verwundere mich, daß einige Autores, die von diesen Völkern geschrieben, solches nicht bemerket haben. Zwar gestehe ich, daß diese Lehre keinen Theil ihrer Religion ausmacht, und sie selbsten vielleicht nicht daran gedenken; jedoch ist es ganz klar, daß sie diese Meynung zulassen.

Der P. Tachard * sagt: „Sie erwarten kein ander Leben nach dem ge„genwärtigen; und weiter unten: diese Völker meynen, es sey kein ander Le„ben, befleissigen sich also blos das gegenwärtige vergnügt hinzubringen. Der Herr Pater betrüget sich sowohl in seinem Vorgeben, als in dem Schluß, den er daraus ziehet. Besser wäre es, wenn man sagte, ihre gewaltige Faulheit liesse ihnen nicht zu, für den morgenden Tag zu sorgen, und folglich wären sie auch unbekümmert, wie es ihnen nach dem Tode ergehen würde, obwohlen sie glauben, es stürbe mit dem Leibe nicht alles an ihnen ab. Allem Ansehen nach gedenken sie, sie würden es künftig wohl erfahren.

Böving sagt: „die Hottentotten wissen nichts von der Auferstehung der „Todеn, und glauben, sie kämen durch den Tod gänzlich um, gleich den Thie„ren. Da ich einstens einen Hottentotten fragte, was er davon hielte, ant„wortete er mir: Wie wäre es möglich, daß nach nichts, das ist nach „dem Tode, die Menschen wieder lebendig würden?

Ich gestehe ihm gerne ein, daß diese Völker die Auferstehung nicht glauben; Aber wo ist das Volk, das einen Begriff von dieser Lehre hat, wenn es selbigen nicht von den Christen erhalten? diese Wahrheit hat man dem Christenthum zu danken. Durch das Licht der Natur allein hat sie niemand

* Reise nach Siam, L. II. p. 80. 81.

mand gefunden. Doch beweiset die Unwissenheit dieser Lehre keinesweges, daß man auch von der Seelen Unsterblichkeit nichts wisse. Man kan das eine verneinen, und das andere bejahen. Hiernächst widersprechen diese Worte des Hottentotts einigen Gebräuchen und Gewohnheiten dieser Völker allzuoffenbar, und können also nicht für die Meynung der ganzen Nation angenommen werden.

Eben dieses sage ich auch von der Historie, so der Autor anführet um seine Meynung zu bestättigen. „Ein Hottentott, sagt er, hatte einen Chri„sten getödet, wurde also dem Gouverneur auf dem Vorgebürge ausgelie„fert, damit er nach den Rechten gestrafft würde. Man schickte einen Geist„lichen zu ihm, der ihn zur Busse ermahnen solte, ihm auch von der Glück„seligkeit vorsagte, die er nach seinem Tode im Himmel geniesen könte, wenn „er sich bekehrte. Bey diesen Worten fragte ihn der arme Sünder, ob „auch Vieh im Himmel wäre? Weil nun der Geistliche aus diesen Wor„ten schloß, er gäbe sich eine vergebliche Mühe mit diesem Menschen: so „gieng er ohne Antwort von ihm weg.

Ich mag diese Historie betrachten, wie ich will, so finde ich nichts, daraus man beweisen könte, es habe der Ubelthäter der Seelen Unsterblichkeit nicht geglaubet. Ich nehme bloß wahr, daß er keinen Begriff von dem Orte der Glückseligkeit gehabt, davon der Geistliche mit ihm gesprochen. Es hindert also das Zeugniß beeder Autoren mich keinesweges an der Meynung, daß die Hottentotten die Unsterblichkeit der Seelen glauben, und zwar aus folgenden Gründen.

Erstlich beten und dancken sie für die Frommen und Verstorbenen unter ihnen.

Zweytens befürchten sie, die Toden möchten wieder kommen und sie peinigen. Daher verändert die ganze Dorfschafft ihre Wohnung, und ziehet an einen andern Ort, wenn ein Mann, Weib oder Kind unter ihnen gestorben ist, weil sie meynen, die Toden halten sich nur da auf, wo sie bey ihrem Tode sich befunden; es sey dann, daß man ihnen etwas von ihrer Habseligkeit wegnehme: denn in diesem Falle, sagt die gemeine Meynung, daß sie den Einwohnern des Dorfes nachfolgen und solche beunruhigen. Man lässet deswegen auch die Hütte, worinnen sie gewohnet haben, sorgfältig stehen, nebst ihren Kleidern, Waffen, Geräthe ꝛc. ohne im geringsten solches zu berühren.

Endlich, so glauben sie auch, es vermöchten ihre Hexenmeister die Geister oder die wiederkommende Verstorbenen zu beschwöhren, sie zu verhindern, daß sie nicht erscheinen, und sie erschröcken. Da nun dieses, ihrem Vorgeben nach, ohne eine kurze, vorhero gepflogene Unterredung mit den Wie-

derkommenden, nicht angehen soll: angesehen sie die Ursache wissen wollen, auch erfahren, und nachmahls wieder offenbahren warum sie wiederkommen müssen: so kan man nicht zweifeln, daß sie die Unsterblichkeit der Seelen annehmen, oder doch wenigstens dieses glauben, daß, nach der Auflösung des Leibes, noch etwas übrig bleibe, das der Würklichkeit geniesse.

Herr Ziegenbalg ist in diesem Stücke gänzlich meiner Meynung. Zwar wäre sein Urtheil an sich selber von schlechtem Gewichte, wenn ich keine andere Beweiß-Gründe hätte, als seine Authorität: denn dieser Mann war sehr leichtglaubig, zumahl in demjenigen, was der Hottentotten Religion und Gebräuche betrifft. Ich will eine Probe davon geben, ohne aus meinem Wege zu weichen. „Da ich einen Hottentotten fragte, sagt er in seiner Reisebeschreibung, wo er nach seinem Tode vermeynte hinzukommen, „ob in das Paradies, oder in die Hölle? So antwortete er mir: Ich weiß „es nicht, der barmherzige GOtt weiß es allein. Weiter fragte ich „ihn, ob er einen GOtt glaubte? Er antwortete mir sogleich: Wer keinen „GOtt glaubet, der sehe über sich, unter sich und neben sich, und „bleibe sodann bey seiner Meynung, wenn er das Herze hat. Wunderswürdige Antworten! könte auch wohl der Frömmeste unter uns vernünftiger urtheilen? Die Antworten sind sehr vernünftig, das gestehe ich: Sind sie aber auch eben so natürlich? hieran zweifle ich. Es ist wahrscheinlich, man habe den Hottentotten mit Fleiß vorhero unterrichtet, um den Herrn Ziegenbalg zu hintergehen; und auf dergleichen Betrug gründet er das Lob, so er den Hottentotten ertheilet, wegen ihres guten Verstandes, und ihrer Erkänntniß in Glaubens-Sachen: Welche Lob-Sprüche eben so ausschweifend und übel gegründet sind, als die von andern Autoren vorgebrachte, schimpfliche Erzehlungen. Man kan nichts eigentliches melden, was die Hottentotten von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen für einen Begriff haben. Es scheinet bloß, daß sie in der Meynung stehen, als ob die Seelen der Guten und der Bösen sich an denjenigen Orten aufhielten, wo sie bey Lebzeiten gewohnet haben, oder daß sie wenigstens nicht weit von selbigen abwichen. Doch habe ich niemahlen bemerken können, daß sie sich darum bekümmerten, zu was das Daseyn der Seele nach dem Tode dienen solle.

Am allergewissesten bleibet, daß sie keinen Begriff haben, weder von einem Paradiese für die Frommen, noch von einem Orte der Verdammniß für die Gottlosen: Wenigstens dünket mich, aus allen dem, was man an einem Kranken und an den Umstehenden wahrnimmt, erhelle ganz deutlich, daß sie an einiges Gericht nach dem Tode keinesweges gedenken. Der Kranke redet niemahlen von seinem künftigen Zustand. Er ruffet nicht einmahl bey

heran-

herannahenden Abscheiden eine von seinen Gottheiten an. So ermahnen ihn auch die Umstehenden nicht, sondern machen ihm Hoffnung zur Besserung, und vertrösten ihn, der Doctor werde bald mit einem rechten starken Zauber-Gut kommen, und ihn von der Beschwörung befreyen. Von GOtt und seiner Hülfe wird keine Meldung gethan, auch nicht gesagt, daß er an selbigen sich halten, oder auf ihn hoffen solle. Mit einem Worte, wie ich schon gesagt habe, es scheinet nicht, daß sie die geringste Vorstellung haben, von demjenigen, was wir, sich zum Tode bereiten, heissen.

X. Jedwede Dorfschafft hat einen Pfaffen, den sie Suri nennen, das ist, Meister; eben als ob man sagen wolte, Meister der Religions-Ceremonien. Er wird von der ganzen Gemeine erwehlet. Sein Amt erfordert nicht, daß er öffentliche Gebete halte, oder das Volk in der Religion unterrichte. Es bestehet allein darinnen, daß er die Opfer anordne, alle Religions-Ceremonien verstehe, die Beschneidung verrichte, die Solennitäten bey Heyrathen und Leichen-Begängnissen vornehme ꝛc. und ihre Traditiones wohl innen habe. Er wird nicht höher geachtet, als ein anderer, hat auch keine Einkünften. Aller Nutzen bestehet in einer Einladung zu den meisten Gastmahlen, und einigen Geschenken an Kälbern oder Lämmern. Man kan im 40. oder 50sten Jahr zu diesem Amte gelangen, und ist nichts daran gelegen, ob einer aus dem Dorfe gebürtig, oder ein Fremder sey: bloß die Weiber sind davon ausgeschlossen.

XI. Nachdem ich mit möglichster Aufrichtigkeit vorgetragen habe, was ich gewisses von der Hottentottischen Religion erfahren können, so muß ich, wewohl ungerne, etwas betrübtes beyfügen: Nemlich, daß es gleichsam ohnmöglich sey, sie von ihren aberglaubischen Gewohnheiten abzubringen, so tumm und abgeschmackt sie auch sind, so sehr sind sie davon eingenommen! will man sich die Mühe geben, und mit ihnen deswegen sprechen, so erzeigen sie ein murrisches Stillschweigen oder lauffen davon, und lassen den Redner im Stiche. Es scheinet, als ob sie einen tödlichen Widerwillen gegen alle andere Religionen mit auf die Welt brächten. Man sagt viel von der Juden Verstockung: Unterdessen nehmen doch einige den Christlichen Glauben an, und verharren darinnen. Aber ich habe niemahlen gehöret, daß ein Hottentott als ein Christ gestorben wäre. Zwar haben wohl einige, wenn sie unter den Europäern leben musten, ihre Meynungen verstellet, und den Christlichen Glauben angenommen; Sie sind aber allezeit wieder in ihre vorige Irrthümer gefallen, so bald sie es ohne Gefahr thun können. Die Ost-Indische Compagnie hat weder Mühe noch Kosten gespahret, diese Völker zu erleuchten, und dem Evangelio zu gewinnen, aber alle Sorgfalt ist bißhero umsonst gewesen. Viele geschickte und eifrige Missionarii sind durch ei-

nen heiligen Eifer für die Ehre ihres Herrn, und von Mitleiden gegen diese unglückselige Leute gereitzet worden, haben sich in tausend Gefährlichkeiten gewaget, und unglaubliche Mühe sich gegeben, um einige Hottentotten zu bekehren. Alle ihre Arbeit und Mühe hat keinen Nutzen gebracht, und endlich haben sie dieses großmüthige Unternehmen müssen fahren lassen, ohne daß bey diesen verstockten Gemüthern auch nur die geringste Spur des Christenthums übrig geblieben wäre. Ja ich getraue zu behaupten, daß man sich keine Rechnung auf künftigen bessern Fortgang zu machen habe, wenigstens in unsern Tagen.

Folgende Historie wird die natürliche Abneigung, und den fast unüberwindlichen Abscheu dieses Volkes vor dem Christlichen Glauben nur allzu deutlich beweisen.

Der Herr van der Stell, Gouverneur auf dem Vorgebürge, hatte einen Hottentotten, von seiner Jugend auf, zu sich genommen, in der Religion, und den Europäischen Sitten erzogen, ohne ihm vielen Umgang mit seinen Lands-Leuten zu verstatten. Er ließ ihn in den Geheimnissen des Chrilichen Glaubens und in verschiedenen Sprachen unterweisen. Er war allzeit sauber gekleidet, hatte guten Verstand, und brachte es weit in allem, was man ihm lehrte. Der Gouverneur baute grosse Hoffnung auf ihn, und entschloß sich, sein Glück zu machen. Sobald er ein gewisses Alter erreichet, schickte er ihn nach Indien, in die Dienste des General-Commissarii der Compagnie. Daselbst führte er sich gar klug und verständig auf, und blieb so lange, biß der Commissarius starb, alsdenn aber verlangte er nach dem Vorgebürge zuruck zu kehren. Als er etliche Tage nach seiner Widerkunft seine Angehörigen besuchte, zog er sein Europäisch Kleid aus, schmierte sich den Leib nach Lands-Gewohnheit, und hieng ein Schaafs-Fell um. Nach diesem, packte er seine Kleider zusammen, legte sie dem Gouverneur vor die Füsse, und hielte folgende Rede an ihn: Hoort Heer Gouverneur, ik mag niet meer gekleed gaan, veel min Christen werden; laat me wêer hen lopen by myn Lands-Luyten, en leven gelyk zy doen: buyten zyn de Kleederen, ik neem nit met al mede, als maar dien Houwer, en dit Halsband. Hört Herr Gouverneur, ich mag nimmer gekleidet gehen, vielweniger ein Christ werden, last mich wieder zu meinen Lands-Leuten hinlauffen, und leben wie selbige leben. Drausen sind die Kleider, ich nehme nichts mit, als diesen Säbel, und dies Halsband. Dieses, wie auch der Griff am Säbel, war silbern. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so machte er sich ohne Erwartung einiger Antwort davon, und flohe mit wunderbahrer Geschwindigkeit in seine Heymath, daraus er niemahlen mehr auf das Vorgebürge gekommen, sondern bey seiner Nation Capitain worden ist.

Ich

Ich habe ihn offt angetroffen, auf meinen verschiedenen Reisen, die ich in diesem Lande gethan. Ich habe sehr lange Unterredungen mit ihm gehalten, und bin erstaunet, was für eine ungemeine Wissenschafft er von der Christlichen Religion, benebst seiner andern Geschicklichkeit, besaß. Er gab mir, auf mein Ersuchen, ein Systema in ordentlichem Zusammenhange von der Religion, darinn er war erzogen worden, und dieses mit einer wunderbahren Leichtigkeit, Deutlichkeit und Richtigkeit. Ich warf ihm voll Verwunderung und Mitleiden seinen Abfall auf das beweglichste vor, und sagte, daß er wegen seiner grossen Einsicht und Vernunft ganz keine Entschuldigung hätte. Ich suchte, wo möglich, ihn zur Rück-Kehre zu bewegen; allein er schien taub gegen meine Ermahnungen, und unempfindlich gegen mein gütliches Zureden. Die einige Ursache, die er mir zu seiner Rechtfertigung anführte, war, daß es ihme, gleich allen seinen Landsleuten ohnmöglich fiele, die Gebote des Evangelii zu halten. Ich antwortete, ob ihn gleich GOtt mit Ernst bestraffen müste, daß er von dieser Lehre abgefallen, deren Trefflichkeit und Schönheit ihm in die Augen leuchtete; so wäre er doch dabey auch voller Gnade und Barmherzigkeit gegen solche Sünden, welche mehr aus menschlicher Schwachheit, als aus Boßheit, herrühren. Wornach ich meinem vergeblichen Zureden ein Ende machte.

Ein teutscher Theologus, welcher Prediger auf dem Vorgebürge gewesen, nahm bey seiner Heimreise einen Hottentotten mit sich, und tauffte ihn, nach gegebenem Unterrichte von den Gründen und Pflichten des Christenthums. Dieser Neubekehrte wurde, nach seiner Wiederkunft nach dem Vorgebürge, der grösseste Bösewicht im ganzen Lande. Er war eben im Begriffe zu seinen Eltern zu kehren, da man ihn auf Robben-Eyland ins Elend schickte, woselbsten er auch im Unglauben gestorben ist.

Böving gestehet ebenfalls, daß diese Völker einen ungemeinen Widerwillen bezeigen, von Glaubens-Sachen sich zu unterreden. „Wie oft habe „ich sie nicht ermahnet (spricht er) Gounja Gounja anzubeten, wie sie den „höchsten Gott nennen, und ihme Dank zu sagen, wegen der Gutthaten, die „sie täglich aus seiner milden Hand empfangen? In dieser Absicht stellte ich „ihnen vor, wie sie nicht unterlassen würden dafür zu danken, wenn einer ihres Gleichens ihnen etwas verehrte, oder einen Dienst leistete. Wie möget ihr also eurer schuldigen Danksagung gegen GOtt vergessen, dem Urheber aller Wohlthaten, und dem Ursprunge aller Dinge? Sie antworteten „mir, daß sie den Gounja, Gounja anbeteten. Und auf was Weise? fuhr „ich fort. Allein sie wusten hierauf nichts zu antworten, oder wollten wenigstens mich in diesem Stücke nicht vergnügen. Nichts destoweniger suchte ich ihnen beyzubringen, auf was Art sie dem GOtt aller Götter danken,

„und

„und äusserliche Kennzeichen von der ihme gebührenden Ehrerbietung von sich „geben sollten, als dem treuen Vergelter aller, die ihn suchen. Aber leider! „ich hatte kaum angefangen, so wurden sie schon verdrüßlich, bald hernach ver„lohren sie alle Gedult, und giengen davon. Einige schienen erzürnet, ande„re lachten mich aus: also, daß, ohnerachtet meines guten Vorsatzes und Fleis„ses, ich ihnen nicht das geringste von den Haupt-Gründen des Christen„thums beybringen kunte.

Mich wundert nicht, daß die aufrichtige Bemühung dieses gelehrten und frommen Mißionarii vergeblich gewesen: denn ich habe die äusserste Verstockung der Hottentotten nur allzuwohl selbsten erfahren. Ich habe oft an einsamen Orten eine gewisse Anzahl versammelt, ihnen Toback, Wein, Brandwein, und andere Sachen, die sie lieben, vorgesetzet, und gesucht, ihnen ihre abgeschmackte Abgötterey zu benehmen, und sie im Dieste des wahren GOttes zu unterweisen. So lang mein Vorrath und seine Anlockung währte, so lange hatte ich das Vergnügen, diesen kleinen Haufen um mich zu sehen, wie sie, dem Ansehen nach, gerne zuhörten; so bald aber die Collation vorbey war, forderten sie eine neue, massen sie mich sonsten nimmer weiter anhören würden, und giengen ihres Weges.

Es ist sehr zu befürchten, dieser Abscheu der Hottentotten vor dem Unterricht in unserer Religion möge von dem bösen Leben einiger Christen auf dem Vorgebürge herkommen, ingleichen auch von der ausserordentlichen Weise, wie gewisse Leute das Christenthum vorstellen. Der Widerspruch, den die Unglaubigen finden, zwischen der Lehre, die man ihnen prediget, und zwischen der Aufführung derjenigen, die sich zu dieser Lehre bekennen, hat allezeit verursachet, daß die besten Absichten zu Ausbreitung des Glaubens mißrathen sind. Ja viele unter ihnen sagten mir unverhohlen, die unter den Europäern auf dem Vorgebürge im Schwange gehenden Laster, ihr unersättlicher Geitz, ihr Neid, ihre Zaubereyen, ihre Wollust, ihre Untreue, ihre Unmäßigkeit, wären unübersteigliche Hindernisse ihrer Bekehrung.

Dreyzehendes Capitel.

Von der Hottentotten Music, und Tänzen.

I. Ihre musicalische Instrumente. II. Ihre Vocal-Music. III. Das Hören-Sagen des P. Tachards wird angeführet und widerleget. IV. Tanz der Hottentotten.

I.

Die Hottentotten begleiten fast alle ihre Feste und öfentlichen Lustbarkeiten mit Music und Tanzen. Weil nun dieses Gewohnheiten sind, die

einen

einen Theil ihrer Religion ausmachen: so ist nöthig einigen Begrif davon zu geben, ehe wir weiter gehen.

Die Hottentottische Music klinget in den Europäischen Ohren nicht sonderlich angenehm: sie hat nur eine kleine Anzahl verschiedener Thone, und alle ihre Instrumente lauffen nur auf zwey oder drey hinaus. Unterdessen machen sie so grosses Wesen davon, daß wir nicht umhin können, dieser Materie einen Platz in dieser Historie zu vergönnen. Hiernächst mag sie auch so armselig seyn, als sie will; so zeiget sie doch einigen Witz und einige Empfindlichkeit bey den Hottentotten an, die mit darzu hilft, unsere Vorurtheile von ihrer Thumheit auszurotten.

Ich will bey der Beschreibung ihrer musicalischen Instrumente den Anfang machen:

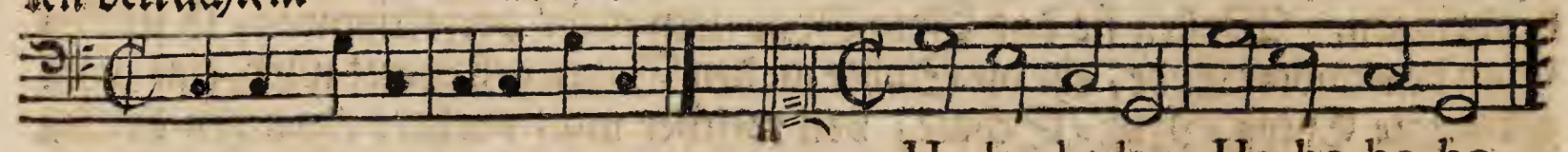
Sie haben etwas mit denen Schwarzen oder Negers gemein: beederseits nennen es Gom Gom; doch weis ich nicht zu sagen, welches Volk unter beeden es mag erfunden haben. Dem sey wie ihm wolle, so bestehet das Instrument aus einem Bogen von Oliven-Holz, dessen Sehne von wohl gedrehten Schaafs-Därmen oder Nerven gesponnen, etwann so dick, als das A auf einer Violin. An dem einen Ende, da sie an den Bogen vest gebunden wird, machen sie einen abgeschnittenen und aufgeschlitzten Feder-Kiel vest, welchen sie, samt der durchlauffenden Sayte in den Mund fassen, damit ihnen das Zittern der Sayte nicht weh thue, noch dieser der Klang benommen werde, den sie ihr durch das Einhohlen und wieder von sich blasen des Odems beybringen. Wollen sie das Gom Gom noch mehr perfectioniren, so stecken sie an das andere Ende, ehe die Sayte an den Bogen gespannet wird, eine wohl gereinigte Cocos-Nuß-Schale, von welcher man vorhero etwa den dritten Theil oben abságet, und zwey Löcher, einander gerade gegen über, durchbohret, wodurch die Sayte gezogen. Auf diese Weise klinget das Instrument nicht nur viel heller, sondern sie können auch, durch das hin und herschieben der Schaale, alle Thone verändern, die auf einem so simplen Instrument nur immer mögen ausgedrücket werden.

Wenn drey oder vier geschickte Personen zugleich auf ihren Gom Goms spielten, so fand ich in Wahrheit etwas annehmliches an solcher Music, zumahlen, wenn die Thone tief lauteten; Ich befande sie so annehmlich, daß die zärtesten Ohren sich damit vergnügen könnten. Ja, da ich einstens bey stiller Nacht dieses Instrument spielen hörte, wurde ich von dem lieblichen Klang dermassen eingenommen, daß ich mit allem Fleiß zuhorchte. Anfänglich glaubte ich, diese Musici wären einige geschickte Europäer, welche die Känntniß dieses Instrumentes biß auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit getrieben hätten; allein wie sehr erstaunte ich, da ich bey meiner Annäherung an das

Ort, wo die Music sich hören liesse, befand, daß es zwey Hottentotten waren, die ihren Liebsten ein Ständgen brachten! der geneigte Leser kan von meinem Geschmacke in der Music urtheilen wie ihme beliebt; gleichwohl kan ich nicht umhin zu versichern, wenn das Gom, Gom von geschickter Hand gespielet würde, so würde die Anmuthigkeit grösser werden, es dörfte auch das Instrument selber zu grösserer Vollkommenheit gelangen, ob es gleich einfältig und lächerlich scheinet.

Das zweyte musicalische Instrument der Hottentotten ist ein irdener Topf, der, gleichwie ihre ordentlichen andern Töpfe, einer alten Urne gleich siehet. Damit er zum Gebrauch diene, bedecken sie die Oeffnung mit einem sehr sauber zubereiteten Schaafs-Felle, das sie mit Schaafs-Därmen oder Sehnen veste machen, wie man ein Kalbs-Fell über eine Trommel spannet. Dieses Instrument spielen nur die Weiber allein: Sie schlagen mit den Fingern darauf, da es dann fast ein Sumen von sich giebt wie der Rommel-Pot, welches musicalische Instrument nur in Holland und Teutschland bekannt ist, auch ebenfalls aus einem irdenen Topf bestehet, der mit einer Schweins-Blase bedecket ist, in deren Röhre man einen Stock stecket, und vest bindet, wenn man nun an diesem Stocke ziehet, so erwecket er eben dergleichen Geräusche, als wie die erstere Maschine. Man kan nicht mehr als einen Thon auf diesem Instrument heraus bringen: sie haben auch nur gar wenig Noten: hat jemand Lust sie zu sehen, der darf nur angefügte mit N. 1. bezeichnete Noten betrachten.

N. 1. N. 2.



Ho, ho, ho ho. Ho ho ho ho.

Wenn die Weiber anfangen dieses Instrument zu spielen, so weiß man niemalen, wenn sie wieder aufhören werden: So bald eine ermüdet ist, so übergiebt sie den Topf einer andern, die so lange darauf schlägt, biß sie ebenfalls genug hat; also gehet er von einer Hand in die andere, zuweilen drey biß vier Stunden lang.

II. Die Vocal-Music dieser Völker bestehet in dem einsylbichten Worte Ho, und zwey oder dreyen Liedlein, welches mehr bäurische Leyrereyen, als Lieder sind. Bey Religions-Ceremonien singen die Personen von beederley Geschlechte Ho, ho, nach einer kleinen Anzahl Noten, die alle Augenblicke wieder vorkommen, und zu sehen sind bey N. 2. Die Weiber schlagen auch diese Noten auf ihrem Topfe, und halten sich zuweilen bey einem Ho, ho, eine ganze halbe Stunde auf. Wenn ohngefähr ein vorübergehender Europäer stille stehet und zuhöret; so fahren sie ohne Aufhören fort, so lang er da blei-

blei-

A TAB: VII. *pag. 114.*

C

D

B

Der Hottentotten Musicalisches Instrument Gom-Gom A. Ihr Romel oder Topf B. Ihr Creiß den sie bey dem Tantzen formiren C Ihre Manier zu Tantzen D

bet, wenn es auch eine Stunde wäre. Sie denken, ihm gefalle ihr Singen und Spielen sowohl, und diese Einbildung macht ihnen unendliches Vergnügen, wie man an ihrer lächlenden Mine wahrnehmen kan.

Dieses ist alles, was ich von der Hottentottischen Music zu sagen weiß. Bey allen Nationen, wo ich gewesen bin, (es sind aber gar wenige, bey welchen ich nicht gewesen wäre) habe ich keine andere Art von musicalischen Instrumenten gesehen, als die beeden Gom Goms, und den Topf; wenn man das Pfeifgen ausnimmt, davon ich bereits gesprochen habe. *

III. Der P. Tachard ist glücklicher gewesen, als ich, weil er von mehr andern Instrumenten Meldung thut, die bey den Hottentotten im Schwang gehen sollen. Das eine siehet, seinem Sagen nach, einer Flöte sehr ähnlich; das andere einem Zinken. Meines Ortes versichere, daß, ohnerachtet alles angewandten Fleisses und Nachforschens, ich dergleichen niemahlen gesehen. Ja dieser Autor ist der einzige, der davon gesprochen. Hiernächst bemerke ich auch in seiner Erzehlung verschiedene Umstände, die ich nicht verdauen kan. Der geehrte Leser mag urtheilen, ob meine Zweifel gegründet sind. Erstlich werde ich die Erzehlung anführen, und hernach meine Anmerkungen vorlegen.

Die zweyte Nation, spricht er **, ist die Namaquïsche. Wir entdeckten sie das erstemahl, im Jahr 1682. „Wir giengen in ihr Dorf, und „schickten ihrem Hauptmann durch einige von unsern Schwarzen, die uns „als Dollmetscher dieneten, etwas Taback ꝛc. Des andern Tages besuchte uns einer von ihren Hauptleuten. Es war ein Mann, den seine Länge, „und ein gewisses trotziges Wesen auf seinem Gesichte, bey den Seinigen in „Ansehen setzte. Ihme folgten funfzig junge Manns-Personen, nebst eben „soviel jungen Weibern und Töchtern. Die Manns-Personen trugen in „der Hand eine Flöte von einem gewissen sehr wohl ausgearbeiteten Rohr, „das einen zimlich angenehmen Klang von sich gab. Nachdem ihnen der „Hauptmann ein Zeichen gegeben, spielten sie alle zugleich auf diesen Instru„menten, worzu die Weiber und Mädgen ihre Stimmen mischten, und in „die Hände klatschten. Beede Hauffen waren in zwey Crayse getheilet, ei„ner innerhalb des andern. Der erste, äussere, so aus den Manns-Perso„nen bestand, umgab den zweyten innern. Alle beede tanzten also in die Runde „die Männer gegen die rechte, die Weiber gegen die linke Hand; unterdessen „stand ein alter Mann mit einem Stabe in der Mitten, schlug den Tact, und „richtete die Cadenzen ein. Wenn man ihre Music von weitem hörete, klang

* im 4. Cap. art. 6.

** Reise nach Siam Lib. II. p. 86. 87. 90. 91.

„ sie annehmlich, ja gar harmonisch; aber das Tanzen hatte nichts ordentliches „ an sich, oder es war vielmehr lauter Unordnung. „ In dieser Erzehlung des Paters haben wir die Flöten der Hottentotten; Nun folget eine andere, die uns lehren wird, daß diese Völker eine unendliche Menge anderer Instrumente, und besonders einen Zinken haben.

„ Auf der Reise, so der Herr van der Stell, Gouverneur des Vorgebürges, in das Land vornahm, und fünf Monath währete, fand er auf dem 27. „ Grad der Breite, zehen oder zwölf Meilen von der See-Küste, eine gar zahlreiche Nation, mit der weit besser umzugehen gewesen, als mit allen vorhergehenden. Weil der Herr van der Stell zwey Trompeter, einige Hautbois „ sten und fünf biß sechs Violinisten mit sich genommen hatte: so kamen die Leute, auf Vernehmen dieser Music, hauffenweise herbey, und liessen ihre Music „ ebenfalls kommen, welche bey nahe in dreyßig Personen bestand, davon fast „ jedwede ein unterschiedenes Instrument hatte. Der mittelste führte einen „ sehr langen Zinken, aus einem getrockneten und gegerbten Ochsen-Darm „ verfertigt. Die andern hatten Pfeifgen und Flöten aus Röhren von allerhand Grösse und Dicke. Diese Instrumente durchbohren sie, fast wie wir „ die unsrigen, doch mit diesem Unterscheid, daß nur ein einiges Loch durch und „ durch gehet, welches viel breiter ist, als das an den Französischen Flageolets „ und Flöten. Um sie zu stimmen, bedienen sie sich eines Reiffes oder Ringes, mit einer kleinen Oefnung in der Mitte, den sie im Rohr mit einem Stäbgen hin und wiederschieben, nachdem der Ton ist, den sie nehmen wollen. „ Sie halten mit einer Hand ihr Instrument, und mit der andern drücken sie „ die Lippen an dasselbige, damit der Othem gänzlich in das Rohr fahre.

„ Diese Music ist simpel, aber doch harmonisch. Der Capell-Meister „ lässet erst den andern Musicis ihren Thon nehmen, nach dem Zinken, der nahe „ bey ihm stehet, befiehlt hernach was sie spielen sollen, und schlägt den Tact „ mit einem grossen Stabe, den jedermann sehen kan.

„ Die Music wird allemahl mit Tänzen begleitet, welche in Sprüngen „ und gewissen Bewegungen des Fusses bestehen, ohne dabey von dem Orte zu „ weichen. Weiber und Mägdlein schliessen einen grossen Crayß um die Tänzer, klatschen nur mit den Händen, oder tappen zuweilen mit den Füssen, alles nach dem Tact. Die Musici alleine verändern ihren Platz im Tanzen, „ ausgenommen den Capellmeister, der ohnbeweglich aufrecht stehet, um die „ Zusammenstimmung, und die Cadenz einzurichten.

Je mehr ich diese Erzehlung untersuche, je weniger finde ich, daß man sie mir entgegen setzen könne: denn sie begreifft so viele abgeschmackte Dinge in sich, daß man ihr ohnmöglich Glauben beymessen kan.

Anfäng-

Anfänglich ist zu bemerken, daß, wenn einige, gegen die Hottentotten allzusehr eingenommene, Personen meine Meynung von ihrer Music für allzu gütig bereits angesehen haben, so muß ihnen die Erzehlung des Paters noch viel seltsamer dünken, weil er sie noch weit mehrers heraus streicht. Hiernächst kan man auch leicht wahrnehmen, daß er nicht einmahl die Wahrscheinlichkeit beobachtet, noch die allenthalben bekannte Gemüths-Eigenschafft der Hottentotten, welche man für sehr einfältig und tumm hält vor Augen gehabt habe. Wenn aber sein Zeugniß schon durch diese allgemeine Betrachtungen wankend wird, wie soll es damit ergehen, falls wir es Stuckweise untersuchen?

In der That ist es abgeschmackt, wenn man vorgiebt, es könne eine Flöte, ein Zinke, oder ander blasendes Instrument aus einem Ochsen-Darm gemacht werden. Wie ist es möglich einen Ochsen- oder anderer Thiere-Darm, so zu trocknen und zu härten, damit ein blasend Instrument daraus werde? Würde es nicht die Feuchtigkeit des Odems bald naß machen, ihm seine Gestalt benehmen, und gar geschwind die Aehnlichkeit mit einem frischen Darm beybringen? Uber dieses, wennn man aus einem Darm ja einen Zinken verfertigen könnte, so nähme man keinen von Ochsen, sondern lieber von Elephanten oder Naßhorn dazu.

Die verschiedene Tone, worein sie ihre Flöten stimmten, vermittelst eines Ringes, den man mehr oder weniger tief in das Rohr steckte, scheinen mir eine andere, eben so lächerliche, Einbildung zu seyn. Die Umstände, welche beede Concerte begleiten, dienen gar schlecht zu Bestättigung der Erzehlung. In der Anzahl der Musicanten steckt eine grosse Schwierigkeit zu glauben: bey dem ersten Concert, warem ihrer funfzig, darunter der vornehmste den Tact mit einem Stab andeutete. Bey dem zweyten finden sich ohngefehr dreyßig Personen, darunter fast jedwede ein anderes Instrument spielete: man trifft auch einen Capellmeister dabey an, der den Tact schläget, wie bey unsern Concerten. Endlich wer kan sich einbilden, daß ich niemalen die geringste Spuhr von dieser Menge allerhand Instrumenten sollte angetroffen haben, da ich doch viele Jahre auf dem Vorgebürge gewesen, und viele Reisen unter den Bekannten Hottentotten gethan habe? Insonderheit, wie könnte es möglich seyn, da ich sehr verträulich mit diesem Volke, aller Orten wo ich gewesen, umgegangen bin, ja sehr oft von ihrer Music mit ihnen gesprochen, daß ich niemalen sollte von etwas anders gehöret haben, als von dem Pfeifgen, dem Gom Gom, und ihrem lieben Ho, ho, ho, ho?

Ich schliesse diesen Artickel mit der Anmerckung, daß dieser Pater auf seiner Reise sich gar vielfältig hat betrügen lassen, zumahl von dem Gouverneur van der Stell selbsten, welcher ein besonder Vergnügen daran suchte,

wenn er denen Fremden allerhand Fabeln, ja bißweilen ganz offenbarlich falsche Dinge, von der Beschaffenheit des Landes und seiner Einwohner erzehlte. Dieses habe ich oft erfahren. Ich errinnere mich, daß er mir einstens ganz ernsthafftig erzehlte, auf einer Reise, die er bey 200. Meilen weit von dem Vorgebürge, gegen Monomotapa zu, vorgenommen, sey er genöthiget worden des Nachts auf dem Gipfel eines gewaltig hohen Berges zu bleiben: da habe er nun klärlich entdecket, was massen der Mond bey weitem nicht so sehr von der Erde entfernet sey, als die Stern-Gucker vorgäben. Denn, sprach er, „indem der Mond damahls gerade über meinem „Haupte stand, und der Himmel sehr helle war, kunte ich gar deutlich sei„ne Ebenen und seine wallenden Meere sehen, auch gar wohl das Geräusche „von seiner Bewegung hören. Man kan leicht erachten, daß ich mich des Lachens mit grössester Mühe müsse enthalten haben, da ich diese Aufschneidereyen mit grossem Ernst vorbringen hörte. Aus diesem Exempel erhellet, wie sehr man sich auf Reise-Beschreibungen verlassen könne, die sich grössesten Theils nur auf anderer Leute Erzehlungen gründen.

Der geneigte Leser wird nicht ungütig nehmen, daß ich des P. Tachards Irthümer zeige, und widerlege. Woferne ich damit bin beschwehrlich gefallen, so beliebe er zu erwägen, daß meine Liebe zur Wahrheit, und der Abscheu vor ungewissen, und auf blossem Erzehlen beruhenden Nachrichten, mich zu dieser Weitläufftigkeit veranlasset habe.

IV. Dieser Pater ist eben so schlecht unterrichtet, was die Hottentottische Tänze betrifft. Denn weil alles, was er von dem Vorgebürge schreibet, sich bloß auf fremde Erzehlungen gründet: so ist es mit einem Stücke beschaffen, wie mit dem andern.

Tanzen ist der Hottentotten Leben, sowohl eines, als des andern, Geschlechtes. Sie verabsäumen auch keine Gelegenheit, dieses Vergnügen sich zu verschaffen; und, wenn sie einmahl anfangen, hören sie nicht so geschwinde wieder auf. Haben sie einen Friedens-Tractat geschlossen; hat einer aus der Dorfschafft ein reissendes Thier erleget; kurz zu sagen, so oft ihrem Dorfe, oder ihrer Freundschafft, oder jedwedem ins besondere, etwas glückliches wiederfähret, so bezeiget die ganze Gemeine ihr Vergnügen mit Tanzen, bißweilen ganze Nächte lang, bißweilen biß weit in den folgenden Tag hinein, ohne einige Erfrischung zu geniesen. Die Weise, wie sie diese Lustbarkeit vornehmen ist folgende.

Die Manns-Personen des Kraals hocken in einem recht runden Crayse nieder. Die Weiber fügen sich ebenfalls in gleicher Positur zu ihnen, nicht nur um den Tanz-Platz zu vergrössern, sondern auch den Männern im Ho, ho singen beyzustehen, und mit ihrem Rommelpot die Gom-Goms zu ac-

com-

compagniren. Sobald die Gom-Goms anfangen, schlagen die Weiber auf ihrer Trommel, und, welche nichts zu thun haben, klatschen mit den Händen. Hierauf finden sich bald Liebhaber, die den Tanz anfangen, wie denn eine Frau sich nur in die Höhe richten, und mit den Füssen trampeln darf, daß einer von den Männern das Geklapper von ihren Ringen höret, so springet derselbe in die Höhe, und giebt ihr einen gewissen Tänzer ab, jedoch tanzen niemahlen mehr, als zwey Paar, zugleich.

Sie stehen nicht nebeneinander, halten einander auch nie bey den Händen, sondern sind einander gerade gegen über. Sie haben wohl eine halbe Viertel Stunde nöthig, ehe sie eine Länge von etwa zehen Schritten zusammen tanzen. Manchmahl kommen sie auch gar nicht zusammen, sondern machen unter dem Tanzen ein Rädlein, und kehren einander den Rücken zu: das seltsamste ist dabey zu sehen, daß die Tänzerin niemahlen übersich schauet, sondern allzeit gebückt hupfet, damit die Augen nicht von den Füssen entfernet, noch diese unrecht gesezet werden. Sie ist anbey gehalten, nicht nur mit den andern Weibern zu singen, sondern auch zugleich in die Hände zu klatschen, und dennoch immer fort zu tanzen, wiewohl sie schlechte Capriolen machen, zumahl, weil ihre Beine mit den umhangenden Ringen schwer beladen sind. Doch verursachen diese ein anmuthiges Klappern, durch das beständige Stampfen, denn es rauschet nicht anderst, als wenn sich ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd schüttelt. Was die Männer betrifft, so hupfen sie immer in die Höhe, und schlagen sich mit der Ferse gegen den Hindern, daß es klatschet.

Sobald die Music aufhöret, hat der Tanz eine andere Gestalt: massen sie nur mit dem Gom-Gom und dem Rummel-Topf ein anders Liedlein anstimmen dürfen, so klatschen die Weiber mit den Händen dazu, die Vocalisten stimmen ihr Ho ho mit an, und der Tanz continuiret von neuem. Wer es noch nicht gesehen, findet einig Vergnügen, sonsten aber möchte man ihnen wegen des gewaltigen Lärmens lieber etwas geben, daß sie schwiegen. Unterdessen gehet die Lustbarkeit nicht ehender zu Ende, biß sie alle ihren Lust genugsam gebüsset: währet also eine ganze Nacht, ja wohl einen Theil des folgenden Tages, dazu, in welcher Zeit sie nichts essen, noch einig starkes Getränke zu sich nehmen.

Vierzehendes Capitel.

Von der Hottentotten Heyrathen.

I. Von ihrer Weiſe zu löffeln. II. Von ihren Hochzeit-Gebräuchen. III. Von ihren Hochzeit-Feſten. IV. Sie haben weder Tänze noch Muſic dabey. V. Ihr Heyrath-Guth. VI. Die Vielweiberey iſt erlaubt. VII. Von der Wittwen Heyrath. VIII. Die Heyrathen zwiſchen Geſchwiſter-Kinder und Geſchwiſter Kinds-Kinder ſind verbotten. IX. Ehebruch wird mit dem Tode geſtrafft. X. Von der Eheſcheidung. XI. Irrthümer, die Vogel bey dieſer Materie begangen.

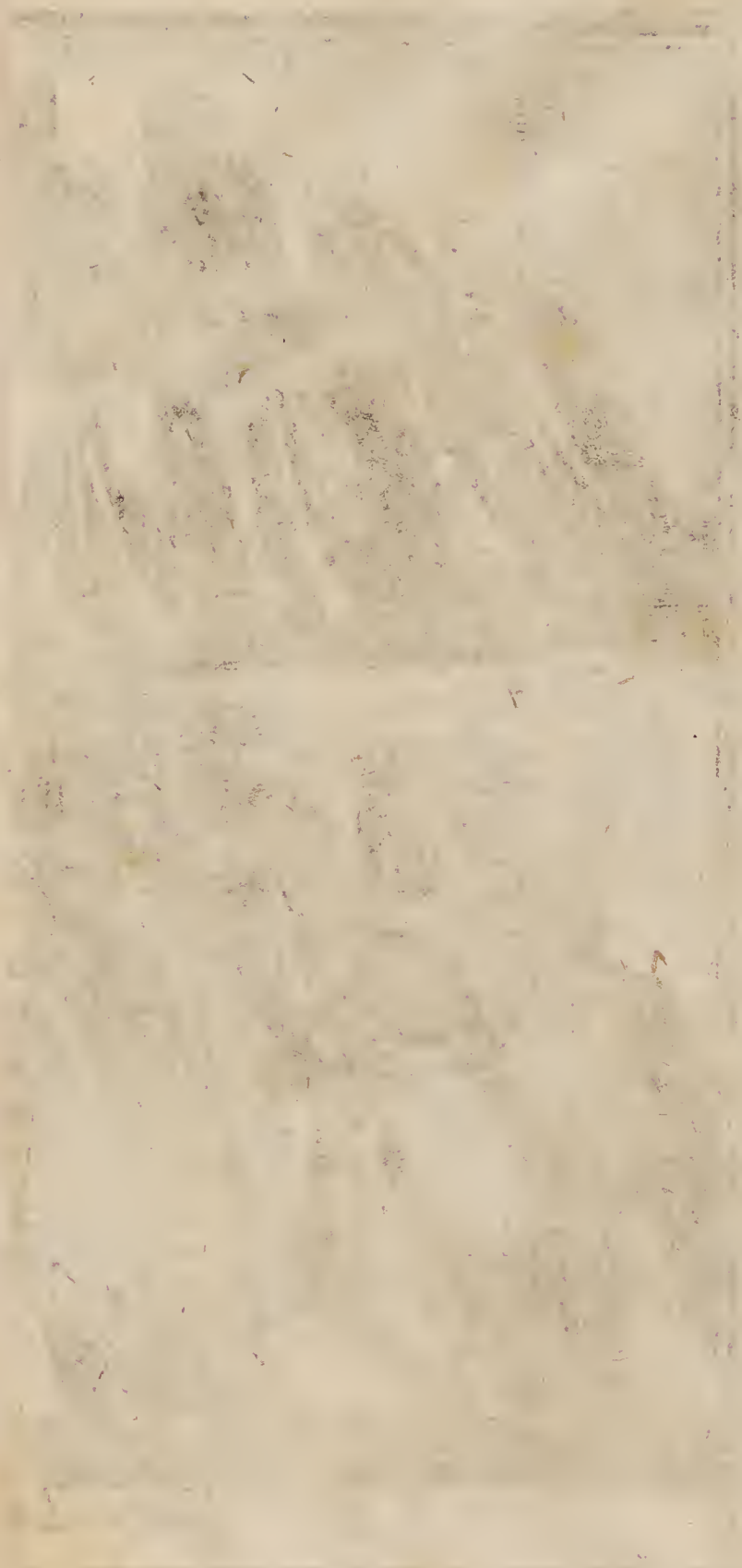
I.

Nichts iſt von Weltläufftigkeiten ſo entfernet, als der Hottentotten Weiſe zu löffeln. Wenn ein Junggeſelle oder Wittwer Luſt hat ſich zu verheyrathen, und ſeine Augen auf eine Wittib oder Jungfer wirft, ſo ſuchet er nicht erſtlich ihr ſein Vorhaben zu erkennen zu geben; ſondern wenn er noch einen Vatter, oder andern Verwandten hat, unter deſſen Gewalt er ſtehet, muß er ihm ſeine Meynung eröffnen, und ſeine Beyſtimmung in ſeine Liebe erhalten. Ertheilet dieſe der Vatter oder Verwandte, ſo gehet er mit dem Liebhaber geraden Weges zu dem Vatter, oder zu denjenigen Verwandten des Mägdgens, der am meiſten über ſie zu ſprechen hat, um ſie zur Ehe zu begehren. So bald ſie da anlangen, ſo beſchäfftigt ſich der Freyer mit Darreichung von Dacha oder Taback an die Geſellſchafft. Sie rauchen zuſammen, und reden von gleichgültigen Dingen. Es ſcheinet, als ob der Vatter und der Liebhaber die Urſache ihrer Ankunft vergeſſen hätten; die ganze Geſellſchafft ſtellet ſich, als ob ſie ihr Vorhaben nicht merkte, ſo lange, biß ihnen allerſeits die Köpfe vom Taback ſchwer werden. Sodann wendet ſich der Vatter des Junggeſellen zu dem Vatter der Geliebten, und träget ſein Wort vor. Dieſer unterredet ſich ein klein wenig mit ſeiner Frauen in ihrer Gegenwart, und ertheilet ſodann eine Antwort. Fället ſie nicht nach Wunſch aus, ſo gehen Vatter und Sohn ihres Weges, und wird weiter kein Wort mehr von dieſer Sache erwehnet; der Liebhaber reiſet ſich die Liebe bald wieder aus dem Herzen, und wirft ſeine Augen auf eine andere. Allein, wie geſagt, die abſchlägige Antwort iſt ſehr rar, und

hat

TAB: VIII. *pag.* 120.

A.B. Der Hottentotten Hochzeit Ceremonien



hat fast niemahlen statt, als wenn die Tochter bereits an einen andern versprochen, der noch nicht unter die Zahl der Männer aufgenommen worden, auf dessen Freysprechung man folglich warten muß, um die Heyrath zu vollziehen.

Willigt der Vatter oder der Verwandte in die Heyrath, so trägt man der Tochter die Sache vor: Will sie nicht, so hat sie nur ein einig Mittel sich loszumachen, welches sehr lächerlich ist, aber allemahl gebraucht wird. Nemlich sie legt sich mit ihrem Liebhaber auf die Erde, und streiten miteinander die ganze Nacht. Doch dürfen sie nicht aufstehen, und einander Ohrfeigen geben, sondern sie bleiben liegen, und zwicken einander, so stark sie können, in die Hinterbacken. Kan nun das Mägdgen dem Kerl obsiegen, so ist sie seiner los; und darf er nicht mehr an sie gedenken. Geschiehet aber das Gegentheil, wie ordentlich, so muß sie ihn heyrathen, sie wolle oder wolle nicht. Man siehet leicht den Endzweck dieser besondern Anordnung. Ein Liebhaber, der bey seiner Schönen lieget, hat einen grossen Vortheil. Die Versuchung ist groß, gemeiniglich gewinnet sie die Oberhand in dem Streit.

Ist der Liebhaber bereits freygesprochen, und ein Mann, so folget auf den Heyraths-Schluß eine grosse Lustbarkeit. Der Bräutigam wehlet sogleich zwey oder drey fette Ochsen von seiner, oder seines Vatters Heerde aus, nachdem er reich und vornehm ist; und treibt sie vor seiner Braut Hütten. Alle seine Anverwandten und Nachbarn, Männer und Weiber, begleiten ihn biß dahin. Vor dem Braut-Hause werden sie von ihren Freunden und Nachbarn mit Bezeugung grosser Freundschafft, und ausserordentlichen Liebkosungen empfangen. Man schlachtet die Ochsen. Die ganze Gesellschafft beschmiert sich den Leib, und bestreuet sich mit Bouchu. Je dicker das Fett und das Pulver auf ihnen liegt, je schöner sind sie nach ihrer Meynung. Sie schonen auch weder eines, noch das andere, bey einer dermassen feyerlichen Handlung. Die Weiber schminken sich nach ihrer Manier, damit sie desto schöner sehen, und das Fest desto mehr beehren wollen.

II. Wenn die ganze Gesellschafft auf erwehnte Weise geschmücket ist, so schreitet man zur Hochzeits-Ceremonie. Zu diesem Ende hocken die Männer in einem Crayssе nieder, der Bräutigam ist in der Mitte, in gleicher Positur. So dann tritt der Pfaff, den man allemahl aus der Braut Dorfe nimmt, in den Crayß, nahet sich zu dem Bräutigam, und besprenget ihn mit seinem Urin, welchen dieser mit gewaltiger Begierde empfänget, und mit dem Fetten und Buchu, das ihm am Leibe sitzt, wohl vermenget. Ja damit diese Feuchtigkeit desto besser eindringen möge, ritzen sie die Haut mit den Nägeln auf, als welche sie niemahlen abschneiden. Endlich gehet der

Pfaffe in den Creyß der Weiber, und verrichtet eben diese Besprengung bey der Braut, die solche ebener massen zur grossen Ehre annimmt. Er gehet zu dreyenmahlen hin und her, und wiederhohlet eben diese Ceremonie, so lange biß das Ceremonien-Wasser ein Ende nimmt. Währender Besprengung, giebt er einem jedwedem Wechselsweise folgenden Seegen: Ihr sollet lang und glücklich beysammen leben; Ihr sollet einen Sohn haben, ehe das Jahr zu Ende! dieser müsse euer Trost in eurem Alter seyn! Er werde ein tapferer Mann und grosser Jäger!

III. Wenn die Ceremonie vorbey, so denkt man bloß an die Lustbarkeit. Man richtet die Ochsen zu, die man in viele grosse Stücken zerschnitten hat. Ein Theil wird gebraten, das andere gesotten. Sind die Speisen fertig, so setzen sich Männer und Weiber auf die Erde, die Männer in einen Krayß, und die Weiber in einen andern. Nur der Neu-Vermählte allein hat die Erlaubniß sich bey den Weibern niederzulassen; Man überhebt ihn bey dieser Gelegenheit des Gebrauches, welcher jedwedem Manne ohne Ausnahme verbietet, in Gesellschafft der Weiber zu essen. Gleichwohl rühret er ihre Speisen nicht an, sondern isset eine gewisse Portion, die man für ihn allein zubereitet hat.

Man trägt die Speisen auf in Töpfen, so von Fett ganz glänzen. Wer ein Messer von den Europäern gekaufft hat, und bey sich trägt, bedienet sich dessen zum schneiden. Die andern fressen mit den Fingern. Alle zusammen aber mit einer ungemeinen Gierigkeit. Den untern Theil ihres Krosses gebrauchen sie statt der Teller, und statt der Löffel Perlen- und andere Meer-Muscheln, doch ohne einigen Stiel.

Hat man zur Genüge gegessen, so trägt man das übrige ab, und bewahret es auf einen zweyten Schmauß, den die Gesellschafft begehen soll, welche unterdessen, da man die Töpfe und überbleibsel abträgt, Dacha oder Taback rauchet. Der Creyß der Männer hat eine Pfeiffe, und der Creyß der Weiber hat auch eine. Die Person, so die Pfeiffe in ihrem Creyse eingefüllet hat, steckt sie an, thut zwey oder drey Züge, giebt sie hernach ihrem Nachbarn, und so immer weiter, biß sie geleeret worden. Sodann stopft man sie von neuem, und lässet sie abermahl von einer Hand zur andern gehen, wie die vorige, so lange, biß sie der Taback ganz toll macht. Während solcher Zeit plaudert man in beeden Creysen gewaltig: und das Lermen wird immer grösser, je mehr ihnen der Taback in die Köpfe steiget. Bey einigen würcket diese Betäubung lauter Gespräche und Historien, andere reden mit sich allein. Also bringen sie den gröseften Theil der Nacht zu, in lauter Getöse und Geschwätze, welches oft ganz närrisch, seinem Inhalte nach, beschaffen ist. Gegen den Morgen kommt der Bräutigam

seiner

seiner Braut zum erstenmahl in die Arme, und die Gesellschafft gehet auseinander und legt sich schlaffen.

Haben sie der behörigen Ruhe genossen, so versammeln sie sich von neuem, Männer und Weiber, und formiren besondere Creyse. Man trägt ihnen die von gestern übrig gebliebene Speisen auf, die sie gar begierig verschlingen. Das übrige wird zu einem dritten Gastmahl aufgehoben; und sodann rauchen sie, wie des vorigen Tages, Dacha oder Taback, und bringen die Zeit mit unordentlichem und lermenden Plaudern zu, gleichwie vorhero, biß gegen Anbruch des Tages, da jedweder nach Hause gehet. Dieses Leben treiben sie so lange, biß von denen auf die Gasterey geschlachteten Ochsen nichts mehr übrig ist, und unterdessen warten sie keines Geschäfftes, verschaffen sich auch sonst keine Lustbarkeit.

IV. Wiewohl die Hottentotten ausserordentliche Liebhaber von Music und Tanzen sind; so leiden sie doch bey ihren Hochzeiten keines von beyden. Ihre ganze Lustbarkeit laufft auf Essen, Wasser mit Milch vermischet, trinken, rauchen, und gewaltig plaudern hinaus. Ich habe oft nach der Ursache gefragt, warum sie bey Hochzeiten nicht auch am Tanzen und an der Music sich ergözten; aber niemahlen eine andere Antwort erhalten, als der Hottentotten Gewohnheit seye, von allen Zeiten her, also gewesen.

V. Das Heyrath-Gut der Kinder, welche bey Lebzeiten der Vätter heyrathen, ist nicht gar ansehnlich. Der älteste Sohn erbt alle Güter, wenn er aber bey des Vatters Lebzeiten heyrathet, bekommt er zu seinem Haushalten nicht viel mehr, als was seine Schwestern und jüngere Brüder bekommen, das ist, er bekommt ein gar weniges. Dem sey, wie ihm wolle, es liegt am Willen des Vatters, was er ihm von seinem Vermögen mitzutheilen beliebet; doch erstreckt es sich selten weiter, als auf ein paar Schaafe und eben so viel Ochsen ohne den Hochzeit-Schmauß. Mit diesen Reichthümern mag er sich helfen, so gut er kan. Ist der Vatter tod, so stehen die jüngern unverheyratheten Brüder gänzlich unter des ältesten guten Willen, der ihnen selten mehr abgiebt, als er selbsten von seinem Vatter empfangen hatte. Ja wenn er will, giebt er ihnen mehr nicht, als ihren täglichen Unterhalt, wenn sie auch Zeit Lebens in seinen Diensten blieben.

Ordentlicher weise, bekommen die Töchter kein Heyrath-Gut. Kriegen sie ja etwas, so ist es zum allerhöchsten ein Ochse, oder ein paar Schaafe. Und auch diese Thiere fallen, bey ihrem Absterben ohne Kinder, der Freundschafft wieder heim. Die Hottentotten suchen nicht durch Heyrathen ihr Glück zu machen, oder mit mächtigen Familien sich zu verbinden. Man siehet nur auf den Verstand, die Schönheit, und überhaupt, auf die Annehmlichkeiten der Person. Es geschiehet also gar oft, daß eines armen

Mannes Tochter, den Dorfs-Hauptmann heyrathet, oder gar den Obersten der Nation.

VI. Die Hottentotten erlauben die Viel-Weiberey. Ein Mann kan so viele Weiber nehmen, als ihme beliebet. Böving sagt: * Nur die Reichen alleine nehmen mehr, als ein Weib. Er irret sich: Ich habe oft Arme gesehen, die mehrere hatten. Unterdessen, wie der P. Tachard gar wohl sagt, ** findet man keinen, auch unter den aller Reichesten nicht, der mehr als drey nähme, wiewohl ihme frey stünde mehr zu nehmen.

VII. Wenn eine Wittwe sich wieder verheyrathet, und so ofte solches geschiehet, muß sie sich das erste Glied von einem Finger abschneiden lassen, wobey man vom kleinen Finger der lincken Hand anfänget. Die Aerzte, welche zugleich auch Barbierer sind, verrichten dieses Abschneiden mit solcher Geschicklichkeit, daß niemahlen ein Unglück vorgehet. Ich weiß nicht, ob unsere Europäerinnen ihre Heyrath so theuer kauffen wolten, die Hottentottinnen aber, machen sich nichts daraus, und ist nichts neues, daß sie zwey, drey, ja vier Männer nacheinander haben. Eine Wittwe die sich wieder vermählet, muß auf Unkosten der Erben vom ersten Mann einen Schmauß anstellen. So bald sie ihren Finger verstümmelt, ist sie in den Augen eines Hottentotten wie eine neue Frau anzusehen.

Eine dergleichen ausserordentliche Gewohnheit, war der Mühe wohl wehrt, daß sich die Reisenden bemüheten ihren Ursprung auszuforschen. Das haben sie auch gethan, allein ihre angegebene Ursachen stimmen im geringsten nicht überein: Böving sagt: *** „Viele Hottentotten verstümmeln sich „die Finger, bey allerhand Gelegenheiten. Wenn eine Mutter das erstge„bohrne Kind verliehret, so schneidet sie ein Glied vom Finger des nachfol„genden Kindes hinweg, in der aberglaubischen Meynung, es würde dieses „Kind desto leichter bey Leben bleiben und aufwachsen.„ Kan man eine seltsamere Einbildung sehen, bey einem sonsten gar genauen Autore?

Während beeden ersten Jahren meines Aufenthaltes auf dem Vorgebürge, wurde ich auch betrogen, was die Ursachen dieser Gewohnheit betrift, aber auf eine andere Weise. Die nahe wohnenden Hottentotten brachten mir die falsche Meynung bey, es diente dieses Abnehmen der Gelenke zu einem Beweise von dem guten Geschlechte ihrer Frauen, also, daß, je vornehmer die Familie wäre, daraus sie herstammen, jemehr Glieder müsten von den Fingern abgenommen werden. Also sahe ich diese Gewohnheit für die Wap-

* Beschreibung der Hottentotten, p. 4.
** Siamische Reise, L. II. p. 80. 81.
*** Beschreibung der Hottentotten, p. 4.

Wappen-Kunst der Hottentotten an, und die gestümpften Finger für die Ahnen-Schilde, wormit man den Adel der Geschlechter beweiset. Ja ich fande in dieser Einbildung die Ursache, warum so viele Hottentottische Frauen so arm wären. Ich glaubte, daß die Ehre, so diese verstümpelte Frauen ihren Männern zubrächten, statt des Heyralh-Gutes dienete. Allein auf einer Reise, die ich ins Land hinein machte, erfuhr ich es anderst. Ich traff da Hottentotten, die ihre Sitten durch den Umgang mit den Ausländern nicht verdorben hatten, und mir die wahre Ursache dieser Verstümmelung offenbahrten, so, wie ich sie erzehlet habe.

Nach dieser Erläuterung hab ich die Finger vieler Hottentotten betrachtet, und keine gestümmelt befunden, als nur bey Frauen, die sich wieder verheyrathet hatten, bey Männern fande ich dergleichen niemahlen, welche Anmerkung allein hinlänglich ist die Einbildung Bövings zu widerlegen. Der P. Tachard ist der einige mir bewuste Autor, welcher biß daher die Wahrheit dieser Sache entdeckt hatte.

VIII. Die Heyrathen zwischen Geschwister-Kind, und Geschwister-Kinds-Kindern, sind bey den Hottentotten verbotten. Sie haben ein Herkommen, daß Mann und Weib die, so in diesem Grad der Verwandtschaft heyrathen oder huren, zum tod-prügeln verurtheilet; und sagen sie, dieses Gesetze sey zu allen Zeiten bey ihnen gebräuchlich gewesen. Das gewisseste ist, daß, wenn einer selbiges übertritt, er ohne Barmherzigkeit gestrafft wird, er mag so vornehm unter ihnen seyn, als er will.

IX. Sie straffen auch den Ehebruch mit dem Tode. Dieses hat der P. Tachard bereits wahrgenommen. * „Der Ehebruch, sagt er, und der Dieb„stahl sind bey ihnen des Todes wehrt, werden auch allezeit damit bestraffet.

Dieses haben sie mit den alten Troglodyten gemein, gleichwie viele andere Sachen, welche viel zu stark in die Augen fallen, als daß man ihre Abkunft von ihnen könnte in Zweifel ziehen. Unterdessen kommen sie doch in dieser Bestraffung des Ehebruchs nicht gänzlich überein. Denn wie uns Alexander Vellutellus lehret lib. 1. c. 24. den Zwinger anführet, ** so erlaubten die Troglodyten, die erste Hochzeit-Nacht bey demjenigen oder bey denen von ihren Anverwandten zu schlaffen, bey welchen sie wollten; wurden sie aber hernachgehends im Ehebruch ergriffen, straffte man sie mit dem Tode. Allein dergleichen Fehler gehet wunderselten vor.

* Reise nach Siam Lib. II. p. 80.

** Zwinger Theatr. vit. hum. p. 4370. Apud Troglodytas, fœminas desponsatas primis noctibus cognati affinesque producunt, illasque promiscuis adulteriis patere sinunt; postea perpetuæ pudicitiæ adscriptæ severissimis pœnis, vel minima consectatione, si deliquissent, coërcebantur.

X. Wenn es sich zutrüge, daß die Eheleute nicht miteinander sollten accordiren können, so gilt ihnen beeden gleich, sich voneinander zu trennen, wenn sie wollen: der Mann kan die Frau verstossen, oder auch die Frau von ihm hinweg, und herum lauffen, wo sie will; nur daß sie sich nicht anderwärts mag verheyrathen, weil sonst Mord und Todschlag daraus entstehet. Dem Mann hingegen bleibt unverwehrt, sich eine andere Frau beyzulegen, wenn er nur die vorhin beschriebene Umstände in Acht nimmt, die er wiederhohlen muß, so oft er eine andere Frau nimmt.

Doch dürfen sie sich nicht trennen, wenn sie Kinder von einander gehabt haben, die noch am Leben sind. Denn der älteste Sohn ist allezeit Erbe von des Vatters ganzen Vermögen. Uber dieses liefe es wider des Vatters Ansehen, sich mit der Kinder, besonders der Töchter, Zucht zu bemühen. Er muß also seine Frau behalten, jedoch kan er ja eine andere darneben nehmen.

XI. Ehe wir dieses Capitel endigen, wollen wir zwey Fehler bemerken, die Vogel begangen, was die Heyrathen der Hottentotten betrift. Er sagt, „ *den Hochzeit-Tag hienge die Braut ihrem Bräutigam einen Ochsen- oder „ Schaafs-Darm um den Hals, den er so lange tragen müsse, biß er Stückweise abfiele.„ Ich habe gar oft die Hochzeit-Gebräuche dieser Völker angesehen, aber niemalen dergleichen etwas beobachtet, ja auch nicht gehöret, noch in einem andern Autore gelesen, daß dieser Gebrauch bey ihnen üblich sey.

Ferner sagte er: „Die Braut schnitte sich am Hochzeit-Tage ein Fin„ger Glied ab, und überreichte es dem Bräutigam, als ein Zeichen der Treu.„ Dieses geschiehet niemahlen, als bey Wittwen: gleichwie ich berits erwehnet habe.

Wenn man an die Beschuldigung gedenket, die der Verfasser von den Memoires du Chevalier de Forbin gegen die Schamhafftigkeit der Hottentotten vorbringt, so kan man leicht urtheilen, daß sie ungegründet sey. Sie wissen nichts von einem ausschweiffenden Umgang, viel weniger von Blut-Schande. Unterdessen beschuldiget sie doch der Verfasser dieses Fabel-Buches dergleichen Verbrechens.

Funf-

* Ost-Indische Reise-Beschr. p. 74.

Funfzehendes Capitel.

Vom Hauswesen der Hottentotten.

I. Verrichtungen des Mannes. II. Verrichtungen der Frauen. III. Wie sie mit einander leben. IV. Wie sie ihre Streitigkeiten zwischen sich endigen.

I.

Ein Hottentott besitzet niemahlen eine Hütte, wenn er nicht verheyrathet ist; Er bauet auch keine auf, ehe das Hochzeit-Fest gänzlich geendiget worden. Von dem Trauungs-Tage an, biß die Hütte fertig da stehet, das ist, ohngefehr acht Tage wohnet er mit seiner Frau bey einem guten Freunde. Die Frau hilft die Materialien zum Haus-Bau herbey schaffen. Sie sorget auch für die Bedeckung des Hauses. Alle Materialien, und alles, was zum Hause gehöret, müssen neu seyn. Böving betrüget sich, wenn er sagt, es müsse die Frau ganz alleine den Hütten-Bau besorgen.

Ist dieser vorbey, so wohnet das neue Paar darinnen. Von dieser Zeit an, bekümmert sich der Mann weder um das Haus, noch um das Haus-Wesen im geringsten mehr: Er überlässet diese Sorge seiner Frau, welche Vorrath anschaffet, so gut sie kan, auch selbigen zubereitet. Der Mann thut nichts, als trinken, essen, rauchen, ausruhen und schlaffen; ohne für die Nothwendigkeiten des Haus-Wesens mehr zu sorgen, als wenn er gar keine hätte. Gehet er auf die Fischerey, oder auf die Jagd, so geschiehet es mehr zur Lust, als seiner Frau und Kindern einen Gefallen zu erzeigen; wiewohlen er fast niemahlen leer wieder nach Hause kommt. Wenn er das Essen zubereitet, so geschiehet es nur alsdenn, wenn er vermuthet, daß seine Frau, als seine ordentliche Köchin, den gewöhnlichen Zufall haben mag: So dann versiehet er dieses Amt, aus Beysorge sich zu verunreinigen, oder speiset bey einem Nachbarn zu Gaste.

Die einige ernsthaffte Verrichtung, so ihm seine grosse Faulheit erlaubt, ist die Sorge für seine Heerde; gleichwohl beruhet nicht die ganze Mühe auf ihm: die arme Frau muß, ohnerachtet der übrigen Beschwehrlichkeiten, auch diese Arbeit einiger massen mit ihm theilen. Nur allein mit dem Verkauff hat sie nichts zu schaffen; Dieser Vorzug gereichet dem Mann zur Ehre, die er sich nicht würde nehmen lassen.

Vor allem befleißiget er sich auf Erhaltung seiner Heerde, wenn er einen Sohn hat, damit er sie ihme bey gutem Zustande überliefern, und ihn folglich

in

in einem vergnügten Leben wissen möge. Kan er einiges Handwerk, lernet er es dem Sohn gleichfalls.

II. Die Verrichtungen des Weibes sind weit ansehnlicher, wie wir schon gesagt haben. Ihr liegt die Sorge über, allen Vorrath anzuschaffen, auch selbigen zu zubereiten, sowohl für ihren Mann, als für ihre Kinder. Nebst diesem hat sie jedweden Morgen noch allerhand andere Dinge zu besorgen, ausgenommen diejenigen Täge, wenn ihr Mann auf die Jagd oder Fischerey gehet, so nur selten geschicht. Sie muß gewisse Wurzeln hohlen, die ihnen statt des Brodes dienen, und die Kuhe melken, zum Unterhalt der Familie. Diese Wurzeln wachsen häuffig bey den Hottentotten, und erkennet man sie leicht an ihren Blättern. Wann der Saamen vorhero zeitig worden und abgefallen, so gräbet sie solche Wurzeln aus, vermittelst eines an einem Ende zugespitzten Stockes von Eisen- oder Oliven-Holze, wäschet sie in dem nächsten Wasser rein ab, und lässet sie hernach sieden oder braten, und ist es kein übles Essen um diese Wurzeln, sie mögen auf diese oder jene Weise zubereitet seyn. Die Frau muß ferner, nebst gedachten Wurzeln, auch andere Eß-Waaren, als Mandeln, Arums-Wurzeln und Saamen suchen, das Holz zum Kochen und Feuern abhauen, und nach Hause tragen. Mit einem Worte, sie ist in einer beständigen Sclaverey, es sey dann, daß ihr Mann aufs Jagen oder Fischen gehe, und ihr hiedurch einen Ruhe-Tag schaffe.

Hat sie Kinder, so hat sie auch alle Mühe mit ihnen allein. So bald sie gehen können, lauffen sie hinter der Mutter darein, sie mag hingehen, wo sie will, ausgenommen bey starken Regen oder Wind, oder wenn sie ausgehet Holz zu hohlen. In diesem Falle bleiben sie zu Hause bey dem Vatter, der aber nach ihnen im geringsten nicht siehet, sondern in seiner Bequemlichkeit da liegt, und in Gedanken vertiefet ist, unterdessen da seine Frau für ihn arbeitet. Sind die Töchter erwachsen, so gehen sie der Mutter an die Hand, und helfen ihr wurzeln und Holz hohlen. Doch hielte man der Mutter für übel, wenn sie die Tochter allein gehen liesse, selbige mag so erfahren seyn, als sie will: Folglich, wenn sie gleich ein halbes Duzend grosser Töchter um sich her hat, muß sie sich dennoch gewaltige Mühe geben. Ohnerachtet der Sorgfalt und Liebe, welche die Weiber gegen ihre Kinder zeigen, sind sie doch ohne Aufhören ihren Beleidigungen ausgesetzet. Ein so elendes Leben führen die Hottentottischen Frauen. Unterdessen dünket es ihnen doch nicht elend, denn sie beklagen sich keinesweges, sondern lachen darüber, und halten ihren Zustand für ein gewisses Schicksal, dessen Verordnungen allezeit auf das Beste abzielen.

III. Doch bestehet hierinnen noch nicht alles Unglück der Hottentottinen: In den Gedanken einiger Weiber haben sie noch ein empfindlichers auszustehen.

stehen. Sie schlaffen nicht alle Nächte bey ihren Männern; und auch in diesem Falle selbsten, bleibet er nicht die ganze Nacht bey ihnen. Hat eine Frau ihre Beschwerlichkeit, so pfleget keine Manns-Person einige Gemeinschafft mit ihr. Ein Mann, der zu solcher Zeit seinem Weibe nahete, würde als unrein angesehen, und müßte einen fetten Ochsen zu seiner Reinigung opfern: Welches Gesetz eine grosse Gleichheit hat mit dem Mosaischen. * Vor dieser Reinigung geben ihm seine Nachbarn einen Namen, den ich zwar oft aussprechen hören, aber weder schreiben noch erklären kan.

Der Mann speiset sodann nicht einmahl mit seinem Weib. Wann ich nach der Ursach fragte, antworteten sie mir allezeit: Es ist zu allen Zeiten der Gebrauch gewesen, daß die Männer mit den Weibern nichts zu schaffen haben, weder beysammen zu essen, noch einige andere Gemeinschafft mit ihnen zu pflegen. Von dieser Gewohnheit wird niemand befreyet, ausgenommen ein Bräutigam an seinem Hochzeit-Tage. Dieser darf sodann bey den Weiben sitzen, es mag mit ihnen stehen, wie es will. Wann ich mit dieser Antwort, die meiner Frage nicht genug that, nicht zufrieden war, und nach der eigentlichen Ursache dieser Gewohnheit selbsten fragte: so setzten sie blos dieses noch hinzu: Wir halten einen Mann für unrein, der eine Frau oder was ihr gehöret, anrühret, wenn sie sich nicht wohl befindet. Wenn also die Weiber mit uns ässen, so oft wir ein Anders macken miteinander halten, oder bey unsern Nachbarn speisen, so wäre fast unmöglich, daß nicht alle Männer sollten unrein werden. Es geschiehet selten, daß unter einer Gesellschafft von Weibern nicht eine seyn sollte, der es unrichtig gienge. Deßwegen entschlagen wir uns aller Weiber bey dergleichen Gelegenheiten, und, um mehrerer Sicherheit willen, essen wir nicht mit ihnen, leiden sie auch nicht bey unsern Gastereyen.

Wenn ein Hottentott und sein Weib bey einem Europäer dienen, in einem Hause: so theilen sie ihre Speisen, aus Hochachtung vor diese Gewohnheit, und essen jedwedes seinen Theil besonders, und in einiger Entfernung von einander.

Sind sie beysammen, so siehet man nicht, daß sie einander verliebt küssen, noch ansehen. Sie sind Tag und Nacht, bey allen Gelegenheiten, dermassen kaltsinnig und gleichgültig gegen einander, daß man gedenken sollte, sie wären nicht verheyrathet, oder liebten einander nicht. Wenn zwanzig Hottentotten mit ihren Weibern in einer Hütte beysammen wären; so könnte man nicht bemerken, welche einander zugehören, weder an ihren Worten, noch an

* Levitici 12. und 15.

ihrem Vornehmen. Wäre also einer in des andern Frau verliebt, so wüste er es eben so geschickt zu verbergen, als jemahlen einiger Europäer mit seinen Liebes-Heimlichkeiten gethan hat.

Diese Verstellung ist ein sehr nothwendiges Stück ihres Wohlstandes: massen diese Völker eben so verliebt, als eyfersichtig sind. In der That kan auch ihr strenges Gesetze gegen den Ehebruch, und die genaue Beobachtung desselbigen, von nichts anders, als von Liebe und Eyfersucht herrühren.

Zum Beschluß dieses Artickels, will überhaupt noch anführen, daß Männer und Weiber sich um ihre beederseitige Geschäfften und Verrichtungen nicht bekümmern. Nur allein bey Erbauung der Hütten und bey dem Weyden der Heerden helfen sie einander. Das Weib setzt niemahlen einen Fuß in ihres Mannes Zimmer, welches von der übrigen Hütte abgesondert ist; sie geniesset des Vergnügens seiner Gesellschafft wenig. Er befiehlet als Herr, Sie gehorchet als Sclavin, ohne jemahlen zu murren oder zu klagen.

IV. Man wird niemahlen ein paar hottentottische Eheleute in ihrer Hütte zanken hören. Entstehet ein Streit zwischen ihnen, so wird er alsobald unter freyem Himmel geschlichtet. Alle Nachbarn geben den Augenblick Mittels-Personen ab, und der Zank erreichet so gleich seine Endschafft. Die Hottentotten beeyfern sich, einem Haus-Streit geschwind abzuhelfen, eben wie wir zulauffen, das Feuer in unsers Nachbars Hause zu löschen; sie ruhen auch nicht ehender, biß die ganze Zwistigkeit aus dem Grunde gehoben worden.

Sechszehendes Capitel.

Von der Hottentotten Nahrungs-Mittel.

I. Ordentliche Kost der Hottentotten. II. Sie lieben gar sehr eine gewisse Wurzel, Kanna genannt. III. Fressen Läusse. IV. Im Fall der Noth verzehren sie alte Schuhe und lederne Riemen. V. Gebrauchen weder Salz noch Gewürze; essen jedoch gerne Speisen auf Europäische Weise zubereitet. VI. Enthalten sich von gewissen Speisen. VII. Ihr gewöhnlicher Trank. VIII. Lieben starkes Getränke allzusehr. IX. Gleichwie auch Taback und Dacha. X. Lebens-Mittel, die sie auf die Jagd oder Reise mit sich nehmen.

I.

Die ordentiche Kost der Hottentotten bestehet in Obst, Kräutern, Wurzeln und Milch. Sie greifen ihr Vieh nicht an, ausgenommen bey ihren Opfern

Opfern und andern Festen, oder wenn sie sonsten gar nichts mehr zu essen haben, oder ein Stück Vieh vor Alter, oder wegen Krankheit umfället: denn in diesem Falle scheuen sie sich im geringsten nicht, werfen auch weder von dergleichen, noch von geschlachtetem Viehe etwas mehrers weg, als die Galle, Hörner und Klauen, nebst dem Unflath, der im Magen und in den Gedärmen sitzet.

Wenn der Tod oder einiges Fest ihnen kein Fleisch zu essen verschaffet, und sie dennoch ihrer gewöhnlichen Kost überdrüßig worden: so gehen sie auf die Jagd, oder auf die Fischerey, falls ihre Wohnung nahe am Meer lieget, kommen auch selten mit leeren Händen nach Hause.

Eine ihrer köstlichsten Speisen sind die Därme der Ochsen, Schaafe und aller wilden Thiere, davon sie das Fleisch geniessen. Wir haben * bey Gelegenheit die Weise schon erwehnet, wie sie dieses Lecker-Bißlein zurichten.

Was das Fleisch der Thiere betrifft, so essen sie es gesotten oder gebraten, jedoch darf es nicht zu weich gesotten, oder stark gebraten seyn, vielweniger aussen verbrennet, denn dieses ist den Männern verdrießlich, wenn sie auch hundert Jahre alt wären.

Sie sieden das Fleisch, eben wie wir; aber mit dem Braten fangen sie es ganz anderst an. Sie legen einen zimlich grossen Stein auf die Erde, wie etwan ein Heerd bey uns aussiehet. Auf diesem Steine zünden sie ein grosses Feuer an, und unterhalten es so lange, biß der Stein warm genug seyn mag. Hernach schaffen sie das Feuer bey Seite, und fegen mit einer Hand voll Gras, die Asche weg. Auf den also gereinigten Stein, legen sie das Fleisch, und über solches einen andern platten Stein. Hernach schüren sie ein gutes Feuer an, oben, und von allen Seiten, und warten biß es fertig ist, welches bald geschiehet.

Sie kochen alles, es mag seyn was es will, ohne Salz, Pfeffer oder ander Gewürz; thun auch nicht mehr Fett dazu, als das Fleisch selber hat. Sie kochen auch nicht alles durch einander, sondern jedwedes besonders.

Sie essen mit solcher Gierigkeit und Unsauberkeit, daß sie hungerigen wilden Thieren ähnlich scheinen; zumahl wenn sie Fleisch geniessen, dieses essen sie nicht, sondern zerreissen und verschlingen es.

Die Hottentotten ernehren sich meistentheils von Wurzeln, dergleichen man zwar an den meisten Orten ihrer Wohnung häuffig findet. Weil aber viele lieblich anzusehen sind, den Essenden aber grosse Schmerzen, ja wohl Todes-Gefahr verursachen: so erwählen sie fast keine andere, als solche, von welchen die Stachel-Schweine, ingleichen eine Art Affen fressen, die man Pavianen nennet, und welche Wurzeln sie in ihrer Sprache *W˜j* heissen; in-

* Cap. VI. Art. 11.

gleichen das von den Botanicis also betittulte Sisyrinchium, dem die Holländer den Namen Ajuntjes beylegen. Ich habe davon sehr ofte gekostet, und es sehr gut befunden. Diese Wurzeln kochen sie, oder braten sie in heisser Asche.

Sie essen auch eine gewisse Frucht, die man wilde oder Africanische Mandeln nennet. Man lässet sie vorhero zwey biß dreymahl im Wasser kochen, hernach an der Sonne trocknen. Mittelst dieser Zubereitung wird es ein sehr gutes Essen, ohne solche aber verursachet es entsezliches Schneiden im Leib, und lässet im Munde eine unerträgliche Bitterkeit zuruck, die etliche Tage anhält, man mag dagegen gebrauchen, was man will.

Diese Völker haben keine gesezte Stunde zum Essen. Sie haben auch keinen Begriff von Eintheilung der Mahlzeiten in Frühstücke, Mittags- und Abend-Tafel. Sie speisen, wenn sie Lust haben, es mag Tag oder Nacht seyn. Bey heiterm und stillem Wetter essen sie unter freyem Himmel; regnet es, oder der Wind bläset stark, so halten sie sich in ihren Hütten. Ihr Kuchen- und Tafel-Zeug bestehet aus Pfannen, die den unserigen zimlich gleichen, aber nicht so lang sind, und einen tiefen Grund haben: aus drey Töpfen zum höchsten, in deren einem sie die Milch oder das Wasser bewahren, im andern kochen, im dritten die gekochten Wurzeln aufbehalten. Alles dieses machen sie selbst aus Erde, gleichwie auch ihre Messer aus Eisen; die Löffel aus Land-Schild-Kröten-Schaalen, oder aus Perlen-Mutter, oder sie nehmen die nächste beste Muschel. Wohnen sie nicht an der See, so weichen sie ein weggeworfenes Ochsen-Horn in Wasser, und formiren einen Löffel daraus.

II. In den Hottentottischen Landschafften findet man eine Wurzel, Kanna genannt, welche bey ihnen dermassen grosses Ansehen hat, daß sie ihr bey nahe göttliche Ehre erweisen. Ohne Zweifel erhöhet die Seltenheit ihren Wehrt. Doch halte ich sie im Grunde für sehr trefflich. Ihres Orts wissen sie ihr nicht Lob-Sprüche genug beyzulegen, und betrachten sie als das beste Stärkungs-Mittel, das die verlohrnen Kräfften am geschwindesten wieder herstellet. Sie geben fast alles, was sie haben, herzlich gerne her, wenn sie dergleichen erlangen können. Viele würden mit Lust zwanzig Meilen lauffen, ja einen Tag lang die sauerste Arbeit verrichten, nur um etwas weniges zu bekommen. Vermittelst eines kleinen Stückleins von dieser Wurzel kan man mit einem Hottentotten machen, was man will, man gewinnet seine Freundschafft auf immer, und kan versichert leben, daß er alle mögliche Treue und dankbare Dienste leisten werde. Was ich jezo sage, das rede ich aus der Erfahrung. Da ich eines Tages ein Stück Kanna eines Fingers groß unter meine Nachbarn austheilte, gewann ich ihre Freund-

schafft so sehr, daß, seit dieser Zeit, sie um die Wette sich bestrebten, mir zu dienen und Gefälligkeiten zu erzeigen.

Der P. Tachard sagt: * „die Namaquas hätten einigen vornehmen „Holländern die an. 1682. daselbst gewesen, von diesem Kraut oder vielmehr „von dieser Wurzel gegeben, zur Wiedervergeltung einiger von ihnen erhalte„ner Geschenke. Er meynet, es wäre dieses Gewächse einerley mit dem Chine„sischen Ginseng: denn, spricht er, ein geschickter Medicus, Herr Claudius, „den die Holländer auf dem Vorgebürge unterhalten, damit er ihnen hälfe neue „Entdeckungen von Ländern zu machen, und an einer natürlichen Geschichte von „Africa zu arbeiten, und welcher die Ginseng in China gesehen hat, ver„sichert, daß er zwey Pflanzen auf dem Vorgebürge gefunden habe, lies „uns auch eine nach dem Leben gemachte Abbildung sehen, die mir Herr „Thevenot vor kurzer Zeit gewiesen.

Ich kan nicht urtheilen, ob diese Gelehrte Recht haben, weil mir die Chinesische Ginseng niemahlen zu Gesichte gekommen. Erasmus Francisci hält es mit dem Jesuiten. Dieser Autor giebt, in seinem Ost-Indischen Lust-Garten, eine ausführliche Beschreibung der Tugenden von der Chinesischen Ginseng, und Hottentottischen Kanna; welche Tugenden die Kanna ganz gewiß meistentheils im höchsten Grade besizt. Der geneigte Leser wird nicht übel deuten, wenn ich hieher setze, was dieser geschickte Mann von der Ginseng schreibet.

In der Provinz Pecking, sagt er, findet man die Wurzel, welche die Chineser Ginseng nennen, und von diesen Völkern wegen ihrer trefflichen Eigenschafften gar hoch geschätzet wird. Der Name ist zusammengesetzet von Gin, so einen Menschen bedeutet, weil die Wurzel in der That einem Menschen mit krummen und ausgespannten Beinen gar ähnlich siehet. „Ihre „Gestalt hat etwas besonders. Man findet sie auch in Japan, da sie Nisi „heisset. Sie kommt etwas überein mit der Europäischen kleinen Mandra„gora oder Allraun; so sind auch beede Wurzeln einander in ihren Tugen„den dermassen gleichförmig, daß man die Ginseng allerdings für eine Gat„tung der Allraun-Wurzel halten muß. Wenn sie getrocknet, bekommt sie „eine gelbe Farbe mit kleinen schwarzen Strichen durchschnitten. Ihr Ge„schmack ist von Süßigkeit und einer leidlichen Bitterkeit vermischet. Ein „Stück eines Quintleins schwer ermuntert die Lebens-Geister, und stär„ket gewaltig; dieses ist die ordentliche Dosis, wenn sie zu diesem Ende ge„brauchet wird. Sie stärket die Nerven, erwärmet auch die Naturen, so „an natürlicher Hitze Mangel leiden; sodann aber muß man mehrers neh-

 „men.

* Reise nach Siam, Lib. II. p. 86.

„men. Sie ist den Gall- und Blutreichen schädlich; weil sie ihr Geblüte und „ihre Lebens-Geister noch in grössere Bewegung setzet, da sie doch schon ge„nugsam für sich selbsten würken, und keiner Hülfe bedarfen. Sie ist köst„lich für abgemattete Leiber, zu Ersetzung verlohrner Kräfften, und für alle „Krankheiten, die aus einer Schwachheit herrühren. Mit einem Worte, „sie ist eine allgemeine Panacee, und dienet allen Leuten, ausgenommen den „Gall- und Blutreichen. Deswegen ist sie auch in China gar sehr gesucht, „und kostet ein Pfund davon wenigstens drey Pfund Silber.

Ich habe oft die Würkungen der Kanna an den Hottentotten gesehen. Sie käuen selbige, und behalten sie zimlich lange im Mund: weil sie nun gewöhnlich allzuviel auf einmahl nehmen, so fallen sie in eine Trunkenheit, und werden im Kopfe verrucket. Ehe sie noch lange gekäuet haben, siehet man deutlich, wie sich ihre Lebens-Geister ermuntern, ihre Augen funkeln, ihr Gesicht lächlend und annehmlich wird. In ihrem Gemüthe entstehen tausend angenehme Vorstellungen, die eine süsse Frölichkeit in ihnen erwecken, und sie geschickt machen, sich mit allerhand Scherz zu belustigen. Gebrauchen sie aber allzuviel, so verliehren sie am Ende alle Sinnen, und fallen in gräßliches Fantasiren.

III. Was ich zu Anfang dieses Capitels erwehnet, und sonsten öffters angemerket habe, giebt die eckelhaffte Unreinlichkeit dieser Völker genugsam zu erkennen, und wie wenig Zärtlichkeit sie in Erwehlung ihrer Lebens-Mittel besitzen; doch hier folget ein neues Exempel, bey dessen Erzehlung einem schon möchte übel werden. * Unterdessen muß man es doch sagen: Männer und Weiber fressen Läuse. Ihre unaussprechliche Unsauberkeit, benebst der Hitze des Landes, überschüttet sie mit einer solchen Menge dieses Ungeziefers, daß man es Schwadron-weise auf ihrem Leibe lauffen siehet, ingleichen auf ihrem Pelz-Mantel. Auf dem Kopfe haben sie nichts; Ihre Haare sind mit Fett und Schmier so bedeckt und verwahret, daß diese Thiere nicht eindringen können. Wenn sie ihre Mäntel schütteln, oder an einen Ast ihrer Hütte hängen, und ausklopfen, so fället dieses Ungeziefer bey tausenden heraus, und bedecket die Erde. Unterdessen hängen noch so viele am Pelz wegen des Fettes, daß eine genugsame Menge übrig bleibt, die sie fleissig aufsuchen, nnd mit den Fingern abnehmen. Die Orte, wo sie sitzen, sind allezeit damit angefüllet; um ihre Dörfer herum, wimmelt alles davon. Wenn sie sich davon reinigen, so suchen sie die fetten und wohlgemästen heraus, und schlucken sie in einem Bissen mit Lust hinab. Fragt man sie, ob sie

* Das Frauenzimmer, welchem dergleichen eckelhaffte Beschreibungen allzuempfindlich fallen, muß diesen Artickel übergehen.

sie sich nicht schämen, ein so abscheuliches Ungeziefer zu fressen: so antworten sie, es geschähe aus Rache. „Sie saugen unser Blut in sich, sprechen sie: „warum solten wir ihnen nicht ein gleiches vergelten? Sie berauben uns un„seres Blutes, folglich bedienen wir uns bloß der Repressalien.

Man muß nicht gedenken, als ob sie dergleichen Lecker-Bissen nur selten genössen: Man reiset niemahlen durch ein Dorf bey schönem Wetter, daß man nicht viele Einwohner von beederley Geschlechte in der Reihe da sitzen, und Läuse suchen sähe. Ehe sie aber diese Jagd zu ihrem Gebrauche vornehmen, schütteln und beklopfen sie allemahl das Fell, das ihnen zum Mantel dienet.

IV. Noch ein ander Gerüchte haben sie, das eben so ausserordentlich scheinet. Wenn sie der Hunger quälet, so fressen sie alte Schuhe, deren sie können habhafft werden.

Die Europäer tragen auf dem Vorgebürge eine Art von Schuhen, die sie Reise-Schuhe nennen. Sie sind von unbearbeiteten Ochsen- oder Hirsch-Leder gemachtet, die Haare auswärts gekehret. Es ist eine Art von Halb-Stiefeln, an beeden Seiten aufgeschnitten vom Knöchel biß an des Fusses Ende. Auf jedweder Seite sind Löcher, wodurch man einen Nestel ziehet, und sie zuschnüret. Ehe man sie aber anlegt, umwickelt man den Knöchel und Fuß mit Leinwand, um gegen die Härtigkeit des Leders sich zu verwahren. Die Europäer gebrauchen sie oft auf Reisen, und wenn sie auf dem Lande sind. Weil diese Schuhe in wohlfeilem Preisse stehen, massen eine Ochsen-Haut nur etwa einen Thaler, und eine Hirschen-Haut halb so viel kostet: so hat fast jedweder Europäer ein halb Dutzend Paare. Wenn die Haare abfallen, oder die Sohle durchgetretten, schmeisset man sie auf die Gasse. Die armen Hottentotten heben sie auf, und bewahren sie sorgfältig, zu Stillung ihres Hungers im Fall der Noth, worein sie wegen ihrer grossen Faulheit gar oft gerathen. Obschon allerley Obst und eßbare Wurzeln im Uberfluße auf dem Felde anzutreffen, damit sie ihren Hunger stillen könten; so ist es doch der Gebrauch, worinn die Faulheit ihre Weiber bestärket, daß sie nie mehr einsammeln, als ihnen für selbigen Tag nöthig fallet. Wenn also das üble Wetter, ein ausserordentlicher Sturm oder Regen, zu lange anhält, und sie nicht ausgehen, noch ihre Bedürfnisse einsammeln können, so befinden sie sich nebst den Ihrigen in grossem Mangel, und alsdenn fressen sie die alten Schuhe, wenn sie anderst zu ihrem Glück welche haben.

Um sie zuzubereiten, brennen sie die Haare weg, lassen sie eine Zeitlang in Wasser weichen; legen sie auf Kohlen, und lassen sie so lange darauf, biß sie Runzeln bekommen, und aufspringen; wornach sie selbige fressen.

Sie

Sie genieſen auch Riemen von Kalb- oder Schaaf-Leder, damit die Weiber ihre Füſſe einwinden.* Welche Speiſe eben ſo abſcheulich als die gebratenen Schuh-Lappen.

V. Die Hottentotten gebrauchen kein Salz, und eſſen nie welches, zu Abwürzung ihrer Speiſen nehmen ſie nie einiges Gewürz, welches langſame Gifft ſo ſehr zu Verderbung unſerer Geſundheit, und Verkürzung unſerer Lebens-Tage hilft. Unterdeſſen finden ſie unſere geſalzene und gewürzte Speiſen für gut; ſind gar begierig darnach, und werfen allemahl ein lüſternes Auge darauf. Allein dieſe Speiſen ſind ihnen ſchädlich. Sie bekommen Magen-Wehe, auch oft das Fieber, wenn ſie davon eſſen. Und überhaupt, alle Hottentotten, die den Europäern auf dem Vorgebürge dienen, und wie die Europäer eſſen müſſen, werden bald ſchwach, ſind verſchiedenen Krankheiten mit der Zeit unterworfen, und ſterben viel jünger, als die übrigen, ſo bey ihren groben Speiſen bleiben, woran ſie von Jugend auf gewöhnet ſind.

VI. Die Hottentotten haben Geſetze oder Traditiones, die ihnen den Gebrauch gewiſſer Speiſen unterſagen, die ſie auch mit groſſer Sorgfalt vermeiden. Schweinen-Fleiſch, ingleichen Fiſche ohne Schuppen, ſind ihnen ſehr genau verbotten, und dieſes Verbot beobachten ſie gar heilig. Ich habe bey Gelegenheit dieſe Gleichheit mit den Juden bereits angemerket. Hiernächſt ſind einige Speiſen den Männern nicht erlaubt, andere den Weibern. Die erſtere dürfen ganz allein Maulwürfe, und pures Blut von Thieren genieſen. Hingegen haben die Weiber allein das Vorrecht, Haaſen, Caninchen und Schaafs-Milch zu eſſen: denn was Kuh-Milch betrifft, die iſt einem Geſchlechte zugelaſſen, wie dem andern. Will man dieſe Gebräuche gegen das dritte Buch Moſis halten: ſo wird man deſto leichter ermeſſen, daß die Hottentotten von den Troglodyten abſtammen, die wir als ihre Vor-Eltern angegeben haben.

VII. Ich habe bereits erwehnet, daß der Hottentotten ordentliches Getränke im Waſſer mit Milch vermiſchet beſtehe. Weil ſie kein beſſers haben: ſo gebrauchen ſie es bey ihren Feſt-Tägen und Gaſtereyen, begnügen ſich auch damit, weil ſie nicht im Stande ſind groſſen Vorrath von Wein oder Brandtwein anzuſchaffen. Haben ſie Milch genug, ſo trinken ſie ſelbige öfters ohngemiſchet; haben ſie nur wenig, ſo müſſen ſie ſchlecht Waſſer trinken.

VIII. Ohn-

---

* Siehe oben im 8. cap. art. 2. Übrigens hat man zuweilen bey Belagerungen geſehen, daß die Belagerten altes Leder freſſen müſſen, zum Exempel in Barcellona, als Carolus Magnus die Stadt im 8ten Jahrhundert belagerte. Revolut. d'Eſpagne par le P. D'Orleans, liv. I.

VIII. Ohnerachtet sie Wein, Brandtwein und Arack gewaltig lieben so bekümmern sie sich doch um die Beschaffenheit des Weines gar wenig, er mag trüb und unrein seyn, wie schlammigt Wasser, oder sauer, wie Essig sie kauffen und verschlingen ihn mit Lust und Begierde. Will man ihnen glauben, so ziehen sie den trüben vor, und halten ihn für gesunder. „Denn, „sagen sie, wenn wir dergleichen Wein trinken, und eine Pfeiffe Taback „hernach rauchen, so öffnet er uns den Leib, welches zur Gesundheit sehr „dienlich. Der Most schmeckt uns vortrefflich, und ist noch dazu ein herr„liches Arzney-Mittel.„ Jedoch ohnerachtet ihres Redens, beweget sie eigentlich der Preiß zum Kauf; und befinden sie allezeit den wohlfeilesten Wein für den besten. Sie würden wohl Gespühligt oder Hefen statt Weines kauffen, wenn es nur im geringsten nach Trauben schmeckte. Brandtwein lieben sie im Übermasse, weil er ihnen den Kopf geschwind erhitzet, und sie lustig machet. Der meiste, den sie kauffen, wird auf dem Vorgebürge selbsten bereitet, aus denen in selbiger Gegend wachsenden Trauben. Sie trinken wenig Frucht-Brandtwein, wiewohl er wohlfeiler ist, als der andere. Allein sie befürchten, gleich andern Völkern, er möchte nicht so gesund seyn. Sie empfangen ein Glas von diesem Saffte mit unvergleichlicher Wollust, und werden für ein dergleichen angenehmes Geschenke wohl hundert tausendmahl des Gebers gehorsame Diener seyn.

Ebenfalls lieben sie den Arack über die Masse sehr, den man auf dem Vorgebürge häuffig findet. Da er nun ohne Vergleichung wohlfeiler ist, als Wein-Brandtwein, so sauffen sie sich oft darinnen voll; Ja was mehr, sie rühmen sich, gleich unsern Europäischen Trunkenbolden, mit dergleichen Unordnungen, als einer sehr rühmlichen That. Man begegnet oft einem Hottentotten, der seinen vor Trunkenheit halb-toden Cameraden auf dem Rucken wegschleppet.

Eines Tages fassete eine grosse Zahl Hottentotten aus der umliegenden Gegend des Vorgebürges einen Eckel gegen dieses Getränke, und beschlossen ihr Lebtage dergleichen nicht mehr zu geniessen. Die Ursache war folgende. Ein Gouverneur von Ceylan starb auf der Ruck-Reise nach Europa, worauf man seinen Leichnam in Arack legte, um ihn gegen die Faulniß zu bewahren. Als das Schiff bey dem Vorgebürge Anker warf, brachte man den Cörper ans Land, legte ihn in einen neuen Sarg, und in frischen Arack. Da man nun den alten wegschütten wolte, der den Leichnam bißhero erhalten hatte, versammelte sich eine grosse Menge Hottentotten vor dem Hause, welche der Geruch dieses angenehmen Getränkes herbey lockte, in der Hofnung etwas davon zu erwischen. Währendem weggiessen, fiengen es einige mit ihren Fellen auf, andere mit den hohlen Händen; Mit einem Wor-

te, sie wandten ihre Behändigkeit so wohl an, daß wenig Arack verlohren gieng, und viele von ihnen Räusche bekommen. Ihre Gierigkeit hinderte sie, auf dessen angenommenen Geschmack Achtung zu geben. Allein bald darauf erweckte dieser Arack ein heftiges Erbrechen bey ihnen, und ließ in ihrem Munde einen so abscheulichen Geschmack, dawider nichts half. Welches, benebst der Zerrüttung in ihrem Leibe und Gehirne, sie auf den Glauben brachte, ob wären sie beheret, und Anlaß zu unzehligen seltsamen Possen gab, die sie vornahmen. In langer Zeit unterstunden sie sich nicht mehr Arack zu trinken, ja sie kunten ihn ohne Abscheu nicht nennen hören. Endlich aber, nachdem sie erfahren, auf welche weise er die schädlichen Eigenschafften erlanget, die ihnen so beschwehrlich gefallen, verlohr sich ihre eingebildete Meynung, und behielte ihr Glaube, von dieses Getränkes Trefflichkeit, die Oberhand in ihrem Gemüthe. Diese Begebenheit ist währenden meines Aufenthalts auf dem Vorgebürge geschehen.

IX. Die Hottentotten, sowohl Männer als Weiber, sind gleich begierig auf den Taback und Dacha. Haben sie nichts von dem erstern Kraute, so geben sie alles dafür, was sie haben, ja sie verrichten die schwereste Arbeit. Sie spahren ihn allezeit mit grosser Sorgfalt, daß nichts umkomme, noch verlohren gehe. Ein Hottentott würde lieber einen Zahn, als ein Stück Taback, verliehren. Sie sagen es sey nichts so köstlich von allem, was sie essen oder trinken. Der Taback stärket und ermuntert sie, ihrem Sagen nach, unbeschreiblich. Wer keinen hat, noch sich kauffen kan, wird um ein Loth den ganzen Tag die härteste Arbeit verrichten; hat er ihn nun erworben, so nimmt er ihn mit Entzückung zu sich, betrachtet ihn mit Augen, worinn das Vergnügen abgebildet ist; er lachet, und tanzet, als wenn er toll wäre.

Niemahlen tritt ein Hottentott bey einem Europäer in Diensten, wenn er sich nicht ein gewisses an Taback zu seiner Besoldung ausdinget. Man muß ihm täglich seinen bescheidenen Theil auswerfen, sonst sucht man ihn vergeblich zu bereden. Unterlässet man einen Tag, ihm sein gehöriges zu geben, so ist nicht mit ihm auszukommen; ja wenn ihm nicht Recht widerfähret, so wird er des andern Tages seinen ruckständigen Lohn fordern, und nimmer länger bey einem Herrn dienen, der so hart ist, und ihm seinen lieben Taback versaget.

Die Hottentotten verstehen sich trefflich wohl auf den Taback, wie die Holländer glauben, und meines Erachtens haben diese Recht. Denn wenn die Hottentotten eine Pfeiffe rauchen, so entdecken sie alle seine gute und schlimme Eigenschafften, und zeigen sie mit einer Gewißheit an, welche durch die Erfahrung bestättiget wird. Die Europäer bauen auch soviel auf ihr Urtheil,

theil, daß sie gar selten eine Rolle Taback kauffen, ehe ein Hottentott davon gekostet hat. Ich selber habe mich ihrer Geschicklichkeit zum öfftern bedienet. So oft ich kauffen wolte, rief ich dem ersten besten Hottentotten, er mochte bekannt oder unbekannt seyn, gab ihm den Taback zu versuchen, den mir der Kaufmann darbote, und verlangte seine Meynung zu wissen. Dieses gefiel ihm wohl, und er verrichtete sein Amt mit dem besten Verstande.

Der Dacha ist ein ander Kraut, das sie höchstens lieben. Sie sagen: er vertreibt den Kummer und die Unruhe, eben wie Wein und Brandtwein; erwecket auch zugleich die süssesten Gedanken.„ Mir ist dieses Vergnügen unbekannt, weil ich es nie gekostet. Am gewissesten weiß ich, daß der Dacha sie berauschet, und zuweilen wie toll und rasend macht. Die Übermasse von den stärksten Getränken kan in dem Gehirne eines Europäers keine hefftigere Würkung thun, als die Übermasse des Dacha in dem Gehirne eines Hottentotten verrichtet. Seine Zunge wird ungemein geläuffig: er stellet sich wunderlich, er scheinet, nach seinen verstöhrten Blicken und nach seinen Lufft-Sprüngen, einem Besessenen ähnlich; er nimmt unzehliche lächerliche Dinge für, die sich im geringsten nicht zusammen reimen. Gar oft vermischen sie den Dacha mit Taback, und nennen hernach diese Vermischung Buspach.

X. Wenn sie reisen, oder auf die Jagd gehen, versehen sie sich fleißig mit Dacha und mit Taback; und, woferne es ihre Mittel zulassen, mit etwas Brandtwein. Was aber den Taback betrifft, so sind sie niemahlen ohne selbigen, und nehmen nichts vor, ohne eine Pfeiffe zu rauchen. Hungert ihnen sehr, und sie sind weit von einem Dorfe oder von einer Hütte entfernet, so sammeln sie Wurzeln und Obst, das sie auf ihrer Strasse finden und essen es rohe.

Die vermöglichen Hottentotten sind dieser Noth niemahlen unterworfen. Wenn sie reisen, tragen sie einen genugsamen Vorrath Fleisch mit sich. Ja sie haben gemeiniglich ein Feuerzeug bey sich. Holz finden sie allenthalben, und können folglich aller Orten Feuer anschüren, und sieden oder braten, was sie wollen. Welche den erforderlichen Werkzeug zum Feuer-machen nicht bey sich tragen, die reiben einen dürren Span an ein Stück vom Eisen-Holz, das sie beständig mitführen. Selbigen reiben sie mit solcher Geschwindigkeit und Stärke, daß bald der Rauch und hernach die Flamme zum Vorschein kommet. Müssen sie die Nacht unter freyem Himmel zubringen, so zünden sie ein grosses Feuer an, um die wilden Thiere abzuhalten, und sich selber währenden Schlafens gegen Kälte und Nässe zu verwahren. Ihr Zunder oder Lunten ist ein kleines dürres Rohr, das eben so bald Feuer fänget, als unsere beste geschabte Leinwand.

Siebenzehendes Capitel.

Von der Hottentottinnen Niederkunft, und was darauf folget.

I. Von den Hebammen. II. Der Mann wird unrein, wenn er währender Niederkunft im Hause bleibet. III. Obgedachter Trank, so die Geburt erleichtert. IV. Gebräuche, die man mit einem neugebornen Kinde vornimmt. V. Hinlegen der Töchter. VI. Mitleiden der Europäer. VII. Genommene Vorsicht gegen die Zauberer. VIII. Wie man den Nabel der Kinder zu rechte macht. IX. Man drückt ihnen die Nasen ein. X. Reinigung der Weiber. XI. Das Kind bekommt einen Namen. XII. Wie man es zum Taback-Rauchen angewöhnet.

I.

In jedwedem Dorfe, ist eine Hebamme, darzu man die geschickteste unter den Weibern aussuchet. Dieses Amt muß sie Zeit-Lebens treiben, obschon sie keinen andern Nutzen davon hat, als einige Geschenke dann und wann.

Wenn die Zeit der Geburts-Stunde herbey nahet, hat die Schwangere ordentlich zwey biß drey Weiber von ihren Anverwandtinnen oder Freundinnen um sich, die sie nicht verlassen, biß nach der Niederkunft. Lassen sich die Schmerzen merken, so hohlet man die Hebamme, welche das kreistende Weib gleich auf einem ausgebreiteten Pelz-Mantel auf der Erde niederlegen lässet.

II. In dem Augenblick, da sie zum Haus herein tritt, geht der Mann hinaus, darf auch nicht wieder hinein kommen, biß alles vorbey: sonsten wird er für unrein gehalten, und muß zu seiner Reinigung ein Schaaf geben, ja an einigen Orten zwey, welche die Männer des Dorfes verzehren, und, nach Gewohnheit, ihren Weibern die Brühe schicken.

III. Gehet es schwehr zu mit der Geburt, so giebt die Hebamme der Kranken ein kaltes Decoctum zu trinken von Taback und Milch, welches seine Würkung sogleich erzeiget. Ehe der Taback bey den Hottentotten bekannt war, gebrauchten sie den Dacha; allein sie finden, daß der Taback geschwinder und leichter hilft. Unsere Europäerinnen mögen urtheilen, ob ihnen ein solches Mittel anständig wäre.

IV. Kommt

TAB: IX. pag. 142.

A. wie die Hottentotten die neugebohrne Kinder waschen. *B. was sie hernach damit thun.*
CDE. was sie mit den Zwillingen thun.

IV. Kommt das Kind tod zur Welt, so betrüben sich die Eltern sehr deßwegen, zumahlen, wenn es ein Knäblein gewesen. Man begräbt es den Augenblick. Ist es aber lebendig, so reiben sie es mit frischem Kühe-Mist. Sie sagen, es wäre sehr gefährlich, wenn man ein neu-gebohren Kind mit warmen Wasser abwaschen wollte. Indem es also vom Kopf biß auf die Füsse abgewaschen wird, daß es ganz gras-grün aussiehet, liegt es auf einem Krosse, entweder vor dem Feuer, oder an der Sonne, oder nur in der Lufft, und bleibt so lange da, biß der Mist hart genug wird, daß man ihn ohne dem Kind zu schaden wegnehmen kan.

Unterdessen lauffen einige Weiber auf das Feld, und hohlen dicke, dreyeckigte und safftigte Blätter von gewissen Feigen, die man Hottentottische Feigen nennet. Diese zerknirschen sie zwischen zwey Steinen, pressen zwischen ihren Händen den Safft aus, und salben das Kind damit vom Kopf biß auf die Füsse, wenn sie erst die Rinde vom Küh-Mist abgestossen. Dieser Safft, sagen sie, hat die Krafft die Behendigkeit und Stärke zu vermehren.

Wenn dieses geschehen, legt man das Kind auf einem Krosse noch einmahl an das Feuer, oder an die Sonne, oder an die Lufft, biß dieser Safft sich ganz eingezogen hat; sodann schmiert man es mit Schaafs-Fett, oder in dessen Ermangelung mit Butter, über den ganzen Leib, daß nicht einmahl die Augen verschonet werden. Von dieser Zeit an unterlassen sie niemahlen ihren Leib also einzusalben.

Hernach legt man das Kind abermahl auf den Krosse, und lässet es liegen, biß das Fett wohl durch die Schweislöcher eingekrochen. Wornach man es vom Kopf biß auf die Füsse mit Buchu bestreuet, so, wie leicht zu erachten, sich anhänget, und den ganzen Leib gleichsam mit einer Rinde überziehet, die zur Gesundheit sehr dienlich ist, wie die Hottentotten glauben.

Bey der Geburt aller Kinder, die lebendig zur Welt kommen, feyern die Eltern ein Dank-Fest, daran alle Einwohner des Dorfes Theil nehmen. Doch sind die Lustbarkeiten weit grösser, wegen des Erstgebohrnen: Da spahren die Eltern ihr Vieh im geringsten nicht, ihre Nachbarn wohl zu bewirthen. Jedermann befleisset sich bey solchen Gelegenheiten, ihnen Kennzeichen seiner Freundschafft zu geben, und wegen des jungen Erbens Glück zu wünschen.

V. Wenn die Weiber mit Zwillingen oder mehr Kindern niederkommen, so beobachtet man einige besondere Gebräuche, die vor allen eine Betrachtung verdienen. Sind es Knaben, so schlachtet man zwey fette Ochsen, und stellet ein grosses Fest an. Alle Einwohner des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder werden dazu geladen; weil auch jedermann diese Nie-

derkunft als einen besondern Segen ansiehet, so bezeiget auch jedweder seine Freude darüber. Die Mutter allein ist ausgeschlossen, und hat von dem Opfer nichts als das Fett, das man ihr schickt, damit sie sich, und ihre Neugebohrnen einsalben kan. Man sucht auch die Kinder, wo möglich, groß zu ziehen, und weil sie das erste halbe Jahr, nach Hottentottischer Gewohnheit, nichts anders, als die Mutter-Milch, geniessen: so schaffet man eine Still-Amme an, im Fall die Mutter nicht im Stande ist, alle beede zu säugen.

Kommt aber eine Frau mit zweyen Mägdgen in die Wochen, so handelt man ganz anderst. Man feyert fast gar kein Fest. Alles Opfer bestehet aufs höchste in ein Paar Schöpsen. Ja gar oft widerspricht man dieser Danksagung durch eine Gewohnheit, welche zwar bey vielen Nationen vormahls im Schwang gegangen, auch noch gehet, aber nichts destoweniger sehr grausam ist. Gar oft lassen sie eine von diesen unschuldigen Creaturen sterben. Zu diesem Ende versammeln die Eltern * alle Männer der Dorfschafft, als ihre Richter in dergleichen Fällen; und erzehlen ihnen, daß sie schwerlich diese zwey Töchter auferziehen können, entweder aus Armuth, oder weil es der Mutter an Milch fehlet: Eine von beeden Ursachen reicht schon zu; das Gericht giebt ihnen Erlaubniß die Heßlichste oder Ungestalteste zu nehmen, und lebendig zu begraben, oder auf einen Baum, oder in ein Gesträuche hinzulegen.

Eben dieses geschiehet, wenn die Zwillinge ein Knäblein und ein Mägdlein sind; mit diesem Unterscheid, daß man dasjenige, so sterben soll, nicht nach der Heßlichkeit heraus nimmt: sondern in solchem Falle müssen die Mägdlein allezeit herhalten, und wegen des lebendig erhaltenen Knabens stellet man grosse Freudens-Bezeugungen an, eben wie bey Geburt eines einigen Kindes.

Sind die Zwillinge ein Sohn und eine Tochter, und die Tochter kommt tod zur Welt, so begräbt man sie gleich, doch, ehe man eine andere Wohnung beziehet, stellet man zwey Feste an, eines wegen der Geburt des Knabens, und das andere wegen des Kraals, den man an ein ander Ort versetzet. Böving sagt: „Die Hottentotten, deren Wohnungen von den Europäern entfernet lägen, brächten alle Kinder um, so von einem Europäer und einer „Hottentottin erzeuget worden.„ Ich habe nach der Wahrheit dieser Sache

* Ich habe ins Herrn Kolbens Nachrichten den Ort nicht finden können, da er saget, es müßte der Ausspruch von den versammelten Dorfs-Männern begehret und erwartet werden; Ich habe bloß gefunden, daß man, unter Zwillingen beederley Geschlechts, das Söhnlein allezeit erhalte, das Töchterlein aber umbringe, wenn die Eltern arm sind, oder die Mutter es ohne Schaden des Sohns nicht säugen kan, daß aber bey Zwilling-Töchtern man andere Frauen urtheilen lasse, welches die schönste und frischeste sey, und sodann dieser das Leben schenke, die andere, weglege.

che mit möglichstem Fleisse geforschet, aber befunden, daß die Hottentotten kein Kind töden, als bey Zwillingen das Mägdlein. Sie lieben die Mulatres * eben so sehr, oder noch mehr, als die Kinder von ihrem eigenen Geschlechte.

Sie lassen also die Knaben allezeit leben, es mögen die Umstände der Eltern beschaffen seyn, wie sie wollen; und betrifft die barbarische Gewohnheit ihre Kinder hinzulegen, oder lebendig zu begraben, nur die Töchter. Wollen sie sich eine vom Halse schaffen, und die Dorfschafft hat eingewilliget, so nehmen sie das Kind, und legen es in einer zimlichen Weite vom Ort nieder; Finden sie einen Ygel-Bau, oder die Höhle eines Tygers, Wolfes, oder andern grimmigen Thieres, so legen sie es hinein, und vermachen den Eingang mit Steinen und Erde. Treffen sie dergleichen Grabstätte nicht gleich an, so binden sie das Kind auf den Rucken liegend, auf einen Baum-Ast, da es vor Hunger stirbt, wenn es nicht vorhero die wilden Thiere fressen, oder die Raub-Vögel. Ist ihnen auch dieses zu weitläufftig, so legen sie das arme Kind nackend in das Gesträuche, auf freyem Felde, und etwas weit von ihrem Krall, da mag es nun verderben oder von wilden Thieren gefressen werden, sie sehen nicht weiter darnach.

Man kan nicht wissen, ob diese abscheuliche Gewohnheit den Ursprung bey ihnen genommen, oder von einem andern Volk auf sie gekommen ist. Wenn man sie darüber befraget, so geben sie ihre gewöhnliche Antwort, mit Versicherung, es sey zu allen Zeiten Hottentotten-Gebrauch gewesen. Allein sie verdienen keinen gänzlichen Glauben. Haben sie dieses barbarische Wesen von einem andern Volke erlernet, so möchten es etwann die Chineser oder Japaner seyn, welche auch alle Kinder umbringen, die sie über einer gewissen Anzahl bekommen, so viel sie nemlich bequem ernehren können. Denn weil sie die Wandlung der Seelen glauben, so meynen sie, die Seelen dieser armen Creaturen können glücklicher werden, wenn sie nur in andere Cörper fahren, als wenn sie in denjenigen bleiben, worein sie zur Unzeit sich einquartieret: folglich legen sie selbige ohne Bedenken hin. Doch üben die Japaner diesen Gebrauch mit noch grösserer Grausamkeit aus, als die Chineser, massen sie alle Kinder töden, die nach den zwey ersten gebohren werden: wenn anderst unsern Nachrichten zu trauen. Sie halten diese Anzahl für hinlänglich genug zur Fortpflanzung, und schätzen den Tod unendlich höher, als ein Leben in bitterer Armuth. So bald sie zwey Kinder haben, nehmen sie die Nachfolgenden, und tretten ihnen mit den Füssen so lange auf den Hals, biß sie verscheiden. In dieser Gewohnheit steckt etwas Wildes und Grausames, das man nicht beschreiben, ja kaum glauben kan.

Unter-

* Mulatres sind, die von zweyerley Eltern erzeuget worden, nemlich von einer weissen und einer schwarzen Person.

Unterdessen, da die Hottentotten, allem Ansehen nach, keinen Begriff von der Seelen-Wandlung haben, so haben sie auch nicht gleichen Beweg-Grund, diese abscheuliche Gewohnheit zu üben; und folglich wäre vielleicht die Ursache lieber in ihnen selber, und in ihrer Gemüths-Art zu suchen. Betrachten wir diese, so kan ihre tumme Faulheit, und Gleichgültigkeit, benebst der Verachtung, die sie gegen die Weiber blicken lassen, hinlänglich seyn, sie zu einer solchen Barbarey zu bringen. Bey ungewöhnlichen Begebenheiten muß man nicht allemahl auf weitläufftige, noch mühesam herbeygehohlte, Ursachen gedenken. Das allerseltsamste hiebey dünket mich dieses zu seyn, daß die Hottentotten sich nicht vor dem Wiederkommen dieser unschuldig-getödteten Kinder fürchten, da ihnen doch vor dem Wiederkommen anderer Todten so bange ist.

VI. Zuweilen finden die auf dem Vorgebürge wohnende Europäer dergleichen hingelegte Kinder. Sind sie tod, so sorgen sie allezeit für ihr Begräbniß: Zuweilen anatomiren sie selbige; wenn es aber die Hottentotten erfahren, so gerathen sie in grausame Furcht. Denn sie glauben, wie bey uns der Pöbel thut, es wären die todten Cörper zur Zauberey sehr dienlich. Ja man kan ihnen nicht beybringen, daß die Europäer noch einen andern Nutzen davon haben können. Deßwegen würden sie auch keinen von ihren todten Leichnamen zur Anatomie hergeben, wenn man ihnen gleich die ganze Welt dafür geben könnte. Sie sorgen auch fleißig, daß keiner von ihren eigenen Zauberern dem Leichnam ihres verstorbenen Anverwandtens oder Freundes nahe.

Ist das hingelegte Kind noch am Leben, so trägt es der Europäer allezeit nach Hause, und erziehet es; ausgenommen, wenn er nicht im Stand wäre, da er es dann an andere übergiebt, die sich gar gerne damit beschweren. Man giebt sich alle Mühe dieses Kind wohl zu erziehen, und ihm die Lehren des Christenthums beyzubringen, hingegen von der Hottentottischen Abgötterey abzuhalten. Biß hieher aber haben alle diese großmüthige Bemühungen zu nichts gedienet. Ein Hottentott verliehret die Neigungen nimmermehr, die er bey seiner Geburt auf die Welt gebracht: diese Mägdgens lauffen, über lang oder kurz, zu ihren Lands-Leuten davon, verlassen die Europäische Lebens-Art, benebst der Religion, die sie mit der Milch eingesogen hatten.

VII. In den Mantel, darauf ein Weib niedergekommen, wickelt man die Nachgeburt, und gräbt sie an einem verborgenen Ort in die Erde, aus Furcht es möchte ein Zauberer sich ihrer bemächtigen, und durch dessen Hülfe, Mutter und Kind behexen. So weit gehet dieser falsche Wahn bey ihnen.

VIII. Die

VIII. Die Nabelschnur des Kindes wird mit einer Schaafs-Sehne abgebunden, daß sie abfaulen muß, und dem Kind kein Schaden dadurch geschicht. Hernach befestigen sie den Nabel, statt eines leinenen oder baumwollenen Tuches, wie die Europäer pflegen, mit einem breiten ledernen Riemen, den sie dem Kind umbinden.

IX. Viele Reisende haben versichert, es würden die Hottentotten stumpfnäsicht gebohren. Dieses ist ohnstrittig ein Irrthum. Es ist wahr, daß sie alle platte Nasen haben; selbige werden aber durch Kunst also gemacht. Alle Kinder werden ordentlich mit solchen Nasen gebohren, als wie die Europäischen sind; und wenn eines etwa eine andere Nase hat, so muß man es als eine seltene Sache ansehen, gleichwie bey uns. Allein die Hottentotten lieben die natürlichen Nasen nicht, und halten für etwas ungestaltes, wenn sie erhaben stehen. Um also diesem vermeynten Fehler abzuhelfen, drückt die Mutter gleich nach der Geburt dem neugebohrnen Kinde die Nase nieder, damit sie nach Lands-Art platt werde. Diesen Gebrauch vergisset man niemahlen. Jedoch habe ich ein Exempel gesehen. Ein Mann trug einen Argwohn wegen Untreue gegen seine Frau, und hielte einen Europäer für den wahren Vatter des Knäbleins, welches sie gebahr. Um nun sie in Schande zu bringen, ließ er mit dem Kinde nicht umgehen, wie mit einem wahrhafftigen Hottentotten, noch ihm die Ehre des Nasen-Eindrückens erweisen. Ja er war willens seine Frau vor allen Männern des Dorfes zu verklagen; weil sie aber zeitlich von seinem Vorhaben Wind erhielte, machte sie sich aus dem Staube, wornach niemand mehr etwas von ihr erfahren hat.

X. Wir haben gehöret, daß die Hottentotten ihre Weiber während ihrer ordentlichen Unpäßlichkeit, auch im Wochen-Bette, nicht berühren. Ehe sie wieder zu ihnen kommen dürfen, muß sich die Frau den ganzen Leib mit Kühe-Mist abreiben, und auf solche Weise sich reinigen. Wenn der Mist trocken worden, nimmt sie ihn weg, salbt sich vom Kopf biß auf die Füsse mit Fett, bestreuet sich fleissig mit Buchu; wornach ihr Mann zu ihr darf, falls er gleichmässig seinen Leib eingeschmieret und bestreuet hat. Er gehet sodann zu ihr, setzet sich neben sie, und rauchet Dacha, redet aber kein Wort, biß ihm der Kopf davon toll wird; sodann fraget er nach allerley Neuigkeiten, raucht und plaudert auch immer fort, biß er endlich müde wird, und die erste Nacht wieder in seinem Hause schläffet.

XI. So bald das neugebohrne Kind mit Kühe-Mist, und nachgehends mit Safft aus Hottentottischen Feigen-Stielen, eingeschmieret worden, giebt ihm die Mutter einen Namen; oder wenn sie nicht kan, wie zuweilen durch eine Würkung des gedachten Decocti geschiehet, versiehet der Vatter dieses Amt. In Auswahl der Namen folgen sie, bereits erwähnter massen,

den alten Troglodyten, so ihren Kindern die Namen von ihren liebsten Thieren beylegten. * Einige zum Exempel heissen sie *Haiqua*, Pferd, andere *Gamman*, Löwe, andere *Ghôudia*, Schaaf, andere *Gûaiha*, Esel, andere *t'Kamma*, Hirsch. ꝛc.

XII. Gleich nach dem Wochen-Bette wickelt die Mutter ihr Kind in ein altes Schaaf-Fell, daß nur der Kopf heraus siehet; hänget das Fell wie einen Sack über den Rücken, und trägt es den ganzen Tag also herum, sie mag zu Hause seyn, oder ausgehen, biß die kleine Creatur anfängt zu laufen. Das seltsamste ist, daß sie die Kinder säugen, ohne ihnen eine andere Stellung zu geben, oder den Sack aufzubinden. Ihre Brüste sind so lang, daß sie selbige über die Achsel werfen, und dem Kinde also reichen, dessen Kopf weit genug herfür raget. So bald es weinet, wirft ihm die Mutter eine Brust zu; das Kind erwischt sie mit dem Munde und saugt, so lange Milch vorhanden ist. Indem es trinket, raucht die Mutter Taback, ohne sich zu bekümmern, ob ihm der Rauch beschwerlich falle oder nicht, und gewöhnet es also, selbigen zu ertragen. Wenn gleich der Wind ihm den Dampf so stark ins Gesichte treibet, daß es ersticken möchte, so rauchet sie nichts destoweniger ganz kaltsinnig fort, und das Kind lässet sich den Rauch ebenfalls wenig hindern. Es siehet recht artig, wie die kleine Creatur in einer Wolken von Rauch stecket, wenigstens, wenn sie es schon gewohnet hat: das Kind schüttelt den Kopf, giebt Achtung, von welcher Seite der Rauch herkommt, und fängt ihn mit Lust auf; ist er vorbey gegangen, so lacht es, nieset und sperret die Augen auf eine lächerliche Weise auf. So bald es von der Brust entwehnet, welches ordentlich mit dem halben Jahre geschiehet, giebt ihm die Mutter zuweilen die Pfeiffe in den Mund, damit sein Gaumen den Geschmack annimmt, biß es endlich stark und geschickt genug wird, selbsten zu rauchen. Man darf sich also nicht wundern, daß die Hottentotten, Männer und Weiber, Zeit Lebens diesen Zeitvertreib so hefftig lieben.

Wenn die Kinder lauffen können, verlassen sie ihre Mutter nie, und haben mit dem Vatter wenig Gemeinschafft. Die Söhne gehen nicht ehender mit den Männern um, biß sie in ihre Zahl aufgenommen worden.

Acht-

* Diod. Sicul. L. IV. c. 9. Zwinger Theatr. vit. hum. pag. 681. Joh. Bohemus L. I. cap. VI. p. 56. de Morib. Leg. & Ritibus Gentium.

Achtzehendes Capitel.

Von den Kindern und ihrer Auferziehung.

I. Was man die Kinder lehret. II. Von der Hottentotten Gebrauche, ihre Söhne halb zu wallachen. III. Ursachen dieses Gebrauchs. IV. Von denen Ceremonien, damit ein Sohn unter die Zahl der Männer aufgenommen werde. V. Von den Folgen dieser Aufnahme, was die Mutter von diesen Kindern betrift.

I.

Beym Austritte aus der zarten Kindheit, so bald die Kinder einiger Uberlegung fähig sind, lehret man sie alle Gewohnheiten, die Gesetze, Ceremonien, Gebräuche und Traditiones, welche bey der Nation vorhanden sind. Diese Sorge lieget den Weibern ob, gleichwie alle andere Sorgen, so die Auferziehung erfordert, so lang biß die Söhne unter die Männer aufgenommen, und die Töchter verheyrathet werden. Das Gedächtniß der Weiber ist gleichsam das Archiv der Hottentottischen Gebräuche, und ein getreuer Lehrer, der sie der Nachkommenschafft beybringet. Diese Völker erzeigen hierinnen eine Probe ihrer Klugheit, da sie diese Sorge den Weibern überlassen, deren Zunge in so guten Ruffe stehet. Weil sie die Kunst nicht haben, die Buchstaben zu mahlen, so ist wohl kein sicherers Mittel, als denen Ammen die Traditiones benebst ihrer Fortpflanzung anzuvertrauen. Auch die Kinder vergessen diesen Unterricht schwerlich, weil sie ihn erhalten zu der Zeit, als ihr Gedächtniß ganz neu und unangefüllet gewesen.

II. Eine von den Gewohnheiten, welche alle Hottentottische Nationen genau beobachten, und auf die feyerlichste Weise vornehmen, ist diese, daß sie den Söhnen einen Testiculum wegschneiden, so bald sie das Alter von neun biß zehen Jahren erreichen. Die Gasterey, so die Eltern bey dieser Gelegenheit anstellen, kostet ihnen viel; Unterdessen kan es nicht über das neunte Jahr verschoben werden, als blos in dem Falle der äussersten Armuth. Doch habe ich dergleichen mit einem Hottentotten von etwa achtzehen Jahren sehen vornehmen. Die Beschreibung ist folgende:

Erstlich reibet man den Patienten wohl mit Fette von einem Schaaf, das ausdrücklich wegen dieser Ceremonie geschlachtet worden; dann legt man ihn auf die Erde, auf den Rücken, bindet ihm Hände und Füsse, und einige von seinen Freunden halten ihn, zwey bey Händen und Füssen, und der dritte

legt sich ihm über die Brust; auf diese Weise muß er unbeweglich liegen bleiben. So dann nimmt der Pfaff sein geschärftes Brod-Messer, in Ermangmanglung eines tauglichen Instruments, macht eine Oefnnung anderthalben Glieds groß in den Beutel, und drücket den linken Knoten heraus; welchen er sodann hinten, nicht an den Geäder- auch Harn- und andern Gefässen, sondern gleich zu Ende desselben, durch- und abschneidet. Hernach steckt er eine kleine Kugel von gleicher Grösse, aus Schaafs-Fett, mit dem Pulver einiger heilsamen Arzney-Kräuter, und zumahlen des Buchu, vermischet, hinein; und nähet letztlich die Wunde sehr geschickt wieder zu. Er bedienet sich zu dem Ende, des Beines von einem kleinen Vogel, statt einer Ahle, und der Sehne von einem Ochsen, oder, gewöhnlicher von einem Schaaf, die sie aus dem Rück-Grade ziehen, und als Seide von einander schleissen, statt des Fadens, welche Geräthschafften meines Erachtens eben so bequem und nicht so gefährlich sind, als eines von denen bey uns gebräuchlichen: Ich urtheile also, weil man niemahlen erfahren, daß ein auf dergleichen Weise zugenäheter Schnitt gefährliche Folgerungen gehabt hätte, und weil er allezeit geschwind heilet, ohne daß man grosse Sorgfalt dabey anwenden müste.

Ich habe öfters junge Hottentotten nach ausgestandenen Schnitte betrachtet, und allemahl befunden, daß er mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit vorgenommen gewesen. Ja es kan niemand der Verwunderung sich enthalten, wenn er betrachtet, wie schön der Schnitt wieder zugenähet ist. Hat man selbigen vor dem Alter von acht biß neun Jahren vorgenommen, so siehet man die Schramme nicht mehr, wenn sie zu männlichen Jahren gelangen.

Nach vollendeter Operation lässet man den Patienten los, und der Pfaffe bestreichet ihn von neuem mit ganz heissem Fette vom geschlachteten Schaaf, oder er begiesset ihn vielmehr so häuffig damit, daß es nach dem Erkalten gleichsam eine Rinde formiret. Er wendet ihn auf alle Seiten, und reibt ihn aller Orten dermassen hefftig, daß der junge Mensch, so ohnehin an seiner Wunde genug leidet, grosse Tropfen schwitzt, und rauchet, wie ein gebratener Capaun. Das merkwürdigste und lächerlichste dabey ist, daß sodann der Verschneider den Patienten zuletzt mit seinem natürlichen Wasser in grosser Menge besprenget, massen er mit grosser Sorgfalt genugsamen Vorrath dazu sammelt. Indem er nun solchen biß auf den letzten Tropfen ausleeret, so reibt der Kranke dieses Elixier allenthalben mit seinen Nägeln wacker ein, und überdecket die mit Urin angefüllete Furchen wiederum mit Fett. Also endiget sich diese seltsame Ceremonie.

Den Augenblick verlässet jedermann den armen Schelmen, der ganz zitterend, mehr tod als lebendig, so gut er kan, in eine kleine Hütte kriechet, die

man

man ihm ausdrücklich, nahe an dem Orte, wo der Schnitt geschehen, aufbauet. Daselbsten mag er umkommen, oder gesund werden, es bekümmert sich kein Mensch um ihn. Ohngefehr zwey Tage verlauffen, ehe er jemand zu sehen bekommt; unterdessen hat er keine Erquickung, als das Fett an seinem Leibe, das er nach Belieben ablecken mag. Nach Verlauff dieser Zeit erscheinet er, zeiget sich dem ganzen Dorfe, und zum Beweiß seiner gänzlichen Heilung, fängt er an auf den nahgelegenen Feldern so schnell, als ein Hirsch, herum zu lauffen.

Man kan die Gedult nicht genugsam bewundern, die ein Hottentott währender Operation an sich spühren lässet. Er zucket kaum, und schreyet selten allzulaut. Ich habe oft zugesehen, und kan ohne Erstaunung nicht an die Lacedämonische Herzhafftigkeit gedenken, die sie bey dieser Gelegenheit zeigten. Jedoch lässet man niemahlen einen Jungen zusehen, der noch nicht unter dem Messer gewesen.

So bald die Eltern den Patienten verlassen haben, so gehen sie in ihre Hütte mit dem Pfaffen, und alle Einwohner des Dorfes versammeln sich in Eile daselbst, um ihnen Glück zu wünschen, und mit ihnen zu schmaussen. Zu dem Ende kocht man das Fleisch von dem geschlachteten Schaafe, solches essen oder verschlingen vielmehr die Männer, nach ihrer Gewohneit, und schicken die Brühe ihren Weibern. Der Kranke allein bekommt nichts davon. Den übrigen Tag und die Nacht bringen sie zu mit Rauchen, Singen und Tanzen. Jedermann hüpfet nach dem Tacte herum, und das ganze Dorf erthönet von dem Lermen und Freuden-Geschrey.

Des andern Tages bestreuen sie ihr Haupt mit Pulver von Buchu, wenn sie vorhero eines getanzet, und ein in leisen Murmeln bestehendes Gebet, das kein Zuschauer verstehen kan, hergesagt haben. Hierauf schmieren sie den Leib mit dem übergebliebenen Schaafs-Fett; wornach jedweder nach Hause kehret. Den Verschneider betreffend, so geben ihm die Eltern ein Kalb oder Lamm zur Belohnung, wenn sie wollen und reich sind.

III. Die Hottentotten stimmen wegen der Ursache dieses seltsamen Gebrauches nicht überein: deßwegen darf man also nicht wundern, wenn diejenigen nicht überein stimmen, welche Beschreibungen von dem Vorgebürge haben ausgehen lassen.

Saar glaubt, diese Gewohnheit suche bloß den Männern eine grössere Behendigkeit im Lauffen zu verschaffen. Vogel, der P. Tachard und andere sind gleicher Meynung, und versichern aus dem Munde einiger Hottentotten, es habe dieses Verschneiden keinen andern Endzweck, als die Geschwindigkeit zu erhalten und zu vermehren.

Böving schreibt die grosse Flüchtigkeit der Hottentotten dreyen Ursachen zu, worunter, nach seinem Vorgeben, die vornehmste ihr Gebrauch ist, einen Hoden wegzuschneiden. Das Fett, damit sie ihren Leib ohnaufhörlich beschmieren, trägt, wie er meynt, ebenfalls etwas bey. Endlich so irren sie auch keine Kleider, und verhindern sie nicht am Gebrauche ihrer natürlichen Geschwindigkeit.

Mit einem Worte, alle Reisende stimmen meines Wissens überein, zu behaupten, daß man dieser Operation das ausserordentliche Vermögen zu lauffen zuschreiben müsse. Der Irrthum ist leicht zu entschuldigen, weil tausend Hottentotten selbsten ein gleiches versichern.

Gesetzt aber, dieses Verschneiden trüge etwas bey, so läugne ich doch, daß es die Haupt-Ursache sey. Ja ich getraue zu versichern, daß heutiges Tages sie ein ander Absehen führen. Ich habe oft die vernünftigste Hottentotten deßwegen befraget, und ihnen scharf zugesetzet; Die ganze Antwort, die ich erhalten, ist: Es seye seit undenklichen Zeiten ein Gesetz bey ihnen, daß kein Mann eine Frau erkennen dürfe, bevor man ihm den linken Hoden ausgeschnitten. Dieses Gesetz halten sie so heilig, daß sie kein Exempel der Übertretung wissen. Verabsäumte jemand solches, so kostete es ihm das Leben, ja das Weibsbild selber, das, ob zwar unschuldiger Weise, bey einem solchen Menschen geschlaffen hätte, liefe in Gefahr von ihrem Geschlechte zerrissen zu werden.

Damit auch dieses Gesetz genau beobachtet werde, ist die Zeit auf das achte oder neunte Jahr vestgesetzet. Selten verschiebet man es weiter, und geschiehet solches bloß von den Armen, welche bedenken, daß ihr Sohn vor dem Alter von achtzehen Jahren sterben könnte, welches ohngefähr die Zeit zum Verheyrathen ist; wornach die Unkosten des Schmausses vergeblich aufgewendet wären.

Nimmt man die Ursache an, die mir die Hottentotten gegeben, so wird man ferner nach dem Ursprunge dieses Gesetzes fragen, welches verbietet eine Frau ehender zu erkennen, biß man ein halber Verschnittener ist. Er entstehet aus der vesten Meynung aller Hottentotten, daß ein Mann, ohne Verschneidung, lauter Zwillinge zeuge. Deßwegen lassen auch die Mägdgens, ehe sie heyrathen, durch ihre Verwandten, bey dem Bräutigam vorläuffig nachsehen, weil sie aus Schamhafftigkeit nicht selber die Untersuchung vornehmen dürfen. Unterdessen bringen gleichwohl einige Mütter zuweilen Zwillinge, ohnerachtet dieser gebrauchten Vorsicht.

Ich gestehe gerne, daß mir unwissend ist, von wem sie diesen, ihnen ganz allein eigenen, Gebrauch mögen hergehohlet haben. Sollte man etwa muthmassen können, daß es eine Abweichung von der Beschneidung sey, deren eigentlicher

TAB. X. pag. 150.

A. wie die Hottentotten einen zum Mann machen.

B. wie gantze Hottentotts Cralln anders machen.

licher Brauch nach etlich hundert Jahren vielleicht in Vergessenheit gerathen, also, daß man sich einfallen lassen, einen Hoden wegzuschneiden, an statt der Vorhaut? dem sey wie ihm wolle, so scheinet es doch bey ihnen eine Religions-Ceremonie zu seyn, besonders weil das Schlachten eines Schaafes dabey ist, das mir als ein Opfer vorkommt, ingleichen weil noch andere Sachen geschehen, die ausser einer solennen Ceremonie niemahlen vorkommen.

IV. Eine andere, nicht weniger seltsame, Gewohnheit ist die jenige, wenn sie die jungen Söhne in die Zahl der Männer aufnehmen. Bey solchen Gelegenheiten nimmt man grosse Weitläufftigkeiten vor, welche sie mit dem allgemeinen Namen ihrer Feste, *Anders-maken* belegen. Ehe dieses geschehen, darf keiner heyrathen.

Ich habe bereits gesagt, daß man die Kinder, von dem Augenblick ihrer Geburt an, gänzlich der mütterlichen Aufsicht übergiebt. Darunter bleiben sie, biß diese Ceremonie geschicht, so ohngefähr in ihrem achtzehenden Jahr vorgenommen wird. Vorhero dürfen sie mit Männern nicht umgehen, ja mit ihrem eigenen Vatter nicht essen; So bald sie aber diese Würde erhalten, verlassen sie ihre Mütter auf immer, und sind von ihrem Umgange auf ewig ausgeschlossen.

Wenn der Vatter, oder die Dorfs-Einwohner überhaupt, einen jungen Menschen unter die Zahl der Männer aufnehmen wollen, so versammeln sie sich mitten im Dorfe in einem Crayß und setzen sich auf die Erde nieder. Der Candidat bleibt ausser dem Crayse auf eine gewisse Weite, in einer bey den Hottentotten gewohnlichen Stellung. Er hocket sich nieder, so, daß es etwa drey Zoll-breit fehlet, daß er die Erde nicht berühret. Wenn die ganze Gesellschafft also versammelt ist, stehet der Aelteste auf, es mag nun der Dorfs-Hauptmann seyn, oder ein anderer, und fragt, ob die Versammlung für gut befinde, den jungen Menschen ausserhalb des Crayses, unter die Zahl der Männer aufzunehmen? hierauf wird mit allgemeiner Stimme geantwortet: *Jö, Jö*, das ist: Ja, Ja. Nach dieser Antwort gehet der Ceremonien-Meister aus dem Crayse zu dem jungen Menschen, und hält ihm eine kurze Ermahnung folgenden „Innhalts: „Nachdem die Männer ihn für würdig angesehen, daß er in „ihre Gesellschafft kommen dürfe: so sey nöthig, daß er seines Orts dieser „Würde gemäß sich aufführe, seiner Mutter, seiner Amme, allem kindischen Wesen und Spielwerk, gute Nacht gebe. Daß wenn er jemahlen „sich unterstehen würde, mit seiner Mutter zu schwatzen, und wenn er ihre Ge„sellschafft nicht sorgfältig vermiede, würde man ihn für ein Kind ansehen, „und folglich untüchtig schätzen mit Männern umzugehen; auch von ihrer Ge„meinschafft gänzlich ausschliessen, so lange, biß er mittelst eines Schmaus„ses sich wieder ehrlich machte. Daß alle seine Gedanken, Worte und Wer-

„ke

„ke künftighin männlich seyn sollen; daß er selber Herzhafftigkeit erzeigen, und „nichts blicken lassen müsse, was ihm noch von der Ammen her anhienge, oder „sonsten weibisch heraus käme.„

So bald die Rede geendiget, besprenget der Redner den Candidaten mit seinem Urin, versiehet sich aber schon vorhero mit genugsammen Vorrath. Dieses Spreng-Wasser empfängt der junge Mensch mit grosser Begierde, reibt es in den Leib hinein, und vermischet es mit dem Rus und Fett, damit er überzogen ist. Er kratzet mit seinen Nägeln Striche hinein, und bedeckt sie wieder mit dem Fette, mit erstaunlicher Lebhafftigkeit. Der Alte höret nicht auf, so lang er einen Tropfen übrig hat. Hernach wünscht er ihm Glück zu der Ehre, die ihm wiederfahren soll, und giebt ihm den Seegen in folgenden Worten, die er mit lauter Stimme ausspricht: *T' kamma!* (Glück dazu!) *Dida atze!* (lebe lang) *Quôa quâ!* (zeuge viel Kinder!) *T' kumi!* (der Bart wachse dir bald!) hernach wird der Jüngling für einen Mann gehalten.

Auf die Annahms-Ceremonie folget ein Schmaus nach ihrer Weise. Man bedienet die ganze Gesellschafft mit dem Fleische eines Schöpsen, theils gebraten, theils gesotten, welches die Eltern des jungen Menschen hergeben. Dieser darf sich nicht unter die Gesellschafft mischen, als gegen Ende des Schmauses, da man ihn in den Vorrechten der Bruderschafft bestättiget, indem er von dem Ubergebliebenen isset, und mit den Männern trinket. Von diesem Augenblicke an geniesset er diese Ehre beständig, wenn er nur niemahlen mit den Weibern isset, noch an ihren Schmaussen Theil nimmt. Thut er dieses, so heisset ihn jedermann *Kutsire*, das ist, Milch-Bart, Mammen-Sauger ꝛc. Jedermann begegnet ihm spöttlich, und erweiset ihm alle Kränkungen, welche nicht ehender aufhören, biß er sich wieder hat lassen ehrlich machen, gleichwie wir bereits erwähnet.

Hierbey muß ich erinnern, das die Worte *t'Kamma* und *Dida Atze*, so man bey dieser Ceremonie gebrauchet, eben diejenigen sind, welche die Hottentotten einem zuruffen, der in ihrer Gegenwart nieset: welcher Wunsch mit dem unserigen in dergleichen Fällen übereintrifft.

V. Die Folgen von diesen Festen sind allzu ausserordentlich, als daß man sie mit Stillschweigen übergehen sollte. Ein Hottentott, der auf diese Weise der Obsicht seiner Mutter entzogen worden, kan sie ungestrafft beleidigen, so oft er will; Ja wenn es ihm gut dünket, begegnet er ihr übel, und prügelt sie. Dergleichen teuflischen Undank hab ich öfters mit dem alleräusserſten Abscheu angesehen, allein bey diesen Wilden wird diese Boßheit von niemand getadelt, da sie doch die härteste Bestraffung verdiente. Sie sehen diese unnatürliche Ubelthaten an, als gewisse Kennzeichen eines männlichen Wesens, und einer

beson-

besondern Herzhafftigkeit; ja sie loben die ungerechten Urheber dergleichen unmenschlichen Bezeigens.

Es ist so gar die Gewohnheit, daß ein Sohn, so bald er unter die Männer aufgenommen worden, statt der Dankbarkeit gegen seine Mutter, ihr vorwirft, daß sie ihm nichts mehr zu befehlen habe; gleichsam, als ob er eine öffentliche Probe ablegen wollte, wie er willens sey, den Ermahnungen des Alten künftighin nachzuleben. Was für eine Barbarey! dieses ist eine Folge von der Verachtung, so diese Völker gegen die Weiber tragen, zuwider der Billigkeit, der Natur, und dem Besten des gemeinen Wesens. Dergleichen Unmenschlichkeit kan man, meines Wissens, keiner einigen andern Nation vorwerfen. Gar oft wolte ich, aus innerlichem Entsetzen, mit alten und vernünftigen Personen davon reden, und sie wegen dieses abscheulichen Gebrauchs tadeln; allein sie höreten mich kaum an. Ich merkte, daß meine Vorstellungen Verdruß und Verwirrung bey ihnen erweckten, kunte auch niemahlen eine andere, als ihre allgemeine, Antwort erhalten: Es ist Hottentotten Gebrauch, man hat es niemahlen anderst gemacht.

Neunzehendes Capitel.

Von der Hottentotten Dörfern und ihren Wohnungen.

I. Von den Dörfern. II. Veränderung ihres Aufenthalts. III. Irrthum verschiedener Autoren, was die Wohnungen der Hottentotten betrifft. IV. Von ihren Hütten. V. Von ihrem Hausrathe.

I.

Die Hütten eines Dorfes, oder Kraals, wie sie es nennen, stehen in einem Crayse. Innwendig ist ein grosser, runder, leerer Platz. In diesem verwahren sie ihre Heerden. Die Hütten berühren einander ganz genau. Die Dörfer sind mit nichts eingeschlossen, noch mit einiger Bevestigung bedecket; ob auch schon der nächtliche Uberfall von wilden Thieren ihnen die Unbequemlichkeit dieser Nachläßigkeit genugsam lehret, so lachen sie dennoch über die Europäer, daß sie ihre Wohn-Plätze sorgfältig bevestigen, und halten es für eine Thorheit, wiewohl sie freylich keine tüchtige Ursache davon anzugeben wissen.

Böving sagt, ein Kraal bestehe ordentlich aus fünfzehen Hütten, und selten aus mehrern. Dieser Autor hat niemahlen einen gesehen, wenn er, wie

ich glaube, nie über den Löwen-Berg hinaus gekommen ist, so nahe am Vorgebürge liegt: massen in diesem ganzen Bezirk kein einiges Dorf, oder doch wenigstens keine so zahlreiche Wohnungen zu finden sind, daß ihnen die Hottentotten den Namen Kraal beylegen möchten. Ja sie betrachten die Einwohner dieser kleinen Weiler als verächtliche Uberläuffer, die, um schändlichen Gewinns willen, sich unter die Europäer mischen; führen auch mit diesem Theile ihrer Nation beständigen Krieg. Es fehlet weit, daß diese Wohnngen die Grösse und Regulmäßigkeit der Kraals haben solten, sie kommen ihnen auch in der Regierungs-Form fast gar nicht ähnlich.

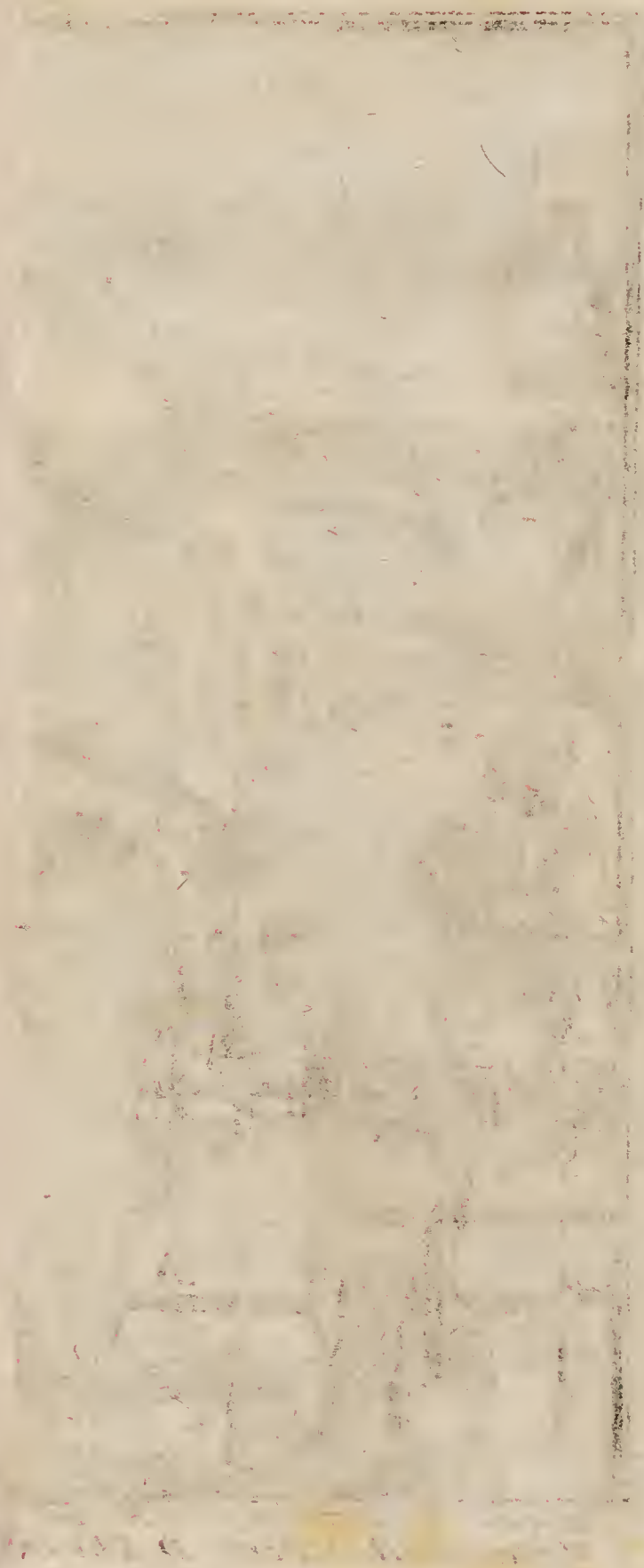
Ich habe über hundert Dorfschafften gesehen, und keine unter zwanzig Häusern. Ja zuweilen war die Anzahl so groß, daß man Mühe hatte, sie zu zehlen. Eine Wohnung, so weniger als hundert Einwohner hat, wird bey ihnen für gar klein geachtet: die gemeinsten sind von drey biß vierhundert, bißweilen von sechshundert; und in dem inwendigen Raum zehlet man oft biß tausend Stücke Vieh.

II. Fänget das Futter an zu fehlen in der Nachbarschafft des Dorfes, oder es stirbt einer von den Einwohnern, so lässet man sich anderswo nieder, und stellet zu dem Ende ein doppeltes Fest an. So bald man entschlossen ist wegzuziehen, schlachtet man einen fetten Schöpsen, dessen Fleisch theils gebraten, theils gesotten, und von den Männern verzehret wird; die Weiber trinken die Brühe, und mit dem Fett schmieret man die Krossen. Dieses ist ein Dank-Opfer, wegen des Guten, das sie an diesem Orte ihrer Wohnung genossen. Man trägt die Hütten ab, packt den Hausrath ein, und macht sich auf den Weg. Die Männer machen einen Hauffen; Weiber und Kinder den andern. In dieser Ordnung ziehen sie nach dem neuen Wohn-Platze. Man steckt den Umfang des Kraals ab, bauet die Hütten, und versiehet sie mit Geräthe, alles innerhalb zwey Stunden. Dann schlachtet man abermahls einen Schöpsen, und bereitet ihn auf die vorige Weise; die Weiber essen das Fleisch, und schicken den Männern die Brühe, bestreuen sich wohl mit Buchu, schmieren sich von neuem, und machen sich also lustig, biß spat in die Nacht, ohne daß ihre Männer dabey seyn dürfen.

III. Alle Autores, so von den Hottentotten geschrieben, haben sich in gewissen Stücken betrogen, was die Wohnung dieser Völker betrifft. Böving sagt, sie sähen von innen einem Back-Ofen, und von aussen einem Hauffen Heu, ähnlich. Das erstere ist wahr, das andere nicht. Vogel sagt: sie decken ihre Hütten mit Stroh; hierinnen betrügt er sich. Diese Völker wusten weder von Getrayde, noch von Stroh etwas, ehe die Holländer auf dem Vorgebürge Getrayd baueten. Da sie nun die Gewohnheiten ihrer Vorfahren auf das genaueste beobachten, so verändern sie auch hierinnen

TAB. XI. *pag. 154.*

Wie die Hottentotten ihre Hauser bauen. A. Wie solche Hauser innenwendig aussehen. B. Ihre Bettstetten. C. Ein Hottentottisches Dorff. D. Ihr Ofen.



rinnen nichts, und gebrauchen kein Stroh, obschon es sehr dienlich wäre. Ubrigens beschreibet dieser Autor ihre Hütten sehr wohl. Der P. Tachard * sagt, es wohneten die Sonquas in tiefen Höhlen, und selten in andern Häusern. Er ist übel unterrichtet worden. Ich habe viele befraget, die bey den Sonquas gewesen, allein es wolte niemand von diesen Höhlen etwas wissen. Weiter unten, ist eben dieser Autor ** nicht weniger unrichtig. Er sagt: „alle Hottentotten wären Jäger oder Hirten. Jene wohnen in Höh„len, und leben von ihrer Jagd; diese nehren sich vom Vieh und dessen „Milch. Sie wohnen in Hütten von Baum-Zweigen, mit Fellen und „Flechtwerke bedecket, gleich Zelten. Die Thüre ist so niedrig, daß man „auf allen vieren hinein kriegen muß, und inwendig kan man nicht aufrechts „stehen. Vier oder fünf Haushalten besetzen ein dergleichen Haus, so kaum „4. biß 5. geometrische Schritte im Umkreise hat. Das Feuer schüret man „in der Mitten an, und die Zimmer haben keinen andern Unterschied, als „in der Erde gegrabene Löcher 2. Fuß tief.

Dieser Pater hat niemahlen diese angeblichen Höhlen mit Augen gesehen, weil er nicht über die Stadt der guten Hofnung herausgekommen ist.

IV. Die Materialien, welche die Hottentotten zu ihrem Hüttenbau gebrauchen, sind Stangen und Matten, oder Hürden. Die Stangen sind so dick, als ein Rechen-Stiel, aber viel länger und beugsam. Die Matten werden von allerhand an der Sonnen getrockneten Binsen gemacht; und sind dermassen dichte gearbeitet, daß ein starker Regen von etlichen Tagen nicht durchdringen kan.

Der Umkreiß der Hütte ist Eyrund; der grosse Durchschnitt hat ordentlich 14. Schuh in die Länge, und der kleine, etwan zehen; das ist: es erstrecket der ganze Umkreiß sich auf 35. biß 40. Schuhe. Diesen stecken sie, rund um, mit Stangen ab, welche sie hernach überbiegen, und oben entweder, (wenn sie zu kurz sind, wie sie in der Mitte nothwendig, nicht aber vorne und hinten thun müssen,) mit Binsen oder Schilf-Stricken zusammen binden; oder, wenn sie lang genug sind, auf der andern Seite wieder in die Erde fest stecken, dergestalt, daß sie von vornen biß hinten über fünf solcher Bögen nicht gebrauchen, und über das Creutz nur 2. biß 3. dergleichen Oval-Bögen darüber schliessen. Diese also gebogene Stangen werden mit obgedachten Matten überdecket, also daß eine über der andern ein wenig hinlieget; In Ermangelung der Hürten, gebrauchen sie rohe Felle; aber die Hütten der reichen Hottentotten sind innen erstlich mit Hürten, und her-

* Reise nach Siam, L. I. p. 81. & seq.
** Ibid. p. 86.

nach, über solchen, mit Fellen bedecket. Sowohl diese, als jene, sind im Stande, den Wind abzuhalten, und können vom Regen nicht durchdrungen werden. Oben darauf werden platte Steine von 2. biß 3. Pfunden gelegt, damit der Wind keine Unordnung anrichte.

In diese dunkeln Wohnungen fället kein ander Licht, als durch die Thüre, so aus einem Bogen drey Fuß hoch, bestehet, auf einer Linie von zwey Schuhen. Uber diesem Loche hänget ein Fell, das man nach Beschaffenheit des Wetters auf und niederlassen kan; wehet der Wind gar zu lang und gerade gegen ihrer Thüre, so machen sie eine andere an einem andern Ende der Hütte, und gebrauchen sie so lange, biß der Wind sich ändert.

Böving stimmet mit mir überein, was die Ausmessung der Hütten betrifft. Ich gebe auch zu, daß ein Haushalten, so gemeiniglich aus zehen biß zwölf Personen bestehet, eine Hütte allein bewohnet. Man hat folglich den P. Tachard betrogen, da man ihm gesaget, es wohnten oft 5. oder 6. Haushalten unter einem Dache. Zwar ist eine Hütte grösser, als die andere, es wohnet aber allemahl nur eine Famille darinnen. Sind sie gleich finster und unsauber, so regieret doch die Einigkeit und Leutseligkeit darinnen, worinnen sich weit grössere Anmuth findet, welche aber in den Europäischen Palläſten weit seltener anzutreffen

V. Das Haus-Geräthe einer Hütte ist in geringer Anzahl. Die Hottentotten haben nichts zum niedersitzen. Wollen sie ausruhen, so hocken sie mit gebogenen Knien, sowohl Männer als Weiber; diese Stellung ist sehr unbequem für uns, allein sie sind schon dermassen daran gewöhnet, daß sie eben so lange mit aller Bequemlichkeit darinnen verharren, als wir etwa auf einem Canape.

Ihr ganzes Geräthe bestehet in zwey oder drey Koch-Töpfen, eben so viel Trink-Geschirren, einigen Näpfen für die Milch und Gefässen ihren Butter zu machen. Thut man ihre Kleidung und Waffen hinzu, so ist das Verzeichniß von ihren Haus-Mobilien fertig.

Ihre Betten sind Gruben in der Erde, an den Seiten der Hütten etwa eines halben Schuhes tief. Jedwede Person hat sein eigenes. Sie werfen ihre Mäntel darein, das sind die Unterbetten. Bey kaltem Wetter decken sie sich mit einem andern Mantel.

Mitten in der Hütte, ist ein Loch, eines Schuhes tief: dieses ist der Heerd. Hier kochen sie ihre Speisen, und wärmen sich. Der Rauch gehet zur Thüre hinaus. Kein Europäer vermag in diesem Backofen auszuhalten, der so voll Rauch wird, so bald man das Feuer anzündet, daß man

erſticken möchte. Allein der Hottentott, der vor dickem Rauch nicht einmahl das Ende ſeiner Hütte ſehen kan, verſchlucket ihn, dem Anſehen nach, mit Luſt.

Die Holländer auf dem Vorgebürge wiſſen nicht zu begreiffen, wie die Hottentotten ſich vor Feuers-Brünſten verwahren mögen. In der That ſind dieſe Wohnungen ſo klein, aus ſo verbrennlichen Materien gemacht, und mit ſo beſchmierten Fellen bedecket, daß man erſtaunen muß, wie, bey alle dem, niemahlen etwas von einer Brunſt gehöret wird. Einige Perſonen glauben, ſie hätten würklich ein Geheimniß gegen ſolche Zufälle; gleichwie man ſagt, daß die Zigeuner, die ihren Urſprung ſelber nicht wiſſen, eine Wurzel haben, ſo ein Haus vor Feuer bewahret. Eines iſt ſo wahrſcheinlich, als das andere.

Zwanzigſtes Capitel.

Von der Weiſe, wie die Hottentotten ihr Vieh warten.

I. Groſſe Neigung gegen ihre Heerden. II. Wie es die Armen anſtellen, daß ſie Vieh bekommen. III. Wie dieſe Völker es hüten. IV. Sie ſondern die Männlein nie von den Weiblein ab. V. Wie ſie die Stiere auswerfen. VI. und die Widder. VII. Wie ſie die widerſpänſtige Kühe melken. VIII. Von Unſauberkeit ihrer Milch. IX. Wie ſie Butter machen. X. Dieſen gebrauchen die Europäer. XI. Geben die Buttermilch den Kälbern und Lämmern zu ſauffen. XII. Die Hottentotten trinken Kühe-Milch, aber keine Schaaf-Milch. Die Weiber trinken beedes. XIII. Wie ſie ihre Heerden des Nachts bewachen. XIV. Von ihren Hunden. XV. Von ihren Streit-Ochſen. XVI. Ihre Sorgfalt für die Kälber. XVII. Was ſie thun, wenn die Heerden ſich allzuſtark vermehren. XVIII. Von ihren Laſt-Ochſen. XIX. Unter ihren Heerden reiſſen wenig Seuchen ein. XX. Von den Vieh-Aerzten. XXI. Mittel die ſie gebrauchen. XXII. Opfer, die ſie abſtatten, wenn eine Seuche unter ihr Vieh kommt. XXIII. Laſſen ihre Schaafe durch das Feuer gehen. XXIV. Warum?

I.

Man wird bereits angemerket haben, daß der Hottentotten ganzer Reichthum in ihren Heerden beſtehet. Es liegt ihnen auch nichts dergeſtalt

am Herzen, als daß selbige wohl fortkommen mögen. Dieses ist der Endzweck aller ihrer Wünsche. Unter allen Zufällen des menschlichen Lebens steiget ihnen keiner so tief zu Gemüthe, als wenn ein reissendes Thier, oder ein anderer Feind, ihnen diesen geliebten Schatz raubet. Man kan den Grimm der Weiber, und die Raserey der Männer, nicht genugsam beschreiben, wenn ihnen ein wildes Thier ein Stück entführet. Sie geben ihren Nachbarn den Augenblick Nachricht davon. Die Männer greifen zu den Waffen, theilen sich in verschiedene Hauffen, und durchstreifen das Feld. Man siehet sie hin und wieder streichen, wie einen Flug Vögel, welche nicht wissen, wo sie ruhen sollen. Treffen sie den Feind an, so machen sie einander die Ehre der ersten Verletzung streitig. Die Rachbegierde lässet ihren Augen keine Gefahr sehen; und, wenn sie das Thier lebendig fangen, so muß es den Schaden, welchen es selber oder andere seines gleichen verursachet, mit entsetzlicher Marter büssen.

Ochsen, Kühe, Schaafe und Schöpsen sind diejenigen Thiere, woraus hieraus die Heerden der Hottentotten bestehen. Meister mag sagen, was er will, sie haben keine zahme Ziegen, tödten aber oft wilde.

II. Man bemerket die Abwechslungen des Glückes bey den Hottentotten eben so wohl, als an allen Orten. Es ist nichts neues, daß Reiche arm, und Arme reich werden. Ein Hottentott bey Jahren, der sein Vermögen verlohren, oder ein junger Mensch, der niemahlen welches besessen, giebt sich bey einem Lands-Manne, oder Europäer, in Diensten, mit dem Bedinge, daß er, nach Beschaffenheit seiner Geschicklichkeit und Dienste, eine gewisse Zahl groß und kleines Vieh bekomme. So bald sie eine genugsame Menge erworben, verlassen sie die Dienste, und wissen also ihren Ehrgeitz behörig einzuschränken.

III. Die ganze Heerde einer Dorfschafft weidet beysammen. Niemand besitzet einen eigenen Boden, als denjenigen, darauf seine Hütte stehet. Das grosse Viehe weidet besonders, das kleine ebenfalls; und das einige Schäflein des allerärmsten Einwohners wird eben so wohl dabey aufgenommen, und in seiner Abwesenheit versorget, als die zahlreiche Heerde des Allerreichesten. Wechselsweise treiben zwey oder drey Männer aus dem Dorfe das Vieh auf die Weyde, morgens um sieben Uhr, und zwischen fünf und sechs des Abends wieder nach Hause.

IV. Man sondert die Stiere nie von den Kühen, noch die Widder von den Schaafen. Deßwegen vermehren sich ihre Heerden so stark. Sie verlachen die Holländer auf dem Vorgebürge, welche zu gewissen Zeiten die Männlein von den Weiblein absondern, unter dem Vorwand, leztere möchten durch allzuvieles Tragen sich schwächen: Die Hottentotten verneinen dieses

TAB. XII. *pag. 139.*

Wie die Hottentotten die Ochsen A. und die Riemen B castriren

dieses. Man müste also die Erfahrung zu Rathe ziehen, und diese scheinet es mit den leztern zu halten. Jedoch ich verlange diese Frage nicht zu entscheiden.

V. Wenn die Zahl der Stiere und Widder allzusehr anwächset, so verschneiden sie selbige. Bey den Stieren geschiehet es, wenn sie jährig worden, auf folgende Weise. Erstlich binden sie an jedweden Fuß einen Binsen-Strick, und legen das Thier ausgestreckt auf den Rücken. Hernach ziehen sie die Stricke an den Füssen mit aller Macht, und binden sie an vier in der Erden steckende Pfähle. Sie stecken auch die Hörner des Thieres in die Erde, so, daß es sich im geringsten nicht rühren kan. Sodann bindet der Operateur die Hoden im Sacke mit einem Riemen von Ochsen- oder Hirsch-Fell, so stark er kan, wodurch den Hoden alle Gemeinschafft mit den Saamen-Gefässen benommen wird, wenn dieses geschehen, lässet man das Thier frey gehen, und nach einiger Zeit vertrocknen die gebundenen Hoden, und lösen sich ab, weil sie keinen Zufluß mehr haben.

VI. Mit den Widdern nimmt man gewöhnlicher weise dergleichen vor, wenn sie anderthalbe Jahre erreichet haben. Es gehet eben so zu, wie bey den Ochsen; ausser daß man den Widder nach beschehenen Binden nicht lauffen lässet, sondern auf die Seite leget, und die Hoden zwischen zweyen Steinen zerschläget, wornach sie das Thier frey lassen, das dann dergleichen übelzugerichtete Glieder gar bald verliehret.

VII. Die Weiber melken die Schaafe und Kühe Morgends und Abends, wie in Europa. Zuweilen sind die Kühe wiederspänstig, und lassen die Milch nicht fahren; Sodann gebrauchen sie eben das Mittel, als wir in Europa. Sie führen ihr Kalb zu ihr, sobald dieses ein wenig gesoffen hat, lässet sie sich gerne melken. Will eine Kuh keine Milch geben, und ihr Kalb ist bereits geschlachtet, so breiten sie seine Haut über ein anders von ohngefähr gleicher Grösse, führen dieses zur Kuh, welche sich durch den äusserlichen Schein betrügen, und an sich saugen lässet. Merket aber die Kuh diese Betrügereyen, und giebt dennoch keine Milch, so binden sie die hintern Füsse, damit sie nicht schlagen kan, und blasen ihr mit aller Macht in die Mutter. Dieses thun die Männer sowohl, als die Weiber.

VIII. Sie seyhen ihre Milch weder durch Leinwand, noch sonsten etwas, um die Haare oder andere Unreinigkeiten abzusondern. Sie trinken selbige nebst allem Unrathe aus eben dem Gefässe, worein sie gemolken worden, lassen auch Wurzeln darinnen kochen, woraus ein Brey wird. Haben sie mehr Milch, als zu ihrem Hauswesen nöthig, so tauschen sie dagegen Taback oder Dacha bey den Europäern ein, welche selbige vor dem Gebrauche fleissig reinigen.

IX. Zum

IX. Zum Butter machen gebrauchen sie, statt des Butter-Fasses, einen Sack aus einer Haut von einem wilden Thier, deren Haare einwärts gekehret. Den Sack, so bey nahe einer Ranze gleichet, ausser daß kein Trag-Riemen daran ist, schütten sie halb voll Milch, binden ihn zu, und zwey Personen schwingen ihn hin und her, jedwede bey einem Zipfel, so lange, biß ein Theil der Milch zu Butter geworden. Diesen bewahren sie in Töpfen, und beschmieren den Leib damit, oder ihren Krosse. Haben sie überflüssig, so verkauffen sie den Uberfluß an die Europäer: denn die Hottentotten, ausgenommen die in Holländischen Diensten stehen, essen niemahlen Butter.

X. Derjenige, den sie selbsten machen, ist ohnbeschreiblich unflätig. Sie seyhen die Milch nicht durch, davon sie ihn bereiten, so bleibet auch der Schmutz und der Unrath von ihren Händen an alle dem bekleben, was sie berühren. Der Anblick allein erwecket Eckel, auch bey gar nicht delicaten Leuten, nebst dem Vorsatze nimmermehr von einer solchen Speise zu kosten. Unterdessen mag diese Waare noch so unflätig und eckelhafft seyn, so kauffen doch viele Europäer auf dem Vorgebürge in grosser Menge davon. Sie wissen ihn zu reinigen, daß er dem Europäischen gleich siehet; hernach verkauffen sie ihn an Schiffer und andere Leute, die sich nicht besser darauf verstehen, gewinnen also vieles, das übrige essen sie. Mich befremdet gar sehr, daß ein Europäer von dergleichen Butter essen kan, wenn er weiß, wer ihn gemacht hat: meines Erachtens wäre dergleichen Speise nur in äusserster Hungers-Noth tauglich.

Doch ist dieses nicht der völlige Nutzen, den die Europäer aus diesem erkaufften Butter ziehen. Gar oft geben diese geitzige Herren ihrem Gesinde oder Sclaven den Unrath zu essen, den man davon abgesondert hat; wiewohl der Gouverneur ein scharffes Verbot dagegen ergehen lassen, welches man von einer Zeit zur andern verneuert, in billiger Sorge, es möchten aus dergleichen unflätigen Nahrungs-Mitteln ansteckende Krankheiten entstehen.

XI. Die Hottentotten geben ihren Kälbern und Lämmern die Buttermilch voll Haare und Wust, so wie sie aus dem Sack kommt. Zuweilen sauffen sie selber davon, ohne einiges Durchseyhen. Stösset ihnen dann einige Krankheit zu, oder ihr Vieh wird von dergleichen Gesöffe auffstössig, so glauben sie keinesweges, daß es von dem verschluckten Unflath herrühre. Nach ihrer Einbildung gehet es mit Zauberey zu, oder mit einer Teufels-Bannerey, und der Arzt des Dorfes erscheinet mit einem Amuleto, um die Beherung zu vernichten. Wiewohl nun auf sein Bannen nichts erfolget, so kan ihnen doch niemand ausreden, daß keine Zauberey fürgegangen, und die Amuleta nicht das rechte Hülfs-Mittel dagegen seyen.

XII. Bee-

TAB: XIII. *pag. 160.*

Curiöse Art von Kühe melcken. A. und Buttermachen. B.

XII. Beede Geschlechte trinken Kuh-Milch; aber nur die Weiber allein dürfen Schaafs-Milch trinken: Wenn also von der erstern wenig vorhanden, müssen sie sich mit der zweyten, oder gar mit Wasser, begnügen, denn die Männer würden, um aller Welt Gut willen, keine Schaafs-Milch kosten. Die Weiber lieben sie ebenfalls nicht sonderlich, sondern ziehen ihr die Kuh-Milch vor. Wenn also eine Hottentottische Famille nicht viel Kühe hat, verkauffet sie nur die Milch von den Schaafen, und gebrauchet die von den Kühen selber.

Ich habe mir unendlich viele Mühe gegeben, um die Ursache dieses Gebrauches bey den Hottentotten zu entdecken; ich habe viele Pfunde Taback angewendet, um einige Erläuterung in diesem Stücke zu erhalten; aber weder Männer noch Weiber wusten mir welche zu geben. Sie antworteten einmüthig: Es ist Hottentotten-Gebrauch. Endlich wurden einige meines ungestümmen Fragens müde, und sagten, damit sie meiner los wurden: „Sie „wüsten die Ursache dieses Gebrauches nicht, hätten aber allezeit von ihrem „Vor-Eltern gehöret, daß die Schaafs-Milch den Weibern gut, und den „Männern schädlich, und dahero zu essen verbotten wäre.„ Diesem Gebrauch folgeten sie also nach, ohnerachtet sie nicht sagen könnten, worinn die Ungesundheit bestehen sollte. Mit dieser Muthmassung also muste ich mich begnügen lassen.

XIII. Nun wollen wir auf die Weise kommen, wie sie ihr Vieh des Nachts verwahren. Die Hütten des Kraals stehen, wie schon erwehnet, also neben einander, daß sie einen runden Creyß machen. Dieser hat nur einen einigen kleinen Eingang. Zwischen fünf und sechse des Abends treibet man das Vieh von der Weyde heim. Denn, es später darauf zulassen, wäre eine grosse Unvorsichtigkeit, in einem Lande, das mit reissenden Thieren angefüllet ist. Also lässet man das kleine Vieh und die Kälber in den Kraal gehen, und die Nacht da zubringen, aussen aber, rings um den Kraal, an die Hütten, stellen sie das grosse Vieh. Damit es nicht wegläufft, binden sie allemahl zwey bey den Füssen zusammen. Also schläffet all ihr Vieh unter freyem Himmel. Macht sich ein Ochse, ein Stier oder eine Kuh los, so fangen sie selbige mit unglaublicher Behendigkeit und Geschicklichkeit. Sie rennen in vollem Lauffe darauf zu, haschen das Thier in einem Augenblick, und führen es wieder an seinen Platz. Es schläfft niemand ausserhalb des Kraals, um das Rind-Vieh gegen den Uberfall der wilden Thiere zu hüten; Es ist auch nicht nöthig: denn jenes macht schon von sich selbsten einen gewaltigen Lermen, so bald es den Feind vermerket. Woher es ihn erkennet, das weis ich nicht; ob etwa die Ochsen die Augen der Löwen, Tyger, Leopar-

den ꝛc. sehen, welche bey Nachts funkeln, wie der Katzen ihre, daß man sie auf eine grosse Weite sehen kan; oder ob sie einigen Geruch ausdünsten, den die Ochsen riechen; oder ob, wie der Pöbel spricht, eine Antipathie zwischen ihnen sey, das ist mir unbewust, gewiß aber, daß alle diese Thiere einen greulichen Lermen anrichten, und also ihren Herren das Zeichen geben, sobald ein wildes Thier in gewisser Weite vorhanden.

Vogel irret sich in diesem Stücke. Er sagt, die Hottentotten schüren bey der Nacht grosse Feuer an rund um den Kraal, damit ihr Rindvieh sich nicht zerstreuen, auch damit es vor den Raub-Thieren sicher bleiben, möge. Diese Feuer habe ich nie gesehen, auch nie gehöret, daß sie an dergleichen Orten welche machen. In einigen Dörfern, so nur aus wenigen Hütten bestehen, welche keinen Creyß schliessen können, dergleichen man zwischen dem Vorgebürge und dem Löwenberge findet, ist es zwar im Gebrauche das Vieh bey Nacht-Zeiten in die Hütten zu nehmen, und es in einer Hürte von geflochtenen Binsen einzuschliessen. Sodann unterhält man die ganze Nacht ein Feuer vor den Thüren der Hütten, um die wilden Thiere zu erschrecken. Aber dieser Gebrauch findet sich nicht bey den Hottentotten, so ordentliche Dörfer bewohnen.

XIV. Ihre Hunde sind herzhafftig, schmeichelhafft und getreu, auch bey ihren Herren wegen ihrer Treue und guten Dienste sehr beliebt. Fast hätte ich sie mit unter der Hottentotten Hausgeräthe gerechnet, weil jedwede Hütte einen besitzet. Böving verlachet die Hottentotten, weil sie ihre Hunde am Feuer, und in ihren Hütten, schlaffen lassen. Ich sehe hierinnen nichts ausserordentliches. Geschiehet nicht bey den Europäern ein gleiches? Ist jemand unter uns, der nicht diese wackere Thiere beym Feuer leiden möge? Wie viele unter uns lassen sie gar in ihrem Bette liegen? Gleichwohl thun die Hottentotten dieses niemahlen, ja sie lassen sie des Nachts nicht einmahl in der Hütte. So bald der Abend anbricht, sperren sie selbige hinaus, das Vieh zu bewachen; welches Amt sie mit unvergleichlicher Treu, Wachsamkeit, Muth und Geschicklichkeit verrichten. Diese treflichen Eigenschafften machen sie bey ihren Herren werth, daß sie ihnen öfters schöne thun. Sind sie hierzu durch die Vernunft, Erkenntlichkeit, und das Beyspiel der Europäer nicht genugsam berechtiget? Sie heissen, gleichwie wir, einen Hund bey verschiedenen Schmeichel-Namen; sie lieben ihn, gleichwie wir, wegen seiner guten Art und nützlichen Eigenschafften.

Man muß auch gestehen, daß es den Hottenttottischen Hunden hieran nicht fehle. Bey Tags führen sie das Vieh auf die Weyde, und treiben es fort, wenn die Reihe zu hüten an ihren Herrn ist. Vielleicht hat kein Europäischer Fleischer- oder Schäfer-Hund die Helfte von ihrer Geschicklichkeit,

TAB: XIV. *pag: 162.*

Wie die Hottentotten ihr Rind Vieh und die Schafe zu Nachts bewahren.

keit, das Vieh beysammen zu halten und anzutreiben. Währenden Zuges geben sie auf alles Achtung, sie lauffen hin und her, und sorgen, daß die Heerde in Ordnung bleibe. Gelanget solche auf den Weyde-Platz, so sind die Hunde unaufhörlich beschäfftiget, entweder die zerstreueten Stücke herbey zu treiben, und beysammen zu halten, oder in der Nähe auszuspühren, ob kein wildes Thier vorhanden sey, ohne daß man sie dazu aufmuntern dürfte. Sie gehen in einem Hauffen auf den Streiff, wie eine ausgeschickte Parthey. So bald die Ochsen des Nachts um den Kraal herum angebunden, und die Leute in ihre Hütten zur Ruhe gegangen sind, lässet man alle Hunde heraus, damit sie das Vieh gegen den Anfall der Feinde bewachen. Dieses verrichten sie auch vortreflich wohl, und leisten im Fall der Noth grosse Hülfe, Die Ochsen möchten noch so sehr lermen, es sind die reissenden Thiere so hurtig, daß sie einen Einfall würden gethan haben, ehe ein Hottentott zum Vorschein kommen könnte. Allein die Hunde begegnen diesem Ungemach. Nicht allein streiffen sie beständig um den Kraal herum, sondern bey dem geringsten Lermen der Ochsen sehen sie, was zugegen seyn möchte, greiffen das Thier beherzt an, wenn sie es antreffen, halten folglich selbiges auf, und geben den Hottentotten Zeit zur Hülfe zu eilen, welche das Thier im Augenblick entweder tödten, oder verjagen. Selten machet es einige Beute.

Wer kan nun die Hottentotten tadeln, daß sie dergleichen nützliches und treues Thier werth achten, das alle andere Hunde in allen Theilen der Welt an schönen Eigenschafften übertrifft? aber dessen ohnerachtet siehet man an seinem äusserlichen Wesen nichts, woran man selbiges abnehmen möchte. Es ist keine Bildung jemahlen betrüglicher gewesen, als die ihrige. Sie sind so heßlich, daß man kaum glauben sollte, man könne sie zu etwas gebrauchen. Sie sehen tückisch und wild aus, und sind voller Treue und Artigkeit. In Europa wurde man sich schämen, dergleichen Hund mit sich lauffen zu lassen. Denn er gleichet mehr einem Fuchsen, als sonsten einer Art von Hunden, die wir haben. Er hat ein spitzig Maul, gerad stehende Ohren, einen langen dünnen Schweif, der auf der Erde nachschleppet. Sein Haar ist Aschen-grau, oder schwärzlicht, rauh, straublicht, und liegt niemahlen auf dem Leibe. Mit einem Worte, seine Gestalt ist so gräßlich, daß alle seine gute Eigenschafften mit Mühe das Vorurtheil wegnehmen, das jene erwecket hat. Es wäre auch sonst keinem andern Menschen möglich, als einem Hottentotten, dergleichen scheußliches Thier zu erziehen, es müßte denn aus Curiosität seyn.

XV. Ich habe schon bey Gelegenheit von den Backeleys oder Backeleyers gesprochen, einer Art Ochsen, so die Hottentotten im Kriege gebrauchen, wie andere Nationen die Elephanten, als welche die Hottentotten weder abrichten noch zähmen können. Diese Backeleyers helfen auch gar sehr, die

Heerden auf der Weyde zu hüten. Auf das geringste Zeichen des Hirten führen sie das zerstreute Vieh wieder zur Heerde, und halten es in Ordnung. Sie rennen auf Fremde mit grossem Grimme los: deßwegen sie auch gegen die Buschies oder Räuber trefflich dienen, welche gerne Vieh stehlen. Jedweder Kraal hat wenigstens ein halb Dutzend solche Backeleyers, die man unter den muthigsten Ochsen aussuchet. Verreckt einer, oder kan Alters halben nicht mehr dienen, so verzehrt ihn sein Eigenthums-Herr, und man wehlet einen Nachfolger aus der Heerde. Hierinn verlässet man sich auf die Erkänntniß eines alten Mannes aus der Dorfschafft, den man am geschicktesten hält, einen solchen auszusuchen, der sich gerne abrichten lasse. Diesen vergeschellschafftet man mit einem bereits abgerichteten, und lehret ihn seinem Cameraden zu folgen, entweder durch Schläge, oder auf andere Weise. Des Nachts bindet man sie bey den Hörnern zusammen, lässet sie auch einen Theil des Tages also, biß der junge Ochs völlig unterrichtet, oder zu einem wachsamen Hüter der Heerde worden ist.

Diesen Heerden-Hüter kennen alle Einwohner des Kraals, Männer, Weiber und Kinder, bezeigen auch ihnen allen eben so grossen Respect, als ein Hund allen denjenigen, so in seines Herrn Hause wohnen. Folglich kan jedweder Dorfs-Einwohner in aller Sicherheit der Heerde nähern, der Backeleyers wird ihm gar kein Leid zufügen. Wenn aber ein Fremder, und zumahl ein Europäer, dergleichen Freyheit nehmen wollte, ohne Begleitung eines Hottentotten, so stünde er in grosser Gefahr. Die Heerden-Hüter, so ordentlich um die Heerde her weyden, würden bald im Galopp auf ihn los rennen. Kan er sodann denen Hirten wegen Entfernung nicht zuruffen, oder er hat keine guten Füsse, kein Feuer-Gewehr, noch einen Baum in der Nähe, worauf er steigen könnte, so ist er in grosser Gefahr. Denn mit einem Stocke, oder mit Steinen, würde er nichts ausrichten. Ein Backeleyer fragt nach dergleichen schwachen Gewehre wenig. Dieses ist die Haupt-Ursache, warum die Europäer nie ohne Schies-Gewehr in diesen Ländern reisen. So bald sie einer Heerde nähern wollen, ruffen sie einem von den Hirten. Der Hottentott kommt ihnen gleich zu Hülfe, und pfeifft, so stark er kan, auf seinen Fingern währenden Weges. So bald die Backeleyers dieses Zeichen hören, das sie gar wohl verstehen, halten sie stille, und kehren ganz gelassen wieder zu ihrer anbefohlenen Heerde. Sind aber die Hirten gar zu weit entfernet, und können nicht hören, oder geschwind genug zur Hülfe eilen, so schiessen die Europäer ihr Gewehr los. Von diesem Knall erschrickt der Backeleyer und und laufft davon.

Ich bin selber oft von diesen Thieren verfolget worden. So bald ich sie kommen sahe, ruffte ich ihren Herren; Waren sie aber nicht bald genug

da,

da, so schoß ich meine Flinte in die Lufft, denn ohne selbige gieng ich niemahlen aus, und damit war ich der gefährlichen Thiere loß, die ganz furchtsam auf diesen Knall umkehreten, und mich in Ruhe liessen.

XVI. Wiewohl ich gesagt habe, es läge grosses und kleines Vieh unter freyem Himmel; so ist doch in jedwedem Kraal eine elende Hütte, darein sich Kälber und Lämmer bey Tag und Nacht, begeben, biß sie in den Stand kommen die rauhe Lufft zu ertragen, und ohne Beschwehrlichkeit mit ihren Müttern zu lauffen. Alle Morgen, ehe man auf die Weyde treibet, und alle Abend, wenn das Vieh nach Hause kommt, führet man die Schaafe und Kühe zu ihren Jungen, um sie sauffen zu lassen. Bey Tage giebt man ihnen saure, oder Butter-Milch.

XVII. Ohnerachtet die Hottentotten viel Viehe schlachten, bey ihren Hochzeiten, Freysprechen, und andern Festen; so wachsen ihre Heerden dennoch gar oft so stark an, daß sie schwehrlich Weide genug finden. In diesem Falle, wenden sie das überflüßige auf zwey- oder dreyerley Weise zu ihrem Nutzen an. Erstlich trachten sie nur die Männlein auszumustern, davon allemahl eine grosse Anzahl vorhanden ist, sowohl bey dem grossen, als kleinen Viehe. Die Weiblein schaffen sie nicht so leicht hinweg. So bald sie, was ihnen Beschwehrung macht, ausgelesen, fragen sie nach, ob etwan der Gouverneur auf dem Vorgebürge Last-Ochsen für die Compagnie nöthig hat, wie oft geschiehet. In diesem Falle, geben sie wohlfeil hinweg. Hat er nichts nöthig, so machen sie ihm ein Geschenke an Ochsen und Schöpsen, zu seinem eigenen Gebrauche, wogegen sie Wein und Brandtwein, Taback, Glas-Werk und kurze Waare erhalten. Bleibet ihnen nach dem Geschenke an den Gouverneur noch mehr übrig, so bieten sie es den Europäern auf dem Vorgebürge unter der Hand um sehr geringen Preiße an, die es auch gemeiniglich kauffen; das übrige suchen sie bey ihren Lands-Leuten anzubringen, die Viehe bedürfen; und nehmen dafür Taback, Dacha und andere Waaren. Man kan sodann um die Helfte des sonst gewöhnlichen Preisses etwas von ihnen erhandeln. Können sie durch alle diese Mittel den Uberfluß nicht wegschaffen, so theilen sie ihn unter die Armen.

XVIII. Die Hottentotten haben viele Last-Thiere, von grosser Stärke und Unverdrossenheit, die man, wenn sie das Alter von zwey Jahren erreichet haben, durch alte Männer, welche das Vieh wohl verstehen, aus der Heerde wehlen lässet. Sobald ein Ochs zu dergleichen Gebrauch bestimmet ist, nimmt man ihn, legt ihn auf den Rücken nieder, bindet ihm die Füsse und den Kopf, und durchsticht ihm mit einem scharfen Messer die obere Lippen zwischen den Nase-Löchern. In diese Wunde steckt man einen Stock etwa eines Daumens dick, und anderthalb Fuß lang, mit ei-

nem Hacken an dem obern Ende, damit er nicht durch die Wunde fallen kan. Vermittelst dieses gekrümten Stockes erhalten sie das Thier im Gehorsam, daß es alles thun muß, was man verlanget. Wolte es sich nicht regieren lassen, noch seine Last tragen, so pflöcken sie vermittelst dieses Stockes sein Maul an die Erde, und tretten darauf, lassen auch das Thier in dieser quälenden Stellung so liegen, biß es geschmeidiger wird. Die Marter, so ein auf diese Weise angepflöckter Ochse ausstehen muß, ist so groß, daß er gar bald die Boßheit verliehret, mit sich umgehen lässet, wie man will, und alle Unterrichtung annimmt. Vergisset er etwan die ausgestandenen Schmerzen, und erzeigt sich abermahls wild, so darf man ihm nur den Stock mit dem Haacken zeigen, den Augenblick legt er allen Ubermuth ab. Dieses Instrument bringt ihn in dermassen grosse Furcht, daß er genau auf alles Achtung giebt, was ihm sein Führer befiehlet: denn er errinnert sich gar wohl, wie wehe ihme das vorige mahl bey dessen Gebrauch geschehen war. Ich habe mich wohl tausendmahl verwundert, wie geschwind diese Thiere ihres Herren Stimme gehorchen, wenn sie auf diese Weise abgerichtet worden. Sie begreiffen sowohl, was er haben will, und beobachten es so genau, als der getreueste Hund in Europa thun könte. Der Stock, der fürchterliche Stock, macht sie im höchsten Grade fleißig, gelehrig und aufmerksam.

Diese Last-Ochsen gebrauchen die Hottentotten, zum wegtragen ihrer Hütten und Geräthschafft, wenn sie an ein ander Ort ziehen. Auch setzen sie die alten Leute, Kranke, und Schwache darauf. Zu diesem Ende machen sie ein Lager in Form eines Trag-Stuhls, durch Hülfe daran gebundener Stecken, auf diesen sanftmüthigen Thieren, worinn sie die unvermöglichen Personen fortbringen. Wenn sie auf das Vorgebürge kommen, Wein, Brandtwein, Taback, eisernes Geräthe oder dergleichen Dinge zu kauffen, so führen sie allezeit einige dergleichen Ochsen mit sich, um die gekaufften Waaren wegzuschleppen. Ein Hottentott, so dergleichen Ochsen besitzet, träget niemahlen etwas.

XIX. Reisset einige Krankheit unter ihrem Viehe ein, so verhindern sie sorgfältig, daß die Holländer davon nichts erfahren: weil sie wohl wissen, daß dergleichen Nachricht dem Verkauffe schädlich falle, bey Leuten, wie die Holländer sind, welche nur nach guten Waaren trachten. Übrigens sind ihre Heerden keiner Seuche, noch denen in Europa üblichen Krankheiten unterworfen. Der Husten, welcher unser Vieh gar oft angreiffet, befällt das ihrige niemahlen. Man kan fast sagen, daß unter ihrem Vieh sonsten keine Seuche verspühret werde, als wegen lang anhaltenden Regens. Weil es niemahlen unter Dach lieget, sondern allezeit unter freyem Himmel; so muß es nothwendig Beschwehrlichkeiten empfinden, wenn die Re-

gen

Wie die Hottentotten die Trag Ochsen machen A. und selbige tractiren B.

gen häuffig und langwührig fallen. Es regnet zuweilen drey oder vier Tage an einem Stücke, wiewohl gar selten. Denen hieraus entstehenden Krankheiten weiß dieses Volk oft nicht abzuhelfen, also stirbt vieles Vieh hinweg. Allein es finden sich keine Anzeigen von dergleichen ansteckenden Seuchen, welche in Europa die Heerden angreiffen.

XX. In jedwedem Kraal ist ein Vieh-Arzt, dessen Amt erfordert, für die Gesundheit dieser Thiere zu sorgen. Er besichtiget es, von einer Zeit zur andern, Stück vor Stück, und gebrauchet, nach seiner Erfahrenheit, das Aderlassen, Purgieren, oder die Stärk-Tränke. Dieser Arzt verwendet seine meiste Zeit, auf Untersuchung der Krankheiten bey dem Viehe, und befleissiget sich, diese Wissenschafft höher zu treiben.

XXI. Die Hottentotten machen ein grosses Geheimniß aus der weise mit kranken Viehe umzugehen. Auf das geringste Anzeigen einer Krankheit, lassen sie ihm zur Ader, sowohl dem grossen, als kleinen. Hierzu bedienen sie sich entweder eines scharfen, spitzigen Messers, oder des Beines von einem Vogel, womit sie auch die Wunden hefften. Hernach geben sie dem Thiere wilden Knoblauch zu fressen, entweder ganz, oder gestossen. Hat ein Thier Verstopfung des Harn-Gangs, so schütten sie ihm einen Trank von eben diesem Gewächse ein, um den Gang zu eröffnen. Uberhaupt heilen diese Viehe-Aerzte ordentlich alle Vieh-Krankheiten, so nicht vom Regen entstehen, wenn sie die Thiere viel ruhen lassen. Dieses ist alles, was ich habe erfahren können, wie die Hottentotten ihr krankes Vieh gesund zu machen pflegen.

Sie geben ihm niemahlen Salz, zur Vorsorge, gleichwie wir. Es ist in ihrem Lande genug vorhanden, allein sie gebrauchen es weder für sich, noch für ihre Heerden.

XXII. Wenn die Schaafe toll werden, oder wenn sie mal koppen bekommen, wie sie es in gebrochen Holländisch nennen, so bringen die Dorfs-Einwohner Opfer, und feyern ein grosses Fest, drey ganzer Tage lang nacheinander. Jedweden Tag opfert man einen schönen fetten Schöpsen, von denen, so nicht thöricht sind. Der Opfer-Priester ist ein ehrwürdiger Greiß, den man aus denjenigen aussuchet, welche im Ruf stehen, daß sie den schönsten Schöpsen auszuwehlen wüsten. Der Brauch erfordert, bey dieser Gelegenheit das beste zu opfern. Die Männer versammeln sich in zweyen Haufsen, um das Opfer zu verzehren. Der erste bestehet aus alten Leuten, welche das Fleisch geniesen. Die jungen Männer sitzen eine gewisse Weite davon, und fressen das Eingeweide nebst dem Blute. Die Weiber sind wieder besonders beysammen, und empfangen täglich zu ihrem Theil die Brühe, worinnen das Thier gekocht worden. Nach dem Essen bringet jedwe-

de Gesellschafft ins besondere den übrigen Tag, und die folgende Nacht, mit Singen und Tanzen zu, aber nicht auf die Weise, wie bey andern Gast-Gebothen zu geschehen pfleget, sondern es wird auf die Art gehalten, wie bey Anruffung des Monden berichtet worden. Alles dieses nehmen sie vor, um Gounja zu besänftigen, den sie erzürnet haben. Sie wollen sich diesen geringern Gott geneigt machen, und seinen Seegen über ihre Heerden erwerben.

Bleibet die Krankheit nach diesem Vornehmen aussen, so geben sie ganz ausserordentliche Kennzeichen einer Frölichkeit von sich. Ihre Fest-Täge und Ergötzlichkeiten nehmen kein Ende. Sie glauben, ihr Schutz-Gott trage einen grossen Gefallen daran, und, weil sie dann vermeynen, ihre erwiesene Andacht habe zu seinem Vergnügen gereichet, so werden sie vor Freuden halb närrisch, und begehen solche Dinge in ihrer Entzückung, die man nicht beschreiben kan. Auf diese Weise bilden sich alle Menschen ein, der Gottheit seyen die abergläubischen Gebräuche ihrer Religion sehr angenehm. Geschiehet es aber, daß nach besagten Opfern die Krankheit nicht nachlässet: so glauben sie, es müssen solche nicht schön genug gewesen seyn, und der alte Greiß, der sie ausgesuchet, habe nicht die rechten Stücke getroffen. Man nimmt also einen andern Greiß, der sich besser darauf verstehen solle, und lässet ihn neue Opfer aussuchen. Sie nehmen alle vorige Solennitäten 3. Tage nacheinander abermahlen vor. Verliehret sich die Krankheit noch nicht, so schreiben sie dieses dem schlechten Futter zu; stellen alsobald ein Abzugs-Fest an, und schlagen ihre Hütten an einem andern Orte auf.

XXIII. Ehe wir dieses Capitel schliessen, müssen wir noch etwas gedenken von einer sehr merkwürdigen Gewohnheit. Die Hottentotten lassen zu gewisser Zeit ihr kleines Vieh durchs Feuer gehen. Am hierzu bestimmten Tage melken die Weiber ihre Kühe bey frühem Morgen, und bringen alle Milch ihren Männern, welche sich deßwegen versammeln. Dieses ist eine ausgemachte Sache, daß sie weder einen Tropfen davon trinken, noch unter währenden Melken verschütten dürfen, weil sonst die ganze Ceremonie vergeblich wäre. Die Männer nehmen die Milch mit besonderer Ernsthafftigkeit an, und nachdem sie ein wenig deßwegen miteinander geredet haben, sauffen sie alles biß auf den lezten Tropfen aus, ehe die Ceremonie angehet. Sobald die Milch verschlungen worden, treiben einige die Schaafe nach dem Orte wo man das Feuer anzünden soll, andere machen den Platz zurechte. Man schüttet eine grosse Menge Späne und kleines dürres Holz zusammen, so, daß der Hauffen eine länglichte Gestalt erlanget, hernach zündet man ihn an, und sobald die Schaafe näher kommen, wirft man kleine Stücken grünes Holz und Aeste auf den Brand, damit ein grosser Rauch

TAB. XVI. pag. 168.

A. Wie die Hottentotten anders machen wen ihre Schafe thöricht werden. B. wie sie ihre Schafe durch den Rauch jagen.

entstehet. Sodann lässet der ganze Hauffen so den Scheiter-Hauffen umringet, einen kleinen Weg offen, wodurch die Schaafe gehen müssen, und an der Seite, da sie hinein gehen sollen, sind die Leute zimlich weit vom Feuer entfernet, so, daß die ganze Heerde auf solchem Platz Raum hat. Wenn alles auf diese Weise angeordnet, treibet man die Schaafe mit Gewalt in den engen Weg, und führet sie durch den Raum, so zwischen dem Feuer und denen rings herumstehenden Personen sich leer befindet. Anfänglich wollen sie durchgehen, und durch die Leute brechen; allein diese halten sich fest geschlossen, und jagen sie mit Streichen und grossem Geschrey zurücke. Unterdessen nehmen einige Männer, die nahe am Feuer stehen, drey oder viere von den nächsten Schaafen beym Kopf, schleppen sie weiter und zwingen sie also, durch den dicken Rauch und über das darunter liegende Feuer zu springen. Wenn die andern Schaafe dieses sehen, folgen sie zuweilen nach, ohne daß man etwas anders nöthig hat, als Schreyen und Schläge. Zuweilen muß man viele mit Gewalt durchschleppen. Ja zuweilen erzeigen sie sich ganz widerspänstig, durchbrechen den Creyß, den die Leute geschlossen, und lauffen davon. Dieses stürzet die Hottentotten in grosse Betrübniß, weil sie die Hartnäckigkeit der Thiere für ein übles Anzeigen halten; hingegen wenn sie ungezwungen durch den dicken Rauch gehen, so ist die Freudens-Bezeigung dieses abergläubischen Volks nicht genug zu beschreiben. Man kan sich nichts lustigers einbilden. Sie lärmen, schreyen, jauchzen, hupfen und springen. Nach ihren seltsamen Geberden, die so bald kein Ende nehmen, solte man sie für närrisch halten.

XXIV. Nach vielem vergeblichen Nachforschen, hatte ich bereits alle Hoffnung verlohren von den hartnäckigten und unwissenden Hottentotten die Ursache eines dermassen seltsamen Gebrauches zu erfahren; doch war endlich einer vermittelst eines kleinen Geschenkes leutseliger worden, und berichtete mir folgendes. Die Gedanken sind alle sein, nur die Worte rühren von mir her.

Er wüste nicht, sagte er, warum seine Lands-Leute aus einer Sache, die nicht zu läugnen wäre, eine Heimlichkeit machen, und dessen Ursache den Teutschen nicht offenbahren wollten: Er wisse sehr wohl, daß dieses den Teutschen weder schaden noch nutzen, hingegen den Hottentotten keinen Nachtheil bringen könne. Wenn wir auf diese Weise anders machen, so hat es diese Bedeutung, daß wir fürchten, es möchten reisende Thiere, insonderheit aber wilde Hunde, unter unsere Schaafe kommen, und selbige zu Schanden machen. Denn diese fügen unsern Heerden mehr Schaden zu, als ein Löw oder Tieger, indem ein Löw mit einem einigen vorlieb nimmt, ein Tieger auch gar bald auf die Flucht kan gebracht werden, wenn man ihm nur

eines will behalten, und damit fortwandern lassen: weil er zwar sonst ein Liebhaber des Bluts ist, aber in solchem Falle auch mit einem Stück Fleisch sich begnügen lässet; die wilde Hunde hingegen saugen weder das Blut aus, noch fressen sie alsofort das Fleisch des erwürgten; sondern, wenn sie unter eine Heerde kommen, so zerreissen sie alles, was Leben hat, sonderlich den Schaafen reissen sie die Bäuche auf, damit das Eingeweyde heraus fallen, und sie im Gang hindern möge.

Damit uns nun dergleichen nicht wiederfahren möge, so lassen wir die Schaafe durch den Rauch gehen, damit die wilden Hunde, wenn sie solchen an ihnen empfunden, davon lauffen, und unsere Schaafe mit Frieden lassen. Wie wir denn durch die lange Erfahrung befunden haben, daß dieses allezeit gut gethan, und unsere Schaafe von ihren mörderischen Zähnen bewahret hat. Woher wir aber solches erfahren, und wie wir dahinter gekommen seyen, will ich ihm, fuhr er fort, ebenfalls entdecken. Unsere Vorfahren haben uns erzehlet, daß es vor vielen Jissis (das ist vor vielmahl zehen Jahren) bey ihnen gebräuchlich sey gewesen, und daß sie sich bey dieser Manier allezeit wohl befunden haben. Nun denken wir, weil es ihnen gut gethan hat, so wollen wir uns desselben auch bedienen; und wir befinden gleichfalls, daß es uns nicht schädlich sey.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Von der Hottentotten Handlung.

I. Sie handeln bloß durch Vertauschen. II. Von den Elephanten-Zähnen. III. Wie sie untereinander selbst handeln. IV. Gemüths-Beschaffenheit der Hottentotten, welche handeln. V. Was die Reisende von dem Handel der Hottentotten gesagt haben. VI. Wie man bey ihnen reisen muß.

I.

Wiewohl ich bereits Gelegenheit gehabt, ein und anders von dem Handel der Hottentotten zu erwehnen, so verdienen doch noch einige besondere Umstände eine Erzehlung, welche ich nirgend anderst, als in einem besondern Capitel vortragen kan.

Diese Völker haben kein Geld, noch etwas, das seine Stelle verträtte. Folglich bestehet ihr Handel im Tauschen. Nimmt man bloß einige aus, die unter den Holländern wohnen, so kennet keiner unter ihnen den Wehrt

eini-

TAB: XVII. *pag. 170.*

A. Wie die Hottentotten die Rochen fangen. Durch breite Flüsse schwimmen.

B. Wiese den Fischen durch Pfeiffen locken.

C. Wiese

einiges Geld-Stückes. Man giebt also für ihre Waaren Wein, Brandtwein, Taback, Dacha, Pfeiffen, Glaswerk, Messer, Armbänder, kleine Spiegel, Eisen, kleine Stückgen von polirtem Kupfer, und zuweilen kleine Stücklein Kanna, welche die Europäer besser, als sie, zu finden wissen.

II. Das kostbareste nach ihrem gröfestem Reichthume, dem Vieh, sind die Elephanten-Zähne. Weil man aber gar wenige bey ihnen findet, so ist glaublich, sie verhandeln selbige an die Einwohner von Monomotapa, oder an die Portugiesen, die sich auf Mozambique, und ferner in dem Lande längst den Rivieren, niedergelassen haben: wie denn diejenigen Hottentotten, so gegen die Gegend Terra de Natal wohnen, gar gute Wissenschafft von ihnen haben, auch mit ihnen umgehen; woraus zu muthmassen ist, daß die, so tiefer im Lande wohnen, ebenfalls von ihnen Nachricht haben müssen: zumahl da selbst die Monomotapenser mit den Portugiesen Handlung treiben, folglich der Hottentotten Länder passiren müssen, also daß beede Nationen auch mit den Hottentotten bekannt seyn müssen. Wenn nun dieses ist, so muß man wundern, warum die Holländer diesen Handel aus den Händen gelassen haben. Ubrigens wägen diese Zähne 100. biß 120. Pfund, und ein Pfund kostet drey biß vier Stüber.

Zuweilen bringen einige Hottentotten auch Straussen-Eyer und allerley rare Vögel nach dem Vorgebürge. Zuweilen auch wilde Thier-Häute, zumahlen von wilden Pferden und Eseln. Doch geschiehet dieses gar selten.

III. Die armen Hottentotten, so gleichwohl weder den Europäern, noch ihren Lands-Leuten, dienen wollen, suchen Brod zu gewinnen, daß sie Ringe, Köcher und andere bey ihnen gewöhnliche Waffen verfertigen, diese verkauffen sie an mildthätige Reiche, die ihnen dafür zwey oder drey Stücke Vieh geben, je nachdem sie reich, oder dem Verkauffer gewogen sind. Eine einige ganze Rüstung sezt den Verfertiger oft in guten Zustand, und sodann ist er mit selbigem vergnüget, und lässet dieses Handwerk fahren.

Um dieser Ursache willen fället es einem Europäer so schwehr, dergleichen Waffen zu erhalten. Die Mildthätigkeit der Reichen, und der geringe Ehrgeiz der Armen verursachen, daß keiner mehr als eine oder höchstens zwey völlige Rüstungen verfertiget, eine für sich, die andere für seinen Patron. Wiewohl ich in gutem Vernehmen stande mit dem Hauptmann Pegu, einem sehr verständigen Manne, der mir aus Hochachtung und Dankbarkeit auf alle weise an die Hand gieng, so kunte ich doch niemahlen einer völligen Rüstung habhafft werden.

Hat einer in Diensten der Europäer mehr Taback, Brandtwein, oder Armbande gewonnen, als ihm nöthig fället, so verkaufft er das übrige seinen Lands-Leuten, und macht sich dadurch ansässig.

IV. Übrigens ist sehr leichte mit ihnen zu handeln, zumahlen, wenn sie selbsten mit einander zu schaffen haben. Sie wissen sodann nichts vom Abdingen. Die Reichen geben für die gekauffte Waare allemahl soviel, als sie ohne ihre Beschwerlichkeit entrathen können. Auch gebrauchen sie im Handel mit Europäern alle Aufrichtigkeit; jedoch erwarten sie über den gesetzten Preiß noch allemahl ein kleines Geschenke, und sehen im Verweigerungs-Falle den Käuffer für unbillig an.

V. Wie es scheinet, so hat Meister * wenig vom Handel der Hottentotten gewust. Unter andern sagt er, sie trieben Heerden zum Verkauffe nach dem Vorgebürge. Aber seit 50. oder 60. Jahren haben sie, meines Wissens, sonsten kein Vieh dahin gebracht, als zum Geschenke für den Gouverneur. Marperger ** hat diesen Irrthum nachgeschrieben.

Vogel *** bemerket, daß etwa achzig Jahre zuvor, ehe die Holländer auf dem Vorgebürge sich niedergelassen, der Holländische Admiral Houtmann, und der Admiral Matelief an dem Vorgebürge gelandet, und für eine Eisen-Stange von dreyßig Pfund neun Schöpse eingehandelt hätten, und so weiter. Heutiges Tages muß man für einen Schöpsen den Wehrt von funfzehen Stüver an Eisen, Armbanden ꝛc. geben. Für ein Pfund Taback bekommt man einen Ochsen; einen Schöpsen aber für die Helfte.

VI. Wer um des Handels willen, oder nur zur Lust, unter diesen Völkern reisen will, muß dergleichen Dinge zu sich nehmen, wornach sie begierig trachten. Für selbige kan er Butter, Straussen- oder andere Vogel-Eyer, Milch, Wildprät und Fleisch haben. Man erbauet ihm eine neue Hütte, man macht ihm eine weiche Lieger-Stätte von langen Grase, man schafft ihm Holz. Er vermag sich gar wohlschmeckende und nahrhafftige Wurzeln anzuschaffen, so die Holländer Ajuinties oder Zwiebeln, und die Kräuter-Gelehrte Sisyrinchium, nennen. An den Küsten kan er für ein geringes fischen lassen. Übrigens kan man in aller Sicherheit bey ihnen reisen; und darf man von diesen Leuten kein Übels befürchten, weil sie es als eine scheußliche Barbarey ansehen, jemanden zu beleidigen, der sie ruhig lässet. Diese weise Regul ist in Europa nicht so allgemein in Beobachtung. Weil es unter ihnen einige Landläuffer und Schelmen giebt, dergleichen die Buschies sind, wovon wir bereits erwehnet, so ist es gut, wenn man einen Lands-Eingebohrnen bey sich hat. Befindet man sich allein, und weit von dem Vorgebürge unter ihnen, so ist das sicherste, daß man ihnen kleine Geschenke mache, die ihnen etwa anstän-

* Indianische Garten, p. 244.
** Handlungs-Lexicon, p. 503.
*** Zehenjährige Reise, ꝛc. p. 70. 71. Siehe auch Merklin Beschr. von Ost-Indien, p. 1114.

anständig seyn möchten, denn auf diese Weise werden sie gar willfährig. Dem Capitain van der Schelling ist es also ergangen. Dann als dieser sein Schiff verlohren hatte, und von Goa aus zu Fusse nach dem Vorgebürge kehren muste, sahe er auf dieser gefährlichen Reise einen Hauffen Hottentotten gegen sich kommen, und bemerkte, daß sie eine Schiffer-Mütze mit einer goldenen Dresse eingefasset, die er auf dem Haupte trug, gar genau betrachteten: So gleich gab er sie ihnen hin. Dieses Geschenk empfiengen sie mit grossen Freudens-Bezeigungen, und erwiesen dem Capitain viele Freundschafft. Auf meinen verschiedenen Reisen, die ich aus Neugierigkeit in ihrem Lande vorgenommen, habe ich ihre Treue und Leutseeligkeit genugsam erfahren. Wiewohl kein Exempel vorhanden, daß sie einen Reisenden todgeschlagen hätten; so müssen sie doch, wenn einer stirbt, beweisen, daß er eines natürlichen Todes gestorben seye.

Bey dieser Gelegenheit muß ich sagen, daß Vogel ihnen unrecht thut, wenn er sie des Streiffens nach Monomotapa beschuldiget, woselbst sie Viehe rauben, und dieses auf dem Vorgebürge verkauffen sollen.

Böving und der P. Tachard haben ihnen bereits das Wort gesprochen, da sie diese Völker als Leute voller Billigkeit und Glimpf vorstellen. Hiernächst ist Monomotapa wenigstens auf hundert Meilen weit von dem Vorgebürge entlegen; welche Entfernung die vorgeblichen Raubereyen aus verschiedenen Ursachen ohnmöglich macht. Die Länder, welche zwischen denen an Monomotapa grenzenden Hottentotten, und denen Hottentotten des Vorgebürges liegen, werden von gar ehrlichen Hottentotten bewohnet, welche die Schelmerey bald entdecken, und die Räuber verhindern würden, ihr gestohlnes Vieh durch ihre Grenzen zu treiben, und das Futter abzuätzen, dessen sie selbsten für ihr Vieh bedürftig sind. Uber dieses kan eine so lange Reise nicht ohne grosse Beschwerlichkeit geschehen, welche diese faule Völker gar bald abschrecken, oder verursachen würde, daß das Vieh auf dem Wege umkäme, wenigstens doch zum Verkauff untauglich würde. Hierzu kommt noch, daß das grosse und kleine Vieh in allen Hottentottischen Gegenden in solchem Uberflusse vorhanden, daß nicht zu vermuthen stehet, es wolle jemand sein Leben und kostbare Ruhe wagen, um etwas zu gewinnen, das er nicht bedarf.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Von den Handwerkern, so die Hottentotten treiben.

I. Von den Fleischern. II. Kürschnern. III. Schneidern. IV. Verarbeitern des Helfenbeins. V. Hurten- Flechterinnen. VI. Seilern. VII. Töpfern VIII. und Schmieden.

I.

Wären die Hottentotten nicht so faul, so könnten sie viel artige Sachen zu wege bringen. Dieses wird man aus gegenwärtigen Capitul ersehen.

Das Fleischer-Handwerk ist bey diesen Völkern in Ehren, ihre Fleischer sind ganz geschickter, als die unsern. Einen Schöpsen schlachten sie also: Man bindet ihme die vördern, wie auch die hindern Füsse zusammen, zwey Männer legen ihn auf den Rücken, der dritte öfnet ihm den Bauch, nimmt das Eingeweide heraus, und rühret das Blut um, damit es nicht gerinne. Sie verletzen keines von den Gefässen, so um das Herz und die edlen Theile liegen, also, daß man wenigstens noch eine Viertel-Stunde nach dem Aufschneiden die Bewegung des Herzens, und die Beschaffenheit der Theile, sehen kan. Unterdessen reiniget man die Caldaunen, wäschet sie, setzet sie über das Feuer, und verzehret sie, weil das Thier noch lebet. Wenn es völlig tod ist, schöpfen sie das Blut mit den Händen oder ihren Löffeln heraus, in einen Topf, und schneiden die Därme nebst dem daran hängenden Fette, und dem Uberrest der Caldaunen, ganz klein darunter, und kochen es hernach am Feuer. So dann ziehet man dem Thiere die Haut ab, löset die Musculen, einen nach dem andern, von den Beinen, also, daß keiner zerschnitten wird. Nach abgelösetem Fleisch lösen sie auch die Beine von ihren Gelenken ab, also, daß keines zerbrochen wird. Das daran befindliche Häutlein schneiden sie entzwey, und ziehen also das blosse Bein heraus. Diese Beine kochen sie erst aus, damit sie das Fett zum Einschmieren gebrauchen können, und geben sie hernach den Hunden.

Ich habe dieser Zergliederung allezeit mit Verwunderung zugesehen, das einige that mir wehe, daß man die armen Thiere so lange leiden liesse: massen ich sie nicht für Maschinen, sondern für Creaturen hielte, die Empfindung haben. Ubrigens glaube ich, es geschehe aus Neugierigkeit, um die Bewegung der innerlichen Theile anzusehen, indem allemahl der Arzt des Dorfes dabey stehet, und die Augen nie von diesem Schauspiel verwendet, so lange das Herz

noch

TAB: XVIII. *pag. 174.*

Wie die Hottentotten die Schafe schlachten. A. Was sie mit den Blut und Därmern thun. B. Wie sie das Fleisch von den Beinen ablösen C. Wie sie Ochsen Kühe und Kälber schlachten. D.

noch schläget. Die alten Weiber, die, gleichwie bey uns, ebenfalls in die Arzney-Kunst pfuschen, befinden sich gleichfalls gegenwärtig. Nun geschiehet es wohl nicht, um zu untersuchen, ob das Thier gesund sey? massen sie ja das verreckte Vieh verzehren. Gleicher gestalten gehen sie auch mit dem Schlachten des Rind-Viehes um. Die Braten-Stücke vom Rindfleisch nehmen sie gemeiniglich von den Hinter-Vierteln, lassen auch wohl zwey oder drey Musculn aneinander, damit der Braten desto ansehnlicher werde. Sie werfen nichts von einem Thier hinweg, so gar die Nerven und Spann-Adern, so an dem Ruckgrat liegen, gebrauchen sie zu Schnüren oder Fäden. Was die Haut betrifft, so wird sie entweder sogleich zu einem Croß bereitet, oder zu Riemen zerschnitten, oder man macht Ringe für der Weiber Füsse, davon. Haben sie nichts dergleichen, auch keine Decke über die Häuser nöthig, so wird sie Stück-weise auf das Feuer geworfen, die Haare abgebrennet, und sodann gegessen.

II. Die Kürschner nehmen die frischen und annoch rauchenden Häute, reiben sie stark mit Fett, biß selbiges recht eingedrungen. Hiervon wird die Haut stark, zähe, und fallen die Haare nicht aus. Diese Häute beklopfen sie, mit grosser Stärke, um zu sehen, ob sie genug Fett eingeschluckt haben, welches man daran erkennet, wenn die Haare nicht mehr ausfallen. Auf diese Weise bereiten sie die Felle, die sie den Europäern verkauffen wollen, ingleichen die von wilden Thieren, wann sie gleich selbige für sich behalten. Für ihre eigene Lands-Leute aber bestreichen sie die erstern nach dem Einschmieren mit Fett, dann mit Kühe-Mist, lassen ihn trocknen, klopfen ihn aus, schmieren von neuem Fett und Kühe-Mist darauf, und treiben dieses so lange, biß sie schwarz werden, und stark nach Mist riechen. Nach ihrer Meynung ist dieses gar ein lieblicher Geruch, wenigstens befindet sich ihre Nase trefflich wohl dabey, weil sie schon daran gewöhnet. * So wahr ist es, daß unsere sinnliche Gliedmassen, wenn sie öfters von einerley Cörpern in Bewegung gesetzt werden, eine solche Veränderung leiden, daß diese Bewegung nicht mehr die gewöhnliche Empfindung in der Seele hervorbringt.

Die Ochsen- oder Küh-Häute, welche zu Riemen sollen angewendet werden, bereiten sie auf eine andere Weise. Damit sie die Haare wegbringen, bestreuen sie selbige mit Aschen, besprengen sie mit Wasser, rollen sie hernach zusammen, und lassen sie an der Sonne trocknen. Nach vier und zwanzig Stunden wickeln sie selbige auf. Läßet sich aber das Haar noch schwer ausreissen, so nehmen sie diese Zubereitung aufs neue vor; und in vier und zwanzig Stunden hernach fället das Haar so zu sagen von selbsten aus. Dieses Le-

der

* Der P. Tachard hat dieses bereits angemerkt. Reise nach Siam L. II. p. 81.

der reiben sie sehr stark und lange mit Fett und Kley- oder Leimen-Sand, wornach sie es mit Fett abermahl einnetzen, so viel ihnen möglich; sodann ist das Leder auf Hottentottisch gegerbet.

III. Jedweder Gerber oder Kürschner ist auch zugleich ein Schneider. Er schneidet die Haut mit grosser Geschicklichkeit, ohne Maas, und ohne Muster, bloß nach dem Augen-Maße, mit seinem Messer. Hernach hockt er auf die Erde, und nähet die Stücke zusammen. Ein spitzig Bein dienet ihme statt der Nadel, oder Ahlen; die durch den Ruckgrad der Ochsen oder Schaafe lauffende Senn-Ader statt des Zwirns, und also verfertiget er schöne und ordentliche Näthen. Mit diesem groben Werkzeug arbeitet ein Hottentott bißweilen eben so gut, als ein Europäischer Handwerksmann, mit Beyhülfe all seines Handwerk-Geräthes.

Eben diese Schneider machen oft aus einer Haut lange Riemen mit wundersamer Richtig- und Geschwindigkeit, und zwar auf freyer Erde, woselbst sie die Haut ausspannen, und allenthalben mit obgedachten Senn-Adern an Pfählen bevestigen. Diese Riemen dienen ihnen die verschiedene Theile an ihren Häusern ingleichen ihr Geräthe und ihre Sättel ꝛc. vest zu binden.

IV. Die Verarbeiter des Helfenbeins, sind die vierte Gattung von Handwerks-Leuten, davon ich reden will. Ihre vornehmste Verrichtung ist, daß sie die Ringe machen, welche diese Völker statt eines Zierraths um den Arm tragen. Ich habe dergleichen sehr schöne gesehen. Unterdessen gebrauchen sie kein ander Werkzeug, als ihre Messer, welches noch dazu öfters nicht viel taugt. Gleichwohl wird die Arbeit durch grosse Gedult hübsch rund, mit einigen kleinen Zierrathen versehen, und so glatt, als wenn sie von der Dreh-Bank käme.

V. Die Matten-Flechterinnen verdienen auch einen Platz. Denn dieses ist meistens der Weiber Geschäffte, welche Hauffen-weise ausgehen, und Binsen von allerhand Gattungen einsammeln. Diese legen sie vor ihren Hütten an die Sonne, benetzen sie auch wiederum, wenn sie gar zu dürre worden, und machen so dichte Arbeit davon, daß kein Regen durchschlagen kan. Sie verfahren also damit, daß sie zu einem Saum gleichsam zwey dünne geflochtene Schnüre, in der Mitten aber noch dünnere fünf oder sechs, an der Zahl durchflechten, welche die andern Binsen veste halten müssen; und die hinein geflochtenen werden mit den Füssen auf beeden Seiten, und in der Mitte so dicht aneinander getrieben, daß man nicht leicht durchsehen kan.

VI. Aus eben diesen Binsen verfertigen die Männer Stricke, von eben solcher Stärke und Dauer, als die hänffenen Seile haben. Die Europäer auf dem Vorgebürge kauffen dergleichen gar oft, und gebrauchen sie bey dem Acker-Bau. Anfänglich drehen sie aus den Binsen kleine Schnüre, und aus den

Schnü-

TAB. XX. *pag. 176.*

Wie die Hottentotten die Elfenbeinerne Ringe machen A. Wie sie die Matten machen B. C. Wie sie ihre Stricke machen D. Wie sie ihre Töpfe verfertigen. E.

Wie die Hottentotten das Eisen schmedzen A. *Wie sie es zum gebrauch anwenden.* B. *wie sie das Eisen poliren und schön machen* C.

TAB: XIX. *pag. 176.*

Wie die Hottentotten ihre Felle beräten. A. Beschmieren sie deswegen mit Fett. B. Desgleichen mit Kühe Mist. C. Klopfen sie hernach aus. D. Wie sie die Riemen schneiden. E. Wie sie die Felle zusamen nähen. F.

Schnüren das Seil. Sie drehen auch Saiten aus Gedärmen für ihre musicalische Instrumente. Erstlich häuten sie die Därme ab, und machen sie schön, hernach nehmen zwey Personen den Darm, und drehen ihn, einer rechts, der andere links, mit den Fingern, biß er die Gestalt einer Sayte erlangt.

VII. Jedweder Hottentott ist ein Töpfer: denn jedwede Familie versorgt sich selbsten mit dem nöthigen Vorrathe an irdenen Geschirre. Hierzu nehmen sie die Erde von einem Ameisen-Hauffen, und zwar die obere, die sie hernach mit derjenigen vermischen, die sie etwas weiter unter finden. Diese Erde reinigen sie von Sande, Stein und Kies, kneten und schlagen sie wohl, wobey sie die Ameisen-Eyer mit einmischen, die man allenthalben findet: dann diese Eyer sind eine sehr starke Kütte. Hernach legen sie die zubereitete Erde auf einen flachen Stein, und geben ihr blos mit den Fingern, wie etwann ein Pasteten-Becker dem Teige, eine Gestalt gleich einer alten Römischen Urne. Man nimmt weder von innen, noch von aussen, die geringste Ungleichheit wahr. Das Geschirr trocknet auf dem Stein an der Sonne, und dann macht man es mit einer Darmsayte los, die man unten durchziehet, statt eines Drathes. Man setzt es in einen Brenn-Ofen, welches nur ein blosses in die Erde gegrabenes Loch ist, etwa so hoch, als der Topf, aber noch einmahl so weit im Umfange. Rings herum, inwendig und oben auf dem Loche, schüren sie ein starkes Feuer an, und wenn solches verloschen, befindet sich das Geschirre eben so stark gebrennt, als man wünschen kan.

Die Töpfe sind von innen und von aussen Pech-schwarz, und bekommen diese Farbe nach der Hottentotten Vorgeben, nicht von dem Rauch des Feuers, worinnen der Topf gebrannt worden, sondern von den Ameisen-Eyern, die von der Hitze schmelzen, alle Theile des Gefäßes durchdringen, und ihme die Härtigkeit nebst der Farbe zugleich mittheilen. Diese Art von Glasur verlieret der Topf nimmermehr, und darf man nur dergleichen Gefässe ansehen, so wird man ganz andere Gedanken von der Geschicklichkeit dieser Völker bekommen.

VIII. Jedoch haben sie von keinen Handwerks-Leuten mehr Ehre, als von den Schmieden. Ich kan versichern, daß ihre Arbeit, so wie sie selbige verfertigen, keine geringe Geschicklichkeit erfordert. Man muß das Eisen-Erzt suchen, schmelzen, bearbeiten; und das alles mit Steinen, statt alles Werkzeuges. Es wird jedermann gestehen, daß die Sache nicht einmahl leicht zu begreiffen ist.

Wollen sie das Erz schmelzen, so graben sie ein grosses Loch in die Erde, worein man eine grosse Menge schütten kan. Dieses Loch erhitzen sie, indem sie viel Holz darinnen verbrennen. Hernach werfen sie das Erz hinein, viel Holz darüber her, und zünden dieses an. Aus diesem Loche gehet ein unter-

ndischer Gang oder Röhre in ein anderes niedrigers Loch, worein das geschmolzene Eisen laufft. Wenn es erkaltet, schlagen sie es mit Steinen zu Stücken, und schmieden hernach ebenfalls mit Steinen ihr Gewehr daraus, ihre Pfeil-Spitzen, Hassagayen und Angeln.

Die Beschreibung, so Vogel giebt * von ihrer Weise, eiserne Waffen zu schmieden, und von derselbigen ihrer Schönheit ist ganz richtig. „Sie nehmen, spricht er, ein Stück Eisen, es mag alt oder neu seyn; und machen „ein Gewehr daraus, bloß mit Steinen, ohne Hammer, Zangen und Amboß. Der härteste Stein vertritt des letztern Stelle auf diesem beklopfen sie das glühende Eisen mit einem runden Steine, biß es die verlangte „Gestalt hat; hernach poliren sie es; also, daß kein Europäischer Handwerksmann mit gleichem Werkzeuge dergleichen schöne und brauchbare Arbeit zu verfertigen vermöchte.

Das Kupfer bearbeiten sie auf gleiche Weise. Sie graben, schmelzen und poliren es mit unglaublicher Kunst, und bereiten die kleinen Zierrathen davon, womit sie sich schmücken.

Drey und zwanzigstes Capitel.

Von der Hottentotten Weise zu jagen und zu fischen.

I. Von der Haasen- Gemsen- und Ziegen-Jagd. II. Von allgemeinen Jagden. III. Elephanten-Jagd. IV. Löwen- Tieger- und Leoparden-Jagd. V. Fall-Grube für die Elephanten. VI. Ritter-Orden. VII. Wie sie Fische fangen. VIII. Sind gute Schwimmer.

I.

Die Hottentotten lassen auf der Jagd sowohl Muth, als Geschicklichkeit, sehen. Vielleicht ist kein Volk in der Welt, das sich besser darauf verstehet: Dieses wird man gerne glauben, wenn man sich erinnert, was ich von ihrer Geschwindigkeit im Lauffen, Ubung in ihren Waffen und Herzhafftigkeit angeführt habe.

Wenn ein Hottentott nur allein, oder in Gesellschafft ein paar Personen auf die Jagd gehet, so ist es ein Anzeigen, daß er bloß denen Haasen, Gemsen, oder dergleichen Thieren nachtrachtet, sodann bedienet er sich bloß seines

* Zehenjährige Ost-Indische Reisebeschr. p. 76.

TAB: XXII. *pag. 118.*

Der Hottentotten Manier grosse und wilde Thier zu Jagen. A.

seines Rackums. Er verfolgt diese Thiere mit unglaublicher Geschwindigkeit, ereilet und fället sie, selten entgehet ihm eines.

II. Zuweilen ziehet ein ganzes Dorf auf die Jagd: nemlich wenn die wilden Thiere einen merklichen Schaden zugefüget, oder ihre Heerden zimlich abgenomm haben, daß sie Wildprats bedürfen. Denn obschon sie selbiges ungemein lieben; so erhält sie doch ihre Faulheit zu Hause, also, daß sie niemalen auf die Jagd gehen würden, wenn sie nicht die Noth und der reissenden Thiere Einfall dazu bemüßigte. In solchen Fällen theilen sie sich Hauffenweise aus, und sobald sie den Schlupfwinkel des Thieres ausgespühret, theilen sie sich, und umringen das Ort. Es geschiehet solches wegen ihrer Geschwindigkeit in einem Augenblick. Fliehet das Thier, so verfolgen sie es; hält es Stand, so kommen sie näher, umziegeln es aber beständig, biß sie zum Schuß gelangen, oder ihre andere Waffen gebrauchen können.

III. Haben sie mit einen Elephanten, Elendthier, wilden Esel oder Nashorn zuthun, deren harte Haut ihre Pfeile nicht durchdringen können, so umringen sie es, und werfen ihm ihre Hassagayen in den Leib. Das Thier erzürnet sich, und laufft gegen die Seite, da es angegriffen worden; sodann verdoppeln diejenigen, so hinter ihme sind, ihre Streiche, und das Thier wendet sich im Augenblick voller Grimm gegen sie. Auf diese Weise laufft es immer vergeblich hin und wieder, biß endlich die Hassagayen sich auf seinem Leibe mehren, und es matt, und bißweilen ganz rasend wird. Es wälzet sich sodann auf der Erde, zerreisset seine Wunden, und bläset endlich seinen Athem durch tausend Verletzungen aus.

IV. Jagen sie einen Löwen, Tieger oder Leoparden, welche Thiere geschwinder, folglich gefährlicher sind, so umringen sie dieselbige auf gleiche Weise, und greiffen sie mit Pfeil-Schiessen an. Das Thier rennet auf einen unter den Hauffen los: Dieser fliehet, und wenn man denket, nun wurde er dem Thiere in seine Klauen fallen, so ist er in einigen Springen aus aller Gefahr. Hierauf eilet dieses wieder zuruck, und verfolgt einen andern: der Handel währet so lange, biß es umkommt: denn entwischen kan es nimmermehr; vorhero aber brüllet es, tobet und wälzet sich auf der Erde ganz rasend wegen der Schmerzen an seinen Verwundungen. Man siehet sodann die völlige Geschicklichkeit der Hottentotten ihm auszuweichen, und ihre Herzhafftigkeit es anzugreiffen. Zuweilen entfliehet das Thier, ehe es man noch umringet hat, wenn es merkt, sein Gegentheil sey ihm zu stark; alsdann jagen sie ihm nach, und lassen nicht ab, biß es den Rücken voller vergiffter Pfeile und Hassagayen hat. Sodann folgen sie ihm nur etwas von fernen nach: denn das Gifft nimmt ihm bald das Leben. Ein Europäer würde von einem solchen Thier nichts genieſſen, das mit vergiffteten Gewehr getödet worden; allein die Hot-

tentotten fragen hiernach nichts, und glauben, das Gifft habe, durch seine Würkung an dem Thiere, bereits alle Stärke verlohren. Sie schneiden bloß das Fleisch weg, worinnen die Spitze des Pfeils oder der Hassagay gesteckt, und welches von der Gewalt des Giffts aufgeschwollen; alles übrige essen sie ohne Bedenken.

V. Die Hottentotten greiffen nicht allemahl mit offenbahrer Gewalt die Elephanten an, ingleichen die Nashorne oder Elend-Thiere. Sie bedienen sich leichterer und nicht dermassen gefährlicher Mittel gegen diese grimmige Thiere. Die Elephanten gehen allezeit hauffenweise, und in einer Reihe hintereinander, an das Wasser, um zu sauffen. Weil sie nun gewaltig schwehr sind, kan man ohne Mühe die Gegend ausspühren, durch welche sie ordentlich gehen, vermittelst der tiefen Fusstapfen, die von ihrer Weyde an biß an die Schwemme, auf der Erde zu sehen sind. Auf diesem Wege, stellen ihnen die Hottentotten nach, und zu dem Ende graben sie ein Loch sechs biß acht Fuß tief, und ohngefähr vier Fuß breit. Mitten in dem Loche pflanzen sie einen dicken, und oben spizigen Pfahl, der mit der Erdfläche gleich hoch stehen muß; füllen die Grube mit Blättern und Gras aus, so, daß sie einem ganz vestem Erdboden ähnlich siehet, und, damit diese listige Thiere den Betrug nicht merken, streuet man ein wenig Sand darüber. Wenn nun die Elephanten auf ihrem gewöhnlichen Wege daher ziehen, so fället allemahl einer davon, in die Grube, wiewohl nicht mit dem ganzen Leibe, doch mit den fördern Füssen, und durchsticht sich die Gurgel oder Brust mit dem Pfahle, ohne daß er sich los machen könnte: denn jemehr er sich bemühet, je tiefer fällt er hinein. Sodann kömmen die Hottentotten aus ihren verborgenen Orten herfür, und, wenn er noch nicht tod ist, steigen sie ihme auf den Hals und schlagen ihn mit grossen Steinen vollends tod. Zuweilen öffnen sie ihm auch eine Ader mit ihrem Messer.

Sobald der Cörper dieses Thieres nach dem Kraal gebracht worden, versammeln sich alle Einwohner, um sein Fleisch zu verzehren, gehen auch nicht ehender von einander, biß dieses geschehen. Selten kan man auf einmahl mehr als einen auf diese weise fangen. Denn so bald die übrigen ihren Cameraden fallen sehen, fliehen sie auf das geschwindeste davon. Eben so werden gemeiniglich auch die Nashorn und Elend-Thiere gefangen. Wenn dieser Kunst-Griff, der den Hottentotten ganz eigen scheinet, nicht hinlänglich ist, dasjenige zu wiederlegen, was einige Autores von der groben Dummheit dieser Völker vorgeben, so weiß ich nicht mehr, was man anführen könte, um zu beweisen, daß eine Nation Verstand und Geschicklichkeit hat. Ich läugne nicht, daß man viele abgeschmackte Gebräuche bey ihnen findet; aber welche Nation hat nicht dergleichen? und vielleicht noch tollere?

VI. Die

TAB. XXIII. *pag. 180.*

A. B. C. Der Hottentotten Manier die Elephanten zu fangen.

VI. Die Hottentotten haben einen Ritter-Orden, der bey ihnen in grosser Achtung stehet. Zwar führet er keinen besondern Namen, es beruhet aber bey dem geneigten Leser, ihm einen beyzulegen. Unterdessen ist er allzumerkwürdig, als daß man seiner vergessen solte.

Wenn ein Hottentott ganz allein einen Löwen, Tieger, Leoparden, Elephanten, ein Nashorn oder Elend-Thier angreiffet und erleget: so wird er für einen gewaltigen Helden geachtet, und zum Ritter gemacht. Also weiß jewedes Volk die Eitelkeit der Menschen zu seinem Nutzen anzuwenden. Sobald der Uberwinder nach Hause kommt, hockt er in seiner Hütte nieder, und ruhet aus. Nach wenigem Zeit-Verlauff erhält er den Besuch eines alten Greissen aus der Dorfschafft, welchen die Gemeine der Männer abschickt, * um, wegen seiner jetzo begangenen ruhmwürdigen That, ihm Glück zu wünschen, und für den, der ganzen Nation geleisteten, Dienst-gebührenden Danck abzustatten. Die Rede endiget sich mit dem Bedeuten, daß ihn alle Männer des Kraals erwarteten, um seinen Helden-Muth die gebührende Ehre zu erweisen. Nach diesen Worten stehet der Hottentott voll Vergnügung auf, und gehet mit muthigen Geberden nebst dem Abgeordneten mitten in den Kraal, da er alle Männer beysammen findet. Daselbst hockt er nieder auf einer für ihn bestimmten Matte, um ihn herum lässet sich die Gesellschafft in gleicher Stellung nieder. Die Freude leuchtet aus dem Antliz des Helden und seiner Freunde. Sodann erhebt sich der Alte, der ihn herbeygeführet hat, mit wohlanständiger Ernsthafftigkeit von seinem Orte, und besprengt ihn, ganz gravitätisch mit seinem Urin ins Gesichte, und vom Kopf biß auf die Füsse, wobey er einige Worte murmelt, deren Bedeutung ich nie habe erfahren, vielweniger sie selber verstehen, oder deutlich vernehmen können. Je ein grösserer Freund er von dem neuen Ritter ist, je überflüßiger weyhet er ihn ein: denn es wird die Grösse der erzeigten Ehre nach dem Maase des starcken Regens berechnet. Seines Ortes wendet der Held allen Fleiß an, daß kein Tropfen umkomme: vor der Ceremonie, ziehet er schon mit seinen Nägeln-Streiffen in das Fett, damit er beschmieret ist, und reibt hernach den Urin hinein. Hat der Abgeordnete allen Vorrath erschöpfet, so steckt er eine Pfeiffe Taback oder Dacha an, thut zwey oder drey Züge daraus, und giebt sie hernach, wem er will, dieser beobachtet ein gleiches, und also wandert die Pfeiffe von einem zum andern, biß sie ausgerauchet worden. Der Held bekommt nichts davon, als die Asche, welche ihm der alte Abgeordnete auf dem Leib schüttet; Uber welche Ehre der Ritter sich

* Herr Kolb erwähnt keiner langen Rede, sondern nur, der alte Hottentotte kündige ihm an, daß er, (der siegreiche Held) müsse anders gemacht werden.

also erfreuet, daß er sie mit grosser Sorgfalt allenthalben einreibet, damit sie in das Fett eindringen möge, und suchet kein Stäublein davon zu verlieren. In diesem Einreiben gehet ihm auch der Ceremonien-Meister, unter tausend seltsamen Geberden und wunderbahren Lufft-Springen, freundschafftlich an die Hand. Mit diesen Solennitäten wird der rare Orden vom Urin ertheilt. Hernach steht die ganze Versammlung auf, und jedweder complimentirt den neuen Ritter, wegen der anjetzo empfangenen ungemeinen Ehre, und des besondern Dienstes, den er dem ganzen Lande erzeiget. Er betrachtet sich auch selbsten nach dieser Ceremonie als einen Mann, welcher den höchsten Gipfel des Ruhms erstiegen hat, und gehet niemahlen aus, ohne die Blase des erlegten Thieres an seine Haare zu binden: man siehet an seinem stolzen und Majestätischen Gange, daß er von seinen Lands-Leuten diejenige Ehrerbietung verlange, die ihm die Gewohnheit zueignet, und ihme von keinem Menschen verweigert wird.

Die Hottentotten sehen die Gefährlichkeiten und Mühe auf der Jagd für grösser an, als die im Kriege; und glauben, es erfordere mehr Stärke, Muth und Herzhafftigkeit eine Stunde lang gegen ein wildes Thier zu kämpfen, als einen ganzen Tag lang gegen einen Feind. Deswegen erfordert auch die Gewohnheit, daß man einem Menschen, der ein reissendes Thier erleget hat, als etwa einen Löwen, Tyger, Leoparden ꝛc. eine gewisse Zeit lasse, seine Kräfften zu erhohlen, und den Abgang der Lebens-Geister zu ersezen. Diese Zeit ist auf drey Tage festgesetzet. Gleich nach der Einweyhungs-Ceremonie begiebt sich der neue Ritter ganz gelassen in seine Hütte, und geniesset währender solcher Zeit einer vollkommenen Ruhe. Man verstöhrt ihn auch um keinerley Ursache willen darinnen, sondern lässet ihn nach eigenen Belieben seiner Bequemlichkeit pflegen. Er darf bey den öffentlichen Versammlungen nicht erscheinen. Unterdessen isset er die besten und safftigsten Speisen, die man in der Gegend haben kan. Er pfleget keine Gemeinschafft mit seinem Weibe, ja sie verfüget sich des Morgens auf das Feld, so bald sie ihre Kühe gemolken hat. Des Abends kommt sie wieder ins Dorf, und versorget ihr Vieh. Sie bleibt biß Nachts heraussen, schleicht sich hernach ganz heimlich in die Hütte; ja, wenn sie denket, der Mann möchte sie merken, verkriecht sie sich in einem Loche in der Nähe herum. In dieser Zeit isset sie nichts, als nur des Abends, doch auch nicht mehr, als zum Lebens-Unterhalt ohnumgänglich nöthig ist. Erst des dritten Tages zu frühe erscheinet sie vor ihrem Mann, der sie gar liebreich empfänget, und ihr viele Proben seiner Freundschafft giebt. Zu Bezeigung seiner Freude, schlachtet er einen fetten Schöpsen, und ladet seine Nachbarn auf den Schmauß, welche auch willig erscheinen, seinem Weibe Glück wünschen, daß sie in den

Armen

Armen ihres Mannes aufgenommen worden, und also an seiner Ehre Theil hat. Auf diese Weise ist auch die Frau anders gemacht worden.

Da ich eines Tages nach der Ursache fragte, warum sich die Gemahlinnen der neuen Ritter dermassen scheu aufführen müssen, traf ich einen sehr muntern Hottentotten an, der mir sagte, diese Ursache fiele deutlich ins Gesichte. „Der Held, sprach er, will ausruhen, und seine Kräfften wiederum erhohlen; dieses könte er nicht thun, wenn sein Weib nicht von ihm „bliebe. Dieses Geschlecht ist voll Annehmlichkeit, und hat solche Reitzungen an sich, denen man schwehrlich wiederstehen kan. Es erfordert Mühe „den Lockungen des Fleisches zu wiederstreben; und wenn der Held, der „ausruhen will, mit seinem Weibe umgienge, würde er noch mehr Kräfften „verliehren, an statt sie von neuem zu gewinnen. Denn nichts schwächet „die Männer so sehr, als die Weiber. Diese müssen währender Entfernung schlecht leben: denn wenn sie sich gutes thun dürften, könten sie etwa „hitzig werden, und hernach die Umarmungen ihrer Männer suchen. Es ist „bekannt, wie listig sie seyen, wenn es auf ihr Vergnügen ankommt; so bietet auch die Nacht allzuviel Gelegenheiten dar, als daß man sie nicht vermeiden solte. Wolte etwan der Mann dem Verlangen seiner verliebten „Frau kein Genügen thun, so wäre zu befürchten, sie möchte selbiges anderwärts zu stillen suchen. Nun, guter Freund, sagte er endlich zu mir, „sind diese Ursachen nicht schön und gut?„ Ich habe für gut gehalten dieser Rede des Hottentotten alles Feuer und lustige Wesen zu lassen, und habe nichts daran geändert, als etwa in der Ordnung, damit diejenigen Herren, welche diese Völker als Ungeheuer der Tummheit ausschreyen, endlich überzeugt werden, daß sie hierinnen zu viel thun und irren. Unterdessen halte ich dieses doch nicht für die einzige Ursache des angeführten Gebrauches.

Ich weiß von der Jagd nichts mehr anzuführen, als daß jedweder Hottentott, von welcher Nation oder Dorfschafft er seyn mag, die Freyheit geniesset, in allen Hottentottischen Gegenden nach Belieben zu jagen. Er kan Wildprät verfolgen was er für eines will, und wohin er will, ohne daß jemand etwas dagegen sagt. Hat er Hülfe nöthig, wird ihm auch diese nicht versagt; gleichwohl aber verlangt niemand einigen Antheil an seiner Beute.

VII. Nun muß ich noch beschreiben, auf was Weise die Hottentotten Fische fangen. Vogel behauptet, sie verstünden von der Fischerey nicht das geringste. Meister, * Marperger ** und andere Autores sind nicht besser unterrichtet gewesen. Was sie diesfalls vorbringen, laufft dahinaus: „Die „Hot-

* Beschreibung der Künste ꝛc. in Indien, p. 244.
** In seinem Lexico, p. 606.

„Hottentotten, so am Meere wohnen, haben kein Fischer-Geräthe, wissen „auch nichts von der Schiff-Kunst. Alle Fische, die sie essen, sind die todten „Wallfische, so das Meer auswirft.„ Man siehet hieraus, wie weit die Reisende ihre Verwegenheit zu fabuliren treiben. Wie kan man sagen, die Hottentotten verstünden nichts von der Fischerey, da sie doch den Europäern, die auf dem Vorgebürge wohnen, hierinnen Unterricht ertheilen könten? Sie erinnern sich keiner Zeit, in welcher die Fischerey bey ihnen nicht im Gebrauch gewesen wäre. Das Meer und die Flüsse schaffen ihnen Fische. Viele unter ihnen sind gelernte Fischer. Ihre Geräthschafft besteht in Angeln, Netzen, einem spitzigen Stocke oder Eisen. Zuweilen fangen sie die Fische mit der Hand.

Insonderheit wissen sie wohl mit der Angel umzugehen, und was für Köder für jedwede Gattung Fische erforderlich sey. Doch bedienen sie sich keines Köders öfter, als der Muschel-Fische, die sie aus der Schaale nehmen. Vor Ankunft der Holländer waren ihre Angel-Haacken kleine krumgebogene Stücklein Eisen, von ihrem eigenen Gemächte; aber heutiges Tages sind sie mit Europäischen Angeln gar wohl versehen.

Ihre Angel-Schnüre sind aus Sähnen oder Därmen der Thiere verfertiget. Das eine Ende halten sie in der Hand, weil sie keine Angel-Ruthe daran haben. Wenn sie mit diesem Instrumente fischen, und viele Fische im Meer sehen, so pfeiffen sie mit aller Macht, um sie herbey zu locken, dieses Geräusche thut ordentlich eine wunderbahre Würkung. Rauschet aber das Meer zu stark, daß man das Pfeiffen dafür nicht hören kan, so erregen sie ein wunderliches Geschrey oder starken Gesang: an statt daß die Fische dafür erschrecken solten, kommen sie vielmehr Hauffenweise um die Angel herum geschwommen. Ubrigens beisset der Fisch gar leicht an, und ordentlich fangen die Fischer mehr, als sie auf einmahl vermögen an den Strand zu bringen. Wenn sie im Meere auf den Klippen stehen, und angeln, wickeln sie ihren Fang in ihren Krosse, oder in einen ledernen Sack, den sie deswegen mitnehmen.

Die Europäer auf dem Vorgebürge, gestehen aufrichtig, daß die Hottentotten ein Netz mit grösserer Geschicklichkeit auswerfen und ziehen, als sie zu thun vermöchten.

Das spitzige Eisen, oder den Stock, gebrauchen sie bloß in den Flüssen, und in den criques oder kleinen Buchten. Zu diesem Ende gehen sie biß auf den halben Leib ins Wasser, bißweilen noch tiefer, und schleichen sachte hin und her, biß sie einen Fisch unter ihren Füssen spühren, sodann durchbohren sie ihn mit ihrem Wurf-Pfeile oder spitzigen Werkzeuge, und ziehen ihn aus dem Wasser; ist selbiges nicht tief, so gebrauchen sie bloß die Hand.

Man

Man sollte gedenken, es müste ihr Fang nicht sonderlich zahlreich seyn, wenigstens sodann, wann sie bloß den Wurf-Pfeil oder die Hand dazu anwenden; unterdessen fangen sie doch, mit diesem Hülfs-Mitteln allein, eine grosse Anzahl Rochen, wenn die Buchten damit angefüllet sind: massen diese Fische zu tausenden im Junio, Julio und Augusto angestrichen kommen. Wenn die Fluth ablaufft, so bleiben in den hohlen Felsen allerhand Gattungen Fische liegen, davon die Hottentotten eine grosse Menge mit den Händen fangen, zumahl von den Klip-Fischen, alleine, weil diese keine Schuppen haben, essen sie selbige nicht, sondern bringen sie den Europäern, welche grosse Liebhaber davon sind, man muß auch gestehen, daß sie trefflich wohl schmecken.

VIII. Sie gebrauchen keine Schiffe bey ihrem fischen. Wollen sie Meer-Fische fangen, so schwimmen sie zu einem Felsen hin, und wieder herüber, und haben auf ihrem Kopfe den Krosse oder Sack, worinn sie die gefangene Fische bewahren. Diese Last hindert sie gar nichts. Sie sind auch in der That die besten und verwegensten Schwimmer, so ich jemahlen gesehen. Ihre Art zu schwimmen hat was ausserordentliches, das man, so viel ich weiß, bey keiner andern Nation antrifft. Sie schwimmen ganz aufgerichtet. Ihr Hals und ihre Arme, die sie aus dem Wasser empor halten, ragen aus dem Wasser hervor, der Füsse bedienen sie sich zum fortrucken, und im Gleichgewichte zu bleiben, ich habe aber niemahlen erfahren können, auf was Weise sie selbige bewegen. Das gewisseste ist, daß sie sehr geschwinde fortkommen. Sie sehen unter sich, und haben fast eben die Stellung, ials ob sie auf vestem Lande giengen. Wenn gleich das Meer brauset und sene Wellen sich erheben, so scheinen sie doch nichts darnach zu fragen: Ja sodann schwimmen sie insonderheit gerne, oder tanzen vielmehr. Die Fluthen erheben sie und lassen sie wieder in die Tieffe sinken, wie ein Stück Holz, da man doch vermeynen solte, sie würden sie verschlingen.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Von der Hottentotten Arzney- und Barbier-Kunst.

I. Beschaffenheit der Arzney- und Barbier-Kunst bey den Hottentotten. II. Von ihren Aerzten und Barbierern. III. Von ihren Gegen-Hexereyen. IV. Von ihrer Weise zu schrepfen. V. Von ihrer Weise eine Ader zu öffnen. VI. Von ihrer Weise eine Wunde von einem vergiffteten Gewehre zu heilen. VII. Von ihrer Weise ein Glied wieder einzurichten. VIII. Von ihrer Weise den Kopf zu scheeren. IX. Von ihrem Abnehmen der Glieder. X. Verschiedene Arzney-Mittel, die sie gebrauchen.

I.

Wiewohl die Arzney- und Barbier-Kunst der Hottentotten mit vielen närrischen Einbildungen und mit Aberglauben vermischet ist; so haben sie doch auch viel nutzliches in ihrer Ausübung bey sich, welches allerdings einen Platz allhier verdienet.

Die Hottentottische Aerzte, welche zugleich auch Barbierer oder Wund-Aerzte abgeben, sind sehr oft glücklich, und verrichten nicht selten solche Curen, daraus der geschickteste Doctor oder Wund-Arzt in Europa sich eine Ehre machen würde. Die Kräuter-Wissenschafft ist ihnen nichts weniger, als unbekannt. Sie haben einige Erkänntniß von den Kräfften einer grossen Anzahl trefflicher Pflanzen und Wurzeln, so im Lande wachsen, so, daß sie oft bey sehr mißlichen Umständen diese Mittel mit wundernswürdigem Erfolge gebrauchen. Der P. Tachard hat ihnen dieses Zeugniß bereits mitgetheilet. Sie nehmen die Verrichtungen des Barbierers auf ihre Weise vor; sie öffnen eine Ader, setzen Schrepf-Köpfe ꝛc. mit unvergleichlicher Geschicklichkeit, obschon sie niemahlen der Zergliederung eines Cörpers beygewohnet, ausgenommen bey Thieren, auch keine andere Instrumente haben, als ein ordentliches Brod-Messer, ein Horn, und das Bein von einem Vogel, wovon ich bereits mehr als einmahl gesprochen habe.

Böving sagt: * die Hottentotten gebrauchten in allen ihren Krankheiten, sowohl innerlichen, als äusserlichen, bloß das Schrepfen und Schmieren.

* Beschreibung der Hottentotten.

ren. Dieser Autor muß wenig nachgefraget haben, oder gewaltig seyn betrogen worden. Wenigstens ist gewiß, daß diese Völker Salben und Pflaster zubereiten, und über dieses verschiedene Arzneyen innerlich gebrauchen. Doch muß man gestehen, daß sie nicht den tausendsten Theil von denen, in Europa gebräuchlichen, wissen. Ihre Ingredientien sind auch in geringer Anzahl, und die Weise der Zubereitung ungekünstelt. Hiernächst ist ihre Apothecker-Kunst ein unerforschliches Geheimniß, sie offenbahren keinem Menschen die Weise, wie sie ihre Pulver, Salben und Pflaster zubereiten.

II. In jedwedem Kraal ist ein Arzt oder Barbierer: In den grossen Dörfern sind zwey, die man mit Fleiß unter den vernünfftigsten und erfahrensten aussuchet. Sie besuchen einen Kranken, wie den andern, ohne Unterscheid, und ohne einige Belohnung. Die Ehre, so mit diesem Amte verknüpfet ist, wird als eine genugsame Belohnung angesehen. Man erhebt sie über die andern Einwohner, ja man giebt ihnen gar den Rang über dem Pfaffen. Man hat, was das vornehmste ist, eine dermassen grosse Zuversicht in ihre Geschicklichkeit, daß niemand Furcht träget ihren Händen sich anzuvertrauen. Sterben die Kranken, so sagen sie, die Würkung ihrer Arzney-Mittel sey durch Zauberey verhindert worden: Es haben diese Völker eine dermassen gute Meynung von der Geschicklichkeit ihrer Aerzte, daß sie ihnen allemahl auf ihr Wort trauen. Die Krankheit mag beschaffen seyn, wie sie will, und sich ansehen lassen, wie sie will, so verlässet doch der Arzt selbigen, wenn er einmahl geruffen worden, nicht mehr, biß er tod oder gesund ist.

Ohne diese Aerzte, sind auch in jedwedem Dorfe einige alte Weiber, die sich für gar geschickt ausgeben, in Erkänntniß der Wurzeln und Kräuter. Sobald sie wissen, daß jemand in der Nachbarschafft sich übel befindet, so kommen sie von selbsten, und ertheilen ihren wohlgemeynten Rath. Diese weiblichen Aerzte sind bey den andern rechten Aerzten gewaltig verhasset, und, gleichwie bey uns, von niemand höher geachtet, als von den alten Weibern.

III. Bißhero haben wir nur das schöne bey der Hottentottischen Arzney Kunst gesehen; nun wollen wir auch das Abgeschmackte betrachten, welches sich niemahlen deutlicher zeiget, als in ausserordentlichen Krankheiten, welche sie gewöhnlich der Zauberey zuschreiben. In solchen Fällen hohlet man den Arzt des Dorfes, den sie für sehr geschickt in Gegen-Hexereyen halten. Das erste, was dieser vornimmt, ehe er noch ein Wort gesprochen, ist, das Eingeweide eines fetten und gesunden Schaafes zu besichtigen, welches man gleich nach seiner Ankunft abschlachtet. Er nimmt das Netz davon, bestreuet es mit Buchu, drehet es wie einen Strick zusammen,

und hängt es dem Kranken an den Hals, der es so lange tragen muß, biß es faulet, und Stück-weise abfället. Beym Anhängen spricht er: du wirst bald ausser Gefahr seyn. Es müssen also diese Beherungen wenig Krafft haben. Ist der Kranke ein Mannsbild, so versammeln sich alle Männer des Dorfes, und essen den geschlachteten Schöpsen; ist es ein Weibsbild, so schmaussen die Weiber. Ist es ein Kind, so kommt das Fleisch den Kindern zu gute. Befindet sich der Kranke in einiger Zeit hernach nicht besser, so nimmt der Arzt seine Zuflucht zu natürlichen Mitteln. Stirbt er, so entschuldigt er sich mit der grossen Macht eines feindlichen Zauberers, der die Krankheit verursachet und unterstützet habe.

Mir ist nur ein einiges Exempel eines Hottentotten bekannt, der seinem Arzt nicht Glauben beygemessen, als dieser seine Ausflucht, mit der überlegenen Macht eines boßhafftigen Zauberers, suchte. Er war ein Fischer, und über dem ganzen Leib mit Aussatz bedecket. Der Hottentottische Doctor hatte die gewöhnliche Weise vorgenommen, die man bey zauberischen Krankheiten gebrauchet. Allein es halfen weder die Gegenhexereyen, noch Arzeneyen etwas. Der arme Hottentott wurde verlassen, als eine Person, die mit einer unheilbaren Krankheit behafftet ist. Einige Zeit hernach, kam der unglückselige Mensch zu einem Holländer, der ihm gar oft Fische abgekaufft hatte. Dessen Frau riethe ihm aus Mitleiden, er solle Römischen Vitriol in Wasser auflösen, und seine Wunden damit waschen. Dieses Mittel gebrauchte der Hottentott, und befande sich nach vierzehen Tagen völlig gesund. Diese wunderbahre Cur erweckte in ihm eine unendliche Verachtung gegen seinen Arzt. Er gieng ausdrücklich zu ihm, um ihm seine Unwissenheit vorzuwerfen, und die Geschicklichkeit seiner Wohlthäterin zu erheben, und von dieser Zeit spottete er der Ungeschicklichkeit und eingebildeten Kunst seines Hottentottischen Marktschreyers.

IV. In der Colic und im Magenwehe suchen sie sich mit Schrepfen zu helfen. Die Schrepf-Köpfe sind von Ochsen-Hörnern gemacht, die man am Rande sehr dünne geschabt hat. Will man solche aufsetzen, so saugt der Arzt an der Haut, an dem Orte wo es wehe thut, hernach setzt er den Schrepf-Kopf gar geschickt auf, eben wie man in Europa thut. Wenn er meynet, das Ort sey ganz unempfindlich worden, so nimmt er das Horn weg, und macht mit seinem Messer zwey oder drey Schnitte in die Haut, die nicht wohl eines halben Daumens groß sind. Hernach setzt man den Kopf noch einmahl auf, und lässet ihn so lange, biß er von selbsten abfället, welches ein Anzeigen, daß er voller Blut ist. Diese schmerzhaffte Operation dauert ein paar Stunden. Sodann lässet man den Kranken in Ruhe. Ziehen sich die Schmerzen von der Colic oder vom Magenwehe auf eine andere Seite,

so

TAB: XXIV. *pag. 188.*

A.B. Der Hottentotten Manier zu schroepfen. *C. wieße Aderlassen.*

so reibt man selbige recht stark mit heissem Fett; wird der Schmerzen durch dieses Schmieren nicht gehoben, so setzt man den Schrepf-Kopf von neuem auf, an dem Orte, wo es wehe thut. Bringt auch dieses keine erwünschte Würkung zu wegen: so bedienet man sich der innerlichen Mittel, und giebt dem Kranken Getränke ein, von abgekochten Kräutern, oder Pulver von gewißen Blüthen, Blumen oder Kräutern. Es geschiehet selten, daß der Kranke nicht sollte gesund werden, entweder durch das Schrepfen, oder durch das Aderlaßen, wovon wir in folgendem Artickel handeln wollen.

V. In der Plethora, das ist, wenn allzuviel Humores oder Geblüt vorhanden, öfnet man gewöhnlicher Weise eine Ader; und dieses geschiehet bloß mit Hülfe eines ledernen Riemens und eines Messers. Den Riemen binden sie oberhalb der Ader, und schlitzen sie mit einem wohlgeschärften Messer auf. Wenn Blut genug herausgelauffen, so lösen sie den Riemen auf, und schmieren die Wunde mit etwas frischem Schöpsen-Fette, wornach sie den Arm mit wilden Salbey und andern Arzney-Kräutern einbinden. Nach zwey Tagen ist die Oefnung zugeheilet. Wenn nach gebrauchter Aderläße der Krancke noch nicht zur Gesundheit gelanget, so nimmt man innerliche Mittel zur Hand, und gebrauchet abermahlen abgekochte Tränke und Pulver. Einige Autores sagen, die Hottentotten zergerbten sich die Haut mit Schrepfen oder Aderlaßen, ohne einige Nothwendigkeit, allein sie betrügen sich gar sehr.

VI. Ein Hottentott, der mit einem vergiffteten Gewehr verletzt worden, hat mir die bey ihnen gewöhnliche Weise eröfnet, wie man dergleichen Schaden „heilet. „Wir vermischen, sagt er, Schlangen-Gifft mit unserm Speichel; „nemlich, wir reiben beedes zwischen zwey Steinen durcheinander. So„dann kratzen wir in der Herz-Grube, so lange biß es Blut giebt, und schmie„ren in die Ritze einen Theil von dem zubereiteten Gifft, den übrigen nehmen „wir innerlich ein; hierdurch wird das Gifft allezeit ausgetrieben, sowohl „aus der Wunde, als aus den andern Theilen des Leibes, da er etwann „sich möchte ausgebreitet haben. Wenn wir meynen, das Gifft sey völlig „zertheilet, so reinigen wir die Wunde sehr sauber, und legen Taback- oder „Dacha-Blätter über, so lange biß sie zuheilet. Gar selten wird eine ver„gifftete Wunde nicht von Grund aus innerhalb eines Monaths oder darü„ber geheilet; allein wer liederlich damit umgehet, hat freylich längere Zeit „thig.„ Was die Weise betrifft, wie sie mit andern Wunden umgehen, so haben wir bereits davon gesprochen, da wir ihrer Weise erwehnet, wie sie den Hoden-Sack zuheilen.

VII. Ich weiß nicht, was diese Völker mit einem zerbrochenen Gliede anfangen; denn Zeit meines Aufenthalts auf dem Vorgebürge ist dergleichen

chen Unglück meines Wissens niemanden unter ihnen begegnet. Verrenckungen der Glieder geschehen wohl zuweilen. Sodann schmieren sie das Ort erstlich mit Fett, so stark sie können, hernach drücken sie das verrenkte Glied gegen das Gelenke, und drehen es hin und wieder, biß es in die Schüssel springt, und seinen gehörigen Platz erreichet. Sie sagen, es gehe damit sehr schmerzhafft zu, ich glaube es auch, und jedermann wird sich dieses leicht vorstellen.

VIII. Die Hottentotten bescheeren sich den Kopf gar oft, wenn er ihnen wehe thut, und zwar mit einem ordentlichen, wohlgeschärften Messer. Das Fett, damit sie ihre kurzen und wolligten Haare beständig einsalben, dienet ihnen statt des Einseiffens. Sie schneiden sich die Haare niemalen gänzlich ab: sondern nur an dem Orte, wo sie das Wehe verspühren. Sie wissen damit recht geschicklich umzugehen, und, sobald es geschehen, bestreuen sie das beschorne Ort mit Buchu, welches Kraut sie für sehr gut gegen das Kopfwehe halten.

IX. Nebst dem Schnitt, den der Pfaffe an allen Mannsbildern vornimmt, ehe sie heyrathen, thut der Arzt auch einen an den Wittwen, wie wir bereits bey Gelegenheit der Hottentottischen Heyrathen erwehnet haben. Es ist also schon genug, wenn wir sagen, die Geschicklichkeit dieser Aerzte bey dergleichen Fällen sey wunderns-würdig: indem man kein Exempel hat, daß eine Frau wäre dadurch ungestaltet worden, oder, daß es ihr Beschwerlichkeit verursachet hätte. Sie gehen auf solche Weise damit um. Man bindet das nächste Glied an demjenigen, so weggeschnitten soll werden, sehr veste mit einer trockenen Senne, und unternimmt ohne weitere Vorbereitung den Schnitt mit einem ordentlichen Messer. Zum Blutstillen schlagen sie gleich Safft aus Blättern von Mastix-Baum über den Stumpf, und binden ihn mit Arzney-Kräutern und Blättern ein. Hierinn bestehet das Hauptstück der Hottentottischen Barbier-Kunst.

X. Thut diesen Völkern der Magen wehe, so gebrauchen sie Safft von Aloe-Blättern, den sie allezeit in etwas warmer Brühe nehmen. Niemahlen bedienen sie sich eines andern vehiculi. Diese Arzney purgirt gewaltig, und ist zugleich gut für den Magen. Werden sie nicht gleich auf das erstemahl hergestellet, so warten sie drey biß vier Tage, und fahren sodann mit dem Gebrauche fort, verdoppeln zuweilen auch die Dosin. Selten erzeiget sich die gewünschte Würkung nicht.

Sie gebrauchen auch innerlich, nachdem es sich schickt, Pulver und abgekochte Tränke ohne Künsteleyen. Sie nehmen dazu wilden Salbey, Eybisch-Wurz, Frucht und Blätter von wilden Feigen-Bäumen, von Buchu,

von

von Knoblauch und wilden Fenchel, auch einigen andern Pflanzen, davon ich nachgehends handeln will, wenn ich die Gewächse auf dem Vorgebürge beschreiben werde. Dieses sind ihre Arzney-Mittel, welche ich habe ausforschen können. Aus der grossen Mühe, die es mich gekostet hat, dieses wenige zu erfahren, kan ich sicher schliessen, sie müssen noch mehrere haben, die sie mir nicht offenbahren wollen.

XI. Ich habe von vielen glaubwürdigen Europäern sagen hören, daß die Hottentotten eine gewisse sehr grausame Wahrsagerey ausübten, davon ich aber niemalen selber eine gewisse Nachricht einziehen können. Man will erfahren, ob der Kranke an seinem Ubel sterben oder genesen werde? zu diesem Ende schindet man einen Schöpsen lebendig, nimmt sich aber sehr in Acht, daß währender schmerzhafften Operation das Thier nicht einen Tropfen Blut vergiesse. Wenn nach abgezogener Haut der Schöps aufsteht und laufft, so ist es ein Zeichen, daß der Kranke gesund wird. Bleibt aber das Thier auf dem Platze liegen, so sagen sie, es werde auch der Kranke nicht mehr aufstehen; und nach dieser unglücklichen Vorbedeutung verlassen sie ihn, und geben ihm keine Arzneyen mehr. Weil sie seinen Tod für unfehlbar halten, so trösten sie sich im voraus deßwegen, und verursachen durch ihre barbarische Nachlässigkeit, daß die Prophezeyhung eintrifft. Jedoch reichen sie ihm einige Nahrung so lange, biß er stirbt, oder seine gute Natur ihm davon hilft. Geschiehet das letzte, so sagen sie, es sey das Wahrsagen nicht behörig vorgenommen worden, der Schöps habe Blut verlohren, oder sie nehmen ihre Zuflucht zu einem andern dabey vorgegangenen, angeblichen Fehler. Doch muß man gestehen, daß sie selten davon kommen, weil man dieses Wahrsagen nur in dem Falle gebrauchet, wenn es mit dem Kranken höchst-mißlich stehet, und weil gar selten ein Schöps nach dem Schinden noch lauffen kan. Hiernächst mögen auch wohl einige aus Ermangelung guter Hülfs-Mittel sterben.

XII. Hat ein Hottentott, es sey Mann oder Weib, seine Gesundheit nach einem ausgestandenem schweren Lager wiederum erhalten, so giebt er einen Schmauß oder Andersmacken, und schlachtet einen Ochsen oder Schöpsen, nach dem er reich, oder seine Familie in Umständen ist. Wird der Schmauß wegen einer Manns-Person gegeben, so fressen die Männer das Fleisch nach ihrer Gewohnheit, und die Weiber sauffen die Brüh aus. Hingegen kommt das Fleisch-Essen auch an sie, wann eine Frau das Andersmacken anstellt.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Von der Hottentotten Begräbnissen.

I. Gebräuche, wenn der Kranke in den Zügen liegt. II. Wenn er verschieden. III. Wie sie den Cörper zu Grabe tragen. IV. Ceremonien, wenn sie nach Hause zuruck kommen. V. Ursachen dieser Ceremonie. VI. Man feyret ein Fest und die Anverwandten tragen leid. VII. Grausamkeit, die man an alten Greisen ausübet. VIII. Von den Erbschafften.

I.

Wann ein Hottentott, Mann, Weib oder Kind in Zügen liegt, so versammeln sich seine Freunde und Anverwandten ohngesäumt um ihn her, und verführen ein schreckliches Heulen und Schreyen, Stossen und Schlagen mit Händen und Füssen, wie Unsinnige. Oben habe ich bereits erwehnet, daß diese Völker keinen Begriff von der Vorbereitung zum Tode haben, im geistlichen Verstande nemlich: der Kranke stirbt also wehrenden Heulens, ohne andern Trost, als daß man ihn eine Zeitlang betauert.

II. So bald er den letzten Seufzer gethan, so verdoppelt sich das Geschrey mit solcher Macht, daß man es einige tausend Schritte weit hören kan. Den Leichnam beugen sie, daß er eine Stellung bekommt, wie etwa ein Kind in Mutter-Leibe hat; nemlich die Knie kommen über den Bauch, die Elenbogen auf die Knie, und die Hände unter den Kopf, oder bey den Wangen zu liegen. Hernach wickelt und bindet man ihn in seinen Pelz-Mantel, also, daß man nichts von ihm zu sehen bekommt. Indem einige Personen hiermit beschäfftiget sind, suchen der Hauptmann und einige Greisen ein zur Begräbniß dienliches Ort, um keine Zeit zu versäumen. Sie machen niemahlen ein Grab, wenn ein Felsen-Loch oder die Höhle eines wilden Thieres, von solcher Grösse vorhanden, daß man den Leichnam hinein legen kan. Selten vergehet zwischen dem Sterben und Begraben werden eine längere Zeit, als sechs Stunden, es wäre denn der Kranke des Nachts gestorben; und dennoch muß die Nacht finster seyn: denn wenn der Mond scheinet, so lässet man den Leichnam keinesweges biß an den Morgen liegen. Es ist folglich ganz wahrscheinlich, daß sie oft Leute begraben, die noch nicht gestorben sind.

III. Unterdessen biß man den Cörper aus der Hütte schleppt, versammeln die Männer und Weiber der Dorfschafft sich vor der Thür, und hocken

A. *Wie die Hottentotten ihre verſtorbene zuſamen binden.* B. *wie ſie denſelben beklagen.* C. *Ihre Leichen Proceſſion.* D. *Ihre Begräbniß Art.*

cken in zweyen Crayſen nieder; die Männer formiren einen, die Weiber den andern. Da höret man unter ihrem entſetzlichen Geſchrey das Wort Bo, Bo. das iſt: Vatter, Vatter, welches ſie in einem gar kläglichen Thone wiederhohlen. Sollten ſie etwan die Gottheit, den Vatter des Lebens anruffen? dieſes weis ich nicht zu verſichern. Dieſer Lermen iſt was unangenehmes für einen Europäer: aber der Hottentott befindet ihn zu Ausdruckung ſeines Schmerzens gar ſchicklich. Man bringt den Leichnam nie gar zur Hütten-Thür hinaus, ſondern deckt allzeit einige Hurten ab an dem hindern Theile der Hütte, und ſchiebt ihn da hinaus. Nach der Urſache dieſes Gebrauches habe ich zwar oft gefraget, aber niemahlen etwas anders erfahren können, als daß es Hottentotten Manier ſey. Vielleicht befürchten ſie, der Leichnam möchte den Kraal verunreinigen, wenn man ihn durch ſolchen trüge; welche Gedanken nach dem Judenthume riechen. Der Hauptmann wehlet die Träger oder die Anverwandten des Verſtorbenen. Dieſe nehmen den Leichnam auf die Arme; und ſind ihrer allemahl drey oder viere, niemahlen mehrere. So bald der Cörper aus der Hütte geſchafft worden, ſtehen beede Crayſe vor der Hütten-Thür, und folgen ohne einige Ordnung nach, auſſer daß Männer und Weiber zwey beſondere Hauffen machen. Den ganzen Weg ſchreyen ſie: Bo, Bo, Bo, daß ſie heiſcher werden, und machen ſo lächerliche Stellungen dazu, daß der ernſthafftigſte Europäer dieſes Trauer-Spiel nicht ohne Lachen anſehen kan. Iſt nun die Leichen-Begleitung biß zu dem Loche angelanget, das man zum Grabe auserſehen, ſo ſteckt man den Leichnam ohne weitere Ceremonie hinein, und füllet es ſorgfältig aus mit Erde von einem Ameiſen-Hauffen, damit der Cörper deſto ehender ſoll verzehret werden; hernach wirft man Holz und Steine darauf, damit ihn die wilden Thiere nicht freſſen.

IV. Beym Zuruckgehen machen die Leichen-Begleiter eben die vorigen ſeltſamen Ceremonien, und verſammeln ſich vor des Verſtorbenen Hütten-Thüre, die Männer ſchlieſſen einen Crayß, die Weiber deßgleichen, fangen alle von neuem an zu heulen, und bißweilen zu ruffen: Bo, Bo, Bo, Bororo, Rhode atſche. Den Verſtorbenen nennen ſie öfters bey Namen. Bey Sprechung angeführter Worte, deren Verſtand ich nie erfahren kunte, machen ſie Sprünge, und die lächerlichſten Stellungen. Dieſes Trauerſpiel währet etwa eine Stunde, hernach wird man ſtill, beede Crayſe hocken ſich veſt geſchloſſen nieder, zwey Greiſſen aber von des Verſtorbenen Anverwandten oder Freunden, ſtehen auf, und gehet einer in den Crayß der Männer, der andere in den Crayß der Weiber, und beſprengen die Anweſenden mit ihrem Urin. Dieſen garſtigen Regen empfangen ſie mit groſſer Ehrerbietung. Haben die beeden Ceremonien-Meiſter ihren Vorrath erſchöpfet, ſo gehen ſie

in die Sterb-Hütte, nehmen eine Hand voll Asche vom Heerd, und gehen zu der Oefnung heraus, dadurch man den todten Cörper weggeschafft hat. Jedweder verfüget sich wieder in seinen Crayß, und bestreuen die Anwesende mit der Aschen, die mit grossem Respect angenommen wird; Männer und Weiber reiben sie mit aller Macht in das Fett an ihrem Leibe. Sind beede Crayse zahlreich, so wiederhohlet man das Besprengen und Einäschern so ofte, biß jedweder seinen Antheil empfangen hat. Wenn dieses geschehen, stehet man auf und gehet nach Hause, unter Wiederholung des vorigen Klagens. Offters auch bereibt man sich die Arme und Beine mit Kuh-Miste. War der Verstorbene eine angesehene Person, oder er hat viel Freunde, so wiederholt man eben dieses Klagen drey oder vier Tage nacheinander, allezeit eine Stunde lang, ja zuweilen wohl acht Tage nacheinander.

V. Ich habe mir viel Mühe gegeben, ja gar Geld angewendet, um den Grund dieses Besprengens und Einäscherns zu erfahren. Nach vielem Nachforschen haben mir unterschiedene Hottentotten gesagt: das Urinsprengen seye eine Art sich zu bedanken. Die Greissen danken der Gesellschafft für die dem Verstorbenen erwiesene Ehre ihrer Begleitung. „Wie, sagte ich, „giebt es keine andere natürlichere Weise sich zu bedanken? Wir wissen kei„ne, antworteten sie. Alles, was wir zu sagen wissen, ist, daß es bey uns „also gewöhnlich, und kein Hottentott sich unterstehen darf etwas an dieser „Weise zu danken zu verändern, wenn er nicht in Gefahr des Lebens sich „setzen wollte.„ Was für ein Unterscheid findet sich doch in den menschlichen Begriffen? Was man in Europa für die grösseste Beschimpfung hält, das deutet auf dem Vorgebürge eine ersinnliche Dankbarkeit an. Was für eine tyrannische Gewalt hat der hergebrachte Gebrauch! Ich thate, was ich konnte, diese ungeschickte Weise zu danken lächerlich zu machen; allein ihre Hochachtung dagegen verringerte sich keinesweges, kaum machten sie mich anhören.

„Was die Asche betrift, sagten mir einige Hottentotten, so bestreut man „die Anwesenden deßwegen, damit sie sich des Zustandes erinnern, worein sie „der Tod ohnfehlbar versetzen wird. Man will sie demüthig machen, ihren „Stolz und Einbildung unterdrücken. Man will allen Unterschied zwischen „ihnen aufheben, und ihnen zeigen, daß Alte und Junge, Schwache und „Starke, Arme und Reiche, Schöne und Häßliche, bald einander gleich seyn „werden; Alle werden bald zu Staub oder Asche werden.„ Ich versichere, daß mir diese Rede ein unerwartetes Vergnügen machte: denn alle Unterredungen mit den Hottentotten, wegen ihrer Gebräuche und Religion, hatten mir die Meynung beygebracht, daß, weil sie sich um den Zustand nach dem

Tod

TAB: XXVI. *pag. 194.*

A. B. *Ihre Ceremonien nach der Begräbniß.* C. D. *Die Leichenbegleiter werden mit Asche be„ streuet.* E. *die hinterlassene tragen ein Schaf Netz um den Hals.*

Tode nicht bekümmern, so suchten sie auch aus seiner Betrachtung die Lehre nicht zu ziehen, die sie ziehen könnten. Eben diese Leute sagten mir auch, daß der Greiß vermittelst des Einäscherns der Versammlung seinen Seegen gäbe, und daß man die, bey dergleichen Fällen angebrachte, Wünsche für gar kräfftig hielte. Das Bereiben mit Kühe-Mist währenden Heimgehens, geschehe um sich des Verstorbenen zu erinnern: welche Ursache mir desto glaubwürdiger vorgekommen, weil ich würklich bemerket habe, daß nur die besondern Freunde des Erblichenen und die Betrübtesten sich auf dergleichen Manier bereiben.

VI. Nach Endigung dieses Heulens und Klagens schlachtet der Erbe einen Schöpsen, falls der Verstorbene Vieh hinterlassen hat; Einige von den nächsten Anverwandten thun dergleichen, wenn es ihr Vermögen zulässet. Man feyert ein Fest, wobey alle Männer des Dorfes zugegen sind. Das Netz von des Erben Schöpsen, wird stark mit Buchu bestreuet, und ihm an den Hals gehänget, da er es tragen muß, biß es von selbsten abfället. Die andern Anverwandte tragen das Netz von ihren geschlachteten Schöpsen auf gleiche Weise. Man muß sich verwundern, wie lange diese mit Buchu bestreute Netze dauern, welches man meines Erachtens dem Buchu zuschreiben muß, welcher auch verhindert, daß sie nicht so übel riechen. Dieses sind die Trauer-Zeichen, welche die Reichen tragen. Hat der Verstorbene kein Vieh hinterlassen, und die Armuth seiner Freunde erlaubet ihnen keinen Schöpsen zum Schmauß für die Dorfs-Einwohner abzuschlachten, so scheeren sie sich die Haare Strich-weise, also, daß eben so viele Haare stehen bleiben, als sie wegschneiden. Dieses Bescheeren geschiehet zierlicher, wenn es wegen Trauer geschicht, als wegen Kopf-Wehe. In dem ersten Falle geben sie wohl Achtung, daß die beschornen Striche eben so breit sind, als die stehen gebliebene Haare. Ja es muß ihre Breite von etwa zweyen Daumen seyn: Hierauf aber wird nicht Achtung gegeben, wenn sie sich wegen Kopf-Wehes scheeren.

VII. Dieses sind die Gebräuche und Ceremonien der Hottentotten bey ihren Leichen-Begängnissen. Allein sie haben noch eine andere grausame Weise zu begraben, wenn ich es also nennen darf, für diejenigen, die nicht mehr im Stande sind das geringste zu thun, noch sich zu helfen. So lang eine Person noch das geringste thun kan, wenn es auch nur ein wenig Holz aufleſen wäre, zum Feuer machen, so begegnen ihm seine Kinder und Anverwandte mit ersinnlicher Liebe, jedermann thut sein mögliches, um sein Leben zu versüssen. So bald sie aber nichts mehr vornehmen kan, schliessen sie selbige von aller Gemeinschafft aus, und bringen sie nach einer Hütte, die an

einem abgelegenen Orte ausdrücklich deßwegen erbauet worden. Man setzt einige Lebens-Mittel nahe zu ihm, und verlässet ihn sodann gänzlich, er mag hernach vor Hunger, oder vor Alter sterben, oder von wilden Thieren zerrissen werden. Sobald also ein Mensch alt und ganz unvermöglich wird, so erbauet sein Erbe, nemlich ordentlicher Weise der älteste Sohn, oder überhaupt der nächste männliche Anverwandte, eine Hütte, in einiger Weite vom Dorfe. Hernach versammelt er die ganze Gemeine, offenbahret ihnen seinen Vorsatz, beschreibet ihnen den unglücklichen Zustand des Alten, dessen er gerne loß seyn will, und bittet die Versammlung um Erlaubniß ihn wegzuschaffen. Der Kraal verweigert seine Einwilligung niemahlen, und kan man sie desto leichter erhalten, weil sie den alten unvermöglichen Leuten von dem ihrigen mittheilen müssen. Doch ist diese nothwendig, und kan man sonsten nicht fortfahren. Sobald sie gegeben worden, bestimmet man einen Tag zur Abreise. Vor dieser, schlachtet der Erbe einen Ochsen, oder zwey biß drey Schöpse, und bewirthet die Einwohner des Dorfes; diese nehmen sodann von dem Alten Abschied, am bestimmten Tage setzt man ihn auf einen Last-Ochsen, die meisten Einwohner begleiten ihn, und also gelanget er zur Hütte, die ihm zum Grabe dienen solle. Sobald er dahinein geleget, und der wenige Vorrath an Lebens-Mitteln ihme hingesetzet worden, verlässet man ihn ganz und gar, also, daß kein Hotttentott jemahlen ihme nähert, oder in die Hütte siehet.

Stellet man diesen Völkern vor, wie ich ofte gethan, wie unmenschlich dieser Gebrauch sey? so verwundern sie sich gewaltig über diesen Begriff, und behaupten, wir wären vielmehr unmenschlich, hingegen stecke in ihrem Vornehmen eine grosse Barmherzigkeit und Liebe. „Ist es nicht in der That „etwas grausames, sagen sie, daß man einen Menschen lange Zeit unter dem „Jahr eines kränklichen Alters schmachten lässet! kan man ohne Mitleiden „ansehen, wie ein Freund oder Anverwandter von den Schwachheiten des „Alters gedrückt wird, ohne daß man suchen sollte seinen Jammer zu ver„kürzen? Wir sehen es nicht, glauben vielmehr, es erfordere die Menschlich„keit, einem so elenden Leben bald abzuhelfen.„ Dergleichen Gründe brachten einige Hottentotten vor, wenn ich ihnen wegen dieses Gebrauches einige Vorwürfe machte. Sie beharren so halsstarrig auf ihrer Meynung, daß die besten Gründe keinen Eindruck bey ihnen machen.

Böving, da er der Grausamkeit der Hottentotten in Hinlegung ihrer Kinder erwehnet, sagt, er habe gehöret, daß einige unter ihnen sich die unvermögliche Greisen von Halse schafften, und sie Hungers sterben liessen; doch befürchtet er, übel unterrichtet zu seyn. Ich lobe ihn wegen seines Zweiffels,

weil

weil er die Sache nicht gewiß wuste; ich tadle ihn aber, daß er sich nicht besser erkundiget, wie ihme leicht gewesen wäre. Er würde befunden haben, daß man dieser Grausamkeit allzuenge Schranken gesetzt, da man ihm nur einige Hottentotten als schuldige beschrieben: denn ich kan versichern, daß es ein unveränderlicher Gebrauch bey allen Hottentottischen Nationen sey. Wäre der abgelebte Greis der Reichste des Dorfes, oder gar Hauptmann, so bringt man ihn nichts destoweniger in die fatale Hütte, sowohl, als den ärmsten und geringsten im Dorfe. Die Sache beruhet bey dem Erben, der ihn selten lang leiden lässet: man hielte ihn für einen Unmenschen, der an dem elenden Zustand seines Anverwandten, seine Lust sähe. Ich überlasse zu bedenken, was in Europa geschehen würde, wenn die Erben gleiche Gewalt hätten. Dem sey, wie ihm wolle, so gleichen die Hottentotten hierinnen den Troglodyten, die ihre alten Leute auch aus dem Wege schafften, aber auf eine andere Weise: sie banden sie dem Ochsen auf der Weyde an die Schwänze, und liessen sie also umkommen. That ein, zu dieser Todes-Art verdammter, Alter einigen Wiederstand, so tödete man ihn auf der Stelle. Dieses war noch grausamer.

VIII. An diesem Orte müssen wir die Erbschaffts-Ordnung der Hottentotten genauer beschreiben.

Alle Güter des Verstorbenen gebühren, bereits erwehnter massen, seinem ältesten Sohne, oder nächsten männlichen Anverwandten. Man theilet sie niemahlen, sie fallen auch nie auf die Kunkel-Seite. Ja eine Frau kan nicht einmahl einig Vermächtniß erhalten, weder durch Testament, noch andern lezten Willen ihres Mannes oder Vatters, ausgenommen mit Bewilligung des ältesten Sohnes, oder nächsten männlichen Verwandten. Hat ein Mann gleich viele Töchter, aber keinen Sohn, so erbt doch der nächste Anverwandte das ganze Vermögen, ohne daß die Töchter das geringste bekämen, es sey dann mit Bewilligung des Erben. Hat ein Mann viele Söhne, so bekommen die jüngern nichts, als was der älteste ihnen mit gutem Willen giebt. Zwar kan der Vatter bey Lebzeiten schenken, so lange er noch gesund ist, aber auf seinem Toden-Bette wird seines ältesten Sohnes Bewilligung erfordert. Es verschenkt auch der Vatter sehr selten etwas, oder doch nichts beträchtliches, zum höchsten etwa eine Kuh oder ein Schaaf: mit diesem mag der jüngere Sohn sein Glücke machen.

Hat ihme der Vatter bey Lebzeiten nichts gegeben, so muß er bey seinem ältesten Bruder bleiben, und ihme Zeit Lebens dienen, bloß für das tägliche Brod. Weil die Hottentotten die Freyheit gewaltig lieben, so kan

man leicht gedenken, wie schwer dem jüngern Bruder diese Art einer Sclaverey fallen müsse; unterdessen hat er vor die Gewohnheit solche Ehrerbietung, daß er sich ohne Murren seinem ältesten Bruder unterwirft, so lange biß ihn dieser in Freyheit setzen will. Mag er seine jüngern Brüder nicht bey sich haben, so giebt er ihnen nach Belieben eine Kuh, oder ein Schaaf, um ihr Haushalten anzufangen, und erlaubt ihnen zu heyrathen, oder bey Europäern zu dienen. Von dem Augenblick an ist der jüngere Bruder frey, und kan sein älterer keine Dienste mehr als eine Schuldigkeit von ihm fordern. Eben solchen Gewalt hat dieser auch über seine Schwestern: sie dürfen ihn ohne seine Erlaubniß nicht verlassen, noch heyrathen. Wenn er sie frey macht, giebt er ihnen, was er will. In diesem Stücke bin ich mit dem P. Tachard vollkommen einig. Nur muß ich beyfügen, daß der älteste Sohn, oder überhaubt der Erbe, des verstorbenen Mannes Weiber oder Weib Lebenslang, oder währenden Wittwen-Standes, versorgen muß. Bey den Namaquas ist die Wittwe allezeit ihres ältesten Sohnes Vormunderin, der sie, so lange sie lebt, versorgen muß, wenn sie nicht wieder heyrathet, und dadurch ihrem Rechte absaget.

Ende des ersten Theils.

Beschrei-

A Teuffels } Berg
B Tafel }
C Lössen }
D Lössen Schwantz
E Holländische Vestung
F der Compag: Garten
G der Hottentotten Wohnung
H Holländer Wohnung
I Kirche
K Spital
L Meerbrücke von 50 Schritten wo die Chalouppen landen

Prospect des Berühmten Vorgebürgs der Guten Hoffnung in Africa

A
B
C
D
E
F
G
H
I
K
L

D J E R H E D E

Accurate Vorstellung von

CAPO BONÆ SPEI IN AFRICA

Tropicus Capricorni
M. S. Thomas
G. d Pinquena
Galla
Zedaja
MONOMOTAPA
Magar
Zimbaoe & Monomotapa
Namaquas Nat.
Camissa
Samet
Vollonta
Porto de Itheos
Vigitim Lagna
Attaquas Nation
Angra de Soltas
Kleine Nama-
Grosse Nama-
C A F F A R I S
Costa quas Nation
quas Nation
J. Cequos
Elephant fl.
Chirigriquas Nat.
Dunquas Nation
C. Penco
D E S E R T A
Montel
HOTTEN
Odi quas Hottentotten
Susaquas
Honigberge
Wagenmachers Valley
Hassaquas Koop Nation
Bay S. Helena
Saldanha Bay
Kocho quas Hottentots
TOTTS
Simons Pop.
Grüne Kloof
Robin I.
Tafel bay
Fort auf d. Gute Hoffn.
Hout Bay
Norwegen
Bay Falsc
Hangklip
Verreyete
Fischhuk
Blaueberg
Stellenbosch
Tygerberg
Waveren mans
F. du Toit
Drakenstein
Kirch
Williemsdor
Keitzikamma
Nation
Swellendam
Warmesbad
Meerdust
Constantia
mans Nat.
Suurthe Valley
Bay Hermosa
Pascaboes
Bay S. la Croa
Bay S. Blasy
Agoa de I N H A M B A N E
Bassorat R.
C A F F E R S
Ingida Re
Rio de Spirito
C. S. Maries
Heykoms Nation
R. Marquis
Bellegueras
Rio de Infantes
P A R S
Chantouers Nat.
T E R R A
Houteniquas D E Nation
Rio S. Lucia
N A T A L
Rio de Natal
Gauros Nat.
Vbiquas Pop:
Rio Fingas
Damaquas Nat:
Sonquas Pop:
Cap Primero
Rio S. John od Lohan
Rio S. Christophoro
M O N O M O T A P A
Agoa de

Tafel-Bay auf dem Vorgeburg der Guten Hoffnung.
a. Tafel
b. Teuffels } Berg
c. Lössen }
d. Lössen-Schwantz
e. Holländisch Wohnungen
f. das Fort
g. Eine Brücke ins Meer da die Chalouppen anländen
h. verbogene Klippen
i. Wasserplatz
Baleine
Robin In.
Ancker Platz

Die Holländische Vestung auf dem Vorgebürg der Guten Hoffnung.
1 Buiren 2 Leerdam 3 Oranien
4 Catzenellenbogen 5 Nassau 6 Capitains Haus
a Gouvernieurs Wohnung
b Secondehjon c Gewölbter Thor d Lutenants Wohnung
e Schmidts Winckel

25
30
35
3 1 0
4 0
5 0
6 0

Beschreibung
Des Vorgebürges der guten Hofnung.
Zweyter Theil.

Erstes Capitel.

Topographische Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung.

I. Allgemeine Abtheilung des Vorgebürges. II. Allgemeine Abtheilung des Bezirks vom Vorgebürge, und seine Grenzen. III. Vom Tafel-Thal. IV. Von der Stadt und Vestung der guten Hofnung. V. Von Robben-Eyland. VI. Von den beeden Gärten der Compagnie. VII. Der Tieger- und Kühe-Berg. VIII. Blaues Gebürge. IX. Büffel-Thal. X. Stein-Gebürge. XI. Berge, so die Portugiesen Los Picos fragosos nennen, und Berge von Norwegen. XII. Tafel-Berg. XIII. Sonderbahre Erscheinung auf selbigen. XIV. Wasser, so darauf entspringet. XV. Bergwerke. XVI. Wolken, die sich zuweilen auf ihm sehen lassen. XVII. Woher der Löwen-Berg den Namen erhalten? Seine Lage. XVIII. Verrichtung der obenstehenden Schildwachten. XIX. Flaggen. XX. Kleine Schanze am Fusse des Gebürges. XXI. Anmerkungen über die umliegende Gegend. XXII. Wind- oder Teufels-Berg. Seine Gestalt und Lage. XXIII. Von den Flüssen.

I.

Damit man desto leichter verstehen möge, was ich von denen, auf dem Vorgebürge wohnenden, Europäern sagen werde, muß man einen Begriff von dem Lande haben, das sie besitzen. Die von mir beygefügten Carten sind sehr richtig, man kan sich darauf verlassen. Dieser Theil des Landes, wo die Holländer wohnen, ist in vier Colonien oder Bezirke abgetheilet.

Der

Der erste und nächste an der See heist deswegen das Vorgebürge; Stellenbosch, ist der zweyte; Drackenstein, der dritte; und Waveren, der vierte.

II. Der erstere Bezirk ist der merkwürdigste, weil er die Stadt und Vestung des guten Vorgebürges in sich schliesset. Die vielen Berge machen ihn nur desto annehmlicher, wegen der lustigen, angenehmen Thäler, die sie formiren, welche mit vielen Bächlein und Flüssen durchschnitten sind. Er wird von dem Stellenboscher Bezirk durch eine sandigte Gegend abgesondert, und erstreckt sich seine Gerichtsbarkeit gegen Nord-Ost biß an die Nation der Gorachouquas, und den Fluß Mosselbanck oder Muschelbanck. Diese Grenzen sind also bestimmet worden, durch einen Ausspruch von an. 1712. bey Gelegenheit eines Streites zwischen dem independenten Fiscal, und dem Land-Drost von Stellenbosch. Das Meer benetzet das Vorgebürge von Süden, Norden und Westen; und die Nation der Gorachouquas begrenzet es gegen Nord-Ost. So weit erstreckt sich das Cap seit 1712.

Die weitläufftigen Gipfel der Berge in diesem Bezirk, stellen den Augen die schönsten Wiesen voller Blumen vor, worein sich Quellen ergiessen, die sich schnell in die Thäler herabstürzen, und nicht nur diese befeuchten, sondern dabey die angenehmste Ansicht geben. In einer gewissen Ferne scheinet das Erdreich ganz unfruchtbar; aber je näher man dazu kommt, je deutlicher beobachtet man seine Fruchtbarkeit. Diese Gebürge siehet man auf funfzehen Meilen weit ins Meer. Hier und dar findet man kleine Wäldlein, deren Holz zu Schreiner und Zimmer-Arbeit dienet.

Wenn man seine Augen von diesem prächtigen Anblick voll Verwunderung auf die Ebene wendet, so siehet man nichts, als schöne Wiesen mit Blumen bedecket, fruchtbare Bäume, würzhafftige Kräuter, und Arzney-Pflanzen. Die Aloe, zum Exempel, ist daselbst sehr gemein. Das Singen der Vögel, und Rauschen der Bäche, macht diesen Aufenthalt noch angenehmer.

III. Der erste Ort, den die Holländer in Besitz nahmen, war das Tafels-Thal, so die Portugiesen Tovva de Cabo nennen. Anfänglich baueten sie an dem Salz-Flusse, (Zout-Rivier) eine Schanze von Holz und Erde, und hielten eine Wache zur Sicherheit ihrer Heerden darinnen. Diese Schanze führte den Namen Keer-de Kö. * Nahe bey der Schanze bauten sie einen grossen Stall, worinnen 150. Pferde, auch eben so viel Men-

schen

* Das ist, kehr die Kuh um. Denn ein Theil von dem Amte der Wache bestand darinn, die Kühe zurück zu jagen, die sich unter der Hottentotten Vieh gemischt hatten.

schen Platz hatten. Hier unterhielte man lange Zeit Reuter, um die Hottentotten zu verfolgen, die etwa Vieh rauben wolten.

Nachdem sich die Colonie, an dem Salz-Flusse hin, ausgebreitet hatte, und tiefer in das Land hinein gedrungen war, verließ man diese Schanze, gar bald, als unnütze, und endlich verfiel sie gänzlich. In dem Stall halten sich die Ubelthäter auf, welche der General-Gouverneur von Indien nach dem Capo ins Elend verweiset. Zu meiner Zeit fanden sich einige Indianische Prinzen daselbst, die fünf Jahre da bleiben musten, weil sie der Regierung zu Batavia mißfallen hatten. Diese unglückliche Prinzen musten ihren Lebens-Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienen. Nach verflossener Zeit ihrer Straffe, wurden sie auf einem Compagnie-Schiffe wieder zuruck geführet.

IV. In dem Tafels-Thale liegt die Stadt des Vorgebürges, nebst dem schönen Castell, so beede den Namen Göde-Hoop, oder gute Hofnung, führen. Die Stadt erstrecket sich von der See-Küste, biß an das Thal, worinnen der prächtige Compagnie-Garten angeleget ist. Sie ist groß, und ordentlich gebauet, mit breiten Gassen, und mehr als 200. Häusern. Die meisten sind geraumig, von Quader-Stücken aufgeführet, mit einem grossen Vorhofe, und hinten mit schönen Gärten versehen; und wie nun die Holländische Nettigkeit allenthalben herfür leuchtet, so verursachen diese Gebäude einen überaus schönen Anblick. Unterdessen haben die Häuser nur einen Stock, kein einiges hat mehr als zwey, und sind sie alle mit Stroh gedeckt, gar wenig mit Ziegeln oder Schiefer, wegen der stürmischen Winde, die in diesen Gegenden toben. Auf beeden Seiten der Gassen hatte man Wetter-Dächer aufgeführet, damit die Vorbeygehenden vor dem Regen sicher waren. Es war aber so viel Unbequemlichkeit und Gefahr dabey, daß sie auf Befehl der Regierung alle abgebrochen worden. Die Matrosen und Hottentotten rauchten beständig Taback unter diesen Wetter-Dächern, und da kam öffters durch ihre Unvorsichtigkeit Feuer aus. Unterdessen hat der Magistrat die Strassen mit guter Manier von Matrosen und Hottentotten gereiniget: denn weil sie nicht einen Augenblick ohne Taback-Rauch bleiben können, so wurde ein Verbot abgekündiget, daß niemand auf der Strasse rauchen solle, und diese Verordnung wird von einer Zeit zur andern erneuert. Wer dawider handelt, wird an einen Pfahl gebunden, und gewaltig auf den Hintersten gegeisselt.

Die Kirche auf dem Vorgebürge ist sehr geräumig, und auf eine Dauerhafftige, aber ungekünstelte, Weise gebauet, von lauter Quader-Stücken. Das Schiff und der Glocken-Thurm sind mit Stroh gedeckt, welches man sehr sauber hält, und abwäschet, folglich fället dieses Gebäude sehr gut ins

Gesichte, wenn man es an einem hellen Tage, von der See aus, betrachtet. Rins herum gehet eine dicke Mauer, und schliesset einen weitläuftigen Platz ein, der zum Kirchhof dienet. In der Kirche ist nichts merkwürdiges. Die Canzel ist ganz glatt, ohne alle Zierrathen; die Zuhörer sitzen auf Bänken, die gerade hinter einander stehen, entweder der Canzel gerade gegen über, oder zur Seite: Man hat seine Stelle nahe oder weit von dem Prediger, nach Beschaffenheit der Geburt, des Standes, Ranges, und Amtes. Gewisse Plätze sind für einige Kirchen-Bediente bestimmet. Bey der Communion, setzet sich jedweder an sein Ort an einer langen Tafel, unten am Predigt-Stuhle. So bald die Communicanten alle sitzen, empfangen sie Brod und Wein aus den Händen des Geistlichen, der folgends ein Gebet spricht, und sie hernach gehen lässet. Man folgt hierinnen dem Gebrauche der Holländischen Kirchen. An der Mauer des Kirchhofes, stehet ein kleines Häuslein, worinnen der Glöckner wohnet. Übrigens habe ich gehöret, daß die Kirche, die Mauer des Kirchhofs, und des Glöckners Wohnung, obschon sie ohne alle Zierrathen gebauet, dennoch mehr als dreyssig tausend Gulden gekostet.

Das Kranken-Hospital macht dieser Stadt viele Ehre, und giebt ihr ein schönes Ansehen. Es stehet nahe an dem Compagnie-Garten, und haben etliche hundert Kranke ganz bequemlich Raum darinnen. Denn es kommt selten ein Schiff aus Indien oder Holland, das nicht eine gute Anzahl mitbrächte. Zuweilen sind auf einem einigen funfzig, zuweilen hundert, zuweilen gar anderthalb hundert. Sobald das Schiff vor Anker liegt, bringt man alle Kranken in das Hospital. Daselbst sind sie wohl einquartieret, man giebt ihnen die nöthigen Arzneyen, und frisches Fleisch, mit einem Worte, man versorgt sie biß zu Ende. Die sich erhohlen, können nach Belieben in den Compagnie-Garten spatzieren, welcher dem Hospital allerley Kräuter und Wurzeln, und den Kranken eine treffliche Lufft verschaffet. Dieses Hospital stehet der Kirche gegen über, ist regulmässig und gar wohl angegeben. Es ist mit einem Graben umzogen, wodurch ein schöner Bach rinnet, der vom Gebürge herunter in die Bucht sich ergiesset.

Ein anderes Gebäude, die Loge genannt, dienet den Compagnie-Sclaven zur Wohnung. Es ist in zwey Theile abgesondert, damit jedwedes Geschlecht sein besonder Quartier innen hat. Es sind für beede eine grosse Menge tauglicher Kammern vorhanden, nebst einem grossen Saal, wo die Sclaven ihre Eß-Waaren empfangen, und essen; hiernächst auch ein starkes Gefängniß, worein man die Ungehorsamen, Trunkenbolde ꝛc. sperret. Die Aufseher der Sclaven haben ebenfalls ihre Zimmer darinnen. Letztlich ist auch ein Gemach da, worinnen man die Kinder der Negern unterweiset.

Die

Die Compagnie hat auch in der Stadt des Vorgebürges grosse und schöne Marställe, worinnen etliche hundert Pferde gar bequem Raum haben. Man unterhält allezeit eine grosse Anzahl schöner Persischer und anderer Pferde zu Diensten der Compagnie und zum Gebrauche des Gouverneurs.

Die viereckigte Schanze, so der Herr van Riebeek hatte aufführen lassen, hat gestanden, biß Herr Bax Gouverneur auf dem Vorgebürge worden. Denn weil damahls eine Menge neuer Einwohner ankam, und die Handlung täglich sich vergrösserte, so befande der Herr Bax, daß die Magazinen der Compagnie in der Schanze viel zu klein wären für so viele Güter. Er hielte auch die Vermehrung der Besatzung für nothwendig, weil alle Europäische Nationen, welche Handlung treiben, die Holländer wegen ihres grossen Nutzens von dem Vorgebürge beneideten; deswegen er befurchte, man möchte ihn ohnvermuthet überfallen, und seiner Principalen Handlung stöhren. Solte nun die Zahl der Soldaten vermehret werden, so muste man auch ihre Wohnung vergrössern, und dieses war ohnmöglich, wenn man die Schanze so liesse, wie sie war. Uberdem war Herr Bax mit der Lage der Schanze keinesweges zu frieden, weil sie, seiner Meynung nach, den Hafen nicht bestriche. Da er nun alles dieses den Herren Bewindhabern vorgestellet, und gezeiget hatte, daß die Erbauung einer neuen Vestung, an einem vortheilhafftigern Orte, nothwendig seye, so versprach er zugleich, es solte das ganze Werk in dreyen Jahren zu Stande kommen, und zwar in einen solchen, als die Absicht des Baues erforderte. Die Bewindhaber billigten seine Vorstellungen, und ertheilten ihm Vollmacht, das Fort an solchem Orte, nach einem solchen Risse, und überhaupt dergestalten aufzubauen, als ihm gut dünken würde, das alte aber, nach Verfertigung des neuen, zu schleiffen.

So bald Herr Bax diesen Befehl erhalten, legte er die Hand ans Werk, führte es auch dergestalten aus, daß man sich des Vertrauens auf sein Versprechen nicht durfte reuen lassen. Innerhalb drey Jahren führte er ein schönes, grosses und bequemes Castell auf. Hierdurch erwarb er sich einen grossen Ruhm. Der Gouverneur Adrian van der Stell ließ hernach vieles daran vermehren, so, daß es heutiges Tages ein dauerhafftiges, vestes, geraumiges, und mit allen, einer Besatzung nöthigen und nutzlichen Dingen, wohlversehenes Gebäude ist. Es bedecket den Hafen wohl, und dienet auch, auf der Land-Seite, zu einer trefflichen Vertheidigung. Die vornehmsten Officier der Compagnie haben schöne und weitläufftige Wohnungen darinnen.

V. Drey Meilen von der Stadt, und an der Mündung der Tafel-Bucht, ist das Robben-Eyland. So bald man von diesem Orte aus,

ein Schiff entdeckt, von welcher Nation es auch seyn mag, es mag nur vorbey seeglen oder einlauffen wollen, schiesset man ein Stuck los, und lässet die Holländische Flagge wehen. In diese Insul verweiset man die Ubelthäter von dem Vorgebürge. Sie halten sich da in Hütten auf.

In dieser Insul findet man viele ausgegrabene Hölen, welche die Portugiesen, dem Ansehen nach, verfertiget haben, um gegen den Regen bedeckt zu seyn. Man sagt, es stünden viele tausend Namen von Leuten dieser Nation darinn eingegraben.

VI. Um die Stadt und im Tafel-Thale sind viel schöne Gärten, und prächtige Land-Güter. An dem Salz-Flusse siehet man sehr angenehme Blumen- Wein- und Baum-Gärten, ingleichen sehr fruchtbare Felder. Der Herr van Riebeek, so erwehnter massen der erste Gouverneur gewesen, fieng an, die Gegend also auszuzieren. Insonderheit sind die Compagnie-Gärten, gegen Süden der Vestung, zu bemerken. Es sind ihrer zwey, und beede sehr weitläufftig. In einem stehet ein schönes Haus, das die Compagnie zur Lust des Gouverneurs unterhält. Ganz nahe dabey, ist ein schöner Eichen-Wald, Rond-Boschje, oder der runde Wald, genannt; von diesem hat der Garte seinen Namen erhalten. In einiger Entfernung von diesem, ist ein anderer, Niewland, oder Neuland genennt, weil er nach dem erstern angelegt worden. Von dem Tafel-Berge fliessen schöne Quellen herab, so diese liebliche Gegend bewässern. Die Compagnie ziehet gute Einkünfte davon.

Unterhalb des neuen Gartens findet man ein schönes Feld, das wegen seiner Fruchtbarkeit den Namen Wyn-en Brood träget. Die berühmte Brauerey, welche Jacob Louwens angelegt, die auch den Namen von ihm hat, wird mit Wasser vom Tafel-Berg überflüssig versehen. Gemeldter Louwens begab sich auf der Compagnie Kosten nach dem Vorgebürge, um daselbst dergleichen Bier zu brauen, als zu Deventer gemacht wird. Gegen Nord-West von der Vestung, an dem Wald-Hügel, (Bosch-Heuvel) lies der Gouverneur van der Stell ein schönes Land-Haus bauen, und nannte es nach seiner Frauen Namen, Constantia. Dieses Haus hat die schönste Aussicht, die man verlangen kan; besonders gegen die Tafel-Bay, und das Büffel-Thal (Buffels-Valley) hinter dem Wald-Hügel ist ein sehr beschwehrlicher Weg, der nach diesem schönen Lust-Hause führet. Derjenige nach der Holz-Bay (Hout-Bay) ist nicht weniger schlimm. Diese Bay hat den Namen von einem grossen Wald, der sie umfasset.

In dieser Gegend hatte sich der Gouverneur van der Stell einen Bezirk, beynahe von drey Tag-Reisen im Umcreyse, zugeeignet; viele Häuser aufgeführet, nebst einem Fisch-Markte, nahe an der Kalch-Bay, oder an dem Eselsteins-Bay.

VII. Alle

VII. Alle diese, von Westen gegen Osten angrenzende, Berge nennet man das Tieger-Gebürge. Es hat fast acht Meilen im Umfange, und wenn man von der äussersten Spitze anfänget, zehlet man ohngefähr vier Meilen biß an die Stadt. Den Namen hat es nicht vom Aufenthalt dieser Thiere, sondern weil es von weitem fast eben also gefärbet scheinet, als die Tieger-Felle. Man hält es für das fruchtbareste Gebürge auf dem Cap, es wurde auch am ersten angebauet: heutiges Tages stehen mehr als zwanzig schöne Land-Häuser da, mit ihren Blumen- Küchen- Wein- und Baum-Gärten, Feldern und Wiesen ꝛc. Es ist alles, biß an den Gipfel mit den reichen Gaben der Natur ausgezieret. Bloß das Wasser ist nicht überflüssig vorhanden; und müste alles vor Dürre verderben, wenn die Natur nicht auf eine andere Weise hülfe. Alle Nächte breitet sich ein schwarzes und dickes Gewölke über die Berge, und befeuchtet sie mit einem überflüssigen Thau. Fast unzählige Heerden grosses und kleines Vieh, weiden auf diesem Gebürge, und um die Gegend der schönen Land-Häuser. Ich sage, fast unzehlige, denn ein Holländer, der nicht hundert Stücke Rind-Vieh, und fünf biß sechsmahl so viel Schaafe hat, wird nicht für vermöglich gehalten. Einige haben biß tausend Schaafe, und zwey biß drey hundert Rinder. Der Kuhberg, so nordwärts von dem Tieger-Gebürge lieget, ist sechs Meilen von der Stadt entlegen; Er hat noch weniger Wasser, und bey weitem keinen so fruchtbaren Boden. Auch findet man weder Einwohner, noch Vieh, in solcher Menge daselbst, als auf den Tieger-Gebürge.

VIII. Der blaue Berg liegt noch weiter gegen Norden, etwa acht Meilen von dem Cap. Man giebt ihm den Namen, weil er diese Farbe zeiget, wenn man ihn von dem Meere aus, in einer gewissen Entfernung ansiehet. Das gute Wasser fehlet ihm ebenfalls. Man findet nicht so viel Vieh da, als auf dem Tieger-Gebürge, aber wohl viele Hirschen und Elephanten. Doch, wenn man weiter gegen Norden fortgehet, kommt man auf das grüne Thal (Grône-Kloof) das treffliche Wayde, und zahlreiche Heerden hat.

IX. Kehret man gegen die Stadt zurücke, an dem Ufer der Tafel-Bay, so reiset man durch das Büffel-Thal, wo die Compagnie sonsten eine Schlächterey hatte, und viele Heerden aufzoge.

X. Die südlichen Theile sind mit hohen Gebürgen gänzlich eingefasset. Die Stein-Berge schliessen die falsche Bay von der Nord-Seite ein. Auf erwehntem Gebürge, hat man einen sehr schönen Steinbruch entdecket, woraus man Steine ziehet, die dem Marmor gleich kommen, und zu Treppen, ingleichen zu Pflaster-Steinen von Sälen dienen ꝛc. Auf dem Gipfel ist eine weite und tiefe Höhle, das Prinzen-Castell genannt. Die Oeffnung

siehet gegen der falschen Bay. Man glaubt auf dem Vorgebürge, es sey ein Werk der Natur. Es wäre auch in der That schwehr zu begreiffen, wie die Hottentotten ein dergleichen vergebliches Werk hätten unternehmen mögen, da sie aus Faulheit keine Gräber vor ihre Todten machen mögen, wenn sie eine Höhle finden können. Diese Klufft ist neunzig Fuß hoch, und vierzig breit, zweyhundert Menschen können bequem darinnen sich stellen. Ich bin anno 1709. mit einem guten Freunde hinein gegangen. Wir besahen sie gar genau; und weil wir zu hinderst, an dem Ende der Höhle, einige Merkmahle fanden, daß vorzeiten daselbsten sey gegraben worden: so schlossen wir mit vieler Wahrscheinlichkeit, es müsse diese Höhle ein Werk der Kunst seyn. Gerade über dieser Klufft ist eine Quelle von trefflichem Wasser. Beym Ausgange wandten wir uns gegen die nächsten Felsen, da man einen Stein siehet, der einem gehauenen Bilde mit einem Buche in der Hand, nicht unähnlich siehet. Und weil die Statue des Erasmi zu Rotterdam dergleichen Stellung hat, so nennet man den Felsen Erasmus von Rotterdam. Im Herabsteigen besahen wir einen Steinbruch, der einen sehr schönen rothen Stein liefert, den man häuffig nach Holland bringet; er ist nach dem Poliren so schön, als Marmor.

XI. Die Berge, welche die falsche Bay gegen Westen formiren, sind gewaltig steil. Die Portugiesen nennen sie Los Picos tragosos, die zersprungenen Berge, wie Dapper schreibt. * Vorzeiten besasse die Compagnie viele Ländereyen in dieser Gegend, und unterhielte viele Heerden daselbst; hat aber solche weggegeben, gleichwie verschiedene andere Häuser und Felder, so zu eben diesem Gebrauche bestimmet gewesen. Sie nimmt ihr Fleisch mit grösserem Vortheil aus vier privilegirten Schlächtereyen. Die am weitesten gegen Süden gelegene Berge heissen die Norwegischen, weil sie denen, an der Norwegischen Küste gelegenen, ähnlich sehen. Sie erstrecken sich sechs Meilen weit in die See, da sie spitzig zulauffen.

XII. Nah sind drey Berge auf dem Cap, so das Tafels-Thal formiren. Ich werde sie etwas umständlich beschreiben, weil kein Autor dieses noch unternommen hat. Diese drey Berge, sind der Tafel- Löwen- und Wind- oder Teufels-Berg. Der erste ist der Höchste; Die Portugiesen nennen ihn Tovoa de Cabo. Der Mittel-Punct des Thales siehet gegen Süden, und erstreckt sich ein wenig gegen Sud-West. Wenn man ihn in einiger Entfernung betrachtet, so scheinet sein Gipfel platt und eben, und er siehet sodann einer Tafel ähnlich, wovon er auch den Namen erhalten. Von weitem scheinet er bloß und unfrchtbar, in der Nähe aber siehet man Bäume,

* Beschr. von Africa, p. 612.

me, und sehr schöne Triften. Die umliegende Gegend ist mit einem balsamischen Geruche von den Gewürz-Kräutern und Blumen angefüllet. Betrachtet man ihn unten, so scheinet er schwer zu besteigen. An den Seiten bemerket man Steine von allerhand Farben, die auf der Anhöhe sehr artig ausgestreuet liegen. Ich habe diesen Berg mit Fleiß gemessen; seine Höhe ist von 1857. Rheinischen Schuhen. Auf dem Gipfel findet man eine Menge reiner Quellen.

XIII. Glaubwürdige Personen haben mich versichert, daß man kurz vor meiner Ankunft aus dem Vorgebürge des Nachts auf diesem Berge etwas gesehen habe, das einem Carfunkel ähnlich gewesen. Einige vermeinten durch Hülfe einer starken Einbildungs-Krafft zu bemerken, es käme dieses Licht von einer Schlange her, die eine Krone auf dem Kopfe habe. Also bildet man die Drachen ab in der Fabel. Unterdessen verursachte ihnen dieses Thier, das ihre Einbildung ausgebrütet hatte, unsäglichen Schrecken. Man sahe diese Erscheinung einen ganzen Monath lang, und allezeit nur des Nachts. Kein einiger Einwohner des Orts war so beherzt des Nachts dahin zu gehen, und bey Tage fande man nichts. Man sagte mir, dieses Licht wäre schon einige Jahre vorhero an eben diesem Orte erschienen, hätte sich auch eben so lange, als das zweytemahl, nemlich über einen Monath, sehen lassen. Ich habe mit Fleiß Achtung gegeben, ob ich etwas dergleichen entdecken könnte, aber vergeblich.

XIV. An der Mitte des Berges ist eine Oefnung, worinnen viele schöne Bäume wachsen. Es versammeln sich da verschiedene Bächlein, so von erhabenen Orten herunter fallen. Ohne Zweifel ist diese geräumige Höhle durch das Wasser dieser Bäche ausgeschwemmet worden: massen sie zur Regen-Zeit, nemlich im Junio und Julio, mit Ungestümm häuffig vom Gebürge herab schiessen, also daß sie viel Erde mit sich in die Thäler führen. Diese Meynung wird dadurch bestättiget, weil die Höhlung alle Jahre in erwehnten Monathen grösser wird.

XV. Auf diesem Berge findet man zwey Grotten, oder Höhlen, davon eine, den Namen der Hölle, die andere, des Paradises führet. Zwischen solchen entdeckte man schon vor einigen Jahren Silber-Erzt. Man schickte Proben davon nach Holland, weil es aber nicht reichhaltig genug gewesen, so ließ man die Grube unbearbeitet liegen.

XVI. Vom September an biß in den Merzen, ja manchmahl das ganze Jahr über, zeiget sich auf diesem Berge eine weisse Wolke, so die Holländer für die Ursache, oder doch wenigstens für den Unglücks-Vorbotten eines bevorstehenden Sturms halten, der auch niemahlen aussen bleibt. Aus dieser Wolke fähret, wie aus einem Blasbalge, ein hefftiger Wind, der die Gebäude

bäude erschüttert, die Schiffe, so vor Ancker liegen, versenket, auch oft grossen Schaden am Getrayde und an den Bäumen verursachet. Ich werde Gelegenheit haben an einem andern Orte von diesem schrecklichen Lufft-Zeichen zu reden.

XVII. Auf dem Löwen-Berge ist ebenfalls etwas merkwürdiges zu betrachten. Er ist von dem erstern durch ein tiefes und zimlich enges Thal unterschieden. Er stehet in dem Mittel des Tafel-Berges gegen Westen, und erstrecket sich gegen Norden. Einige sagen, der Name komme von denen sonst darauf gewesenen Löwen her. Vor kurzer Zeit hielte sich ein dergleichen fürchterliches Thier da auf, welches Vieh und Menschen zerrisse. Man stellte ihm lange nach, endlich tödete es ein Schwedischer Hauptmann, mit Namen Olofberg. Andere meynen, der Berg heisse also, weil er einem liegenden Löwen ähnlich scheinet, der auf seinen Raub lauert. Man muß auch gestehen, wenn man ihn von dem Meere aus, in einer gewissen Entfernung, betrachtet, daß er gar viel Aehnlichkeit mit einem liegenden Löwen hat, der den Kopf in die Höhe recket.

Dieser Berg stösset an die See, und wenn man das Gleichniß vom Löwen beybehalten will, so stehet sein Kopf und Vorder-Füsse gegen Sudwest, die Hinter-Füsse und der Schwanz gegen Osten.

Der Gouverneur Simon van der Stell hat auf diesem Berge ein Denkmahl von Ziegelsteinen aufgerichtet, zum Angedenken einer Holländischen Dame, die mit ihme hinaufgestiegen war. Das Mahl hat sechs oder sieben Fuß in die Höhe, und auf dem Gestelle, so von einem schwarzen und polirten Steine, liesetman eine Holländische Aufschrift, welche berichtet, daß im Jahr 1680. die Gemahlin des Herrn Ryklofs van Goens, General-Gouverneurs von Ost-Indien, auf diesen Berg gestiegen sey, in Gesellschafft des Gouverneurs van der Stell, und vieles Frauenzimmers von dem Cap.

XVIII. In dem Thale, das diesen Berg von dem Tafel-Berge scheidet, ist eine Hütte für zwey Männer, welche dem Gouverneur Nachricht von allen Schiffen, die sie entdecken, geben müssen. Der Ort schickt sich gar wohl hierzu, weil man von dem Gipfel des Berges, auf den man von dieser Seite mit Strick-Leitern, wegen seiner Steile, steigen muß, die kleinesten Schiffe auf zwölf Meilen in die Ferne erkennen kan. So bald die Schild-Wache auf dem Gipfel einig Schiff in der See wahrnimmt, giebt sie dem Cameraden, der unten stehet, ein Zeichen, mit Ausstreckung des Arms, und Schwingen eines Stockes. Aus diesen Zeichen wissen sie abzunehmen, von welcher Seite das Schiff kommt. So bald der, so unten im Thale stehet, das Zeichen vernommen, nimmt er seinen Weg ohne Verzug nach der Stadt zu. Unterdessen feuert der andere, auf der Schildwache stehende, ein zwey-

pfündi-

pfündiges Stück los, das deßwegen in Bereitschafft stehet, und lässet die Staaten-Flagge wehen. Entdecket er mehr Schiffe, so feuert er auch das Stück öfters los, so oft nemlich, als viele Schiffe er siehet: hieraus vernimmt sein Camerade, auf dem Wege, wie viele er dem Gouverneur anzeigen muß. Bey günstigem Winde höret man die Stuck-Schüsse deutlich in der Vestung, siehet auch die Flagge bey hellem Wetter. Allein weil Wind und Wetter nicht allemahl erlauben, daß die Schildwache in der Vestung das gegebene Zeichen wahrnimmt, so ist es gar nützlich, daß der Bote die Zeitung überbringt: dann ohne diese Vorsicht, würden gar oft einige Officier nicht im Stande seyn das anlangende Schiff zu empfangen.

XIX. Wenn die Schildwache auf dem Löwen-Berge erkennet, daß es Compagnie-Schiffe sind, die nach Indien segeln, so steckt sie die Prinzen-Flagge auf. Es kommen solche gemeiniglich an von April biß in den September. Sind es aber Schiffe, so die Compagnie nach Europa schickt, so pflanzet man zwey Fahnen, eine auf dem Kopfe des Löwen, die andern auf dem Rücken. Diese aber sind nicht eben so gestaltet, als die Prinzen-Flagge, davon ich jetzo gesprochen. Die Bewindhaber der Ostindischen Compagnie in Holland verändern sie alle Jahre nach Gutdünken, und schicken dem Gouverneur auf dem Vorgebürge welche, der die Muster davon dem General in Batavia zuschickt; und dieser theilet wiederum dergleichen aus an alle Schiffs-Capitains, bey ihrer Abfahrt aus Indien. Wenn sie nun ins Gesicht vom Löwen-Berge kommen, können sie die darauf gepflanzte Flaggen gegen das überschickte Muster vergleichen, und daraus abnehmen, ob die Holländer noch Meister vom Vorgebürge sind: denn wenn sich ein Unterscheid in den Flaggen, oder gar keine Flagge auf diesem Berge befände, müsten sie schlüssen, das Vorgebürge sey durch einen Feind überfallen worden, folglich in die See stechen, und nach Hause segeln, so gut sie könnten.

XX. Der Fuß des Berges, so an die See stösset, formiret da eine kleine Bay, an welcher der Gouverneur Simon van der Stell eine kleine Schanze angelegt, auch mit vier Stucken und einigen Soldaten besetzt hatte. Sein Absehen war, den verbottenen Handel zu hindern, und das Vorgebürge gegen allen Uberfall zu bedecken. In der That wäre einem feindlichen Uberfall nichts vortheilhafftiger, als die Nebel, so im Junio und Julio diese Gegend überziehen. In dieser Jahres-Zeit könnten kleine Schiffe gar leicht an das Land kommen, ohne daß man sie merkete. Adrian van der Stell, sein Sohn und Nachfolger, sahe diese Vorsicht für unnöthig an, bey damahligen Umständen, und lies also die Stücke nach der Vestung bringen, und nur die Wache da bleiben. Hernach fande man auch dieses nicht mehr

nöthig, so, daß heutiges Tages die Schanze nebst dem Wacht-Hause verfallen sind.

XXI. Etwas hinter dem Thale, das den Tafel- und Löwen-Berg unterscheidet, ist sehr gute Weyde, auf welche die Einwohner der Nachbarschafft ihr Vieh gemeiniglich schicken. Der Weg dahin ist steil und beschwerlich: Deßwegen hat auch bißhero niemand diese Gegend anbauen mögen. Unterdessen könnte man eine treffliche Länderey da anlegen. Der Boden ist sehr fruchtbar, und in der Nähe mit genugsamen Quellen versehen, von dar man sie ohne grosse Arbeit oder Kosten hinleiten könnte.

Zum Nutzen der Schildwachten auf dem Berge, hat man an dem Rande des Thales einen kleinen Garten angeleget.

Auf dem Wege, der von besagter kleinen Schanze biß an die Vestung führet, findet man eine treffliche Quelle, welche lange Zeit jedermann gemein gewesen; da aber ein Burger auf dem Vorgebürge, Namens Hertog, die umliegende Gegend in Besitz genommen, hat er auch die Quelle zu seinem eigenen Nutzen angewendet. Er hat eine Ziegelhütte und Oefen da angelegt, irden Geschirr zu brennen. Sie stehen den Compagnie-Oefen gleich gegen über, und sind blos mit einem Graben abgesondert, worein das überflüßige Wasser in der Regen-Zeit ablaufft.

XXII. Der Wind- oder Teufels-Berg ist von dem Löwen-Berge durch eine Abhänge unterschieden, fast eben so, wie letzterer von dem Tafel-Berge. Er hat den Namen ohne Zweiffel von den Süd-Ost-Winden, die auf ihme regieren, denn diese verursachen grossen Schaden. Neben dem Eichen-Wald, das runde Holz genannt, liegt ein Bezirk, worinnen diese Winde so erschröcklich hausen, daß man daselbst weder säen noch pflanzen kan, ohnerachtet aller angewandten Mühe. Dieser Berg ist weder so hoch, noch so weitläufftig, als die beeden ersten. Er erstreckt sich, wie der Löwen-Berg, an der See-Küste hin. Diese drey Berge formiren einen halben Circul, und dieser ist die Einfassung des fruchtbaren Tafel-Thales. Von dem Gipfel des Wind-Berges hat man eine schöne Aussicht, man entdecket das Tieger-Gebürge, die benachbarten Heiden ꝛc.

XXIII. Auf dem Tafel-Berge entspringen viele Wasser-reiche Quellen. Die von der Seite gegen Süd-Ost entspringen, sammeln sich an dem Fuß des Berges, und geben einen starken Bach, der sich in den Salz-Fluß ergiesset.

Dessen Quelle findet man auf dem Gipfel des Tafel-Berges. Er nimmt in seinem Lauff viele Bäche zu sich, und bewässert viel fruchtbare Felder, unter andern den prächtigen Compagnie-Garten, das runde Holz genannt. Der Boden könnte nicht besser seyn: deßwegen legte auch Herr van Riebeck daselb-

selbsten viele Kuchen- und Baum-Gärten, Land-Häuser und Weinberge an, sowohl als den Compagnie-Garten. Man würde sich betrügen, wenn man das Wasser dieses Flußes nach seinem Namen für gesalzen halten wollte, es ist sehr klar und rein. Der Name kommt daher, weil sich das See-Wasser mit dem seinigen beym Ausflusse vermischet, wenigstens bey hoher Fluth: wornach dieses einen salzigen Geschmack bekommt, der biß zur Ebbe dauert. Der Fluß ergiesset sich in die Tafel-Bay.

Der Muschelbank-Fluß ist von diesem nicht weit entfernet. Es ist ein Bach, der vom blossen Regen entstehet, wenn dieser zu gewissen Zeiten im Jahr häuffig fället, an dem Abschusse des Berges zusammen lauffet, und endlich in den Salz-Fluß sich ergiesset. Das Bett dieses Baches ist bey truckner Zeit ganz leer, oder wenigstens siehet man bloß einige Pfützen mit faulen Wasser angefüllet, das von der Hitze salzigt, und sehr widerwärtig wird. Dieses gereichet den benachbarten Orten zur grossen Beschwehrlichkeit, weil sie kein ander Wasser haben. Diejenigen so auf dem Tieger-Gebürge wohnen, sind zur Sommers-Zeit eben so schlecht mit Wasser versehen.

Der Gouverneur Simon van der Stell hatte unternommen, aus der falschen Bay einen so breiten Canal zu führen, daß zwey Schiffe nebeneinander darinnen Platz hätten. Hierdurch wollte er die Tafel-Bay mit der falschen Bay verbinden, und die Schiffe gegen die stürmischen Sud-Ost- und Nord-West-Winde in Sicherheit stellen, welche gar viele zerscheitern. Das Werk war schon weit getrieben, und ist noch zu sehen unter dem Namen des neuen Salz-Flusses. Allein weil er merkte, daß eben die Winde, dagegen er eine Zuflucht suchte, seinen Canal gar bald mit Sande anfüllen würden, lies er ihn liegen. Gewiß ist, daß solcher weit mehr kosten, als der Compagnie Nutzen schaffen würde. Denn zum allerwenigsten sind von der falschen biß an die Tafel-Bay vier teutsche Meilen.

Gegen Süd-West vom Tafel-Berge, hinter dem runden Holze auf dem Weg nach Constantia, entspringt ein anderer Fluß, der sich in die Holz-Bay ergiesset, so von ihm den Namen empfänget.

Der Kayser-Fluß * benetzet Constantia mit seinen schönen Gärten und Weinbergen. Nachdem er diese fruchtbare Thäler durchgelauffen, kommt er in das sogenannte Sand-Thal, worinnen er währender heissen Sommer-Zeit von den Sand-Hügeln in seinem Lauffe aufgehalten wird, die ihm den Eingang in die falsche Bay verwehren, und von den starken Sud-Ost-Winden also aufgehäufet werden. Wehrend solcher Zeit formirt er gleichsam einen See, dessen Wasser endlich einen Ausgang findet, wenn es zur Regen-

* Hat den Namen von einem Teutschen, der darinnen vor vielen Jahren ertrunken ist.

Zeit sein Bett von neuem ausschwemmet, den hinderlichen Sand mit wegspühlet, und also in die falsche Bay sich ergiesset. Ehe die Mündung noch offen ist, stechen die Fischer Gräben aus in den Sand-Bänken, damit das Wasser ablauffen solle, und weil solches viele Fische mit sich führet, so fangen sie selbige hinweg.

Auf einer Anhöhe, Norwegen genannt, ist ein kleiner Bach, bißhero noch ohne Namen. Der Gouverneur van der Stell lies ein Haus hinsetzen, und belustigte sich daselbst mit Fischen.

Noch ist ein kleiner Fluß, der in der Colonie von Stellenbosch entspringet, durch die weitläufftige Einöde laufft, so diesen Bezirk von dem Vorgebürgischen absondert, sodann durch die Kuyle, eine gar anmuthige Länderey, welche der Compagnie zugehöret, aber nunmehro von dem Herrn Olofberg, Hauptmann in der Vestung besessen wird. Endlich ergiesset er sich in die falsche Bay. Sein Wasser wird des Sommers gesalzen, ja, wenn die Hitze anhält, vertrocknet es gänzlich.

Zweytes Capitel.

Topographische Beschreibung der Colonie Stellenbosch.

I. Wer diese Colonie angelegt. II. Ihre Grenzen. III. Das Dorf Stellenbosch brennt ab. IV. Abtheilung der Colonie. V. Weg dahin von dem Vorgebürge. VI. Von dem Hottentottischen Holland. VII. Dessen Fruchtbarkeit und Flüsse. VIII. Von den Land-Gütern, welche die Stellische Familie da besessen. IX. Von dem See, und dem Thale See-Ochs genannt, oder vielmehr See-Pferd. X. Beschreibung der falschen Bay. XI. Schanze an dieser Bay. XII. Von Moddergat, dem zweyten Viertel dieser Colonie und dessen Boden. XIII. Von seinem Wasser. XIV. Von dem eigentlichen Stellenboscher-Viertel, seiner Fruchtbarkeit und Lage. XV. Von seinen Bayen, Flüssen und Brücken. XVI. Ländereyen, so dieses Viertel bezieren. XVII. Grenzen des Bottelary. XVIII. Dessen Gebürge. XIX. Dieses Viertel hat Mangel an gutem Wasser und an Holz.

I.

Die Colonie von Stellenbosch ist unter dem Gouvernement und durch die Sorgfalt des Simons van der Stell angelegt worden. Weil alle

Tage

Tage neue Einwohner anlangten, und die tauglichen Gegenden im Tafel-Thale und dessen Nachbarschafft bereits besetzt waren: so verfertigte der Gouverneur im Jahr 1670. den Entwurf zu einer neuen Colonie gegen Osten und Sud-Osten am Vorgebürge. Diese Gegend war damahlen mit Bäumen und Gesträuchen bedeckt, und hies das wilde Gebüsche, welcher Name sich auch gar wohl für sie schickte, denn sie war seit langer Zeit von den Hottentotten verlassen, und ein Aufenthalt der wilden Thiere geworden. Da man sie aber hernach fleißig anbauete, kunnte sie gar bald jedweder andern den Preiß der Fruchtbarkeit streitig machen. Hernach gabe man dieser Colonie den Namen von ihrem ersten Anbauer van der Stell, und setzte das Wort Busch hinzu.

II. Diese Colonie ist vom Vorgebürge abgesondert durch eine Heide, so von letzterem an biß an ein Land-Gut, Sachsenburg genannt, sich erstreckt, das ist: ohngefehr sechs Meilen weit. Mitten auf dieser Heide stehet ein Hügel, Stellenbusch-Haupt genennt. Auf diesem Hügel stande vorzeiten ein Stuck und ein Pfeiler, eine Fahne aufzustecken, womit man der Compagnie ein Zeichen von einem feindlichen Uberfall geben konnte. Allein seitdeme die Holländer sich vor dergleichen wohl eingerichtet halten, daß keine Gefahr mehr zu befürchten ist, hat man das Stuck in die Vestung gebracht. In diesem ganzen Land-Striche sind nur zwey oder drey kleine fruchtbare Gegenden.

Die Colonie von Stellenbusch hat das Tieger-Gebürge von Nord-West, und die falsche Bay von Süden, zur Grenze. Gegen Osten findet man das Gebürge von Stellenbusch, und vom Hottentottischen Holland. Der Muschel-Banck-Fluß begrenzet sie gegen Norden. Gegen Westen ist das Vorgebürge.

III. Stellenbusch ist der vornehmste Flecken von dieser angenehmen Colonie. Man hatte so gar eine Kirche und ein Rathhauß aufgebauet, aber im December 1710. brannte der ganze Ort weg, biß auf etliche Häuser. Ein schwarzer Sclave des Land-Drostes der Colonie brachte seinem Herrn Feuer eine Pfeiffe Toback anzustecken. Ein Wind-Stoß warf die glühenden Kohlen auf das Dach, so mit Binsen gedeckt war und gleich Feuer fieng, und, weil dazumalen ein sehr hefftiger Sud-Ost-Wind blies, so gieng der Flecken im Rauch auf, ehe man wehren kunte. Jedoch wurde in vier Jahren alles wieder aufgebauet, biß auf die Kirche und das Rathhauß.

IV. Die Colonie Stellenbusch theilet sich in vier Viertel. Das erste heisset eigentlich Stellenbusch, das zweyte Moddergat, das dritte Hottentottisch-Holland, das vierte Bottelary. Wir wollen bey dem Hottentottischen Holland die Beschreibung anfangen.

V. Man kommt auf zweyen Wegen von dem Vorgebürge dahin, deren einer durch die Sand-Hügel gehet, von den Holländern Dünen genannt, durch das grosse Tieger-Thal; von dar man in das eigentliche Stellenbuscher Viertel kommt, so gegen Nord-West an Hottentottisch-Holland stösset. Der andere Weg gehet durch das Thal zwischen dem Löwen- und Tafel-Berg, davon ich im vorhergehenden Capitel gesprochen, und über einen Berg, der noch keinen Namen hat. Ich bin beede Wege gegangen: der erstere dünket mich bequemer, hingegen ist der andere, ohnerachtet seiner Beschwehrlichkeit, dem Gesichte angenehmer. Von dem Berge ohne Namen, entdecket man das flache Land, die Tafel- und falsche Bay; ist man herabgestiegen, so siehet man das Moddergat. Nimmt man den erstern Weg vor, so genieset man des Anblicks von Hottentottisch-Holland, vom Kuh-Thale, und von der falschen Bay.

VI. Der Name Hottentottisch-Holland, kommt nicht daher, als ob diese Gegend der Provinz Holland ähnlich sähe: sie ist grösser, von ganz anderer Gestalt, und gebürgig. Man hat ihr den Namen gegeben, weil sie bey der ersten Untersuchung sehr bequem schien die Heerden der Compagnie zu ernehren. Sie ist auch in der That die annehmlichste von der ganzen Colonie Stellenbusch. Der Boden ist sehr fruchtbar, alles was man anbauet oder säet, schlägt trefflich wohl an.

Anfänglich war sie mit wilden Thieren angefüllet, die grossen Schaden anrichteten. Löwen, Tieger, Leoparden, Elephanten, Nashörner, fanden sich im Uberfluß. Es hat aber das Knallen der Flinten sie dermassen verscheuchet, daß anjetzo bloß Gemsen, Hirschen und Ziegen, angetroffen werden. So bald ein wildes reissendes Thier sich blicken lässet, wird ihm nachgestellet.

Die Thäler waren ehemahls mit hohen zum bauen dienlichen Bäumen bewachsen. Da aber Adrian van der Stell Gouverneur wurde, ließ er so vieles für seine prächtige Gebäude fällen, daß man vorjetzo kaum genug Brenn-Holz findet.

VII. Dieses Land ist sowohl bewässert, daß man über seine Fruchtbarkeit nicht wundern darf. Es wird von drey Flüssen durchschnitten, die auf den nah gelegenen Bergen entspringen. Der erste und stärkeste ist der Lorenz-Fluß. Seine Quelle hat er auf dem Keerweder-Berge, der seinen Namen von einem Fußsteige erhalten, der nach Drackenstein führet. Dieser Weg macht so viel Krümmen, wegen der ungangbaren Felsen und jähen Abschüsse, daß es zuweilen scheinet, als ob man wieder umkehrte.

Nahe an der Quelle ist sein Bett mit Bäumen und Gebüsche auf beeden Seiten bewachsen, welche die Sonnen-Strahlen das ganze Jahr über

von dem Wasser abwenden, und es allezeit dermassen frisch erhalten, daß, wenn man eine Flasche voll morgens vor neun Uhr schöpfet, und nicht an die Sonne stellet, es den ganzen Tag über gewiß frisch bleibet.

Dieser Fluß tritt öfters zur Regen-Zeit aus, und versieget zuweilen bey trocknen Zeiten. Dieser doppelten Ungemächlichkeit vorzukommen, lies Adrian van der Stell, der geschickte Einfälle hatte, am Fus des Berges einen breiten und tiefen Teich ausgraben, worinn das Wasser von dieser Seite meistens zusammen schoß. Hiedurch wendete er die Überschwemmung von seinen Ländereyen zur Regen-Zeit ab, und versahe sie bey trocknen Zeiten nach Belieben mit Wasser. Er grub einen breiten Canal, von diesem Teiche biß an ein Haus, das er in der Gegend hatte, der solches mit Wasser versahe, und hernach eine Mühle in dem eigentlichen Stellenbusch trieb. Auf dieser machte er nicht nur das Getrayde zu seinem eigenen Gebrauche, sondern nöthigte auch die meisten unmittelbahren Diener der Compagnie, das ihrige ebenfalls da mahlen zu lassen, und zog also einen grossen Nutzen davon. Der Canal ergoß sich in den erstern Fluß, welcher unten am Schaaf-Berge vorbey, und in die falsche Bay fliesset. Er hat seinen Namen von einem Europäer, Lorenz, der in selbigem ertruncken ist; vorhero hies er der zweyte Fluß, und der anjetzo sogenannte Stellenbusch-Fluß hiesse der erste.

In seiner gewaltig-breiten Mündung, findet man eine wundersame Menge Meer-Fische, die sich die benachbarten Einwohner lange Zeit zu Nutzen machten. Wir werden gleich melden, wie ihnen dieser Vortheil entzogen, und wieder zugetheilet worden.

Die beeden andern Flüsse im Hottentottischen Holland, sind weit kleiner, als der erste, und haben noch keinen Namen. Sie entspringen auch auf den Bergen, und stürzen sich in die falsche Bay.

In allen dreyen findet man keine andere, als Meer-Fische. Ich vermuthe, es könne kein Fluß-Fisch darinnen leben, weil ihr Lauff nur wenige Stunden währet, zweytens, ihr Grund steinigt und ungleich, leztens, ihr Wasser sehr subtil ist.

VIII. Die Familie van der Stell hatte dieses Land für so schön befunden, daß sie sich eine ungeheure Weitschafft zugeeignet, auch selbige zimlich lang genossen hatte. Adrian zog grossen Nutzen aus den Feldern, Weinbergen und Gärten, die er da anlegte. Die ganze Gegend war mit seinen Viehe-Heerden angefüllet: seine Rinder belieffen sich über 1200. Stücke, und seine Schaafe über 20000. Seine Ländereyen waren weitläufftiger, als die sieben vereinigte Provinzen, massen sie sich von Ost gegen Westen auf dreyssig Meilen erstreckten, und an das Land von Natal stiessen. Er hatte viele Gebäude aufführen lassen für seine Heerden, für seinen Wein,

Ge-

Getrayde, und Haus-Gesinde. Er hatte Häuser für den Sommer, und für den Winter. Er bauete am Lorenz-Flusse ein Schloß, das er aber hernach auf Befehl der Bewindhaber von der Compagnie auf seine eigene Kosten wieder schleiffen muste.

Vor diesem widerwärtigen Zufalle erstreckte er seine Gewaltthätigkeit so weit, daß er niemand erlauben wollte, nur einen Daumen breit in dieser Gegend zu besitzen. Er nöthigte einen, Namens Hertog, den Gärtner der Compagnie, ihm ein Stück Landes zu verkauffen, das ihm und seinen Erben war eingeräumet worden. Der Kauf-Brief besagte, er hätte es freywillig an Herrn Adrian van der Stell, gegen ein gewisses Geld, verkaufft, man wuste aber auf dem Vorgebürge gar wohl, daß solches niemahlen bezahlt worden. Endlich aber, wurde Herr Adrian van der Stell nach Holland beruffen, um von seiner üblen Haushaltung Rechenschafft zu geben. Seine ungerechten Händel wurden dermassen gehasset, daß man alle seine Güter zum Nutzen der Compagnie einzog, sowohl auf dem Vorgebürge, als in Hottentottisch Holland. Seine Ländereyen wurden an die Bürger in dem Lande verkaufft, und das Geld in den Schatz-Kasten der Compagnie gelegt. Mitten in Hottentottisch-Holland erhebt sich ein Berg, der Schaafs-Berg genannt. Den ganzen Tag ist er mit weidenden Heerden bedecket. Adrian van der Stell hatte eine gewaltige Anzahl Vieh daselbst, war auch willens auf dem Gipfel ein prächtig Lust-Haus zu erbauen, von da er die in der Tafel-Bay ein- und auslauffenden Schiffe an ihren Flaggen hätte unterscheiden können. Allein seine Zurück-Beruffung verhinderte dieses, und verwandelte alle seine Anschläge in nichts.

IX. Gegen Norden vom Hottentottischen Holland, eine Meile weit vom Meer, in dem See-Kuh-Thale, ist ein kleiner See, etwa eine Meile im Umkreise. Das Thal und der See haben ihren Namen von einem Amphibio, das Vorzeiten gewöhnlich daselbsten sich einfande, und von den Holländern See-Kuh, von den Naturalisten aber Hippopotamus oder See-Pferd, genennet wird. In diesem See wächset eine so gewaltige Menge Binsen, welche so weit über das Wasser herfür-ragen, daß man nicht ehender drüber wegsehen kan, als nur in einer zimlichen Entfernung. In diesem Gerührig nisten wilde Endten und andere grosse Vögel, legen ihre Eyer, und ziehen Junge, in aller Sicherheit.

Zuweilen werden die Wellen der falschen Bay durch stürmische Winde dermassen erhoben, daß sie das ganze Thal überschwemmen, und eine grosse Menge Fische mit sich herführen. Das Wasser im See ist an sich selber gar süsse, aber durch diese Uberschwemmungen wird es sehr gesalzen, und behält diesen Geschmack zimlich lange. Beym Ablauffen lässet das

Meer

Meer allemahl viele Fische zurück, die man leicht mit der Angel, oder mit dem Netze fänget. Sie bleiben aber nicht lange am Leben darinnen. Im November 1710. blies ein so hefftiger Sud-Ost-Wind, daß das Wasser der Bay auf eine wundersame Höhe stieg. Das Wasser warf eine solche Menge Fische ans Land, daß die Einwohner nicht den tausendsten Theil einsammeln kunten.

X. Die falsche Bay wird, bereits angeführter massen, durch eine Reihe Berge formirt, die sie von allen Seiten einfassen. Die gegen Osten nennet man die Gebürge von Hottentottisch-Holland. Sie sind höher als der Tafel-Berg. Bey starckem Sud-Ost-Winde bemerket man ebenfalls eine weisse Wolke auf ihnen. Der Berg, so die Bay auf dieser Seite endiget, heisset Hanglippe, weil er in der That einer über das Kinn hängenden Lippe ähnlich siehet.

Die falsche Bay hat zehen Meilen im Umkreise. Anfänglich hielte man den Grund für steinigt, folglich zum Anker-werfen untüchtig. Nach Entdeckung dieses Irrthums gab man ihr den Namen der falschen Bay. Im Jahr 1709. untersuchte ein sehr erfahrner Capitain in Diensten der Compagnie die Bay mit grosser Sorgfalt, auf Befehl des Gouverneurs, Ludwigs von Asseburg; und befande, nach wiederhohlten Versuchen, daß trefflicher Anker-Grund vorhanden sey. In der That liegen die Schiffe zwar gegen die Sud-Ost-Winde nicht in Sicherheit: die rasenden Stürme brechen oft Anker und Thau in Stücken.

Mitten in der Bay stehet ein grosser Felsen, weit über das Wasser empor. Auf diesen setzen sich viele Meer-Vögel in aller Sicherheit. Ohne Zweifel schöpfte man wegen dieses Felsens die Muthmassung von einem steinigten Grunde. Man nennet ihn die weisse Klippe. In der Bay fischet man eine so gewaltige Menge trefflicher Fische, daß man die ganze Colonie damit versehen könte, wenn man die Fischerey vortheilhafftig einrichten wolte. Ich habe oft zur Lust mit guten Freunden dergleichen vorgenommen, und bin allezeit mit einem reichen Fang zuruck gekehret, den wir auf einem Wagen mit acht Ochsen nach Hause bringen musten; und kaum waren sie im Stande ihn zu ziehen. Ich erinnere mich, daß wir eines Tages 1200. grosse Alosen fiengen, eine Menge gewisser den Häringen ähnlicher Fische, Gold-Fische, und andere mehr. Insonderheit siehet man im Frühlinge eine grosse Menge an der Mündung der Flüsse von Stellenbusch und vom Hottentotten-Holland, welche in die Bay streichen. Am häufigsten findet man sie am so genannten Visch-Hök, gerade unter dem Felsen Hang-Lippe. Die Compagnie hatte lange Zeit einen Fisch-Markt daselbsten, um ihre Sclaven mit Fischen zu versehen. Denn es scheinet, sie lieben gesalzene Fische mehr, als

Reiß, Brod und Fleisch. Man begreifft leichte, daß sie grossen Nutzen davon zog. Es blieb auch dabey, biß endlich die Compagnie diese Fischerey aufgeben muste, wegen der Diebs-Griffe der Aufseher. Man rechnete die Unkosten weit höher an, als sie würklich waren; und gab dennoch den Sclaven lauter schlechte Fische, welche ungesunde Nahrung Krankheiten bey ihnen nach sich zog, daran viele starben. Einige Privat-Personen, welche gerne die Fischerey selbsten genutzet hätten, wandten allen Fleiß an, diese Ungemächlichkeiten zu vermehren, und grösser vorzustellen. So bald die Compagnie davon abstunde, erbauete der Gouverneur Adrian van der Stell ein Fisch-Haus an der Bay, nahm der Compagnie Netze zu sich, und gebrauchte ihr Geräthe und Nachen. Dadurch verschaffte er in sein Haus-Wesen und für seine Sclaven Fische, zog auch nicht wenigen Nutzen. Sein Vatter, Simon van der Stell, hatte bereits ein Fisch-Haus gebauet hinter den Steinbergen, und sein Bruder, Franz, hatte eines zwischen dem Stellenbusch-und Lorenz-Flusse. Von dieser Zeit an machte man den Bürgern des Vorgebürges ihr altes Recht, in dieser Gegend zu fischen, streitig, und hielte sie mit Gewalt davon ab. Franz van der Stell liesse alle Bürger von besagten Orten durch seine Leute wegjagen, ja gar prügeln, wenn sie wieder kamen. Endlich gab der Gouverneur eine Verordnung heraus, dadurch allen Personen, die keinen Antheil an den Fisch-Häusern hätten, verbotten wurde anderswo zu fischen, als in der Tafel-Bay. Weil aber dieses Verbot der Burgerschafft sehr beschwehrlich fiel, so suchten sie dessen Aufhebung bey der Compagnie.

XI. Nahe am Fisch-Hause, am See-Strande, war anfänglich eine viereckichte Schanze von Erde, mit vier Stücken. Hierdurch wolte man die Wohnungen gegen den Angriff der Hottentotten bedecken, und dem Cap Nachricht von einem feindlichen Uberfalle ertheilen. Anfänglich wusten die Hottentotten nichts von der Würkung des Geschützes, und streifften gar oft auf die Holländischen Ländereyen. Da sie aber sahen, daß die Colonie sich verstärkte, auch ihre Bogen, Pfeile, und andere Waffen, mit dem Schies-Gewehre in keine Vergleichung kämen, so schlossen viele Nationen ein genaues Bündniß mit den Holländern. Seit dieser Zeit bleiben sie ruhig; und weil denn kein auswärtiger Feind mehr zu befürchten war, führte man die Stücke nach der Vestung, und schleiffte die Schanze, davon man heutiges Tages kaum eine Spuhr mehr siehet.

XII. Das Viertel Modder Gat, oder Sumpf, hat seinen Namen von dem Wasser, das nach dem Regen lange stehen bleibet, und die Wege unbrauchbar macht. Es liegt dem Hottentottischen Holland gegen Norden, zwischen dem Stellenbuscher Viertel, und dem Flusse gleiches Namens.

Der

Der Boden ist sehr fruchtbar, die Häuser zahlreich und schön. Natur und Kunst erzeigen sich eben so herrlich, als in den andern Colonien. Insonderheit ist die Weide trefflich.

Der Boden ist nicht eben, sondern das ganze Viertel voller Hügel, welche zur Ergötzung des Gesichtes nicht wenig beytragen.

XIII. Alle Felder werden durch den Fluß Stellenbusch vollkommen wohl bewässert, ingleichen durch eine Menge Bächlein, die in selbigen lauffen. Sie versiegen auch in den dürresten Zeiten nicht. Wohl aber ergiessen sie sich öfters zur Regen Zeit.

Keiner von diesen Bächen hat bißhero einen Namen; die Europäer auf dem Vorgebürge geben sich die Mühe nicht, darauf zu sinnen, sie warten, biß ein merkwürdiger Vorgang dazu Gelegenheit schaffe. So bald aber jemand darinnen ersauffen, oder eine andere nur einiger massen seltene Sache damit fürfallen solte, würden sie den Namen schon herzunehmen wissen.

Zwey von diesen Bächen ergiessen sich insonderheit im Junio und Julio dermassen, daß aller Umgang der Einwohner zimlich lange verhindert bleibet; zuweilen können sie kaum aus ihren Häusern kommen. Dieses verursachet ihnen grossen Schaden. Oft geschehen diese Uberschwemmungen so schnell und ungestümm, daß sie viel kleines Vieh wegführen, ehe man helfen kan. Wiewohl man durch Erbauung einiger Brücken dieser Beschwehrlichkeit meistens abhelfen könnte, wozu auch weder Geld noch Holz mangelt; so kan man ihnen ein so leichtes Mittel dennoch nicht einreden.

XIV. Das eigentliche Stellenbuscher Viertel ist eben so angenehm und fruchtbar, als die bißhero erzehlten. Die Anhöhen sind mit Brenn-Holz bewachsen; Bau-Holz aber liefern sie nicht. Auf dem Gipfel der Berge wachsen viel treffliche Kräuter und Blumen, mit den schönsten Farben; weil aber die Einwohner sich wenig darum bekümmern, so dienen sie dem Vieh zur Weide. Einige Kräuter sind ganz besondere; ja ich habe Ursache zu glauben, ihre Würkung möchte dem ganzen menschlichen Geschlechte nützlich seyn, wenn sie nur erst bekannt wäre.

Die Thäler sind mit angebauten Feldern, Gärten und Weinwachse gezieret; und geben einen angenehmen Anblick, dessen man niemahlen müde wird.

Dieses Viertel liegt gegen Norden vom Moddergat, und dem Bottelary-Viertel gegen Süden, ingleichen dem Tieger-Gebürge. Das Stellenbusch-Gebürge begrenzet es gegen Osten.

XV. Dieses ist das allerhöchste in der Gegend, und scheinet sowohl der Höhe, als Gestalt, nach dem Tafel-Berge sehr ähnlich. Wenn die Sud-Ost-Winde regieren, ist es, gleich diesem, mit einer weissen Wolke bedeckt.

Doch lassen sie sich auf andere Weise spühren, als in dem Tafel-Thale. Denn da blasen sie Tag und Nacht, und ruhen nur zwey Stunden, eine Stunde um Mittag, und eine Stunde um Mitternacht; dahingegen auf dem Stellenbusch-Gebürge nehmen sie ab gegen Abend, und bleiben biß nach Mitternacht ganz stille. Es blasen auch daselbst niemahlen widerwärtige Winde zugleich, wie in dem Tafel-Thale geschiehet, woselbsten sie, so zu sagen um den Sieg streiten, oft entsetzliche Orcans und Wirbel-Winde erregen.

Der Fluß Stellenbusch entspringt auf diesem Gebürge, und wächset in seinem Lauffe durch viele Bächlein an, aus dem Moddergat ergiesset sich hernach in die falsche Bay. Sein Grund ist mit Kieseln bedeckt. Man findet nur kleine Fische in ihm, als eine Art von Aalen, Aalraupen, oder dergleichen. Nahe bey seinem Ausflusse zeigen sich grössere, auch zuweilen Meer-Fische.

Die Colonie hatte eine Brücke darüber gebauet, sie war aber so schmahl und schlecht angegeben, daß kein Wagen ohne Gefahr darüber gehen kunte. Ein reicher Einwohner aus der Nachbarschafft, der das gemeine Beste zu Herzen nahm, und Mitleiden wegen der öftern Unglücks-Fälle trug, erbote sich bey dem Rath zu Stellenbusch, er wolle auf seine Kosten eine andere breite und bequeme Brücke erbauen. Das Anerbieten wurde, wie leicht zu erachten, bewilliget, auch ihm eine gänzliche Befreyung von allen Bürgerlichen Oneribus zugestanden, doch mit der Bedingung, daß er niemahlen einig Brücken-Geld von denenjenigen verlangen solte, die sich ihrer bedienten. Das Werk wurde vorgenommener massen vollendet, und ist heutiges Tages in gutem Zustande. Der ehrliche Mann hieß Johann Georg Grimpe; war ein Teutscher, und verdienet wohl, daß man seinen Namen anmerke.

Als Adrian van der Stell Gouverneur gewesen, führte er auch auf Unkosten der Compagnie eine schöne und breite Brücke über diesen Fluß, damit er nach seinen Gütern in Hottentotten-Holland, gelangen kunte. Zeit seiner Verwaltung wurde sie immer wohl unterhalten; aber nach seinem Fall bekümmerte sich niemand darum, und wird sie gänzlich verfallen, wenn man nicht bald vorkommt. Es würde zwar wenig kosten, unterdessen scheinet es nicht, daß man daran gedenke, ohnerachtet des Nutzens, den das gemeine Wesen davon haben würde. Vielleicht ist der allgemeine Haß gegen das Angedenken dieses Gouverneurs daran Ursache, und wird die Colonie eine andere nach ihrem Verfall erbauen lassen.

XVI. Das Ufer dieses Flusses ist mit vielen prächtigen Land-Gütern gezieret, und überhaupt das ganze Viertel mit bequemen und schönen Häusern angebauet. Natur und Kunst haben ihre Schätze angewendet, und

die

die Colonie ist in dem blühendesten Zustande. Doch ist unter allen Häusern des eigentlichen Stellenbuscher Bezirks, keines schöner, bequemer, noch besser gelegen, als das ehemahlen einem Prediger der Colonie, Namens Peter Kalden, zustunde. Die dazu gehörige Felder und Wein-Gärten sind sehr fruchtbar, die Gärten mit alle dem ausgezieret, was auf dem Vorgebürge schönes an Blumen oder Obste wachsen kan. Der Wein fället trefflich. Uberdem ist eine schöne Jagd und reiche Fischerey da, massen das Gut am Strande lieget. Mit einem Wort, es war der Wahl eines Geistlichen wohl wehrt. Allein die Weise, wie es Herr Kalden bekommen, gereicht ihme nicht zur sonderlichen Ehre. Ein gewisser Guillaume du Toit, Aeltester in seiner Gemeine, ließ sich diese Gegend wohlgefallen, und ersuchte den Prediger, selbige ihm bey dem Gouverneur Adrian van der Stell auszubitten; dieser aber brachte die Bitte in seinem eigenen Namen vor, erhielte sie auch, und besaß das Gut biß 1707. da die Compagnie allen in ihren Diensten unmittelbar stehenden Personen befahl, ihre besitzende Land-Güter wegzugeben. Der Prediger, so, wie die andern Geistlichen, bey den Kirchen auf dem Vorgebürge, mit darunter gehörete, verkauffte es um 20000. Gulden.

Ich habe mich lange Zeit im Stellenbuscher Viertel aufgehalten als Secretarius der Colonien von Stellenbusch und Drachenstein; und ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen, meine Dankbarkeit hiemit öffentlich zu bezeugen, die ich vielen Einwohnern dieses Bezirks für ihre mir erwiesene Gutheit schuldig bin. Weil man wuste, daß ich an der Hottentottischen Historie arbeitete, ingleichen an der natürlichen Geschichte des Landes, folglich auch des dasigen Cantons, so suchte jedermann mir hülfliche Hand zu leisten.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch eines grimmigen Löwens gedenken, der zu meiner Zeit in Stellenbusch groß Unheil anrichtete. Alle Mühe diesen gefährlichen Feind zu erlegen war vergeblich. Ein Sclave aus Ceylan, und wegen seines Vatterlandes Hans von Ceylan genannt, tödete ihn. Er hatte bemerkt, daß das Thier gemeiniglich einen gewissen Weg hielte, also lud er eine Flinte, und pflanzte sie auf eine solche Weise, daß man sie nicht leicht verrucken kunte, hernach band er eine Schnur an den Drücker, machte ihr anderes Ende an ein Stück Fleisch feste, das er vor die Mündung legte, und gieng davon. Der Löwe packte im Vorbeygehen das gelegte Luder an, darüber gieng die Flinte los, und schoß ihn tod, am 12. Decembr. 1702. Den andern Tag lud ihn der Sclave auf einen Wagen, und führte ihn vor das Rath-Haus von Stellenbusch, wornach befohlen wurde, die Haut dem Gouverneur van Assenburg zu schicken, damit er die 25. Gulden

auszahlen möchte, die einem jedweden angewiesen sind, der ein wildes Thier erleget.

XVII. Am weitesten gegen Norden liegt das Bottelary-Viertel. Gegen Mittag stösset es an das Quartier Stellenbusch, Drachenstein hat es gegen Ost- und Nord-Ost, gegen Norden den Muschel-Bank-Fluß, und den Stellenbusch-Haupt gegen Westen. In diesem einigen Viertel wird mehr Heu gesammelt, als auf dem ganzen übrigen Vorgebürge. Fast an allen andern Orten wird das Gras auf dem Felde abgeätzet.

XVIII. Der Berg, so es von Drachenstein absondert, heisset der Pferde-Berg, weil ehedem viel wilde Pferde darauf herum liefen. Dieses ist der einige Ort im ganzen Bottelary-Viertel, der den Namen eines Bergs verdiente.

Doch ist noch ein ander Berglein, der Josten-Berg genannt, nach seinem ersten Bewohner, Josten. Es ist aber so niedrig, daß man es unter die Berge nicht wohl rechnen kan. Auf diesem Hügel sind viele Wein- und Obst-Gärten, die ihren Eigenthümern viel eintragen.

Vorzeiten hatte die Compagnie in diesem Viertel verschiedene Meyereyen zur Viehzucht, darüber die Inhaber der nächsten Land-Güter die Aufsicht und Verwaltung führen sollten. Allein diese betrogen so entsetzlich, daß die Compagnie lieber die Meyereyen verkauffte.

XIX. Das Regen-Wasser, so in den kleinen Teichen und Gräben dieser Gegend stehen bleibt, wird in der heissen Sommer-Zeit salzigt, ja, wenn es nicht zuweilen frischen Zufluß erhält, wird es eben so salzigt, als das Meer-Wasser. Unterdessen müssen es die Einwohner aus Noth trinken, wenn sie kein besseres haben. Holz ist eben so rar, und verbrennet man nur Gesträuche und kleines Holz.

Als die Compagnie die Felder austheilte, befahl sie bey Straffe der Confiscation, eine gewisse Anzahl Morgen an Holz stehen zu lassen; aber diesem Befehl wird keiu Gehorsam geleistet. Unterdessen hat die Compagnie viele Eichen pflanzen lassen, welche wohl fortschlagen, worauf aber eine grosse Straffe gesetzet ist, wer sie beschädigen, oder nur einen Ast ohne ausdrückliche Erlaubniß abschneiden würde. Wen man darüber antrift, der wird ohne Gnade durch den Scharfrichter gepeitschet.

Vor einiger Zeit verstunde sich ein reicher Burger auf dem Cap mit einem Compagnie-Diener für ein gewisses Geld, und schnitte viele Aeste von einem halben tausend junger Eichbäume in dieser Gegend hinweg. Dieser wurde zwar nicht öfentlich gepeitschet, aber ins Gefängniß geleget, und muste vor seiner Loslassung hundert Thaler Straffe bezahlen. Der Compagnie-Bediente wurde nach Robben-Eyland, auf seine Lebens-Zeit, verwiesen.

Drittes Capitel.

Topographische Beschreibung der Colonien Drachenstein und Waveren.

I. Was für eine Nation den Bezirk von Drachenstein bewohne? II. Woher es seinen Namen bekommen? III. Lage dieser Provinz und ihre Eintheilung. IV. Zustand dieser Colonie und ihre Regierungs-Art. V. Von dem ersten Theile von Drachenstein / dessen Boden / Lufft / Wasser und Gebürge. VI. Von dem Gebürg-Fluß. VII. Von den Wegen und Land-Gütern an diesem Flusse. VIII. Von der Kirche. IX. Von einer Art eines Markts. X. Ländereyen so zwischen der Kirche und dem Wagner-Thal liegen; der Babylonische Thurn. XI. Der Berlen-Berg. XII. Von dem Wagner-Thal. XIII. Vom Thal und Schloß Riebeck. XIV. Die vier und zwanzig Flüsse. XV. Honigberge. XVI. Die Piquet-Berge. XVII. Von der Colonie Waveren. Ihrem Namen und ihrer Lage. XVIII. Zustand der Colonie und ihre Regiments-Form. XIX. Der rothe Sand-Berg und das schwarze Land. XX. Vom Gesund-Brunnen.

I.

Die Colonie von Drachenstein wurde angelegt im Jahr 1675. unter Regierung des Simon von der Stell. In selbigen betrübten Zeiten suchte eine grosse Menge Franzosen, die man wegen der Religion verfolgte, ihre Zuflucht in Holland, welche man ihnen auch großmüthig verwilligte. Die Herren General-Staaten glaubten, sie könnten auf dem Vorgebürge so vergnügt leben, als es Leuten, die ihr Vatterland verlassen müssen, nur immer möglich ist, und empfahlen sie der Compagnie, welche sie auf ihre Kosten nach dem Vorgebürge schaffte. Man wies ihnen diese Gegend an, daselbst fanden sie viele Handwerks-Leute, welche ihre versprochene Zeit bey der Compagnie ausgedienet, die Dienste verlassen, dagegen aber einiges Land angebauet hatten. Doch sind heutiges Tages die meisten Einwohner im Drachensteinischen Bezirk von Französischer Ankunft, wiewohl man auch viele Teutsche findet.

II. Der

II. Der P. Tachard sagt, * man habe diese Colonie anfänglich Hellen-Bock genennet. Wiewohl nun hieran nicht viel gelegen wäre, so habe ich mir doch Mühe gegeben die Wahrheit zu erforschen. Allein man muß dieses Namens gänzlich vergessen haben, wenn er anderst jemahlen üblich gewesen.

Simon van der Stell hat ihr den gegenwärtigen beygeleget, zu Ehren des Barons von Rheede, Herrns von Drakenstein, in der Provinz Geldern. Dieser Herr wurde 1685. von der Compagnie nach Indien geschickt, als General-Commissarius und Controlleur, um den Zustand der Sachen zu untersuchen, und nach seinem Gutdünken Aenderungen vorzunehmen. Mit dieser Vollmacht kam er auf das Vorgebürge. Van der Stell unterlies nicht diesem Mann möglichst aufzuwarten, vor dessen Untersuchung er sich furchte. Er mag nun hierzu für Mittel gebraucht haben, was er für welche gewollt; so hatten sie doch die Würkung, daß ihn dieser Herr, ohnerachtet der ungetreuen Haushaltung, in seinem Amte bestättigte, und das Urtheil fällte, es wäre alles der Compagnie nützlich gewesen, was er vorgenommen hätte. Der P. Tachard kam auf das Vorgebürge, als der Baron Rheede zu gegen war.

III. Diese Provinz hat gegen Süden den Berg Keerweder zur Grenzen. Gegen Osten eine lange Reyhe Berge, das Gebürge von Drackenstein genannt. Gegen Nord-West erstrecket sie sich biß an die Bay Saldanha, welche ihren Namen von einem Capitain hat, der darinnen umgekommen. Der Pferde-Berg schliesset sie gegen Westen ein. Dieser Land-Strich ist weit geräumiger, als die siebenzehen Provinzen. Man kan ihn in drey Theile abtheilen. Der erste wird eingeschlossen zwischen dem Berg Keerweder gegen Süden und gegen Norden; zwischen der Kirche, so fast in der Mitten der Colonie, etwa vierzehen Meilen von dem Vorgebürge, lieget. Der Raum zwischen dem Wagner-Thal gegen Nord-West und der Kirche möchte den zweyten Theil machen. Der letzte würde bestehen aus dem Thale und Schloße Riebeek, den vier und zwanzig Flüssen, den Honig-Bergen, den Piquet-Bergen, und andern hohen Bergen, die zwar ausserhalb den eigentlichen Grenzen der Compagnie liegen, jedoch noch dazu gerechnet werden.

IV. Ohnerachtet ihrer gewaltigen Weitschafft hat diese Colonie eigentlich weder Dörfer noch Rath-Haus, sondern die Vorsteher versammeln sich zu Stellenbusch, woselbst sie, nebst der Obrigkeit dieses Ortes, zu Rath sitzen. Der Drost von beeden Colonien ist allemahl Präsident dieses Gerichts. Eine Kirche und eine Mühle sind die zwey einigen öfentlichen Gebäude. Man findet

* Voyage de Siam, L. II. p. 94.

findet bloß hier und dar zerstreute Häuser; aber keine so prächtige Gebäude wie auf dem Cap. Die Französischen Flüchtlinge hatten grosse Mühe sich anzubauen, und musten Schulden machen, deren sie noch nicht gänzlich los sind. Ein Zimmer, darinnen sie wohnen, und ein Stall für ihr Vieh, daraus bestehet ihre ganze Wohnung. Hingegen ist ihr Land trefflich, und wissen sie selbiges wohl zu nutzen.

V. Wiewohl der Theil von Drachenstein, zwischen dem Berge Keereweder und der Kirche, sehr steinigt und gebürgigt ist; so trägt er doch alles, was man auf dem Vorgebürge bauen kan. Die Lufft ist gesund, das Wasser gut und überflüßig. Da ich einstens mit einigen Bekannten über einen Berg reisete, um uns bey den Hottentotten zu ergötzen, legten wir ihm den Namen des müheseligen Berges bey (Möylyken-Berg,) welcher die Beschwernuß und Gefährlichkeit, ihn zu übersteigen, gar wohl ausdrücket. Er ist gewaltig hoch, und so steil, daß man unendliche Unschweiffe suchen muß. Ja an einigen Orten ist der Weg so schmahl, daß die Pferde mit Mühe fortkommen können. Oft ist man mit so gefährlichen Tiefen umzingelt, daß man absteigen muß. Die Berge in dieser Gegend sind, wie die meisten um das Vorgebürge liegende, im Junio und Julio, als den beeden Winter-Monathen, mit Schnee bedecket. Zuweilen bleibt dieser Schnee liegen biß in die Helfte Augusti, oder Anfang Septembers. Beym Schmelzen verschaffet er dem platten Lande so häufiges Wasser, daß man das ganze Jahr keinen Mangel verspühret.

VI. Nicht weit von dem müheseligen Berge entspringet ein Fluß, der den Namen des Berg-Flußes trägt. Nachdem er die Ebene durchlauffen, rinnet er nahe an der Kirche vorbey, und nimmt noch einige Bäche zu sich, die ihn zu einem ansehnlichen Fluße machen. An beeden Ufern liegen schöne Meyereyen. Sie sind sehr fruchtbar, und eine Meile weit von einander entfernet, oder doch wenigstens eine halbe Meile; unterdessen beklagen sich die Eigenthümer, es fehle ihnen an genugsamer Weitschafft, und an Weide für ihre Heerden. Hieraus kan der geneigte Leser die Menge ihres Viehs beurtheilen.

Die Colonie hat seit langer Zeit eine schöne Summa Geld beysammen, womit zum gemeinen Besten etwas soll vorgenommen werden; dem ohngeachtet haben sie noch nicht an Erbauung einer Brücke über diesen Fluß gedacht. Gleichwohl wäre nichts nothwendiger. Es sind bereits viele Personen umgekommen, die im Winter durchsetzen wollen; und vergehet selten ein Jahr ohne dergleichen Unglück. Zwar ist des Sommers, nemlich vom October biß in den April, das Wasser so seichte, daß es kaum an die Knie reichet, allein im Winter ergiesset es sich, und überschwemmet die benachbarten Felder.

Ja es verhindert öfters alle Gemeinschafft, und schneidet den Weg in die Kirche ab.

VII. Wenn man von dem Berge Keereweder nach der Kirche gehet, lässet man ein Land-Gut, nebst einem grossen schönen Wein-Garten, zur rechten Hand liegen, das fast allen Platz zwischen dem Drachensteinischen Gebürge und dem Berg-Fluße einnimmt. Zur Linken siehet man einen Weg nach Stellenbusch; er ist so beschwerlich, daß ihm die Einwohner den Namen Bangenhök, oder Angst-Loch, beylegen. Man trift auf ihme öfters Löwen, Tieger und dergleichen unfreundliche Thiere an; über dieses ist er steil, höckericht, schmahl, und gehet durch Orte, die mit gräßlichen Tiefen eingefasset sind. Es ist kein Weg auf dem Vorgebürge, da man mehr Gefahr ausstehet, zumahlen wenn man reitet: denn es mag das Thier noch so sanfmüthig seyn, so schlägt es, bäumet sich, thut Sätze, oder stürzt sich wohl gar in eine Tiefe, bey dem Anblick dergleichen reissender Bestien.

Ohnerachtet aber der Gefahr und Beschwerlichkeit auf diesem Wege, hat man das allerprächtigste Land-Haus auf dem ganzen Vorgebürge dahin gesetzt. Es ist schön und bequem zugleich, und übertrift alles, was in Africa schönes ist. Sein Besitzer giebt ihm nicht weniger ein grosses Ansehen. Dieses ist der Herr Johann Mulder, Land-Drost der Colonien Stellenbusch und Drachenstein, und vielleicht der vollkommenste Mann in allen Stücken, der in diesem Welt-Theil seyn mag. Das Land-Haus heisset Sorgvliet, oder ruhiger Auffenthalt, dahin man sich begiebt, um den Sorgen und Müheseligkeiten dieses Lebens zu entgehen.

Auf dem Wege dahin, und in derselbigen Gegend, sind noch mehr dergleichen Land-Güter. Nicht weit davon hat man vor einiger Zeit eine Kupfer- und Silber-Grube entdecket. Die nach Holland geschickte Proben versprachen gute Ausbeute; unterdessen befande man doch nicht für Gut, daran arbeiten zu lassen. Jedoch die Materie von Erzt-Gruben ist wichtig genug, daß man ein eigen Capitel davon mache.

Gehet man weiter gegen der Kirche zu, so lässet man zwey artige Land-Güter zur Seite liegen; eines gehöret dem Burgermeister Jacob van As, und das andere dem Burgermeister Abraham Villiers. So dann gelanget man an das Simons-Thal. Herr Johann Blesius, independenter Fiscal auf dem Vorgebürge, hat ihm den Namen beygeleget, um dem Gouverneur Simon van der Stell zu schmeicheln, der es ihm verwilligt hatte. Er zog lange Zeit gute Einkünfte davon. Da aber die Compagnie anno 1707. allen ihren Beamten auf dem Cap verbote, keine Handlung zu treiben, weder mit Wein, noch Getrayde, noch Vieh, damit selbige denen Burgern verbleibe: so hat Herr Blesius das Gut an einen seiner lieben Getreuen verkaufft

kaufft um vier und zwanzig tausend Gulden, daran jährlich zwey tausend Gulden zu bezahlen. Das Haus stehet jenseits der Kirche.

VIII. Die Kirche von Drachenstein liegt fast mitten in der Colonie, und ungefähr vierzehen Meilen Nord-Ost vom Vorgebürge. Das Gebäude sollte man wegen seines elenden Wesens für eine Scheune halten. Die Mauer ist zum allerhöchsten vier Schuhe hoch, das übrige ist von Binsen. Inwendig siehet man auch nichts, als Binsen, unüberworfene Mauern, gar plump verfertigte Bäncke, eine Canzel und Lese-Pult von dem elendesten Gemächte. Die Schuld muß man nicht etwa dem Geitze der Bewindhaber der Compagnie zuschreiben: denn sie tragen allezeit mit Vergnügen das ihrige bey, zu Aufrichtung und Unterhaltung solcher Gebäude, die zum öfentlichen Gottesdienste bestimmet sind.

IX. Auf meinem Gute, das an die Kirche stösset, wird eine Art eines Markts gehalten, da man Gewürz und allerley Waaren zum Gebrauche im Hauswesen verkauft. Die Kramer versehen sich damit auf dem Cap. Die Käufer sind blos gemeine Leute, welche beym Heimgehen aus der Kirche allerhand Kleinigkeiten einkauffen, die sie nicht aus erster Hand hohlen wollen.

X. Ich komme auf den zweyten Theil vom Drachenstein, der sich von der Kirche biß an das Wagner-Thal erstreckt. In dem Simons-Thal siehet man einige andere gar ansehnliche Land-Güter; die beeden vornehmsten sind zwischen dem Wege und dem Berg-Fluße. Eines gehöret Petern van der Biel; das zweyte, Louis le Grand, Burgermeistern zu Drackenstein. Zwischen diesem Fluß und dem Gebürge Drackenstein findet man sehr fruchtbare Felder, welche fast diesen ganzen weitläufftigen Raum einnehmen.

Zu Ende vom Simons-Thale kommt man an einen hohen Berg, so deßwegen den Namen des Babylonischen Thurns träget. Viele Privat-Personen haben Güter daselbsten. Der Boden ist sehr fruchtbar, bringet Getrayde und Wein im Uberflusse hervor. Hinter diesem Berge zur Rechten hat Wilhelm van Zeyl ein erträgliches Gut.

XI. Dieser Weg führet hernach auf einen Berg, der Perlen-Berg genannt. Nicht, als ob man Perlen auf ihm fände, sondern wegen eines grossen Felsens auf seinem grossem Gipfel, den die gemeinen Leute einer Perle ähnlich halten. Aus diesem Berge hauet man gute Steine zu Mühlen. Der Gouverneur Simon van der Stell lies eine grosse Menge verfertigen, um die Mühlen in den Colonien damit zu versehen. Am Fuß des Berges ist eine Wasser-Mühle, die bey allzu hohem Wasser nicht kan gebraucht werden.

Nun sind wir an das Wagner-Thal gelanget, das seinen Namen von einem Wagner seines Handwerks erhalten, der sich zu erst da niedergelassen. Es wird von dem Berg-Flusse durchströmet, der nach unzehlichen Krümmen

durch verschiedene Hottentottische Nationen lauffet, und in die Bay St. Helena, hundert Meilen weit von seiner Quelle, fället. Weil in diesem Thale wenig merkwürdige Orte aufstossen, will ich mich länger nicht dabey aufhalten, sondern die Orte beschreiben, so zwar ausser den Grenzen der Colonie liegen, gleichwohl aber noch mit darzu mögen gerechnet werden.

XIII. Erstlich fället uns das Thal und Schloß Riebeek in die Augen. Was man das Schloß Riebeek nennet, ist ein sehr hoher und steiler Berg, der seinen Namen von Johann van Riebeek, erstem Gouverneur auf dem Cap, erhalten, der daselbst Baracken für hundert Mann, und Ställe für eben so viele Pferde, gebauet, auch ein grosses Stuck hingestellet; So bald aber die Regierung mit den Hottentotten in Bündniß tratt, ruffte man diese Leute zurücke, und führte das Stuck nach dem Vorgebürge, wie ich bereits erwehnet. Auf diesem Berge, und in dem Thal, das er formirt, sind verschiedene Pflanzereyen, die gar wohl anschlagen. Der Boden ist ungemein fruchtbar, und würde man mehr anbauen, wenn es nicht an Wasser fehlete; Bißhero aber hat man nur eine einige Quelle entdecket. Diese war so lange jedermann gemein, biß ein Mensch, der auf dem Pferde-Berge wohnte, eine reiche Wittib aus dieser Gegend heyrathete, und das Eigenthum der Quelle von der Regierung erhielte. Die ganze Nachbarschafft, welche grossen Schaden hierunter litte, beschwehrte sich gewaltig über diese Schenkung. Da ich anno 1712. abreisete, hielte man dem Land-Drost um ihre Wiederruffung an. Unterdessen müssen sie sich, wie zuvor, des Regen-Wassers bedienen, das sie in Cisternen und Schöpfbrunnen auffangen; es wird aber gar salzigt.

XIV. Eine Tagreise von dem Schloß Riebeek, gegen Norden, gelanget man in eine Gegend, die man die vier und zwanzig Flüße nennet, wegen der gewaltigen Menge Bäche, damit sie durchwässert wird.

Da einige Personen diesen Uberfluß an Wasser und Vieh-Weyde wahrnahmen, wandten sie sich an den Gouverneur, und erhielten Erlaubniß einen Theil ihrer Heerden dahin zu schicken. Weil es glücklich von statten gieng, folgten bald andere diesem Exempel. Nach und nach wurde die Gegend volkreich, und das Vieh hat sich stark vermehret. Unterdessen hat noch niemand einiges Land zu eigen erhalten; wer sich da niederläßet, wird bloß nur geduldet, und muß alle sechs Monathe um neue Vergünstigung anhalten, kan auch nicht mehr Land anbauen, als zu seinem Unterhalte nothdürftig fället.

Der Boden ist dermassen fruchtbar, daß er fünf und zwanzig, ja meistens dreyßig für eines träget. Man bedienet sich weder Wind- noch Wasser-Mühlen in diesem Bezirk. Alles Getrayde wird in Hand-Mühlen gemahlen, die an der Mauer vest gemacht. Diese beschwerliche Arbeit verrich-

ten

ten die Schwarzen. So oft ich sie dabey die grossen Tropfen schwitzen sehen, ist mir das dare in pistrinum beym Plauto und Terentio eingefallen. *

Es ist fast unnöthig anzumerken, daß die Einwohner keine nur im geringsten ansehnliche Gebäude aufrichten, weil sie nichts zu eigen besitzen. Ihre Häuser sind nichts anders, als Schäfer-Hütten.

XV. Die Honig-Berge liegen noch weiter gegen Norden. Man hat ihnen den Namen von der grossen Menge Honig gegeben, das die Bienen in den Thälern zusammen tragen. Man siehet es in der heissen Sommers-Zeit häuffig fliessen. Diese Berge liegen eine Tag-Reise weit von den vier und zwanzig Flüssen. Die Hottentotten klettern mit Lebens-Gefahr an die steilesten Orte, um Honig zu hohlen, das sie auf dem Vorgebürge gegen Kleinigkeiten vertauschen.

Auf diesem Gebürge und in der umliegenden Gegend sind keine andere Europäer, als Hirten. Sie besitzen ihre Wohnungen nicht eigenthümlich, und befinden sich in diesem Stücke mit den Einwohnern der vier und zwanzig Flüsse in gleichen Umständen. Sie wenden nicht einmahl die habende Erlaubniß zu ihrem Nutzen an, und bauen kein Korn. Sie essen kein Brod, helfen aber diesem Mangel auf andere Weise ab, nemlich, sie speisen zu einem Stück Ochsen- oder Schöpsen-Fleische ein Stück geräuchert Wildprät. Diese Nahrung schlägt ihnen sowohl zu, daß sie fast gar keiner Krankheit unterworfen sind. Jedoch haben sie vielleicht diese gesunde Leibs-Beschaffenheit ihrem ungekünstelten Getränke guten Theils zuzuschreiben, welches nur aus Wasser, Milch und einer Vermischung von Honig und Bier bestehet. Sie lebten glückseliger, wenn sie sich mehr Mühe geben würden; allein sie sind von der Hottentottischen Faulheit dermassen eingenommen, daß sie nichts anders vornehmen mögen, als ihrer Heerden zu warten, und zuweilen mit einer Flinte dem Wildprät nachzustellen.

XVI. Eine Tagreise weit von dem Honig-Gebürge, und acht Tag-Reisen vom Cap, findet man die Piquet-Gebürge; die ihren Namen haben von einem Piquet-Spiel, das die Europäer da spielten, welche am ersten biß hieher gekommen waren. In der That war auch diese Parthie merkwürdig genug, weil sie von früh Morgens anfieng, und biß in die späte Nacht dauerte. In dieser Gegend findet man wenig Europäer, und dazu nur Hirten. Sie mästen das Vieh, und verkauffen es hernach auf dem Vorgebürge. Die Bewohner der Honig-Berge treiben gleichen Handel.

* Verberibus cæsum te in pistrinum, Dave, dedam usque ad necem. Terent. Andr. Act. I. Scen. II. Meam domum ne imbitas: tu te in pistrinum recta inferas. Plaut. Epid. Act. I. Scen. II.

Die Hottentotten wohnen auch auf diesen Bergen, und leben mit den Europäern in sehr genauer Freundschafft. Unterdessen gab es doch an. 1712. einige Unruhe, wegen einer zwischen beeden Nationen entstandenen Mißhelligkeit. Das Gerüchte gieng so gar, es hätten die Hottentotten den Holländern ihre Heerden weggenommen. Auf diese Nachricht schickte der Land-Drost von Stellenbusch und Drachenstein funfzig Soldaten dahin, nebst hundert wohlbewaffneten Burgern. Ihre Ankunft machte dem Streit bald ein Ende.

XVII. Die letzte Colonie vom Cap, und die neueste, ist die von Waveren, so im Jahr 1701. unter Regierung des Wilhelms van der Stell angelegt worden. Der Gouverneur hiesse sie also, dem Hause von Waveren zu Ehren, damit er verschwägert war. Vor dieser Zeit hiesse man sie den rothen Sand, wegen eines Berges, der sie von Drackenstein absondert, und worauf man, gleichwie auch in der umliegenden Gegend, viel rothen Sand findet.

Das Land von Wavern liegt 25. biß 30. Meilen vom Cap, Ostwärts. Es hat noch keine gewisse Grenzen. Das würklich eingenommene Land ist mit Bergen umgeben, die noch keinen Namen tragen; es ist aber die Colonie bereits also angewachsen, daß sie sich bald weiter ausbreiten wird.

XVIII. Dieses Land ist von Natur sehr fruchtbar, aber wenig angebauet, weil die Einwohner nichts eigenthümlich besitzen. Sie müssen alle sechs Monathe ihre Erlaubniß vom Gouverneur verneuern lassen, wie diejenigen, so im Drachensteinischen sich aufhalten. Man siehet nichts, als Vieh-Weyden, die Häuser sind blosse Hütten. Die andern Colonien, so nicht Gras genug für ihr Viehe in ihren Gegenden haben, schicken es hieher auf die Weide.

Sie haben keine Kirche, und müssen nach Drachenstein, oder nach dem Cap gehen, wenn sie dem öffentlichen Gottesdienste beywohnen, sich trauen oder ihre Kinder tauffen lassen. In Civil- und Criminal-Fällen gehören sie einzig und allein unter den Magistrat nach Stellenbusch.

XIX. Der rothe Sand-Berg ist gewaltig hoch und steil, und sein Gipfel wie ein Kegel gestaltet. Wenn die Fuhrleute auf dem Wege von hier nach dem Vorgebürge nicht grosse Vorsicht gebrauchen, können ihre Wägen leicht zerbrochen und umgeworfen werden. Gemeiniglich ladet man sie unten am Berge ab, zerlegt sie, und trägt alles hinauf. Der Weg ist sehr schmahl, steinigt, und an einigen Orten von denen auf beeden Seiten stehenden Bäumen gar sehr eingeschlossen.

Nahe an diesem Berge liegt ein Bezirk, das schwarze Land benennet, weil dieses, an Wieswachse sehr fruchtbare, Erdreich dergleichen Farbe hat.

XX. Die

XX. Die Colonie geniesset eines Uberflusses an Wasser. Ja man findet zwey warme, mineralische Quellen, davon die eine, wegen ihrer trefflichen Curen, sehr hoch gehalten wird. Diese Quelle gehöret nebst den anstossenden sehr fruchtbaren und wohlangebauten Ländereyen einem gewissen Ferdinand Appel, dem sie der Gouverneur Ludwig van Assenburg eigenthümlich überlassen; dieser Mann ziehet von diesem Gute grossen Nutzen. Auf einer Reise dahin an. 1709. kam ich in grosse Gefahr. Sechs Elephanten, welche aus einer nahe gelegenen Quelle trinken wolten, kamen mir vors Gesichte. Nun greiffen diese Thiere die Personen, die ihnen aufstossen, dermassen oft an, daß ich mich für verlohren schätzte: denn ich wuste nicht, wie man ihnen zu entwischen pfleget. Unterdessen war, GOtt sey Dank, meine Furcht vergeblich: diese Thiere setzten ihren Weg gelassen fort, ohne sich um meine Person zu bekümmern.

Da ich ein andermahl nach der zweyten mineralischen Quelle gieng, in Begleitung dreyer Hottentotten, als Wegweiser, blieben wir, wegen einfallender Nacht, mitten auf dem Felde, schlugen ein Gezelt auf, und zündeten Feuer an, die wilden Thiere zu verscheuhen. Ich schlief schon, da ich auf einmahl durch die schröckliche Ankunft von eilf Löwen aufgeweckt wurde, welche so entsetzlich brülleten, daß der Herzhaffteste hätte zittern mögen. Ich dachte alle Augenblicke, nun würden sie mich in Stücken reissen. Allein meine muntere Wächter, die mit dergleichen Feinden schon umzugehen wusten, nahmen die halb verbrannten Brände aus dem Feuer, und warfen sie ihnen mit aller Macht entgegen. Auf diesen Anblick giengen die Löwen ihres Weges und liessen uns ruhen.

Viertes Capitel.

Holländische Regierung auf dem Vorgebürge.

I. Verschiedene Instantien, welche die vorfallenden Sachen unterscheiden. II. Der grosse Rath. III. Der Ober-Gerichts-Hof. IV. Unter-Gerichts-Hof. V. Heyraths-Gericht. VI. Wayfen-Cammer. VII. Geistliches Gericht. VIII. Stadt-Gericht. IX. Von den Land-Drosten. X. Zwey Kriegs-Collegia. XI. Vorsicht gegen Feuers-Brünste. XII. Was der Compagnie die Colonien kosten. XIII. Ausgaben der Compagnie auf dem Vorgebürge. XIV. Einkünften des Gouverneurs. XV. Großmuth der Compagnie. XVI. Orte, wo die Beamten der Compagnie wohnen. XVII. Von ihren Leibeigenen.

I.

Es sind treffliche Einrichtungen vorhanden, zum besten der Holländischen Compagnien auf dem Vorgebürge, und zu Erhaltung ihrer Gerechtigkeiten. Ich hoffe, es werde niemand vernünftigem zuwider seyn, daß ich davon etwas ausführlicher rede.

Das Angedenken des Herrn von Riebeeks, welcher die Holländische Colonie auf dem Vorgebürge angelegt hat, stehet noch heutiges Tages, so wohl daselbsten, als in Holland, in grosser Achtung. Er hatte eine grosse Geschicklichkeit den Entwurf zu einem Vornehmen zu verfertigen, und führte hernach solches mit gleichem Glücke aus. Die Compagnie von Indien hatte ihm Vollmacht ertheilet, die neue Colonie nach seinem Gutbefinden anzulegen. Er machte also verschiedene Einrichtungen, welche auf eine glimpfliche Regierung der Unterthanen abzielten, und thate immer etwas neues hinzu, je mehr sich die Colonie vermehrte. Seine Nachfolger haben gleichfalls einige Zusätze und Veränderungen beliebet, also, daß die gesamte Regierung in den Händen von acht Collegiis beruhet, nemlich im grossen Rath, im Ober-Gerichts-Hof, im Unter-Gerichts-Hof, im Heyraths- oder Ehe-Gericht, in der Wayfen-Cammer, im geistlichen Gericht, im Stadt-Rath, und endlich im Kriegs-Rath. Beede letztere sind zu Zeiten des Gouverneurs Simon van der Stell entrichtet worden, zu der Zeit, als eine starke Anzahl Französischer Flüchtlinge auf dem Vorgebürge ankam.

II. Der

II. Der grosse Rath, den man zuweilen den Policey-Rath nennet, bestehet aus dem Gouverneur, als Präsidenten, und acht von den vornehmsten Beamten der Ost-Indischen Compagnie. Ersterer hat zwey Stimmen. Dieser Rath kan mit den Hottentotten Krieg und Frieden machen, und alles beschliessen, was die Handlung, Schiffarth, Sicherheit und Nutzen der Niederlage betrifft. Er versammelt sich alle Montage, um neun Uhr Morgens, und sitzet gemeiniglich biß Mittags. Er wird durch eine Glocke beruffen, die über dem Vestungs-Thore hänget. Dieses Collegium correspondiret mit den Bewindhabern in Holland, mit dem General-Gouverneur zu Batavia, und mit dem Ceylanischen. Alles was im Rathe vorgenommen wird, die einlauffende Briefe, nebst einer Abschrifft von der Antwort, werden von dem Secretario treulich verwahret. Die Besatzung der Vestung erweiset jedwedem Gliede des Raths die militarischen Ehren-Bezeigungen, so oft sie ein- oder ausgehen; welche Ehre keiner andern Person auf dem Cap wiederfähret. Sie geniessen auch sehr grossen Respect von allen Europäern auf dem Vorgebürge.

III. Es sind noch andere Collegia vorhanden, welche unter dem ersten stehen. Hieher gehöret der Gerichts-Hof. Er bestehet fast allezeit aus eben denen Mit-Gliedern, welche den grossen Rath besetzen. Er untersuchet und entscheidet alle wichtige Civil- und Criminal-Fälle, welche unter den Europäern auf dem Vorgebürge sich ereignen. Wenn ein Europäer, der nicht in Diensten der Compagnie stehet, vor diesem Gerichte belanget oder angeklaget wird, wie auch, wenn er einen andern belanget oder anklaget, und sein Gegner ist in der Compagnie Diensten, so sitzen die drey regierenden Burgermeister der Stadt mit im Rathe, welche man jährlich unter denen auswehlet, die nicht in der Compagnie Diensten stehen, und so dann dem Verhör beywohnen, auch Achtung geben, daß nicht etwa die Richter aus einer Neigung vor der Compagnie-Diener, auf seine Seite den Vortheil lenken möchten.

Von diesem Gericht kan man auf zweyerley Weise appelliren; entweder, man verlanget, der Proceß solle vor die oberste Justitz-Cammer in Batavia gebracht werden, welche aus trefflichen Rechts-Gelehrten bestehet; oder an das Ober-Justitz-Collegium in Holland. Zuweilen, aber selten, appellirt man erstlich nach Batavia, und hernach erst nach Holland.

Derjenige, so von dem Urtheil des Vorgebürgischen Gerichts-Hofes appelliren will, muß binnen zehen Tagen seine Appellation schrifftlich insinuiren, und bey dem Gericht hundert Gulden niederlegen, welche biß zu Ausgang des Processes sequestirt bleiben, ihme aber wieder zugestellt werden, wenn er gewinnet, hingegen seinem Gegentheil, wenn er verliehrt.

IV. Der Unter-Gerichts-Hof stehet unter dem vorigen. Hierinn werden geringere Sachen abgethan, als Schlägereyen, kleine Strittigkeiten, Verbrechen von keiner Wichtigkeit, Schuld-Sachen unter hundert Thalern. Der Präsident ist ein Mitglied vom grossen Rath, welcher selbigem alles referiren muß, was in diesem Gericht fürgehet. Nebst ihme gehören noch drey Bürger und vier unmittelbare Beamte der Compagnie dazu. Einer von den Bürgern ist allemahl Vice-Präsident, und von den Beamten allezeit einer Secretarius. Die Mitglieder werden alle zwey Jahr abgewechselt. Zu diesem Ende übergeben die Bürger und Beamten ein Verzeichniß von doppelt so viel Personen, als nöthig sind, dem grossen Rathe, welcher diejenigen auswehlet, die ihme tüchtig bedünken. Jedoch setzt man allezeit einige von den alten Mitgliedern mit in das Verzeichniß, und der grosse Rath behält allemahl zwey oder drey davon, damit sie die neuen in der üblichen Gewohnheit des Gerichts unterweisen, auch die bereits anhängigen Händel endigen können.

In beeden Gerichts-Höfen wird ein Protocoll und Abschrifft von allen Processen, Urtheilen und Decreten behalten, welche der grosse Rath von einer Zeit zur andern an die Herren Bewindhaber nach Holland schickt.

V. Das Ehe-Gerichte hat diesen Namen, weil es die Gültigkeit der Ehe-Versprüche untersucht, ehe die Heyrath vollzogen wird. Es trägt Sorge, daß alle Heyraths-Briefe der Europäer auf dem Vorgebürge von den Eltern oder Vormunden unterschrieben werden, falls die Partheyen welche haben; untersucht auch, ob ein oder der andere Theil nicht schon bereits mit einer andern Person versprochen sey ꝛc. Die Mitglieder dieses Gerichts sind eben diejenigen, so im Unter-Gerichts-Hof sitzen. Sie versammeln sich alle Samstage. So bald sie das Ehe-Versprechen als gültig erkennen, geben sie den Partheyen eine Erlaubniß an die Prediger ihrer Gemeinen, um das gewöhnliche Aufbot drey Wochen nach einander zu verrichten, und die Personen hernach zu trauen, falls niemand einen Einspruch thut: denn so jemand nach angehörtem Aufgebote dergleichen vornimmt, so muß er seine Ursachen bey dem Ehe-Gerichte vorbringen, welches ein endliches Urtheil fället, also, daß, wenn es den Einspruch für gültig erkennete, dürfen die Partheyen nicht fortfahren. Allein Zeit meines Aufenthalts auf dem Vorgebürge ist dergleichen niemahlen vorgefallen.

Man giebt so genau Achtung, daß keine Heyrathen gegen die Ordnungen vorgenommen werden mögen, daß der Gouverneur van der Stell befahl, es solten beede Partheyen, ehe sie bey dem Ehe-Gericht erscheinen, sich vorhero dem Gouverneur zeigen, und seine Einwilligung erhalten; der ihnen einen schrifftlichen Befehl an das Ehe-Gericht mitgiebt, damit solches sich

nach

nach den Umständen erkundige, anbey seine Bewilligung zur Heyrath ertheilet, nemlich, wenn keine Hindernissen vorhanden sind.

VI. Die Waysen-Cammer bestehet aus sieben Personen: aus einem Präsidenten, welches allemahl der Vice-Präsident des grossen Rathes ist, aus dreyen Beamten der Compagnie, und dreyen Burgern, welche Mit-Glieder man alle zwey Jahre abwechselt, auf eben die Weise, als bey dem Unter-Gerichts-Hof geschichet. Der Vice-Präsident ist ordentlich einer aus der Bürgerschafft, der Secretarius allezeit ein Diener der Compagnie, und hat monatlich achtzehen Gulden Besoldung, ohne die kleinen Vortheile. Er muß alles, was bey der Cammer vorgehet, ad Acta bringen und ein Protocoll führen.

Kein Wayse darf ohne Erlaubniß dieser Versammlung vor fünf und zwanzig Jahren heyrathen. Willigt sie darein, so giebt sie ihm einen schrifftlichen Schein, den er bey dem Ehe-Gericht vorzeigt, damit selbiges die Sache weiter untersuchen kan.

VII. Das geistliche Gericht muß für die Kirchen sorgen, deren auf dem Vorgebürge drey sind; ingleichen alles anordnen, was zur Kirchen-Zucht gehöret. Es giebt auch Achtung, daß die Allmosen-Gelder wohl und treulich besorget werden. Es besteht aus den drey Predigern der Kirchen, sechs Aeltesten, massen jede Kirche zwey hat, und zwölf Diaconis, weil viere bey jedweder Kirche sind. Dieses National-Concilium entscheidet ohne zugelassene Appellation die weltlichen Sachen, so zu ihren Kirchen gehören, ingleichen die Ceremonien bey dem öffentlichen Gottes-Dienst; es verändert, mehret und verringert, nach Gutbefinden. Es ist diese Versammlung dermassen uneigennützig, und auf das Wohl der Armen beflissen, daß man keinen Bettler in den Holländischen Colonien auf dem Vorgebürge antrifft. Der Uberschuß von den Allmosen wird zu Erhaltung der Kirchen und Schulen angewendet. Bleibt noch etwas übrig, so legt man es auf Zinsen. Alle Sachen und Entschliessungen werden von Tag zu Tag fleissig protocolliret, und ist jedermann erlaubt diese Acten zu lesen.

Nebst diesem Synodo ist noch ein Consistorium, das sich von Zeit zu Zeit in jedweder Pfarre versammelt, solches bestehet aus acht Personen: einem angesehenen Mann aus der Pfarre, so ordentlich der fürnehmste Kaufmann ist, welcher präsidiret; hernach folget der Prediger; die beeden Aeltesten und vier Diaconi erfüllen die Zahl der acht Personen. Viere werden aus der Burgerschafft genommen, und viere aus der Compagnie Dienern; unter die letzten rechnet man allemahl den Prediger.

VIII. Jedwede Colonie hat einen Stadt-Rath, der aus einer gewissen Anzahl Bürger bestehet. Sie werden alle zwey Jahr von dem grossen

Rath erwehlet, aus einem Verzeichniß, das die Burgerschafft jedweder Colonie einschickt. Diese Verzeichnisse schlagen allezeit eine doppelte Anzahl vor. Besagter Rath wurde von dem Gouverneur Simon van der Stell angelegt, als die Französischen Flüchtlinge sich auf dem Cap niederliessen, und gab er den Raths-Gliedern den Titel von Haus-Räthen. Der Stadt-Rath auf dem Cap hat fast gar nichts zu befehlen; es wird alles, was die Colonie betrifft, durch oberwehnte Collegia abgethan. Also berathschlaget er sich bloß über das gemeine beste der Bürgerschafft, und trägt seine Meynung dem grossen Rathe vor, welcher den letzten Schluß ertheilet; er sammelt auch die Auflagen ein, welche der grosse Rath unter der Burgerschafft ausschläget. Jedoch die drey regierenden Bürgermeister, die man alle Jahr aus der Bürgerschafft erwehlet, haben grossen Einfluß, weil sie oft im Ober-Gerichts-Hof sitzen; man erzeigt ihnen auch grossen Respect.

Die gemeine Bürgerschafft auf dem Cap hat einige besondere Einkünfte. Sie besitzt am Salz-Flusse viele schöne Gärten, und reiche Weinberge, ingleichen nahe an der Stadt prächtige Gärten, die sie verpachtet, und 1500. Gulden monathlich dafür ziehet.

Der Stadt-Rath in den beeden andern Colonien hat viel zu sprechen. Der Land-Drost, oder Land-Richter, präsidiret in diesem Rathe. Man entscheidet darinnen die Schuld-Sachen, so nicht über hundert und funfzig Gulden sich belauffen; man untersuchet und straffet die meisten Verbrechen, so innerhalb der Colonie Bezirk begangen worden. Ingleichen alle Missethaten der Leibeigenen. Dieser Rath hat ein Rathhaus, da er sich versammelt, nebst einem Gefängniß für die Ubelthäter.

IX. Weil die Authorität dieses Raths meist auf der Authorität seines Präsidenten beruhet, so ist dienlich dessen Amts-Verrichtungen genauer zu beschreiben. Als der Baron von Rheede die vornehmsten Aemter bey der Ost-Indischen Compagnie mit grossen Ruhm verwaltet gehabt, und nach Holland zuruck gekommen war, gab ihm die Compagnie den Titul eines General-Commissarii, nebst der Verrichtung, davon ich bereits gesprochen. Er hatte Vollmacht die Gouverneurs und andere Beamte gänzlich, oder auf eine Zeitlang, abzusetzen, wenn er sie für untüchtig oder nachläßig hielte, und ihre Stellen an andere zu vergeben. Als dieser Herr nach dem Vorgebürge kam, untersuchte er den Zustand der Colonien, machte viele Aenderungen im Regierungs-Wesen, und einige neue Verordnungen. Er setzte den ersten Land-Drost oder Richter ein, von beeden Colonien Stellenbusch und Drachenstein: ertheilte ihm eben die Macht, so der independente Fiscal hatte, nemlich, er solte alle Missethäter, Landstreicher und liederliche Kerls in seiner Gerichtsbarkeit verfolgen und einziehen. Diese Gewalt

walt übte er auch aus ohne Wiederrede, biß an. 1712. Damahlen geschahe es, daß er einen Hauffen Matrosen gefänglich einzog, welche davon gelauffen waren, plünderten, und die, in abgelegenen Häusern wohnende, Colonisten auf mancherley Weise plagten. Da er sie nun ins Gefängniß gesteckt, und für Gericht angeklagt hatte, entflohen sie der gerechten Straffe, indem sie das Gefängniß durchbrachen. Einige Zeit hernach fieng man von neuem zwey davon. Einen erwischte der jetzo gemeldete Land-Drost, den andern der provisionale Fiscal des Vorgebürges, wie man den Interims-Fiscal nennet. Dieses war ein unruhiger Mann, welcher vermeynte, bey der Compagnie sich einzuschmeicheln, und eine ledige Stelle zu erlangen, wenn er dem Land-Drost seine Authorität in diesem Vorgang streitig machte, und behauptete, es habe selbiger keine Gewalt über den gefangenen Ubelthäter, sondern, weil er ein Matrose sey, gehöre er unter die Gerichtsbarkeit der Colonie auf dem Cap, und müste folglich von ihrem Fiscal angeklagt werden. Als nun der Land-Drost sein Recht behaupten wolte, brachte der Fiscal die Sache für den grossen Rath, und verlangte einen Spruch. Beede Theile wurden vernommen, und, um allen dergleichen Streitigkeiten auf das künftige vorzubauen, beschloß man, jedwedem gewisse Grenzen seiner Gerichtsbarkeit anzuweisen, also, daß weder der Land-Drost, noch der Fiscal jemand anklagen sollten, als wegen solcher Ubelthalten, die in ihrem angewiesenen Bezirk begangen worden. Bey dieser Gelegenheit erstreckte der grosse Rath die Gerichtsbarkeit der Vorgebürgischen Colonie biß an den Muschel-Bank-Fluß. Was aber das Vorrecht anbetraff auf eine Missethat zu inquiriren, so blieb es bey der Regel: Qui prior tempore, potior jure. Das Verhör der Ubelthäter solte einem von beeden zugehören nach dem Tage, da sie gefänglich eingezogen worden.

X. Letztlich sind auch zwey Kriegs-Räthe, einer für die Soldaten der Vorgebürgischen Colonie, der andere für die Soldaten von der Stellenbuschischen. Jener versammelt sich in der Stadt auf dem Cap, dieser in der Colonie zu Stellenbusch. Beede richtete der Gouverneur Simon van der Stell an. Als die Französischen Flüchtlinge ankamen, entrichtete man einige Compagnien Fuß-Volk und Reuter, und diese Collegia, um besagte Militz zu dirigiren. In jedwedem sitzen zehen Commissarii. Der Präsident von dem Vorgebürgischen ist allemahl ein Mitglied vom grossen Rath; die andern sind die vornehmsten Officier von der Colonie Soldaten. In dem Kriegs-Rath zu Stellenbusch präsidirt der Land-Drost, und hat neun von den vornehmsten Officirern dasiger Colonie Völkern bey sich. In jedwedem Collegio befindet sich auch ein Secretarius. Einmahl des Jahres kommen Abgeordnete vom grossen Rath zur Musterung, und um den Fehlern ab-

uhelfen. So bald das Exercitium vorbey, und das Gewehr abgelegt worden, machen die Compagnien den Deputirten allerley Zeitvertreib, vermittelst verschiedener lustigen Possen. Wenn drey oder vier Sclaven mit einander durchgehen, so schickt der Kriegs-Rath von der Colonie, darinn ihre Herren wohnen, ohngesäumt einige Reuter von diesen Compagnien nach. Die Bürger in den Colonien müssen des Nachts die Wache versehen, allein weil sie sich vor den Hottentotten nichts zu besorgen haben, wird dieser Ordnung gar schlecht nachgelebt.

XI. Um den Feuersbrunsten vorzukommen, die von der schlechten Sorgfalt, die Schlöte rein zu halten, entstehen könnten, werden gewisse Personen deßwegen besoldet, daß sie von Zeit zu Zeit die Schlöte in der Stadt beschauen, und die Eigenthümer wegen des Fegens erinnern müssen. Wer diese Nachricht in den Wind schläget, muß in der Vestung erscheinen, und, nach seinem Vermögen, Straffe zahlen. Geschiehet es öfter, werden die Verbrecher wohl gar an Gelde und mit Gefängniße gestrafft.

XII. Es hat der Oft-Indischen Compagnie erstaunliche Summen gekostet, ehe sie die Colonien auf den jetzigen Fus setzen können; ja, wenn ich recht berichtet bin, hat sie in den ersten zwanzig Jahren alle Jahre eine Million Gulden aufgewendet. Die gegenwärtigen Ausgaben der Regierung belauffen sich, meines Wissens, auf vier hundert tausend Gulden, und wenn es hoch kommt, steigen die Einkünften eben so weit, so, daß die Compagnie mit Mühe heraus bringt, was ihr die Unterthaltung kostet. Es ist unglaublich, was sie für Sorge trägt für die Sicherheit und Aufnahm der Colonien, und was für Arbeit die Einwohner ausgestanden haben, sich anzusetzen, zu bevestigen, und ihre Ländereyen in guten Stand zu bringen. Man kan ohne Ausschweiffung sagen, es gäbe diese Colonie, als die blühendeste in ganz Africa, ein unwidersprechlich Zeugniß von dem unermüdeten Fleiß der Holländer.

XIII. Die Diener der Compagnie sind in zwey Classen getheilet: eine begreift die, so einen Titul von ihrem Amte führen; die andere Classe begreift die übrigen ohne Titul. Zu den ersten rechnet man alle Beamte, so an Verwaltung der Affairen Theil haben, die Secretarien und Buchhalter. Zu den zweyten rechnet man die Soldaten, Handwerks-Leute und Haus-Bediente. Ich will die Besoldungen von allen diesen Dienern hersetzen.

Die

	Gulden.
Die Besoldung des Gouverneurs beträgt jährlich	3255
Der Capitain von der Besatzung, die drey Prediger in den Colonien, der Equipage-Meister, hat jedweder 1627. fl. 10. Stüver, macht zusammen für diese sieben Personen	11395
Der Lieutenant der Besatzung hat jährlich	1005
Der Fähndrich der Besatzung, und eilf Unter-Kaufleute, jedweder 708. fl. Zusammen	8496
Die Buchhalter und Kranken-Tröster, in allem dreyzehen Personen, zu 513. fl. jährlich	6669
Zwanzig Aßistenten oder Unter-Secretarien zu 354. fl.	7080
Die Sergeanten bey der Besatzung, die Werk-Meister, Aufseher über das Gesind, Unter-Officiers der kleinen Kauffmann-Schiffe, so man um die Gegend des Vorgebürges in des Gouverneurs Diensten gebraucht, in allem zwey und zwanzig Personen, deren Besoldung verschiedentlich ist, und beträgt	7788
Die Soldaten der Besatzung und Haus-Bediente, an der Zahl fünf hundert und vier und zwanzig Personen	73884
	119572

Neben seiner Besoldung ziehet der Gouverneur noch von der Compagnie, zu Unterhaltung seines Hauses, monathlich 1500. Pfund Reiß, dreißig Garben Pusch oder weissen Reiß, der noch in den Aehren steckt, 360. ℔. Waizen-Meel, 20. ℔. eingesalzen Europäisch Rind- u. Schweinen-Fleisch; Schöpsen-Fleisch, so viel er will; ein Faß Africanischen Wein, 16. Maas Brandwein, 32. Maas Canarischen Wein, 40. Maas stark Bier, oder Braunschweiger Mumme, 25. Pfund frischen Butter, 15. Pf. Wachs-Lichter, 10. Pf. Talch-Lichter, 6. Pfund Gewürz, 8. Maas Oel zu Salat, Wein-Eßig, so viel er will, und viel andere kleine Artickeln, welche allzuweitläuffig zu erzehlen fallen. Hat er übrigens zum Unterhalt seines Hauswesens anderer Waaren nöthig, die ihme die Compagnie liefern kan, so giebt man sie ihm 25. von hundert wohlfeiler, als sie andern Leuten verkauft werden. Auch werden ihm fünf hundert Gulden zugelassen, die Schiff-Capitains und andere ansehnliche Officiers von den Retour-Schiffen, die am Vorgebürge vor Anker liegen, zu tractiren. Er giebt ihnen einmahl zu essen, und, was er dazu braucht, nimmt er aus den Gärten, Magazinen und von den Vieh-Heerden der Compagnie. Wenn man nun alles zusammen rechnet, wird man finden, daß der Gouverneur ohne seine Besoldung jährlich noch sechs tausend Gulden von der Compagnie ziehet.

Uber-

Uberhaupt wollen wir von ihme melden, daß ihm die Compagnie alles schafft, was ihme zur Nothdurft und zum Staat erforderlich fället. Man hält ihm einen Stallmeister, Unter-Stallmeister, Sattler, verschiedene Kutscher und Pferde-Knechte. Ja sein Leib-Kutscher wird für eine ganz ansehnliche Person gehalten.

Ich würde des Lesers Gedult mißbrauchen, wenn ich ausführlich beschriebe, was die andern Diener und Beamte der Compagnie, ohne ihre Besoldung, ziehen. Es ist genug, wenn ich melde, daß die ausserordentlichen Einkünfte von den Bedienten mit einem Titul jährlich auf 50000. Gulden und bey denen ohne Titul etwa auf 11790. kommen.

	Gulden.
Ausserordentliche Einkünfte des Gouvern.	6000
— — der Bedienten mit einem Titul	50000
— — der Bedienten ohne Titul	11790
Summa	67790

Man hat ausgerechnet, daß die Schöpse, so auf Unkosten der Compagnie geschlachtet werden, so wohl für die Tafeln des Gouverneurs und der titulirten Bedienten, als zu Erfrischungen auf die ankommenden Compagnie-Schiffe, ein Jahr in das andere auf 150000. Gulden betragen. Man rechnet, daß der Kauff der Slaven der Compagnie auf 30000. Gulden kommt: denn sie hat allezeit zum wenigsten sechs hundert. Die Unterhaltung des Kranken-Hospitals kostet etwann 20000. Gulden. Man nimmt die Matrosen von den Compagnie-Schiffen darein auf, wenn sie krank werden, und versorgt sie umsonst vierzehen Tage lang. Werden sie in dieser Zeit nicht gesund, müssen sie ihren halben Sold verlieren. Die Regierung zahlt eine gewisse Belohnung an jedweden, der einen Löwen, Tieger oder Wolf ertödet. Sie macht auch zuweilen einigen Europäern Geschenke, wenn sie ihr einigen Dienst erweisen. Wenn man zu diesem noch die Geschenke rechnet, welche die Hottentotten bekommen, zu Erhaltung des Friedens und der Ruhe, mag die ganze Summa etwann auf 2000. Gulden jährlich lauffen. Mit einem Worte, und nur mit weitläufftigen Rechnungen nicht beschwerlich zu fallen, man hat gefunden, daß die Compagnie jährlich ohngefehr 400. tausend Gulden aufwendet.

XIV. Nun kommt es darauf an, was sie für Einkünfte aus diesen Colonien ziehet, und wie sie ihre Unkosten wieder ersetzet?

Erstens hat die Compagnie den Zehenden von allem, was die Europäer auf dem Vorgebürge anbauen. Von Aeckern und Wein-Gärten ziehet der Gouverneur den Zehenden, entweder in natura, oder an Geld. Bey Wiesen bekommt er den Zehenden von den jährlichen, würklichen oder angeblichen, Einkünf-

künften. Wenn die Häuser an den zweyten Besitzer gelangen, schläget man einen Erb-Zinß darauf, der nach Unterschied höher oder geringer angesetzet wird, nachdem sie bey dem Verkauffe alt oder neu sind. Hat man sie neu verkaufft, so zahlen sie den zehenden oder zwanzigsten Pfenning von dem jährlichen Mieth-Zinß, oder der etwa könnte erhoben werden. Die alten Häuser zahlen den vierzigsten Pfenning. Man rechnet diese Einkünfte auf 14000. Gulden. Die Compagnie hat gewisse Abgaben gelegt auf den innländischen und ausländischen Wein; auf den Taback, Brandwein und andere gebrandte Wasser; ingleichen auf das Bier, so auf dem Vorgebürge gebrauet, oder dahin geführet worden; besonders auf das Braunschweigische, welches man in grosser Menge einführt und verkauft. Alle diese Aufschläge sind verpachtet, und bekommt die Compagnie allezeit siebenzig tausend Gulden dafür; Allein man könnte sie höher treiben. Die Compagnie verkauft jährlich drey hundert tausend Gulden Waaren auf dem Vorgebürge. Man darf ansetzen, daß sie, durch einander gerechnet, 75. am Hundert gewinne, welches zwey hundert fünf und zwanzig tausend beträgt. Aus diesen Einkünften muß die Compagnie ihren Aufwand ersetzen, den ihr die Regierung auf dem Cap verursachet. Doch langen sie kaum zu. Weil aber die Colonie sich täglich bessert, und man immer neue Felder anbaut: so kan der Ertrag mit der Zeit gar ansehnlich werden, wenn gute Ordnung bleibet.

XV. Ja es ist gewiß, daß die Compagnie, wenn sie nicht so großmüthig handelte, ihrer Unkosten weit besser hereinkommen könnte. Denn man muß gestehen, daß ihre gelinde Regierung und Großmuth, die sie den Colonisten auf dem Vorgebürge erzeiget, ohne Exempel ist. Man verlangt den Zehenden von dem Ertrag der Güter erst im zweyten Jahre, wenn er schon etwas ansehnlich, und der Eigenthümer bey bessern Kräfften ist. Man giebt ihm nicht allein das Land, sondern auch was zum Anbau an Geräthschaften und Saam-Korn nöthig ist. Gleich im Anfang theilete man eine grosse Menge Geräthe unter die Colonisten aus, welches weder bezahlt, noch wiedergegeben worden. Ich weiß, daß A. 1712. die Compagnie mehr als 40. tausend Gulden zu fordern hatte für Werkzeuge, Geräthe und andere zum Anbau hergeliehene Sachen; und, wiewohlen sie lange Zeit auf die Bezahlung gewartet, so fiel sie deswegen doch niemand beschwehrlich. Würklich sind viele Personen noch ein ansehnliches schuldig; und so lange sie nicht offenbahrer Weise in schönen Vermögen sitzen, lässet man sie ganz ruhig deßwegen. Es kan wohl kein Gläubiger seinem Schuldiger gelinder begegnen. So bald man nur anzeigt, man seye ausser Stand zu bezahlen, so giebt die Compagnie Fristen, und da bezahlt man sie nach und nach. Statt Geldes nimmt sie Waaren an, man mag sie liefern, wenn man will. Ich gestehe,

daß die Politique vieles dazu beyträgt, weil man die Liebe der Colonien und ihren Anwachs durch dergleichen gelindes Verfahren suchet. Glückseelig aber ist das Volck, dessen Regenten eine so vernünftige Politique ausüben.

Die Compagnie lässet ihre ausnehmende Großmuth noch auf eine andere Weise spühren: Wenn Leuten von schlechten Vermögen ihre Häuser oder Scheunen abbrennen, bauet sie selbige fast gänzlich auf eigene Unkosten, und hält die Eigenthümer fast völlig schadlos wegen des erlittenen Verlustes. Man giebt ihnen die meisten Bau-Materialien, und die Werk-Leute, dazu her.

XVI. Die unmittelbaren Bedienten der Compagnie auf dem Vorgebürge, so wohl titulirte, als andere, belauffen sich ohngefehr auf sechs hundert. Sie wohnen aber nicht alle in dem Castell: viele Unter-Officier und Hausbedienete wohnen in der Stadt, in allerhand der Compagnie zuständigen Gebäuden. Wenn die Pachter der Compagnie, oder andere Personen, Gesinde oder Sclaven bedürfen, und die Regierung hat welche von den ihrigen nicht nöthig, vermiethet man sie ihnen auf mehr oder weniger Zeit, niemahlen aber länger, als auf ein Jahr; und noch dazu mit der Bedingung, daß, wenn die Vestung in Gefahr eines feindlichen Anfalls stünde, dieses Haus-Gesinde ohnverzüglich zurücke kehren und das Gewehr ergreiffen müste.

XVII. Den gröSten Theil dieser Sclaven bringt man aus Madagascar: Dieses sind die unbändigsten, rachgierigsten und grausamsten, davon ich jemahlen habe reden hören. Es ist sehr schwer, sie in Ordnung zu halten. Sie sehen nichts an, wenn sie ihrer Rachbegierde ein Genügen thun wollen, und lassen sich durch keine Bestraffung abschröcken. Wenn sie einen Sclaven tödten, henkt man sie ohne Gnade; tödten sie aber einen Europäer, werden sie lebendig gerädert, oder auf andere dergleichen schröckliche Weise hingerichtet.

Ich will einige Begebenheiten anführen, woraus man sich einen Begriff von ihrer Gemüths-Beschaffenhet machen kan. Einige von ihnen vereinigten sich durchzugehen, und wollten sich an einem, den Holländern unbekannten, Orte niederlassen, folglich ein neues Volk stifften. Sie erwählten einen König und eine Königin, und veranstalteten ein und anders zum guten Ausgang ihres Vorhabens. Da alles dermassen angeordnet gewesen, nahmen sie ihrer Herren Gewehr, versahen sich mit Kraut und Loth, und wanderten bey Nachtzeit gegen der Bay Saldanha. Unterwegs tödeten sie einen Aufseher und einen Sclaven, der nicht hatte mitgehen, noch ihnen ein Stuck Vieh von seiner Heerde abgeben wollen. Da sie aber an die Bay kamen, woselbst allemahl zwey Wächter befindlich, um auf die umlauffenden Schiffe Achtung

zu

zu geben, wurden sie mit List gefangen, und nach dem Cap gebracht. Der Gerichts-Hof lies vier lebendig rädern. Die Königin wurde gehenkt. Die andern musten mit einem Strick um den Hals zusehen, wurden mit gespaltenen Spanischen Röhren gepeitschet und gebrandmarkt. Die vier Geräderten gaben nicht das geringste Anzeichen eines Schmerzens von sich, da man sie auf den Rabenstein legte, thaten sie nur bey jedwedem Stosse des Scharfrichters einen Schrey. Hernach flochte man sie auf das Rad, ehe sie den Gnaden-Stoß empfiengen. Sie lebten noch einige Stunden lang, ohne den geringsten Seufzer zu lassen, oder sich zu beklagen; nur verlangten sie bißweilen zu trinken.

Ein Sclave hatte, während meines Aufenthalts, seines Herrn Haus etlichmal in Brand stecken wollen, und wurde zum lebendig verbrennen verdammet. Zu diesem Ende bande ihn der Scharfrichter an einen in die Erde gegrabenen Pfahl, so, daß der Leib des Sclaven sich herum wenden kunnte. hernach schürte man rings um ihn ein grosses Feuer an. Er war schon halb verbrannt, ehe er noch einen Schrey gethan. Da er endlich zur Erde fiel, schrye er auf Portugiesisch: O GOtt mein Vatter! Dios mio Pay, und verschied.

Fünftes Capitel.

Von dem Viehe, das die Europäer auf dem Vorgebürge besitzen, und wie sie damit umgehen.

I. Die Europäer auf dem Vorgebürge besitzen viel Viehe II. Von den privilegirten Schlachtereyen. III. Von den Kühen. IV. Die Ochsen haben keinen Höcker auf dem Rucken; Ihre Grösse. V. Von den Schaafen, Schöpsen und Ziegen. VI. Von allerhand Zufällen, so der Europäer Heerden vermindern.

I.

Vielleicht ist kein Land auf der Welt, das eine so gewaltige Menge grosses und kleines Vieh ernähret, als das Vorgebürge. Man muß erstaunen bey dem Anblick der zahlreichen Heerden in den Hottentottischen Gegenden. Dieser Uberfluß verursachet, daß Schaafe und Rinder in wohlfeilem Preise stehen, und die Colonien leicht welche anschaffen kunten. Sie haben auch diesen Vortheil wohl genutzet: die von ihnen besessene weitläufftige Ländereyen sind mit Heerden ganz angefüllet. Doch findet man

nirgend mehr, als in der Colonie Wavern, dem anstossenden schwarzen Lande, und dem grünen Thale, Nordwärts vom Vorgebürge, dahin es gehöret. Weil die Gegend um die Stadt, wie auch in dem Bezirk Stellenbusch, grossen Theils mit Weinbergen, Gärten und andern Lust-Orten angefüllet sind: so haben die Einwohner nicht Wayde genug nahe an ihren Wohnungen, und müssen also einen zimlichen Theil ihres Viehes nach dem Bezirk Wavern schicken, welcher, wegen guter Wässerung, das meiste, vielleicht auch das beste, Gras auf dem ganzen Vorgebürge verschaffet.

II. Die Viehe-Triften des grünen Thales gehören der Compagnie, die sie an vier privilegirte Schlächter abtritt, welche hingegen zu aller Zeit eine grosse Menge von allerhand Vieh unterhalten müssen, damit sie allezeit anschaffen können, was die Compagnie verlangt: massen man oft geschwind etwas begehrt, und die Liefferung allemahl ohne Verzug geschehen muß. Hiernächst wenden sich auch die fremden Schiffe zu ihnen, als die Franzosen, Engelländer, Dänen ꝛc. wenn sie an dem Vorgebürge vor Anker legen, und Vorrath an Fleisch einkauffen. So dann geben sie auch vieles ab an die Burger. Aus diesem kan man leicht ermessen, warum das grüne Thal mit Vieh dermassen angefüllet ist.

Wenn das Fleisch, so die privilegirten Schlächter den Bedienten der Compagnie, oder den Schiffen, liefern, untauglich, ungesund oder mangelhafft ist, wird es zum Nutzen der Regierung confiscirt, und der Compagnie Sclaven gegeben.

III. Die Kühe auf dem Vorgebürge tragen, gleich den Europäischen, einmahl des Jahres, allein sie lassen sich nicht gerne melken. Gar selten geben sie Milch, wenn man nicht vorhero ihre Kälber ein wenig saugen lässet, wornach sie im Uberflusse geben. Ich habe bereits erwehnet, wie man es machet, wenn ihr Kalb nicht mehr am Leben. Fast alle diese Thiere sind so wild und böse, daß man ihnen ohne Gefahr nicht nahen darf, wenn man sie nicht vorhero recht kurz bey den Hörnern, nebst deme auch die Füsse zusammen gebunden, hat. Man überlässet auch den Sclavinnen die Sorge sie zu melken, die Europäischen Weiber massen sich dieser Arbeit gar selten an.

IV. Verschiedene Authores, so von dem Heerd-Viehe der Europäer auf dem Vorgebürge geredet, geben vor, die Ochsen hätten einen Höcker auf dem Rücken, fast wie die Camele. Ich habe eine unzehlige Menge gesehen, aber niemahlen weder Ochsen, noch Stier, noch Kuh, weder in den Ländereyen der Europäer, noch der Hottentotten, wahrgenommen mit dergleichen Höcker. Zwar scheinen die Ochsen auf dem Vorgebürge etwas gewölbet, wenn sie am Joche ziehen. Vielleicht ist der Irrthum daher entsprungen bey Authoren, welche die Sache nicht genauer untersuchet haben. Denn hätten sie einen Ochsen

sen ausserhalb des Joches recht betrachtet, würden sie seinen Rücken eben so glatt befunden haben, als bey andern.

Die Ochsen werden gewaltig groß auf dem Vorgebürge: Man findet gar häuffig, welche von fünf biß sechs Centnern. Ja oft wägen sie noch mehr.

V. Die Schaafe tragen jährlich zwey Lämmer, wenn man sie beständig bey den Widdern läßet; weil aber die zweyten Lämmer sehr klein sind, und zur Regen-Zeit geworfen werden, begnügen sich die Europäer gemeiniglich nur mit dem ersten. Zu diesem Ende nehmen sie den Widder eine zimliche Zeit von der Heerde weg.

Das Schöpsen-Fleisch auf dem Vorgebürge ist vortrefflich, und die Schöpsen sind sehr groß. * Das Fleisch behält das ganze Jahr seinen guten Geschmack. Das Fett schmeckt nicht nach Unschlicht, wie anderswo; es bedienen auch arme Leute, und die Sclaven sich dessen, statt Butters.

Die Schöpsen haben nichts besonders an sich, als die Länge und Dicke des Schwanzes, der gemeiniglich 15. biß. 20. ℔. wiegt. Unterdessen haben die Persischen Schöpse, obwohlen sie kleiner an Leib, noch schwerere Schwänze. Ich hab dergleichen auf dem Cap gesehen, deren Schwänze wenigstens 30. ℔. gewogen. Man hält auch Ziegen, aber in geringerer Anzahl.

VI. Die Heerden der Europäer leiden durch verschiedene Ursachen einen Abgang, nemlich, aus eben denjenigen, die ihn bey den Heerden der Hottentotten verursachen, deren ich bereits Meldung gethan. Die reissende Thiere stellen oft grossen Schaden an. Weil das Vieh ordentlich unter freyem Himmel lieget, so muß es von dem langen starken Regen im Junio und Julio viel leiden. Stirbt aber ein Stück deßwegen, ohne daß man einige Kennzeichen einer andern Krankheit verspühret, so salzen die Europäer das Fleisch ein vor ihre Sclaven, und diese essen es ohne Widerwillen. So lang ich auf dem Vorgebürge gewesen, hat man keine Seuche unter dem Vieh der Colonien verspühret. Die Regierung verhindert gar sorgfältig, daß dergleichen nicht einschleiche, noch sich ausbreite. Es ist eine Verordnung heraus, welche allen Europäern verbietet, ein krätziges oder mit einer andern ansteckenden Krankheit befallenes Stück, bey der Heerde zulassen, bey Vermeidung einer grossen Geld-Strafe.

* Der P. Tachard sagt in seiner Reise nach Siam P. II. p. 76. Wir haben da Schöpse gesehen, die biß 80. Pfunde wogen, und sehr gut schmeckten. Dapper p. 616. und Herport p. 15. sagen eben dergleichen.

Sechstes Capitel.

Von Anbau der Felder, insonderheit der Aecker.

I. Wie man die Felder ausreutet. II. Vom Pflug und ackern. III. Was die Meyer das ganze Jahr über vornehmen. IV. Von Aussaat und Körnern/ die nicht anschlagen. V. Zufälle/ so dem Getrayde schaden. VI. Wie man das Getrayde verwahret. VII. Wie man es vom Stroh absondert. VIII. Wie die Compagnie den Zehenden einsammelt. IX. Wie man mit dem Getrayde umgehet.

I.

Jetzo will ich von dem Ackerbau der Europäer auf dem Vorgebürge reden. Man weis schon überhaupt, daß sie gar fruchtbare Ländereyen besitzen; in diesem Capitul wird man sehen, daß fast alle Gattungen der Aussaat vollkommen wohl fortschlagen.

Wenn man ein Stück Landes ausgesucht hat, und es ausreuten will, um einen Weinberg, Garten oder Acker daraus zu machen: so wird es erstlich mit einem Pflug umgerissen, und alle Bäum- oder Busch-Wurzeln, ingleichen die Zwiebeln der wilden Blumen, welche oft so groß sind, als ein kleines Kraut-Haupt, folglich die Saat und die Pflanzen ersticken könnten, herausgenommen. Doch erfordern die Gärten noch eine besondere Mühe: denn da muß man über dieses das Erdreich noch mit einem Grabscheit zwey biß drey Fuß tief umstechen, und alle Gras-Wurzeln, besonders aber die von dem sogenannten Quenk-Kraute, herauslesen und wegschaffen.

II. Die Pflüge sehen gemeiniglich ganz anderst aus, als in Europa, folglich verdienen sie eine kurze Beschreibung. Sie haben zwey Räder, auf jedweder Seite eines, aber von gar ungleicher Grösse. Das Rad, so auf der eingefurchten Seite gehen soll, ist viel grösser, als das, so oben auf dem Beete gehet. Die Pflug-Schaare ist getheilet, als ob es zwey wären: Ein Theil ist zimlich auswärts gebogen, das andere stehet gerade aus. Das Pflug-Messer, oder die Pflug-Säge ist gerade, nicht aber, wie in Europa etwas gebogen. Sie nennen eine Europäische Pflugschaare eine ganze, und die jetzo beschriebene, eine halbe. Gebrauchen sie die erstere, so hängen sie kein Pflug-Messer an, es mag auch das Acker-Feld beschaffen seyn, wie es immer will.

Wiewohl es auf dem Vorgebürge, schon erwehnter massen, viele Pferde giebt; so spannet man doch niemahlen welche in den Pflug: Diese Arbeit

gehört

TAB: XXVIII. *pag. 247.*

A wie man am Capo bonae Spei *zu ackern pfleget. B wie daselbst die Ochsen zusamen gejochet werden*

gehört vor die Ochsen, weil sie vester auftretten, und gerader vor sich weggehen, als die Pferde. Sie spannen oft fünf paar Ochsen vor einen einigen Pflug, zuweilen noch mehrere. Das Erdreich ist stark und vest, daß der Pflug mit Mühe einschneiden kan, und gar oft grosse Schollen an die Orte fallen, worüber ein Rad gehen muß. Es ist eine so beschwerliche Arbeit, auf dem Vorgebürge zu ackern, daß allezeit mehrere Personen, als eine, den Pflug und die Ochsen regieren; zuweilen sind ihrer eben so viel, als Ochsen.

Man spannt diese Thiere niemahlen in Pflug, ehe sie ohngefehr drey Jahre haben. Biß zu diesem Alter lauffen sie ohne Zucht im Felde herum. Ja es braucht grosse und beschwerliche Arbeit, ehe man sie zähmet. Man legt ihnen das Joch nicht an die Hörner, sondern an den Hals. Weil sie nun den Kopf frey haben, schütteln sie damit, toben, schlagen und baumen sich ganz gewaltig, biß endlich, nach öftern Uben und hefftigen Bestraffen, sie zahm werden. Übrigens kan ich nicht glauben, daß ein an dem Halse eingejochter Ochse eben so viel Stärke gebrauchen könne, als ein an den Hörnern eingejochter.

III. Man pflüget auf dem Vorgebürge vom May biß Ende Augusti; doch ist die bequemste Zeit im Junio und Julio. Vielleicht ist dem Leser nicht entgegen, daß ich ihme anzeige, was für Verrichtungen die Meyer das ganze Jahr über haben. Hieraus wird man die Beschaffenheit der Jahrs-Zeiten in diesem Lande deutlicher abnehmen können.

Im Jenner dreschen sie das Getrayde aus.

Im Februario führen sie das Getrayde in der Compagnie Scheunen, die es nach gesetztem Preise baar bezahlt.

Im Merzen lesen und keltern sie. Zuweilen fängt man damit schon zu Ende des Merzen an.

Im April düngen sie die Felder, wo es nöthig; viele sind an sich selbsten fett genug.

Im Mayen, wenn es ein wenig geregnet hat, daß der Erdboden weich worden, fangen sie an zu pflügen.

Im Junio fängt man an, in niederm Lande zu säen, und im Julio wird diese Arbeit mit Besämung der hochgelegenen Felder beschlossen; oder man fängt an die Brach-Felder zu zwiebrachen, und neue Ländereyen umzureissen.

Im August beschneiden sie die Weinstöcke. Hieran arbeiten sie zum Theil noch im September, in welchem Monath man die Stöcke behacket und dünget, indem man den Dung, benebst den abgeschnittenen Reben und Blättern, unter die Erde mischet.

Im October reinigen sie die Weinberge vom Unkraute, und nehmen hernach ein gleiches mit den Aeckern vor.

Im

Im November schneidet man die Gerste.

Im December ist alles Getrayde reif. Um Weyhnachten ist die Hitze am stärksten: man schneidet und führet ein, ohne Zeit-Verlust, aus Furcht vor den stürmischen Sud-Ost-Winden, so zu dieser Jahrs-Zeit regieren.

IV. Man säet das Getrayde nicht so dick auf dem Vorgebürge, als wie wir in Europa. Denn es würden sonsten, wegen grosser Fruchtbarkeit des Bodens, die Pflanzen einander ersticken, die Aehren klein, leer, und die Körner schlecht werden.

Alle Gattungen von Saamen, so man nach dem Vorgebürge gebracht, schlagen vollkommen gut fort. Nur Linsen und Haber will nicht recht gerathen. Bey dem letztern hat man besonders viele Mühe angewendet, wegen seines Nutzens für die Pferde. Allein allezeit, so bald er zeitigte, verursachten die Sud-Ost-Winde, daß die Körner aus den Aehren fielen, und in den benachbarten Feldern sich ausstreueten, woselbst sie wilden Haber trugen, den man mit unsäglicher Mühe ausrotten muste.

V. Verschiedene Dinge bringen den Aeckern grossen Schaden. An vielen Orten wächset ein gewisses Gras in grosser Menge, das die Europäer auf dem Vorgebürge Spurrie nennen, das man gar schwehr ausrotten kan, und welches dem Getrayde viel schadet. Ich habe es oft betrachtet, aber weder seine Eigenschafften, noch seinen Namen, bey den Kräuter-Gelehrten erfahren können. Unterdessen will ich es so deutlich beschreiben, als mir möglich. Es wächset diese Pflanze einen halben Fuß hoch, und trägt viel weisse Blüthen, welche beym Abfallen eine unglaubliche Menge kleiner Knöpfe, Häuptlein oder Capseln hinterlassen, worinnen eine Menge sehr kleiner Saam-Körnlein steckt. Die Häuptlein öffnen sich durch die grosse Hitze, und wenn der Sud-Ost-Wind zu gleicher Zeit regieret, wird dieser Saamen auf dem benachbarten Felde ausgestreuet, wo er Wurzeln fasset. Man mag sich noch so viel Mühe mit Ausreuten auf den Feldern und Wiesen geben; so kommt man doch nicht gänzlich damit zu Stande. Das Vieh liebt dies Unkraut ungemein, man lässet es aber nicht davon fressen, weil der Saame unverdorben aus ihrem Leibe kommt, und aller Orten auswächset, wo der Mist hinfället.

Der Mühlthau that niemahlen so grossen Schaden auf dem Vorgebürge, als im Jahr 1708. Er war so schlimm, daß nicht Getrayde genug zur Saat übrig blieb, also, daß wenn man nicht viel altes Getrayde gehabt hätte, nöthig gewesen wäre, aus Europa welches zum Ansäen zu verschreiben. In beeden folgenden Jahren verursachte der Mühlthau ebenfalls grossen Schaden.

Die

TAB: XXIX *pag. 249.*

Wie man am Capo bonae Spei zu dreschen pfleget

Die Elephanten verüben zuweilen gräuliche Verwüstung. Sie gehen auf die Felder, fressen viel Getrayde, und tretten noch mehr zu Schanden. Die Elend-Thiere lieben es gewaltig; aber aus Furchtsamkeit wagen sie es selten, auf Saat-Feldern zu weyden. Die Gemsen, wilde Ziegen, allerley Gattungen Vögel und Ungeziefer, verheeren von einer Zeit zur andern gewaltig viel. Vor Wetter-Schlägen darf man sich nicht fürchten: denn man weis das ganze Jahr nichts von Donner, ausser im April und September. Die Zeit über, da der Saamen im besten Wachsthum ist, spühret man zwar grosse Hitze, aber keine Regen- noch Wetter-Wolken.

Ohnerachtet alles diesen Verlustes, sind die Aecker so fruchtbar, daß die Einwohner noch Getrayde an die Schiffe verkauffen können, die es nach Batavia führen. Ein Scheffel Waitzen trägt 30. biß 40. Rocken 40. biß 45, Gerste 50. biß 70, Erbsen 30. biß 60, Bohnen 20. biß 25. Zuweilen aber leiden die beeden leztern soviel von Raupen und Heuschrecken, daß man kaum auf das künftige Jahr genug zur Saat hat.

VI. Anfänglich liessen die Europäer auf dem Cap ihr Getrayde ohnbedeckt liegen, es litte auch wenig Schaden von der Lufft. Da aber das ausserordentliche Regen-Wetter an. 1709. viele Hauffen verderbte, und vieles, noch ungebunden da liegendes, Getrayde wegschwemmte, so pfleget man jetzo die Getrayde-Hauffen oben mit Stroh wohl zuzudecken, und gegen den Regen zu verwahren.

VII. Um das Korn auszudreschen, lässet man es in freyem Felde auf einer Tenne von Pferden oder Ochsen austretten. Die Tenne wird also bereitet: man nimmt Küh-Mist und Stroh, und mischet beedes mit Wasser durcheinander. Mit diesem Laymen bewirft man einen runden Platz, von dreyßig Schuhen lang ohngefehr im Durchschnitte; hernach treibt man Pferde darauf, damit sie die bereitete Erde wohl durcheinander tretten, die man hernach, ehe sie trocken wird, mit einem breiten Stück Holz schläget. In etlichen Tagen wird ein Boden daraus, so hart als Stein.

Am Rande dieser Tenne legen sie zwey Reihen Garben rings herum, so, daß die Aehren einwärts gekehret sind, und treiben hernach ein Gespann von acht Pferden darauf herum, biß sie meynen, es werden die Körner alle ausgesprungen seyn. Ich glaube, man kan sich den Gebrauch der Juden dabey vorstellen, * welche das Getrayde mit Ochsen ausdreschen. Doch halte ich die Pferde hierzu für besser, nicht allein weil sie stärker auftretten, sondern auch weil sie reinlicher sind. Zwar ist es eckelhafft anzusehen, wenn

* Deuteron. 25. 4.

ein Pferd, und zumahlen ein Ochs, seinen Mist unter das Korn fallen lässet; allein er trocknet auch in einem Augenblicke so sehr, daß man ihn leicht wegnehmen kan.

Diese Weise zu Dreschen gehet geschwinde: ein Gespann von acht Pferden oder Ochsen arbeitet mehr in ein paar Stunden, als zwölf Männer in einem Tage. Nun muß man aber nothwendig eilen: denn die Erndte ist gemeiniglich so überflüssig, daß ein Meyer den ganzen Sommer übergenug zu Dreschen hätte, dahingegen sie mit dem austretten nur einem Monath zubringen. Ja es ist gewiß, daß nach dem Austretten nur gar wenige Körnlein in den Aehren bleiben. So bald das Korn geworfelt worden, lassen sie es durch eine Maschine lauffen, die sie Harke nennen und die Stelle eines Siebes verrichtet.

VIII. Wenn das Korn geschnitten, schickt der Gouverneur Leute nach allen Land-Gütern, und lässet nachfragen, was ohngefehr jedwedes eingebracht habe. Sie gehen aber nicht auf die Felder, sondern nur zu den Eigenthümern, und erkundigen sich, wie viel sie ausgesäet, und wie viel sie eingeschnitten haben? wieviel sie dem Gouverneur zu verkauffen gedenken? und müssen sie in das Compagnie-Magazin so viel lieffern, als sie diesem Commissario versprochen haben. Die Regierung ist so großmüthig, daß sie nicht den Zehenden von demjenigen fordert, was die Privat-Personen zu ihrem Unterhalte und zum Ansäen bedürfen. Sie nimmt nur den Zehenden von dem, was verkaufft wird.

IX. Ich habe bereits erwähnet, daß man der Compagnie das Getrayde für einen gesetzten Preiß um baares Geld verkauffet.

Siebendes Capitel.

Von den Weinbergen und von dem Wein auf dem Vorgebürge.

I. Wie man den Weinstock auf dem Vorgebürge fortpflanzet. II. Von Zufällen, so die Lese geringer machen. III. Lese-Zeit. IV. Vorsichtigkeit der Europäer auf dem Vorgebürge, ihren Wein zu erhalten. V. Eigenschafften des Vorgebürgischen Weins.

I.

Der Wein auf dem Vorgebürge ist berühmt genug, daß man seiner gedenken mag. Wiewohl die Europäer anfänglich den Wein sorgfältig anbauten; so bekamen sie doch, wegen Mangels an Stöcken, wenig

wenig Vorrath: sie hatten viele Fächser von Rhein- und Persischen Wein-Reben kommen lassen, solche hatten auch gut fortgeschlagen; allein sie waren zu wenig, daß man einen Weinberg damit hätte besetzen können. Man suchte lange Zeit ein Mittel auszufinden, biß endlich ein Teutscher, welcher auf dem Vorgebürge wohnte, die Fächser in Stücke eines halben Schuhes lang, oder noch kürzer, schnitte, daß nur etliche Augen daran blieben, und in bearbeitet Feld pflanzte, welches sowohl gerieth, daß im folgenden Jahr dieses Feld voller Weinstöcke stand, die man hernach verpflanzte. Diese Probe machte man öfter, und allemahl lief sie glücklich ab. Gar bald hatte man Setzlinge genug für einen gewaltigen grossen Strich Landes, ohne daß man weiter aus fremden Landen welche verschreiben durfte. Unter tausend Reben oder Reisern, die man also pflanzet, mißräthet nicht eines; alle schlagen im ersten Jahre Wurzeln, und tragen im dritten so viel Trauben, als sie in Europa im fünften trügen.

Man lässet sie nicht an dem Orte, wo sie gepflanzet worden; man versetzet sie in geraden Linien, anderthalb Schuh weit von einander, und zwischen den Linien oder Reihen, lässet man Raum, drey biß vierthalb Schuh breit, welche Ordnung sehr schön in die Augen fället. Heutiges Tages ist keine so elende Hütte in den Colonien, welche nicht etwas weniges Weinwachs hätte: man findet wenig Personen, welche nicht Wein genug für ihr Haus-Wesen anbaueten. Ja einige haben ihre Keller sowohl angefüllet, daß sie jährlich noch viel verkauffen.

II. Unterdessen wird die Lese durch viele Zufälle geschwächet. Der Mühlthau verbrennet oft viele Trauben und Beere, welche einschrumpfen und abfallen. Dieser Zufall macht oft den Wein gar rar auf dem Vorgebürge. Die Heuschrecken verursachen auch grossen Schaden. Wenn man nicht Achtung giebt, fressen sie die Blätter, daß die Trauben ohnbedeckt an der Sonne hängen, wovon sie vertrocknen und sauer werden.

Der Feind, so den Weinstock am meisten beschädiget, ist ein kleiner schwarzer Wurm, den die Europäer hier zu Lande Zuiger, das ist, Säuger nennen. Sein Kopf ist sehr klein und spitzig; er dehnet seinen Leib nach Belieben auseinander, oder ziehet ihn zusammen, und scheinet in vielen Stücken unsern Tausend-Füssen ähnlich. Er wohnt in einer Schale, welche einem runzlichten verdorrtem Weinblate gar gleich siehet. Wenn er herauskreucht, sticht er in den Knospen des Stocks ein so kleines Loch, daß das schärfste Auge es kaum wahrnehmen kan; darein kreucht er, und frisset inwendig alles aus, daß das Auge verdirbt. Viele Jahre lang wusten die Europäer nicht, woher dieses käme? weil man die Schale, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Blate, nicht recht von diesem unterscheiden, auch den Wurm,

wegen seiner Kleinigkeit, nicht sehen kunte, so lachte man diejenigen aus, welche den erlittenen Schaden einigem Ungeziefer am ersten zuschrieben. Seit kurzer Zeit ist man erst gänzlich davon überzeuget. Ja man hat befunden, daß das listige Thier nur des Nachts auf den Raub gehet. Also kan man es am besten kurz vor aufgehender Sonne erwischen, wenn es auf dem Heimwege begriffen ist. Deßwegen gehen die Schwarzen sehr frühe in den Weinberg, um ihn von diesen Thieren zu reinigen, die sie allezeit ihren Herren zum Zeugnisse ihres Fleisses weisen, und hernach ins Feuer werfen.

Es müssen die Weinberge auf dem Vorgebürge auch vieles von dem Sud-Ost-Winde ausstehen. Man findet oft starke Reben-Aeste mit vielen Trauben auf der Erde liegen, weil sie die Gewalt des Sturms abgerissen hat. Wenn die Hitze währenden Windes stark ist, so verwelken allezeit viele Beeren am Stocke. Um dieser Ursache willen lässet man die Reben an keinem Pfahle noch Geländer aufwachsen, sondern gipfelt sie aus, damit sie nicht über drey Fuß hoch aufschiessen. Diese Arbeit, die man toppen, das ist, ausgipfeln heisset, geschiehet im November.

III. Im August-Monath, das ist, zu Anfange des Frühlings, auf dem Vorgebürge, beschneidet man den Weinstock. Im September schlagen die Blätter aus, im November die Blüthen, sodann mag man erkennen, ob das Jahr gut seyn wird, doch mit Ausnahm der Zufälle. In einigen Weinbergen zeitigen die Trauben schon im Jenner, allein sie bleiben nicht lange gut, sondern werden bald sauer, deswegen keltert man sie auch nicht, sondern verkaufft sie zum essen. Der meiste Theil Trauben zeitiget erst im Februario; zu Ende dieses Monaths fängt man an zu lesen, welches den ganzen Merzen fortwähret. Ordentlicher Weise werden die Weinberge nur alle drey Jahre gedünget.

IV. Die Fässer für den weissen Wein werden mit etwas Schwefel eingebrennet; hingegen die Fässer für den rothen Wein mit einer Muscaten-Nuß. Die Europäer auf dem Vorgebürge sagen, der Schwefel verderbe dem rothen Wein seine Farbe. Hat der Wein ausgeruhet, so ziehen sie ihn ab. Sie glauben insgemein, der Wein werde gern sauer, wenn er lange auf der Hefen liegt. Worauf sich diese Meynung gründe, ist mir unbekannt; doch habe ich bey einem Franzosen von der Drachensteinischen Colonie Wein getrunken, der lange auf der Hefen gelegen war, und dennoch köstlich schmeckte. Meines Wissens glaubt man in Europa, ein Wein werde stärker, wenn er auf dem Geläger bleibt, und ziehet ihn ab, damit er milder werden solle.

Wenn die Weine abgezogen worden, lässet man sie drey biß vier Monath ruhen, giebt ihnen hernach den Einschlag mit Hausen-Blasen; wäre

solches

solches nicht zulänglich, so schüttet man warmen Sand hinein, der alle fremde Theile zu Boden schlägt. Hernach verspündet man die Fässer genau, und bekümmert sich nicht mehr darum, sie allezeit nachzufüllen. Bloß giebt man ihnen Lufft, wenn der Stock blühet, denn sonsten würde der Wein so stark gähren, daß die Fässer zersprängen. Einige lassen den Wein vier biß fünf Jahre liegen, ja einige noch länger; so dann aber füllen sie neuen Wein nach, so bald solcher den Einschlag bekommen hat.

V. Je länger die Vorgebürgischen Weine liegen, je trefflicher werden sie. Nach zwey Jahren verliehren sie ihren natürlichen Geschmack, und nehmen den Geschmack an vom Canarischen Wein. Allein die Europäer haben nicht Fässer genug, ihren Wein recht lange liegen zu lassen: sonsten würden sie weit mehr daran gewinnen. Man verkaufft den Most um acht biß zehen Thaler das Faß (barrique). In Indien gilt er viel mehr. Der Mangel an Fässern kommt daher, weil man sie alle muß aus Holland bringen lassen, und viele nach Indien geschickt werden, von da sie nicht mehr zurück kommen.

Doch mögen diese Weine noch so trefflich seyn, so widerstehen sie, wenn man zu viel trinken will, und reitzen nicht an zum Trinken. *

Achtes Capitel.

Von den Gärten auf dem Vorgebürge, insonderheit von der Compagnie Gärten.

I. Besondere Anmerkung von dem Europäischen Saam-Werk, das man in den Vorgebürgischen Gärten gebrauchet. II. Wie man die Gärten bauet. III. Von den Bäumen. IV. Von den beeden Compagnie-Gärten. V. Von dem, bey der Stadt nächstgelegenen. VI. Von seinem Wasser. VII. Von seinen Gebäuden.

I.

Von den Gärten der Europäer auf dem Vorgebürge ist nichts besonders anzumerken: denn sie werden auf die Europäische Weise angeleget. Nur dieses will ich bemerken, daß nicht das geringste Hüttlein

* Man fället in Europa nicht eben dieses Urtheil. Es kan seyn, daß jetzo die Vorgebürgischen Weine besser sind, als vor dreyssig Jahren; oder daß sie durch das Herführen köstlicher werden, oder daß der Autor einen besondern Geschmack gehabt. Diese Anmerkung ist von dem Herausgeber.

in allen Colonien ohne Garten ist. Man lässet immer frisches Saam-Werk aus Europa kommen, welches nach Wunsche Früchte bringet, aber nach dem dritten Jahre so sehr aus der Art schläget, daß es zu weiterem Aussäen nicht mehr tauglich ist.

II. Man richtet die Gärten zu, und besäet sie im May und Junio. Im August keimen die Pflanzen herfür; hernach versetzt man sie in ein ander Feld, das von dem, zu solcher Zeit fallenden, Regen wohl angefeuchtet ist. Vermittelst dieser Sorgfalt darf man gewiß grössere, schmackhafftere und bessere Küchen-Gewächse hoffen, als in Europa. In der grossen Sommer-Hize werden sie von den nahegelegenen Bächlein angefrischet. Des Winters hat man weder Gewächs-Häuser, noch Treib-Häuser, nöthig: massen er bloß mit Regen, und selten mit schneyen oder gefrieren, sich zeiget.

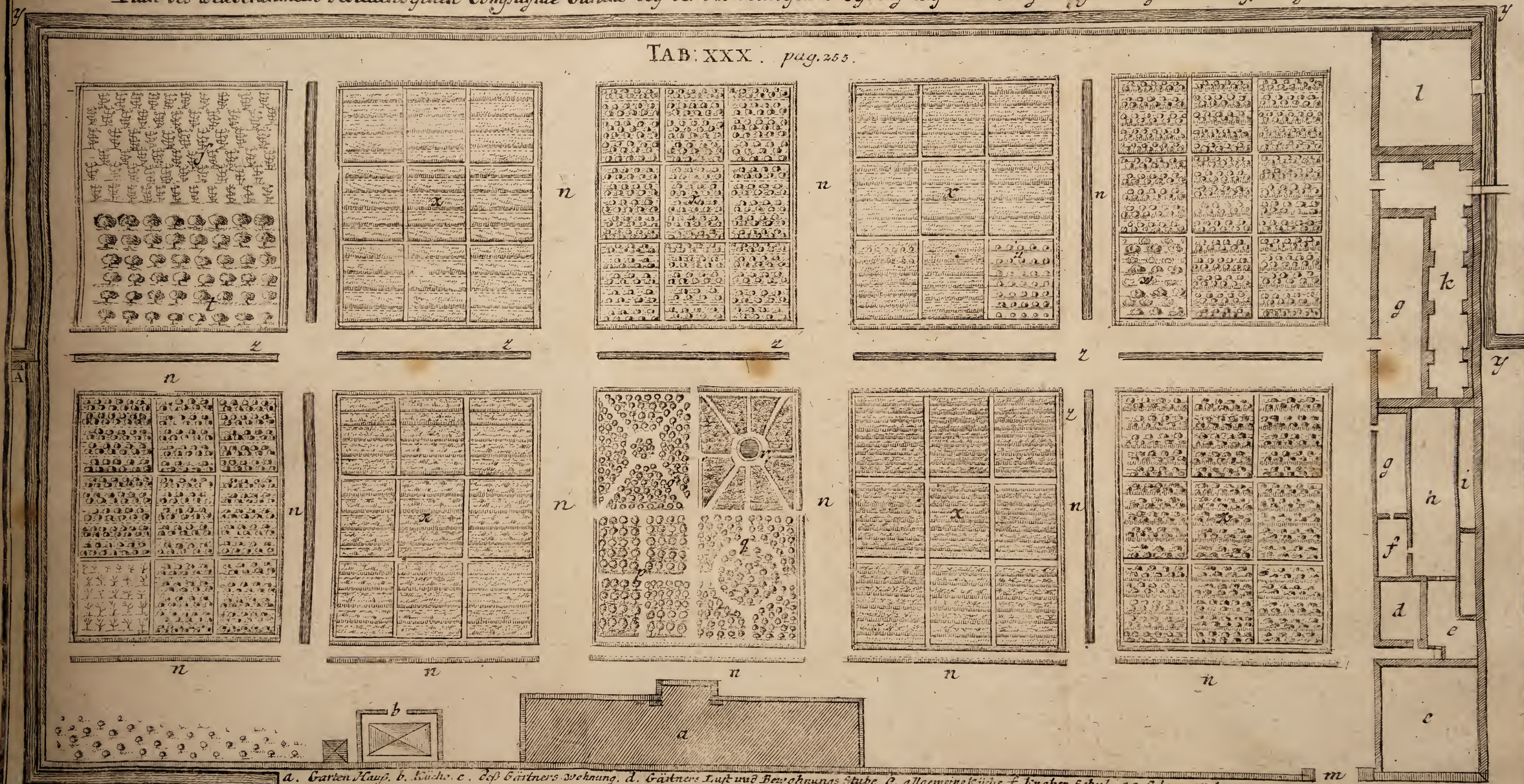
III. Von den Obst-Bäumen auf dem Vorgebürge weiß ich nichts besonders vorzubringen. Das Land bringt welche hervor, deren Früchte die Hottentotten essen, die aber den Europäern nicht schmecken wollen. Hingegen lässet man aus Europa und Asien Obst-Bäume kommen, welche dermassen köstliches Obst tragen, daß, wer dergleichen an allen dreyen Orten gegessen hat, behauptet, es seye auf dem Vorgebürge trefflicher, als in seiner Heymath. Der einige Vortheil des Europäischen Obstes über das Vorgebürgische bestehet darinnen, daß es sich weit länger bewahren lässet. Die Bäume tragen eine solche Menge, daß, ohnerachtet des Schadens vom Winde, noch genug zum Gebrauche der Colonien, und der ankommenden Schiffe, übrig bleibt. Man darf sich auch nicht so viele Mühe mit ihnen geben, als in Europa; man darf nur die Kerne oder Steine in den Boden legen, sie schlagen gleich Wurzeln und treiben. Wenn man eine Mandel, deren Schale so hart ist, in die Erde steckt, so hat sie nach sechs Wochen bereits ein kleines Bäumgen getrieben; dieses versetzt man nach zwey biß drey Jahren, wornach es frische Kräfften erlangt und gar bald zu einem Baume wird, der alle seines gleichen anderwärts, an Grösse, übertrifft. Wenn man ein Reiserlein von jedwedem Baume pflanzet, so schlägt es bald Wurzeln, und giebt zu seiner Zeit einen Baum, der keinem andern von seiner Art etwas nachgiebt, ja unter Hunderten schläget nicht eines fehl. Auf diese Weise pflanzet man die Pflaumen, Abricosen, Feigen, Quitten und andere Obst-Bäume fort, und zwar mit gutem Fortgange. Die Pfropf-Reiser erlangen fast alle in wenig Jahren ihre natürliche Grösse: das Obst, so ein Baum, auch ein solcher, der anderwärts hergebracht worden, im vierten Jahre träget, wird in allen Stücken für das schönste und trefflichste gehalten.

IV. Die Compagnie-Gärten auf dem Vorgebürge sind so prächtig, daß man mir übel nehmen müste, wenn ich nicht wenigstens eine kurze Beschreibung davon gäbe.

Beede

Plan des weltberühmten Holländischen Compagnie Gartens bey der Hollandischen Vestung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

TAB: XXX. *pag. 255.*


y
y
z
n
n
n

Beede sind, nach dem Urtheil aller, die sie gesehen haben, die schönsten und seltensten in ganz Africa. Ja ich zweifle sehr, ob in Europa einer zu finden wäre, der eine solche Menge von allerley Gewächsen zeigen könnte. So bald die Holländer sich auf dem Vorgebürge niederliessen, war ihre erste Sorge, einen Garten anzulegen, und nachgehends haben sie solchen Fleiß an ihn gewendet, daß heutiges Tages man alle seltene Gattungen von Blumen und Früchten darinnen antrifft, die in den vier Theilen der Welt zu finden sind. Die Gouverneurs, denen allein die Aufsicht darüber zustehet, haben gesucht einander zu übertreffen, was die Herbeyschaffung der rarsten Gewächse aus allen Ländern betrifft. Ihre Mühe war auch an dem Erdboden des Vorgebürges nicht vergeblich. Vielleicht kan man wohl Gärten finden, worinnen mehr Kunst herfür leuchtet; aber hier hat die Natur selbsten alles angewendet, sie annehmlich zu machen, daß die Hand des Gärtners wenig zu thun gefunden. Dem sey wie ihm wolle, ich habe nie etwas lieblichers gesehen. Es zeigen sich dem Gesichte unzehliche glänzende Blumen auf einmahl, und scheinen einander den Rang der Schönheit streitig zu machen. Hier siehet man ein dickes Gebüsche, dorten einen wohlgezierten Lust-Platz, da und dorten sind schattigte Spatzier-Gänge. Diese Gärten sind sehr weitläufftig, und fast von allen Orten kan man auf das Feld sehen, welches eine ungemein prächtige Aussicht verursacht. Dieses ist von allen beeden Gärten der Compagnie zu verstehen; jedoch einer davon verdienet insonderheit eine Beschreibung.

V. Dieser liegt zwischen der Kirche des Vorgebürges und dem Hospital, und hält neunzehen Morgen Feld in sich, welche ein länglicht Viereck formiren. Nach der Länge hat er drey Spatzier-Gänge, einer gehet mitten durch, die beeden andern, zur Seite. Weil nun vier Gänge ihn nach der breite durchschneiden, wird er in zehen Theile abgesondert, die ich Vierecke heissen will. Anfänglich will ich bemerken, daß ein dergleichen Vierecke zur Baum-Schule dienet, und darinnen eine grosse Zahl schöner Abricosen-Bäume stehet. Die gelbe Farbe ihres Obstes verursacht ein schönes Ansehen auf dem grünen Laube. Die Abricosen geben an Geschmack den vortrefflichsten in Europa nichts nach, davon ich gekostet. Man hat, um mehrerer Abwechslung willen, auch viele Mandel-Bäume in dieses Viereck gesetzt, deren Frucht sehr angenehm schmeckt und stark nehret.

In einem andern Vierecke siehet man allerley Gattungen von Granaten und Feigen-Bäumen, deren Früchte ebenfalls trefflich schmecken. Die besten, grössesten und am meisten geachteten Feigen nennet man Pisang. So bald sie reiff worden, verwelkt und verdorret der Baum gänzlich; aber im folgenden Jahre treibt er einen neuen Sprößling, der auf gleiche Weise Früch-

te

te trägt und verwelket. Diese Pflanze hat keinen Stamm, sondern seine Blätter, die sechs biß sieben Elen lang sind, und zwey biß drey breit, schliessen sich ineinander, und formiren eine Rolle, die des Stamms Stelle vertritt. Die Blüthe bestehet aus vier grossen Blättern, welche gleichsam eine Glocke vorstellen, an deren Oefnung zur gewöhnlichen Zeit fünfzig oder sechzig vortreffliche Feigen hängen. Ihre Farbe ist blau oder vielmehr purpur, und die Grösse ansehnlich.

Die Granaten-Bäume zeigen sich auch in ihrer grössesten Schönheit. Die Aepfel-Kerne sind mit einem köstlichen Saffte angefüllet, der bey der grossen Sommer-Hitze gewaltig kühlet. Die Rinde gedörret und gepulvert ist ein bewehrtes und in ganz Indien gebräuchliches Mittel gegen die rothe Ruhr. Mit diesen Bäumen ist nur das Viertel eines Vierecks besetzt. Ein anderes Viertel mit Castanien-Bäumen, welches die grössesten und ästigsten sind unter allen im ganzen Garten. Dieses Gebüsche verschafft in der Sommer-Hitze einen anmuthigen Spazier-Gang; auch bedecket es vollkommen wohl gegen die hefftigen Winde.

Der dritte Theil eben dieses Viereckes, ist mit Citronen, Limonien, Pommeranzen und Feigenbäumen besetzet; die Schönheit ihrer Früchte ist etwas erstaunliches, und entzückt alle Fremden. Auch findet man in diesem Garten gar häuffig grosse Pommeranzen, welche die Holländer Pompelmousen nennen.

Das übrige von diesem Viereck ist mit Blumen gezieret, mit einem Ruhe-Platz in der Mitten.

Die Helfte eines andern Vierecks ist mit Weinstöcken angefüllet; die andere Helfte mit Feigenbäumen.

Ich muß hierbey eines gewissen Baumes in diesem Garten nicht vergessen. In Indien, daher man ihn gebracht, heisset er Guajavos, welchen Namen ihm die Holländer gelassen haben. Seine Frucht ist einem Apfel ähnlich, und nach der Zeitigung roth und grün; inwendig ganz gelb, mit einer grossen Menge rundlichter und weisser Kerne, welche den Gurken-Kernen gar ähnlich sehen, aber es sind ihrer nicht so viel. Die Frucht ist sehr gesund, und von trefflichen Geschmacke.

Vier Vierecke sind mit Küchen-Gewächsen angefüllet.

Man findet auch in diesem Garten allerley Gattungen Birn- und Aepfel-Bäume, die man in Asien oder in Europa findet. Die glänzende Röthe der Japanischen Aepfel thut eine schöne Würkung auf ihrem trefflichen grünen

Laub.

Laub. Es fehlet auch nicht an Nuß- und Mispel-Bäumen. In Betrachtung alles dessen wird man für keine Ausschweiffung halten, wenn ich sage, daß eine Person, die man mitten unter diese Menge so unterschiedener schöner und auserlesener Früchte stellet, nicht wisse, wohin sie sich wenden solle.

In diesem Garten ist ebenfalls ein Bowlesgrin, oder ebener Gras-Platz, worauf man den Ballen schlägt; ingleichen eine Kegel-Bahn. Die Spazier-Gänge sind mit Bäumen geziert, von welchen der Campher fliesset, ingleichen mit Wachholder- Lorbeer- und andern Bäumen. Gleichfalls sind im Garten Pfirsig-Bäume vorhanden, deren Frucht dem Munde und den Augen angenehm fället.

Hier und dar findet man in den Spazier-Gängen sehr schöne Ruhe-Bänke und Tische dabey.

VII. Dieser Garten ist trefflich wohl bewässert. Erstlich fliesset ein breiter wohl angefüllter Canal über die Helfte um selbigen, man hat auch im Garten selber verschiedene Gräben anlegt, die keinen Mangel an Wasser haben. In der grossen Mittel-Allee, so den Garten nach der Länge durchschneidet, ist ein Canal; auch haben die beeden ersten Vierecke an den Enden, welche durch einen Spazier-Gang voneinander unterschieden sind, eine Gattung von einem Canal zwischen sich.

VIII. Das Haupt-Gebäude in diesem Garten ist gar weitläuftig. Die Gärtner haben ihre Wohnungen darinnen, auch halten sich die Sclaven darinnen auf. Es fehlet nichts daran, was zu einem dergleichen Gebäude gehöret. Man siehet da grosse und schöne Küchen, Keller, Zimmer zur Unterweisung der Sclaven-Kinder, Speise-Säle, eine Kirche ꝛc. Alles dieses macht nur ein einig Gebäude aus, das aber die ganze Breite des Gartens einnimmt. Der Gouverneur hat auch ein schönes und prächtiges Lust-Haus, und gleich dabey eine grosse Küche. Das Lust-Haus ist vierzig Fuß lang und achtzehen breit. Rings um den Garten gehet eine Mauer zwölf Schuh hoch.

Neuntes Capitel.

Krankheiten, welchen die Europäer auf dem Vorgebürge unterworfen sind, nebst der ordentlichen Weise selbige zu heilen.

I. Bescheidene Eingangs-Rede des Verfassers. II. Die Geburts-Schmerzen sind auf dem Vorgebürge geringer / als anderwärts. III. Von den Krankheiten der Brüste. IV. Kinder-Krankheiten. V. Von ansteckenden Krankheiten. VI. Liederliches Leben der Sclaven und trauriger Erfolg. VII. Von der rothen Ruhr. VIII. Von dem Scharbock. IX. Von Augenwehe. X. Von Schnuppen. XI. Von der Halsbräune. XII. Von der Wind-Colic. XIII. Vom Magen-Wehe. XIV. Vom Seiten-Stechen. XV. Zwey ausserordentliche Exempel von Nasen-Bluten. XVI. Von Venerischen Krankheiten. XVII. Von Weiber-Krankheiten. XVIII. Vom Zipperlein. XIX. Vom Stein. XX. Von Fiebern. XXI. Allgemeine Anmerkung über die Krankheiten der Europäer auf dem Vorgebürge.

I.

Ich bin kein Arzney-Verständiger, mir sind also auch die bey der Arzney-Kunst gebräuchliche Redens-Arten unbekannt: folglich darf man von mir keine Beschreibung erwarten, dergleichen die Aerzte zu geben gewohnt sind. Vielmehr hoffe ich, der gütige Leser werde die kleinen Fehler nicht übel deuten, die ich hierinnen begehen möchte, in Betrachtung der zuverläßigen Beschreibung, die ich von den Sachen selber gebe.

II. Es ist kein Land in der Welt, da die Weiber nicht die, im I. Buch Mosis Cap. III. enthaltene, Straffe empfänden. Doch muß man gestehen, daß die Frauen auf dem Vorgebürge weit geringere Schmerzen und Gefahr ausstehen, als die meisten andern. Sie werden bald entbunden, und ihre Kindbetten haben gar selten gefährliche Folgen, auch erlangen sie gar bald ihre vorige Kräfften wieder. Sie fürchten sich auch nicht, wenn diese gefährliche Stunde herbey nahet, vielmehr sind sie eben so gelassen, als bey andern Gelegenheiten. Sie haben niemahlen ein Fieber, und nach fünf biß sechs Tagen

gen gehen sie herum, und könnten mit dem neugebohrnen Kind wohl gar spazieren gehen.

Jedoch halten sie sich gemeiniglich 3. Wochen lang zu Hause auf, weil es der Gebrauch und Wohlstand erfordert, sie fürchten sich mehr vor dieser Gefangenschafft, als vor der Niederkunft und ihren Schmerzen. Wenn die drey Wochen vorüber, lassen sie sich in der Kirchen aussegnen; wenn aber solches auch vorbey, statten sie ihre Besuche ab, und gehen aus. Jedoch das vornehmste Frauenzimmer, welches zärter seyn will, lässet ein völliges Monath vor dem Ausgehen verfliessen. Diejenigen, so ihr Brod mit Arbeiten gewinnen müssen, fragen nichts nach allen diesen Weitläufftigkeiten: gemeiniglich gehen sie bereits nach vierzehen Tagen, wohin ihre Geschäffte es erforden. Was ich von den Europäerinnen auf dem Vorgebürge sage, ist zu verstehen so wohl von denen daselbst gebohrnen, als von denen, so von andern Orten dahin kommen. Die ganze Zeit über, da ich mich daselbst aufgehalten, habe ich nur ein einzig Exempel gesehen, daß eine Frau über der Geburt gestorben wäre; aber man schriebe auch diesen Unfall der Unwissenheit der Personen zu, die sie warteten. Man schickt von einer Zeit zur andern Hebammen aus Holland nach dem Vorgebürge, welche vorhero in einer Versammlung von Doctoren befraget worden. Wenn sie da nicht gut bestehen, dürfen sie nichts vornehmen. Nichts destoweniger schleichen sich zuweilen unwissende mit ein, welche, wie die Europäischen Plauder-Taschen, nichts als wacker schwatzen können, und oft groß Unheil anrichten. Man gebraucht sie, weil die privilegirten Matronen nicht allezeit im Stande sind, alle Frauen zu bedienen. Unter den Händen einer solchen ungeschickten Hebamme starb die vorerwehnte Person.

Ich kan gleichfalls bezeugen, daß es nur einer einigen Frau in den Colonien schwehr gegangen. Allein dieser Fall war auch sehr schröcklich, und machte alle Frauen auf dem Vorgebürge bestürzt, weil man dergleichen Exempel noch niemalen gesehen hatte. Sie stunde entsetzliche Schmerzen drey ganzer Täge und Nächte aus, ehe sie entbunden wurde. Nach solcher Zeit brachte sie ein todes Kind zur Welt. Kurz vor Anfang der Wehen hatte sie das Kind empfunden, aber so bald solche anfiengen, hatte es kein Leben mehr spühren lassen. Unterdessen fiel weder der Mutter, noch jemand von den hülfleistenden Personen, dieses ein, daß das Kind tod wäre: also gieng man, die drey Tage über, nach der gewöhnlichen Weise mit ihr um. Aber diese war vergeblich, das Kind bewegte sich nicht. Endlich geriethen einige Anwesende auf den Einfall, der Frauen abgekochte Taback-Brühe einzugeben, wie man in dergleichen Fällen bey den Hottentottinnen thut. Man nahm eine Hand voll Virginischen Taback, schnitte ihn klein, und lies ihn in schlechtem Wasser kochen, seihete die Brühe durch Leinwand, und lies sie erkalten; davon gab man

der kreistenden Frauen ein Glas zu trinken, welche den Augenblick unten und oben von sich gab, und bald hernach eines todten Kindes genas, welches bereits anfieng zu verwesen. Ohnerachtet dieses Zufalles, wurde sie wieder völlig gesund.

Ich habe gesagt, die Frauen auf dem Vorgebürge fürchteten sich nicht, wenn ihre Zeit herannahet. Ein einig Exempel von dem Gegentheil habe ich währenden meines Aufenthalts gesehen. Weil dieser Fall der einzige in seiner Art ist, und viel Aufsehens verursachte, ich auch selber darinn verwickelt war, so will ich eine Erzehlung davon mittheilen.

Eine junge Frau von etwa vierzehen Jahren, da sie sich das erstemahl schwanger, und nimmer weit von ihrem Ziel sahe, bildete sich, weis nicht aus welchen Ursachen, ein, sie würde das Wochen-Bette nicht überleben. Ihr Mann, seine Freunde und Bekannten nahmen alle ihre Beredsamkeit zu Hülfe, diese Einbildung wegzunehmen, aber vergeblich. Sie verfiel in eine tiefe Schwermuth, die man ihr an den Augen ansahe, und ihr ganzes Gesicht veränderte. Ihr Mann, der sie innigst liebte, hätte verzweiffeln mögen. Sie plagte ihn, er solle einen Notarium kommen lassen, ihren letzten Willen aufzusetzen; allein er wollte nichts davon hören, in der Meynung, sie würde durch diese Einwilligung in ihren Gedanken nur mehrers bestärket werden. Unterdessen, da sie bey Herannahung der gefährlichen Stunde ihr Bitten verdoppelte, lies er sich bewegen. Weil ich damahls Secretarius der Colonien Stellenbusch und Drackenstein war, lies man mich kommen, um ihren Willen aufzusetzen, und zugleicher Zeit schickte man nach einem Barbier, und einer bewehrten Matrone, um ihr beyzustehen. Es war schon Mitternacht, als der Bediente zu mir kam; derselbe gieng hernach den Barbier und die Hebamme zu hohlen, welche beede in meiner Nachbarschafft wohnten, und wir verfügten uns alle drey in das Haus, da man uns erwartete. Ich verfertigte das Testament, ich war aber kaum zur Thüre hinaus, so kam der Mann in gröster Freudens-Entzückung zu mir, und verkündigte, seine Frau hätte einen schönen Knaben ganz glücklich zur Welt gebracht. Unter diesen Worten führte er mich bey der Hand ans Wochen-Bette, da ich denn in der That sahe, daß sie aus aller Gefahr war. Sie erholte sich auch bald wieder, und befand sich hernach besser, als zuvor.

Man kan sagen daß die Europäischen Weiber auf dem Vorgebürge sehr eingezogen sind. Unterdessen lieben sie doch die Ergötzlichkeiten des Ehestandes. Sie sind gewaltig fruchtbar, man siehet gemeiniglich sechs, acht, zehen, zwölf Kinder in einem Hause, öfters noch mehr, allesamt frisch und stark.

Die schwarzen Weibsbilder auf dem Vorgebürge sind sehr geil, und weil sie sechs Wochen vor- und sechs Wochen nach der Niederkunft nicht arbeiten

ten dürfen, so nehmen sie sich in diesem Stücke gar schlecht in Obacht: denn sie thun zugleich ihrer Wollust und ihrer Faulheit ein Genüge. Sie bedienen sich auch aller Mittel, die sie wissen, zum Erhitzen, biß sie schwanger worden. Das vornehmste davon, das sie selbsten verfertigen, ist ein Trank von Milch, Wein, Eyern, Zucker, Saffran und Zimmet. Die Loge der Sclaven auf dem Vorgebürge wimmelt von Kindern.

III. Die Europäerinnen auf dem Vorgebürge, so ihre Kinder selbsten säugen, sind grossen Beschwehrungen an den Brüsten unterworfen. Ein Volk mag noch so grosse Vortheile vor andern Völkern entweder von Natur besitzen, oder erwerben; so finden sich doch allezeit auch solche Ungemächlichkeiten dabey, die es eben so unglücklich machen, als andere Völker, also, daß, wenn man alles genau auf die Wage leget, Schmerzen und Lust, Gutes und Böses allenthalben einander gleich stehet. Die Frauen kommen in keinem einigen Lande, meines Wissens, so leicht im Gebähren davon; allein dieses Glück wird durch ihren Brust-Schmerzen gewaltig verringert: massen diese Wehen weit häuffiger und schmerzlicher sind, als an keinem Orte, davon ich jemahlen habe reden hören. Die Warzen sind dermassen oft in schlimmen Zustande, daß sie zittern, wenn sie dem Kinde die Brust reichen sollen. Einige entwehnen sie vor dem Viertel Jahre, um dieser Marter abzukommen, und vertreiben sich die Milch mit einigen Pflastern, die sie auflegen. Ich habe viele Frauen gekennet, die viele üble Geschwühre an der Brust hatten, welche von dieser Krankheit herrühreten. Ich habe andere gekennt, welche eben durch diese Zustände die Warzen, und den Gebrauch der Brüste, verlohren hatten.

Die Barbierer auf dem Vorgebürge wenden alle Geschicklichkeit an, und versuchen alle Tage etwas neues, um vor dieses schröckliche Ubel ein Mittel zu finden; allein sie haben noch keines gefunden, oder wenigstens bedeutet es nicht viel. Das Ubel widerstehet aller Vorsorge, also, daß keine anHülfe ist, als die Milch zu vertreiben.

Zwar hatte vor einigen Jahren ein Teutscher, Namens Matthias Greft, ein Schmid seines Handwerkes, der auf dem Vorgebürge wohnte, ein Pflaster erfunden und zubereitet, das dem Ubel wunderwohl abhalf. Er verlangte nichts dafür, lies sich auch die Ingredientien nicht bezahlen, welche ohnehin wenig kosteten. Er wurde auch von allen Weibern angebetet, die von nichts redeten, als von Matthias Greft seinem Pflaster; da war keine schwangere Frau, die es nicht brauchte. Allein der Schmid starb, ohne daß er jemand dieses wichtige Geheimniß entdecket hätte, also gieng das Mittel verlohren, ohne daß man bißhero ein gleiches erfinden können.

Die Farbe dieses Pflasters war dunkel-grün. Uberhaupt weis man wohl, daß es aus Kräutern bestand; allein man weis nicht, aus welchen, noch was sonsten dazu genommen wurde. Dieser Mann, der weder lesen noch schreiben kunte, hatte noch ein ander vortreffliches Pflaster ausgesonnen für die innerliche Wunden. Ubrigens war er ein vollkommener guter Schmid.

IV. Die Kinder der Colonisten sind sehr stark, die Lufft des Landes schlägt ihnen wohl an. So lange ich in dieser Gegend gewesen bin, ist kein Kind tod zur Welt gekommen, ausser das oben erwehnte, welches die Mutter mit Hülfe des Taback-Trankes gebohren hatte. Ja es ist auch in solcher Zeit keines unterhalb eines Monaths gestorben. Sie sind von ihrer Geburt an so groß und stark, daß die Fremden einem sechs-wöchigen Kinde gemeiniglich ein halbes Jahr beylegen.

Die Kinder der Europäer auf dem Vorgebürge werden gemeiniglich sehr stark zur Welt gebracht, und nehmen sechs biß sieben Monath lang sehr wohl zu. Hernach fangen die Zähne an zu treiben, wobey gemeiniglich ein hefftiges Frais sich einstellet, daran einige, ob zwar wenige, sterben.

Wenn die Zähne ausgebrochen, erhohlen sie sich wieder, und sind, biß etwann in das zehende Jahr, selten andern Zufällen unterworfen, als dem Röthel und den Blattern, wiewohl sie gelinde davon kommen, und unerhöret ist, daß eines daran gestorben wäre. Sie spielen auf der Gasse währender Krankheit, sind eben so munter und lustig, als ob ihnen gar nichts fehlte. Man hält sie weder im Bette, noch in den Zimmern, giebt ihnen auch keine Arzneyen. Alle ihre Schmerzen lauffen auf ein leichtes Kopf-Wehe hinaus, als den ordentlichen Vorbotten dieser Krankheiten, so wohl bey Alten, als Jungen.

So gelind aber die Blattern auf dem Vorgebürge sind, so gefährlich sind sie zu Batavia, allwo eine grosse Menge Eingebohrne und Fremde daran sterben. Unter hundert vorgebürgischen Landsleuten, die zu Batavia die Blattern bekommen, wird nicht ein einiger gesund. Junker führet in seiner Lebens-Beschreibung des Herrn Ludolfs folgende Worte an, aus einem Briefe des Doctor Melchior Leydeckers an Herrn Ludolfen. „Von der Pest weiß „man in Java so wenig, daß man sie kaum nennen kan, dieses ist zu bewun„dern. Aber noch wunderbahrer ist, daß die Einwohner des Vorgebürges „der guten Hoffnung nichts von den Blattern oder Rötheln wissen, welche öfters in Indien so viele Leute wegraffen.„ * Dieses ist nicht ganz richtig, er

* Pestis in Java adeo ignota est, ut vix nomen habeant, quo illam exprimant. Hoc quidem mirum est; sed magis mirandum, inter Promontorii bonæ Spei nunquam visas variolas, vel morbillos, qui heic in India sæpe magnam stragem edunt. Dieser Brief ist datirt vom 15. Jan. 1699. und stehet auf der 220. Seite der Ludolfischen Lebens-Beschreibung.

er hätte sagen sollen, die Blattern und Rötheln wären auf dem Vorgebürge niemahlen tödtlich.

Man giebt in Europa genau Achtung, daß die Kinder nicht zuviel Obst essen: massen die Erfahrung lehret, daß allzuvieles Obst-Essen grosse Ungelegenheit nach sich ziehet. Allein auf dem Vorgebürge lässet man hierinnen den Kindern Freyheit: Sie essen nach Belieben Aepfel, Birn, Citronen, Pomeranzen, Trauben und allerley Obst. Ihre Eltern verwehren es nicht. Dannoch bringt es ihnen niemahlen Schaden; in Gegentheil ist ihnen nichts gesünder, noch nahrhafftiger, zumahl wenn sie sich stark bewegen, wie sie ohnehin sehr in Gewohnheit haben. Ohne Zweiffel rühret die Güte des Obstes her von der Würkung der Sonne, welche alle Säure dämpfet, und also das ungesunde wegnimmt.

V. Da ich vom Vorgebürge abreisete, waren die dasigen Einwohner noch niemahlen von einer ansteckenden Krankheit befallen worden. Im Jahr 1707. äusserte sich dergleichen zum erstenmahle unter den Sclaven der Compagnie, welche dieses, und beede folgenden Jahre, eine grosse Menge hinweg nahm.

Ich weis nicht was die Medici in Europa dieser Krankheit für einen Namen beylegen; Ja ich weis nicht einmahl, ob sie ihnen bekannt ist. Sie fieng an bey Manns- und Weibs-Personen mit schröcklichem Kopf-Wehe und Schwindel. Sie waren in gewaltigen Aengsten; alles was sie ansahen, schiene ihnen, sich umzudrehen; sie kunten sich nicht auf den Beinen erhalten, sie furchten, sie möchten zu Boden fallen, und den Hals brechen. Sie hatten beständig ganz ungewöhnlichen Durst, welchen weder Wasser noch ander Getränke stillen kunte. Sie legten sich zu Bette, und kamen nimmer wieder heraus, sondern starben elendiglich.

VI. Diese Krankheit befiel anfänglich die Compagnie-Sclaven; und kam, nach meiner Einsicht, her von ihrem nackendlauffen, von ihrem unflätigen und liederlichen Leben. Eine kurze Beschreibung von ihrer Lebens-Art wird meiner Muthmassung einiges Gewichte beylegen.

Die Betten der Compagnie-Sclaven, so in der vorhin erwehnten Loge wohnen, sind an der Mauer bevestiget, und sehen Baraquen gar ähnlich. Man giebt ihnen alles nöthige Bett-Geräthe; allein meistens sind sie so liederlich, daß sie die Decken und alle Bett-Küssen verkauffen, damit sie das Geld versauffen können.

Man reicht ihnen auch, nach ihrem Zustande, recht gute Kleider, und zwar, alle zwey Jahre, ganz neue; unterdessen haben sie selten etwas anders auf dem Leibe, als alte Lumpen, weil sie die Kleider ebenfalls verkauffen, und starke Getränke anschaffen, oder sonst ihren unordentlichen Begierden ein

Ge-

Genügen thun. In der unleidlichen Sommer-Hitz haben sie kaum ein zerrissenes Stuck Leinwand, oder dergleichen, auf dem Leibe. Also muß die Sonnen-Hitze ihren Cörper halb verbrennen, wie leicht zu erachten: dieses verursacht, daß sie lieber auf der blossen Erde schlaffen, wenn sie auch gleich ihre Betten noch hätten. Im Winter sind sie nicht viel besser bedeckt, als im Sommer: also stehen sie grosses Ungemach aus von den langwührigen Regen, ohne daß sie auf ein Mittel dagegen bedacht wären. Sodann schlaffen sie in ihren nassen Lumpen, weil sie es nicht anderst machen können.

Man giebt ihnen zu ihrem Unterhalte Fleisch, gesalzenen Fisch, Reiß, oder Brod, Pfeffer, Wein-Eßig und andere gute Sachen. Aber sie sind so unbegreifflich faul, daß sie ihr Essen nicht halb auskochen würden, wenn man sie nicht mit Prügeln dazu antriebe. Sie nehmen das Fleisch ungerne, weil es ihnen zuviel Mühe, wegen des Zubereitens, verursachet; sie haben das Fett lieber, welches sie benebst ihrem Reiß begierig einschlucken. Sie essen auch oft rohe Häringe zu dem Reiß. Mit einem Worte, ihre Faulheit ist bloß mit der Trägheit der Hottentotten zu vergleichen.

Ihr ordentlicher Trank ist Wasser; sie erwischen aber oft starkes Getränke, das giessen sie in solcher Menge in sich, daß sie in dem Augenblick vor Trunkenheit zu Boden fallen, und liegen bleiben, biß der Rausch vergangen. So bald sie zu sich kommen, plaget sie der Durst so hefftig, daß sie wie unsinnig zum Brunnen eilen, und meistentheils in solchem Übermasse trinken, daß ihr Magen gewaltig ausgedehnet wird; worauf sie sich gleich übel befinden und grosse Mattigkeit spühren.

Mitten in der Loge ist ein grosser bedeckter Platz, der zur Küche für die Sclaven bestimmet war. Eine Zeitlang kochten sie ihr Essen würklich darinnen, hernach aber diente dieser Platz, wegen ihrer Faulheit und Ungedult, zu nichts mehr: deßwegen wendete man den besten Theil zu einem Schwein-Stalle an. Heutiges Tages beruhet die Sache auf eben diesem Fusse. Es ist aber leicht zu ermessen, daß der Gestank aus diesem unreinen Orte sich in dem ganzen Hause ausbreite, und denen Sclaven an ihrer Gesundheit schädlich falle.

Nun kan man abnehmen, ob ich recht gehabt, da ich diesen Ursachen die Krankheiten der Sclaven an. 1707. zugeschrieben habe, welche, biß zu meiner Abreise, mehr oder weniger zu verspühren gewesen, auch noch heutiges Tages zu verspühren sind, wenn ich anderst glauben darf, was man mir von dem Vorgebürge zuschreibt. Ja ich habe erfahren, daß von den Sclaven, sie auch zu den Europäern gekommen seyen. Doch finden sich andere Symptomata dabey, welche, meines Erachtens, denjenigen bey den Blattern ziemlich nahe kommen.

So

So bald die Seuche unter den Compagnie-Sclaven sich ausgebreitet hatte, machte man Anstalten, um zu verhindern daß die Sclaven der Privat-Personen keinen Umgang mit jenen pflegen solten, drohete auch den Übertrettern des Verbots sehr stark. Allein weder Verbot noch Drohungen kunten diesen gefährlichen Umgang unterbrechen; und auf diese Weise hat sich die Krankheit ohne Zweifel in der Colonie ausgebreitet.

Anfänglich schaffte man die kranken Sclaven in das Hospital, und leistete ihnen allen Beystand, den die heilsame Kunst verschaffen kan. Ich habe sie oft besuchet, und kan bezeugen, daß man unendliche Sorgfalt für sie getragen habe. Unterdessen kam kein einiger davon, man wuste auch kein bequemes Mittel auszudenken.

VII. Es fehlet weit, daß die rothe Ruhr eine gemeine Krankheit auf dem Vorgebürge seyn solte. Doch ereignen sich zuweilen sehr gefährliche Zufälle, zumahl bey den neuen Ankömmlingen. Auch habe ich nur unter ihnen Exempel gefunden, die einer Anmerkung verdienen. Diese Leute haben auf der langen Reise ihr ganzes Geblüte durch die ungewohnte Schiffs-Kost verändert, essen hernach, und trinken zu viel von den nahrhafftigen Speisen auf dem Vorgebürge, und von dasigem köstlichen Getränke, und in diesem Falle bleiben sie von dieser Krankheit selten frey. Allein man lässet sich das nicht anfechten, und hilft ihnen gemeiniglich auf nachfolgende Weise, die weder grosse Kosten, noch vieles in Acht nehmen erfordert. Man nimmt etwas Milch, und zwar Ziegen-Milch, wenn sie zu haben ist, lässet sie wohl kochen, und brühet Thee damit an. Davon trinkt der Kranke, so warm er kan: wiederhohlet er dieses Mittel des Morgens, Nachmittags und Abends, so wird er in wenig Tagen ganz gewiß völlig hergestellet, woferne er mässig lebt, und insonderheit alle Übermasse im Wein vermeidet.

Trauben sind auch ein unfehlbares Mittel, wenn sie recht zeitig. Man kan sie ohne einige Zubereitung essen, und soviel als man will, ohne einig Ubel zu befürchten; jedoch muß man die Kerne benebst den Hülsen hinunterschlucken. Ich habe viele Personen gekennet, die entweder aus Batavia oder aus Europa gekommen, und auf eine von beeden erzehlten Weisen gesund worden waren.

Jedoch ohnerachtet dessen, was ich von der leichten Manier, die rothe Ruhr zu vertreiben, gesprochen, geschiehet es doch bißweilen, daß Personen, so von dieser Krankheit angegriffen worden, sich gar lange damit schleppen müssen, ja gar oft abreisen, ehe sie ihrer los worden. Mat hat nur einmahl im Jahre solche Wein-Trauben, welche das Ubel vertreiben: folglich ist man die meiste Zeit über dieses Mittels beraubt. Zuweilen ist die Milch auf dem Vorgebürge und in der umliegenden Gegend so rar, daß man keine an-

dere, als saure, bekommen kan, und sodann dienet sie im geringsten nicht zu dem angeführten Mittel.

Man wird sich schwehr vorstellen können, wie in einem Lande voller Vieh, die Milch, ich verstehe, die gute Milch, zu gewisser Zeit dermassen rar seyn solle? Man muß aber wissen, daß, in der Gegend von der Stadt auf dem Vorgebürge, die Heerden von Kühen, oder andern Thieren, so Milch geben, gar nicht zahlreich sind, also, daß wenn man nicht vom Lande Milch herbey brächte, die Bürger einen beständigen Mangel daran leiden müsten. Es kommen auch die Land-Leute das ganze Jahr über häufig damit zu Markte. Allein in der gewaltigen Hitze wird sie sauer, ehe man die Stadt erreichet, um welcher Ursache willen die Bauern sodann nichts herbringen.

Bey dergleichen Umständen, langte ein Bekannter von mir auf dem Vorgebürge an, der ausserordentlich an der rothen Ruhr litte. Die Trauben waren nicht reiff, und die Hitze verdarb die Milch. Sein Ubel währete seit dreyen Jahren. Man hatte alle Geheimnisse der heilsamen Kunst an ihme angewendet, aber ohne Würkung. Er sahe auch einem lebendigen Gerippe ganz ähnlich. Bey seiner Ankunft fragte er einen geschickten Barbier, Namens Benrath, um einen Rath, beschrieb ihm weitläufftig alle bißhero vergeblich gebrauchte Arzneyen, mit dem Beysatze, es habe ihm nichts darunter die geringste Linderung verschafft, als das Opium, davon er ordentlich Morgends und Abends einnahm. Diese Würkung des Opii brachte den Herrn Benrath auf die Gedanken von einem Arzney-Mittel, das biß dahin unbekannt gewesen. Er eröffnete es dem Kranken, und versicherte, ein Clystier vom Opio würde ihm die Gesundheit wieder schaffen. Da mein Freund darein willigte, verfertigte der Barbier ein Clystier, worein er sechs Unzen rohes Opium mischte, und gab es ihm noch selbige Nacht.

Bald hernach fiel der Kranke in einen Schlummer, und hernach in Fantaseyen. Gegen den Morgen wurde er ruhig, und schlief ein, aber so feste, daß er erst des Abends aufwachte. Da wolte er sich aufsetzen, der Schlummer überfiel ihn aber so hefftig von neuem, daß er sich wieder niederlegen muste. Er schlieff die ganze Nacht, und befand sich des andern Morgens munter und gesund. Sein Schlaf und die Ruhr verließ ihn zu gleicher Zeit. Er stund mit einer wunderbahren Stärke und Munterkeit auf, und vermochte bald hernach von jedweder Speise zu essen, ohne den geringsten Schaden. Hernach reisete er ab, und schrieb mir aus Holland, er habe nicht das mindeste Anzeichen von seiner vorigen Schwachheit empfunden, von der Zeit an, da er mich verlassen; vielmehr nähme seine Gesundheit beständig zu. Ich vermeyne, es werde den Europäischen Medicis nicht zuwider seyn, daß ich diesen ausserordentlichen Fall umständlich angeführet habe,

be, weil er sich in meiner Gegenwart zugetragen, massen ich den Kranken, währender crisi, nicht einen Augenblick verlies.

Ein anderer Barbier auf dem Vorgebürge, hat währenden meines Daseyns viele Versuche angestellet, einig neues Mittel gegen die rothe Ruhr auszufinden. Es war ein Teutscher, der in gutem Ruf stunde, auch an Geschicklichkeit keinen Mangel litte. Er hies Johann Carnack. Nach vielem Nachforschen, glaubte er eines entdeckt zu haben, in der Rinde des Kreupel-hout, oder gewundenen Holzes, davon ich zu seiner Zeit reden werde. Er gab es in Pulver ein. Ich weiß, daß er es öfters gebraucht hat, die Würkung aber ist mir unbekannt. Das gewisseste ist, daß er lange vor mir das Vorgebürge verlassen, und nach seiner Abreise sein Mittel in gänzliche Vergessenheit gerathen.

Wenn man diese Rinde an der Sonne trocknet, wird sie dermassen löchericht, daß sie einem Schwammen nicht übel gleichet. Beym Käuen kan man kaum einigen Geschmack wahrnehmen; wenn man sie aber zwischen den Zähnen etwas zermalmet hat, lässet sie etwas klebrichtes im Munde spühren, das die Zunge an den Gaumen klebet. Wo ich mich nicht irre, gründete der Herr Carnack seine Hofnung, den Durchfall mit diesem Mittel zu heben, auf diese Eigenschafft.

VIII. Leute so über See reisen, werden oft vom Scharbock angegriffen, und es langen viele dergleichen Kranke auf dem Vorgebürg an. Allein es wird kein Europäer, der im Lande lebet, davon angegriffen; ich rede von solchen, die keine üble Speisen geniesen. Ich vermuthe, es entstehe diese Krankheit bey Seefahrenden von der ungesunden Schiffs-Kost. Dem sey, wie ihm wolle, ich habe oft mehr als hundert scorbutische Personen auf einmahl in das Hospital führen sehen. Dieses geschiehet sogleich nach ihrer Anländung, und gemeiniglich kommen sie nach vierzehen Tagen ganz gesund wieder zum Vorschein. Haben sie die Krankheit in solcher Zeit nicht verlohren, ist es ein Zeichen, daß ihnen sonsten etwas fehlet; und dieselbigen kommen selten zu rechte, sondern sterben im Hospital.

An diesem Orte trägt man unglaubliche Sorge für die vom Scharbock angegriffene Personen. Man giebt ihnen lauter gesunde Speisen, als Fleisch, Reiß, Suppen, Kräuter, Hülsen-Früchte ꝛc. Man lässet ihnen treffliches Quell-Wasser trinken, so viel sie wollen. Dann und wann bekommen sie ein Glas Wein. Oft gehen sie spatzieren und schöpfen Lufft, doch müssen sie zu gesetzter Zeit wieder zu Hause seyn.

Die Barbierer geben ihren Kranken antiscorbutische Pulver, und lassen sie in einem, zum Hospital gehörigen, Bade wohl schwitzen. Beedes träget zur Gesundheit viel bey. Es sind warme Bäder, darinn man vorhero

wohlriechende Kräuter, als: Rosmarin, Salbey, Marum Syricum oder Creticum, Pimpernell, Majoran, Blätter von Citronen oder Lorbeer-Bäumen, und dergleichen, angebrühet hat. Der Geruch von diesen Kräutern und Blättern ist so gesund, und der Gebrauch dieser Bäder stärket dermassen, und thut andere so gute Würkungen, daß der Kranke gar bald ein anderer Mensch wird, und sich vollkommen bessert.

Personen, so am Scharbocke leiden, aber allzuzart oder zu alt sind, daß sie das Schwitzen im Bade nicht ausstehen können, bleiben zu Bette, da man ihnen durch innerliche Mittel Schweiß erreget. Alten Leuten ist diese Krankheit gar gefährlich: meistens stehen sie nimmer wieder auf, und sterben im Hospital.

Haben die scorbutischen Personen Geschwüre oder offene Wunden am Leibe, so heilet man sie nicht anders, als mit ausserordentlicher Mühe, Sorge und Beschwehrlichkeit. Erstlich legt man über die Geschwüre consolidirende Pflaster, welche gleichwohl nicht hindern, daß der Scharbock sich nicht vergrössern und entzünden solte. Ist auch dieser gleich curirt, so vergehen deswegen die Geschwüre nicht, sondern bleiben oft noch lange hernach. Man darf dergleichen Patienten kein Bad brauchen, wie sonst gewöhnlich; man gebraucht bey ihnen das trockene Bad, wie bey alten Leuten, das ist, man lässet sie durch innerliche Arzneyen, wohl zugedeckt, schwitzen.

IX. Die Europäer auf dem Vorgebürge sind dem Augen-Wehe unterworfen. Alte und Junge, Manns- und Weibs-Personen, leiden gar sehr daran. Die Sclaven selber, so man dahin bringt, oder da gebohren werden, sind nicht davon befreyet. Man empfindet diese Unpäßlichkeit zu allen Jahrs-Zeiten, doch im Sommer weit mehr, als im Winter, wegen der grossen Hitze.

Die Krankheit bestehet vornemlich in einer grossen Entzündung. Das Weisse im Auge wird gewaltig roth. Es rinnet beständig aus den Augen eine sehr heisse, brennende Feuchtigkeit, welche grosse Schmerzen verursachet. Wenn man mit dem Ubel des Sommers befallen wird, und ausgehen will, muß man sich die Augen bedecken, also, daß man nur unterwärts etwas siehet. Man erfähret in eigentlichem Verstande das Lateinische Sprichwort: Lippus oculus non fert radios solis, das ist: trieffende Augen können die Sonnen-Strahlen nicht ertragen.

Dieses Ubel ist den heissen Sud-Ost-Winden zuzuschreiben, welche währenden Sommers mit grossem Ungestümm regieren; wie auch der unleidlichen Hitze zu dieser Jahrs-Zeit, und der starken Reflexion der Sonnen-Strahlen, welche auf die Hügel und Berge fallen, und von dar auf die umliegenden Wohnun-

nungen zurück prellen. Hiernächst schwärmen die Schnacken und ander ungestümmes Ungeziefer so häuffig in der Lufft, daß die Augen ohnmöglich ohnbeschädigt bleiben können.

Alte Leute dürfen nicht so viel ausstehen am Augenwehe, als junge, welches meines Erachtens den unterschiedlichen Temperamenten zuzuschreiben ist. Alter Leute ihres, überhaupt zu reden, ist trocken, hingegen feuchte bey jungen Leuten. Die Kinder empfinden diese Krankheit in ihrer grösten Gewalt, und müssen so schmerzlich leiden, daß sie gleich unsinnig schreyen. Man trägt auch besondere Sorgfalt, sie vor der Sonne des Sommers zu verbergen. Doch verhindert diese Vorsichtigkeit nicht, daß viele zu solcher Zeit der Krankheit unterworfen seyen. Ja es ist nichts seltenes, daß man einige im Winter daran leiden siehet.

Das Augenwehe vergeht nicht so geschwinde. Es geschiehet oft, daß die Patienten, ein ganzes Monath lange, ich will nicht sagen die Sonnen-Strahlen, sondern nur das allerschwächeste Licht keinesweges vertragen können. Zu solcher Zeit müssen sie in einem Zimmer bleiben, dessen Fenster-Läden man genau zuschliesset, also, daß sie kein Licht geniessen, als nur durch ein oder zwey Spalten, die man ausdrücklich deswegen machet.

Diese Krankheit giebt den Medicis viel zu schaffen, oder vielmehr den Barbierern. Bißher haben sie noch nichts aussinnen können. So lange ich da war, stellten sie eine Menge Versuche an, um dieses Ubel zu heben, aber ohne Würkung. Die Colonien hatten einige Zeitlang grosse Hofnung, es würde der bereits erwehnte geschickte Schmid, Matthias Grefft, einiges Mittel erdenken. Er hatte sich auf die Chirurgie gelegt, und war ohne Widerrede ein geschickter Augen-Arzt, der viele merkwürdige Augen-Curen gethan hatte. Zum Exempel er nahm das Fell von den Augen innerhalb acht Tagen hinweg, bloß mit dem Saffte verschiedener Kräuter und Blumen, die man auf dem Vorgebürge findet. Allein, mit aller seiner Geschicklichkeit, wuste er doch nichts für das Ubel, davon wir reden, auszusinnen. Ja er war ihm selber alle Sommer unterworfen, und bediente sich allezeit des finstern Zimmers, als des besten Linderungs-Mittels bey solchen Zuständen.

Ich gab einem geschickten Medico in Teutschland von diesen Dingen Nachricht, durch einen Brief, den ich ihm, vom Vorgebürge aus, zuschrieb: ich bat mir seine Meynung aus, und, weil ich von ihme eine dienliche Erläuterung vermuthete, hoffte ich den Europäern durch deren Eröffnung einen grossen Gefallen zu erweisen. Allein mein Brief wurde ihm so spat eingehändiget, daß ich schon auf der See war, und nach Europa reisete, als die Antwort

ankam. Doch habe ich sie erhalten. Ich glaube der geneigte Leser wird mit Vergnügen ersehen, was er mir auf meine Anfrage geantwortet hat.

„Wir haben, sagt er, einen harten Winter ausgestanden; der nach„folgende Sommer war ausserordentlich warm, und für die Augen gar un„gesund. Viele Leute bekamen Entzündungen daran, es lief viel scharfe „und brennende Materie heraus; bey andern, waren die Augen sehr roth. „Ich habe meinen Patienten einige Linderung verschafft durch Schrepfen, „Aderlassen, und Purgieren. Dieses waren die Universalia, oder allge„meinen Mittel. Die Remedia nitrosa, oder von Salpeter zubereitete Arz„neyen, waren in diesem Falle auch sehr dienlich.

„Aber ich habe kein Mittel gefunden, das biß auf die Wurzel des „Ubels grieffe, so lange, biß ich selbsten, gleich den andern von ihm ange„fallen worden, und zwar in eben diesem Sommer. Meine Augen waren „so schlimm, daß ich kein Licht leiden kunte. Also blieb ich drey Wochen „lang in einem dunklen Zimmer. Ich habe in dieser Zeit sehr grossen Schmer„zen ausgestanden. Endlich fiel mir ein Recept ein, das Matthiolus vor „Augenwehe vorgeschrieben, und beschloß es zu gebrauchen.

„Ich spiessete ein Körnlein Weyhrauch an eine Gabel, zündete es an „einem Wachs-Licht 30. mahl an, und löschete es allezeit in zwey Löffeln „Rosen-Wasser ab, hernach goß ich einen Löffel Weiber-Milch dazu. So „lautet das Matthioli Verordnung. Ehe ich mich ins Bett legte, lies ich „mir einige Tropfen in die Augen fallen. Gleich des andern Tages höre„te der Schmerzen auf, der mich zuvor quälete, es vergieng auch die Rö„the. Die beissende Feuchtigkeit, die immer von meinen Augen rann, ver„lor sich; mein Gesicht erlangte seine vorherige Schärfe und Güte; es „war mir, als ob ich niemahlen die geringste Beschwerung erlitten hätte. „Doch weil ich beforchte, es möchte noch etwas von der Krankheit übrig „geblieben seyn, so gebrauchte ich das Mittel noch einmahl, wobey ich es „lies, und mich für gänzlich hergestellet hielte.

„Hernach habe ich es einigen von meinen Patienten vorgeschrieben, „welche viel Schmerzen an den Augen litten: bey denen hat es eben so gut „gewürket, als bey mir. Jedermann in dieser Gegend, welcher mit Augen„Beschwehrung geplaget war, bediente sich dessen, es hat auch niemahlen „fehl geschlagen. Allein es waren der Kranken so viele, daß nicht alle kun„ten Weiber-Milch habhafft werden, biß endlich der Herbst kam, der ohne „Arzney die Krankheit abschaffte.

Zu Ende seines Briefes, riethe mein Freund den Europäern auf dem Vorgebürge dieses Mittel gegen das Augenwehe zu gebrauchen. Ich hätte mir dieses Recept gewünschet, ehe ich von dem Vorgebürge abreisete; denn

es

es würde ohne Zweifel heilsam gewesen seyn: ich übersetzte den Brief auch gleich nach dessen Empfang ins Holländische, und schickte die Uebersetzung nach dem Cap; habe aber keine weitere Nachricht erhalten. Wenn es daselbsten gute Würkung thut, so wird kein Mangel von Weiber-Milch an dessen Gebrauche hinderlich fallen: denn man kan von den Weibern, wenigstens doch von den Mohrinnen oder Sclavinnen, gar leicht dergleichen bekommen.

X. Man siehet fast keinen Europäer auf dem Vorgebürge, weder grossen noch kleinen, der dem Schnupfen nicht unterworfen wäre: sie sind zu keiner Jahrs-Zeit davon befreyet. Allenthalben in den Colonien findet man Leute mit Verstopfungen im Kopfe, so von Schnupfen herkommen. Die Kinder selbsten werden dermassen mitgenommen, daß sie erbärmlich schreyen.

Es ist fast kein Unterscheid zwischen dem Schnupfen auf dem Vorgebürge, und in Europa. Die zärtlichen Personen, die Kinder die man allzu zärtlich hält, sowohl in Kleidern, als was die Lufft betrifft, sind dieser Unpäßlichkeit am meisten unterworfen, und leiden am meisten daran. Wer nicht viel in den Zimmern eingesperret bleibet, und das ganze Jahr über einerley Kleid träget, hat am wenigsten zu besorgen, oder kommt doch am gelindesten davon. Wer mit entblösseter Brust herum gehet, und nicht von Jugend auf dazu gewöhnet ist, wird gemeiniglich damit angegriffen, zumahl, wenn man die kühle Morgen- und Abend-Lufft geniesset, zu solchen Zeiten, da die Sud-Ost-Winde blasen, oder bey trüben Wetter, wenn es sich zum regnen anlässet.

Die Hottentotten haben den Schnupfen niemahlen. Die Ursache ist ganz natürlich. Man muß sie in dem Fette suchen, damit sie den ganzen Leib beschmieren, ingleichen darinnen, weil sie immer einerley Kleider tragen, selbige auch das ganze Jahr nicht verändern.

XI. Die Hals-Krankheit greifft die Europäer auf dem Vorgebürge auch zuweilen an. Dagegen gebrauchen sie Gurgel-Wasser, von ordentlichem Wasser, worinnen Blätter von Reinweiden (Liguſtrum Europæanum) gesotten worden. Dieses ist ein treffliches Mittel.

XII. Die Europäer auf dem Vorgebürge sind oft mit Winden angefüllet, daran sie grosses Ungemach leiden. Jedermann weis das rechte Mittel für dieses Ubel; allein die Holländer auf dem Vorgebürge sind meistens solche Sclaven des Wohlstandes, daß sie lieber ihre Unpäßlichkeit vermehren, als die Gesellschafft beleidigen, und sich helfen wollen. Die Schiffs-Capitains, ingleichen ihre Matrosen, sind nicht so gewissenhafftig. Sie mögen die Wind-Colic haben, oder nicht, so belegen sie die Natur mit keinem Zwang, in den meisten Gesellschafften, da sie sich befinden. Sie sa-

gen

gen in ihrer Sprache, sie höreten dieses Geschütz gerne knallen, auch wäre ihnen der Wind, so von hinten bläset, angenehm.

Das Mittel der Europäer auf dem Vorgebürge gegen die Wind-Colic ist ein Glas Anis-Wasser, oder etwas Wein-Brandtwein, den man mit Pommeranzen oder andern Blüthen abgezogen.

XIII. Gegen das Magenwehe nehmen sie ein paar Aloe-Blätter, pressen etwan 50. Tropfen Safft heraus, und nehmen solchen in Wein. Das Mittel ist unfehlbar, einen verschleimten Magen zu reinigen. Wenn die Schwarzen auf dem Vorgebürge den Magen verdorben haben, entweder weil er mit Unrath angefüllet ist, oder auf andere Weise, so essen sie viel Pfeffer unter ihren Speisen, zuweilen zerstossen, zuweilen ganz. Selten gebrauchen sie, gleich ihren Herren, den Aloe-Safft: denn, wenn man es ihrem eigenen Ermessen überlässet, schlucken sie dermassen viel in sich, daß es ihnen übel bekommt. Gemeiniglich müssen ihnen die Herren selber die Dosin geben.

XIV. Die Europäer auf dem Vorgebürge werden oft von Seitenstechen angegriffen, die Männer nemlich, denn die Weiber wissen nichts davon. Diese Krankheiten sind so hefftig, daß man einen Kranken für einen Sterbenden ansehen solte, der keine halbe Stunde mehr zu leben hat. Gleichwohl sind sie nicht tödlich; wenigstens, so lange ich im Lande gewesen, habe ich nicht gehöret, daß jemand daran gestorben wäre. Die Barbierer auf dem Vorgebürge bedienen sich einiger, mir unbekannter, Mittel mit erstaunlicher Würkung. Meine Meynung gehet dahin, eine der vornehmsten Ursachen dieser Krankheit sey in dem Uberfluß der Europäer im Essen und Trinken zu suchen.

XV. Es war ein sehr wackerer Mensch auf dem Vorgebürge, und mein guter Freund, dieser wurde eines Tages mit einem so hefftigen Schrecken befallen, daß ihm das Geblüte strommeise zur Nasen heraus schoß; ja der Blut-Sturz war so gewaltsam, daß noch vieles Blut zum Munde, zu den Augen und Ohren heraus lief. Man suchte es gleich zu stillen, aber er war fast tod, biß man ein Mittel fande. Doch kam er wieder zurecht, wiewohl er nachgehends öfter von diesem gefährlichen Zufalle angegriffen wurde. Ja dieser zog einen noch weit gefährlichern nach sich: das Bluten ereignete sich so oft, und so häuffig, daß er das Gesicht fast ganz darüber verlohr, auch, ohnerachtet aller gebrauchten Mittel, es nicht mehr wieder erlangte.

Als ich von dem Vorgebürge abreisete, war ein anderer Bekannter von mir mit einem fast gleichen Ubel behafftet. Sehr oft blutete er aus der Nase und dem Munde mit solcher Hefftigkeit, als ob er eine Ader zersprenget hätte. Selten verlohr er weniger Blut, als eine Maas. Wenn der

Speichel

Speichel nach Blut schmeckte, so war es ein Anzeigen, daß der Blutsturz bald folgen würde, und ließ er sich gleich zur Ader. Dieses war das einige Linderungs-Mittel, das er zu gebrauchen wuste. Er konnte die Ursache dieses übeln Zustandes nicht ersinnen; man vermuthete jedoch, es möchte vielleicht von dem überflüßigen Gebrauch des Weines in seiner Jugend herrühren; ob diese Meynung gegründet sey, mögen die Medici beurtheilen. Der Patient lebte damahls sehr mäßig, er aß wenig, und trank weder Wein noch ander stark Getränke. Er hoffte, diese gute Diät würde ihn wieder herstellen.

XVI. Die venerischen Krankheiten haben sich seit langer Zeit unter den Europäern auf dem Vorgebürge eingeschlichen; und, als ich wegreisete, waren sie nur gar zu gemein. Die Chirurgi heilen selbige durch die Salivation, mit präparirten Queckſilber oder auf andere bekannte Weise.

Zum Voraus muß ich melden, daß eine Frau von diesem gräßlichen Ubel befreyet worden, durch den Gebrauch des warmen Bades auf dem schwarzen Gebürge.

XVII. Man darf von mir keine weitläufftige Beschreibung der weiblichen Krankheiten erwarten. Denn ich kunnte wenig davon erfahren; Blos hab ich ein und anders von ungefähr, oder im Discours mit Barbierern, vernommen.

So viel ich habe bemerken können, beschweren sich die Europäischen Frauenzimmer auf dem Vorgebürge gar selten über das Aussenbleiben ihres gewöhnlichen Zustandes. In diesen Fällen gebrauchen sie Saffran mit warmen Wasser angebrühet, und wie Thee getrunken.

Die weissen Flüsse sind weit gemeiner: Ich schliesse solches aus der vielfältigen Erwähnung, die ich habe die Barbierer von dieser Krankheit thun hören. Doch sind mir die Mittel dagegen unbekannt.

An keiner Krankheit leiden sie mehr, als an dem Mutter-Fraiß, (Strangulatio vulvæ) zumahlen sind die Jungfern, welche wenig Bewegung haben und zärtlich leben, gewaltig damit geplaget.

Ich bin Zeuge von einem dergleichen Zufall gewesen, den eine Frau auf dem Vorgebürge gehabt, und über acht Tage lang das Bett deßwegen hüten müssen. Zu selbiger Zeit war ich bey ihrer Schwester. Ihr Mann kam dahin, erzehlte von der beschwerlichen Krankheit seiner Frauen, und bate mich inständigst, ich möchte ihm die künftige Nacht bey ihr wachen helfen: massen er niemand mehr in der Nachbarschafft finden könnte, der ihm diesen Gefallen erzeigen wollte. Ich willigte darein; aber ich war nicht lange in dem Krankenzimmer, da erfuhr ich schon, warum die benachbarten Frauen ihr nicht beyspringen wollten. Denn die Patientin machte vor Schmerzen ganz entsetzliche Geberden, sie schaumte, und biß die Zähne mit solcher Gewalt

übereinander, daß man sie keinesweges öffnen, noch einige Arzney ihr beybringen kunnte. So verdrießlich auch meine Verrichtung war, muste ich sie doch drey Tage und drey Nächte ausstehen; aber ich versichere, daß mich niemand mehr dazu überreden wird. Unter andern erinnere ich mich, daß mir der Daumen viele Tage lang gewaltig wehe that, weil ich ihr damit, währender Hefftigkeit des Paroxysmi, die Seite stark gedrücket hatte.

XVIII. Wiewohl die Europäer auf dem Vorgebürge sehr starke Weine trinken, sehr safftige Speisen genieſſen, und zwar öfters in der Übermasse; so habe ich doch die ganze Zeit meines Aufenthalts unter ihnen nicht mehr, als drey, Podagrämer gekannt, doch war ihr Zipperlein so gelinde, daß es ihnen niemahlen das Ausgehen verwehrete. Ja sie kunnten bey den hefftigsten Anfällen selbsten ganz gut fortkommen, und selten presſete der Schmerzen ihnen einige Klagen aus. Sie gebrauchten die Bäder des schwarzen Berges, verspührten auch allemahl Linderung. Ja ich glaubte, es hätte ihnen dieses Wasser die gänzliche Genesung verschaffet, wenn sie ihres Ortes durch ein mäßiges leben etwas beygetragen hätten. Allein, gleichwie viele andere Personen sich von der Gewohnheit hinreiſſen lassen: also kunnten auch sie niemahlen sich zu dem geringsten Zwang entschlieſſen, und furchten die Krankheit nicht so sehr, als eine gute Diät.

XIX. Noch kein einiger Europäer ist vom Stein angegriffen worden auf dem Vorgebürge. Dieses ist ein ganz ausserordentliches Glück, zumahl wenn man bedenkt, daß diese Krankheit in allen andern Wein-Ländern gewöhnlich ist, und die Europäer den Wein hefftig lieben, und selbigen sowohl, als andere starke Getränke, in grosser Menge trinken.

Sie haben Bier oder Aile, das sie selbst bräuen, und die beste Gerste dazu anwenden. Doch kommt es dem Europäischen Bier oder Aile bey weitem nicht bey. Es verursachet Blähungen, auch öfters Harnwinde, so die Holländer Troppelbis nennen. Der Grund dieses Unterschieds steckte allem Vermuthen nach, in dem Hopfen, den man aus Europa bringet, der aber unter der Linie eine gewaltige Veränderung leidet, und vielleicht etwas von seinen guten Eigenschafften verlieret. Guten Theils mag er auch von der Unwissenheit der Brauer herrühren: denn das Wasser und die Gerste sind erwünscht gut. Man hat auf dem Vorgebürge auch Zerbster, Braunschweiger und Holländisch Bier; es ist aber so theuer, daß man selten zuviel trinkt.

Also erhohlen sie sich am Weine, und bringen zuweilen ganze Nächte mit Trinken zu, biß sie sich berauschen. Zwar geschiehet dieses nicht öffentlich, oder in jedermanns Angesichte; sondern wenn sie einander einen Schmauß geben: daß man also sagen kan, es rühre ihre Unmäßigkeit nicht sowohl von ihrer Neigung gegen den Wein, als gegen ihre guten Freunde her, und von

der

der Begierde keinen Zwang in ihrer Gegenwart scheinen zu lassen. Doch lauffen auch diese kleine Schmausereyen ganz gut ab, sie verursachen weder Fluchen, noch Zanken, noch Unkeuschheit, oder anders Ubel. Es gehet alles in Lustigkeit und guter Verträulichkeit zu. Es folgt nichts schlimmes darauf, als Kopf-Wehe, welches sie doch selten hindert, gerade nach Hause zu gehen, oder mit einigen Schalen Thee leicht vertrieben wird. Ein Vollsäuffer, der beständig im Wirthshause lieget, ist bey ihnen verachtet. Dieses habe ich zur Vertheidigung meiner guten Freunde, der Europäer auf dem Vorgebürge, anführen wollen.

XX. Alle Krankheiten, woran die Europäer in diesem Lande sterben, nennet man mit dem allgemeinen Namen, Fieber. Ich mag bey ihrer Beschreibung mich nicht aufhalten, sondern blos anführen, daß man niemahlen ein kaltes, weder alltägliches, noch zwey- drey- oder vier-tägiges, Fieber auf dem Vorgebürge gesehen habe.

XXI. Schließlich muß ich noch melden, daß ein Europäer auf dem Vorgebürge niemahlen lang krank liegt, es mag ihn für eine Krankheit befallen, was für eine es sey. Er ist in wenig Tagen entweder gesund oder tod.

Zehendes Capitel.

Von der Erde, und von den Steinen, welche man auf dem Vorgebürge findet.

I. Von der Beschaffenheit des Bodens. II. Von der Thon-Erde und ihrem verschiedenen Gebrauche. III. Von rother und weisser Kreide und ihrem Nutzen. IV. Von einer sehr schönen rothen Erde. V. Von allerhand harzigten Materien, die aus den Felsen tropfen. VI. Vom Ambra und Trippel. VII. Von dem Torf. VIII. Von den Steinen, die man auf den Bergen findet. IX. Und in den Flüssen. X. Steinbrüche. XI. Mühlsteine. XII. Von einem rothen fleckigten Stein. XIII. Vom Probier-Steine und Wetzsteine. XIV. Von Flinten-Steinen und falschen Adler-Steinen. XV. Allerhand Stein-Arten. XVI. Von Perlen.

I.

Der Erdboden auf dem Vorgebürge ist von unterschiedlicher Beschaffenheit, das ist, er leidet gewaltige Veränderung an der Farbe und Güte. Die angebauten Thäler sind fruchtbar, man hat sie auch in

der Nähe des Cap alle angebauet, ausgenommen das Tieger-Thal, welches steinigt und sandigt ist, mithin nichts als Disteln und unnützes Gesträuche hervor bringt. In den andern Thälern, da man säet oder pflanzet, hat die Erde eine röthlichte und roth-braune Farbe, ist auch hier und dar mit Sand vermischet; sonsten ist sie allenthalben schwarz, grob und sehr fett, selten bedarf sie einer Besserung.

II. In den Vorgebürgischen Gegenden findet man eine grosse Menge Thon, dessen Farben und Gebrauch nicht einerley sind. Es giebt weissen, welcher Silber-Sand bey sich zu führen scheinet. Von diesem verfertigen die Töpfer ihr Geschirr. Noch findet man graulichten oder aschen-färbigen Thon, der mit unzehligen Fäserlein vermischet, welche kleinen Haaren ähnlich sehen. Ich werde weitläufftiger davon reden, wenn ich auf das Capitel komme, worinnen von der natürlichen Erzeugung des Salzes die Rede ist. Eine dritte Gattung ist gelb oder röthlicht, von dieser verfertiget man die Ziegelsteine, davon man die meisten Häuser erbauet. Man siehet fast allenthalben noch andern, der mit Eisen-Rost vermischt scheinet, und kleine röthlichte Steinlein in sich hat. Der einige Gebrauch, den man von dieser letztern Gattung macht, ist, daß man dergleichen Land mit besonderm Nutzen zu Weinbergen, Feldern und Gärten anbauet.

III. An vielen Orten des Vorgebürges findet man viele weisse oder rothe Kreide. Mit der letztern schmieren sich die Hottentottinnen im Gesichte an ihren Fest-Tagen. Mit der weissen streichen die Europäer ihre Häuser an.

IV. An dem Bade des schwarzen Berges findet man eine roth-braune Erde, welche, wie die Mahler sagen, eine so schöne dunkel-rothe Farbe abgiebt, als keine einige Materie in Europa, noch einige Composition.

V. Aus etlichen im Lande gelegenen Bergen quillet eine gewisse fette Materie, die sich an die Felsen anhänget, daselbst, als ein Leim, Wachs oder andere fette Materie, kleben bleibet, und sich hoch ansetzet, daß man ganze Stücke davon herab schlagen und mit sich nehmen kan. Einige Personen geben für, es sey eine Art von Jüdischem Pech oder Asphalto; Ich kan es aber nicht glauben, weil die harzigte Materie auf dem Vorgebürge, davon wir handeln, nicht anbrennet. Eben so wenig gefällt mir die Meynung derer, die sie für eine Art vom Babylonischen Naphtha halten. Zwar gestehe ich, daß sie alle beede von Felsen abtropfen, beede auch schwarz, oder schwarz-braun sind; allein das erste ist nicht verbrennlich, hingegen fängt das zweyte gar gerne Feuer. Viel wahrscheinlicher möchte es eine Art vom Stein-Oel seyn, dergleichen man in einigen Insuln des Archipelagi antrift: massen es, wie dieses, das Wasser schwarz färbet, wenn man es damit anbrühet, und seine Ober-Fläche mit einer öhlichten Substanz überziehet. So giebt es auch ei-

nen

nen starken widerwärtigen Geruch, fast wie Urin, der lange gestanden. Ich wollte es also deßwegen unter die natürlichen Stein-Oele rechnen; wiewohl mein Urtheil in dergleichen Sachen von keinem grossen Gewichte ist. Dem sey, wie ihm wolle, so ist doch dieses gewiß, und habe ich selbsten die Probe gemacht, daß dieses Pech, wenn man es in warmen Wasser auflöset, und, vermittelst eines Tüchleins, als ein Pflaster über frische Wunden leget, solche geschwind zuheilet. Die Hottentotten kennen dieses Pech schon lange, und geben für, es sey der Urin von Murmelthieren, mit Staub vermischt. Sie vermischen es mit Wasser, und schütten es ihrem Vieh als einen Trank ein: dieses Mittel eröffnet die natürlichen Gänge, und hebt die Verstopfung. Ich weiß nicht, warum die Europäer nicht eben dieses Mittel gebrauchen, wenn ihr Vieh dergleichen Beschwehrung leidet.

VI. Wiewohl ich nicht gewiß habe erfahren können, ob es in den Vorgebürgischen Landschafften grauen Ambra und Trippel giebt; so kan ich doch nicht glauben, daß keiner vorhanden sey, und würde man bey gutem Nachsuchen schon finden. Die Insul des Mauritius, welche den Holländern zugehöret, verschaffet so viel, als man brauchet; deßwegen hat man auch nicht viele Mühe auf das Nachforschen am Vorgebürge wenden mögen.

VII. Weil ich nur die vornehmsten Gattungen von Erde in diesen Gegenden bemerken will: so muß ich noch beyfügen, daß man eine schwarze und fette in grösserer Menge, als zu Halle in Sachsen, findet, davon man eben so guten Torf bereiten kan, als in Holland gebrennet wird. Stein-Kohlen werden ebenfalls angetroffen, welche den Englischen oder Teutschen nichts nachgeben.

VIII. Ich habe bey Gelegenheit schon etwas von den Steinen erwehnet, die man auf dem Vorgebürge findet. Vorjetzo will ich noch einige Anmerkungen beybringen.

Wenn man die Steine ansiehet, damit der Tafel-Berg, die Berge in Hottentottisch-Holland, Stellenbusch, Drachenstein und andere hohe Gebürge bedeckt sind: so scheinet es, die Natur habe spielen wollen. Sie liegen gerade aufeinander, wie bey einem ordentlichen Gebäude, und sind mit einer Materie, so einer Art Stein-Mark oder Mergel nicht unähnlich siehet, statt des Mörtels zusammen gekittet. Diese Steine sind so hart, als Kiesel; man nimmt sie auch zu Gebäuden, die lange währen sollen. Zu der Vestung des Vorgebürges hat man fast keine andere genommen.

IX. Der Grund in den Bächen und Flüssen ist fast allenthalben mit grobem Sand bedeckt. Das Meer wirft an seinen Strand viele Schwammen aus, welche alle einen weissen, oder grünen, und leicht zu zerreibenden, Stein in sich haben. Man nennet ihn Schwammen-Stein.

X. Nahe am Vorgebürge sind verschiedene Steinbrüche. Man hauet die Steine alle viereckicht. Meines Erachtens könnte man Kalch davon brennen. Allein die Colonien haben solchen Vorrath von Muscheln, daß sie keine andere Materie zum Kalchbrennen gebrauchen; um so mehr, weil ihre Zubereitung nicht so viel Holz und Kosten erfordert. Man gebraucht also diese Steine blos, den Grund der Gebäude aufzumauern.

XI. Ich habe bereits von Steinbrüchen gesprochen, daraus man Mühlsteine hauen könnte. Man hat auch vorzeiten viele daraus gehauen, allein sie erforderten so viel Mühe, Arbeit und Kosten: massen man einem Steinhauer täglich einen Rthlr. Lohn, zahlen muß, daß man sie heutiges Tages lieber aus Holland kommen lässet.

XII. Nahe an dem Vorgebürge findet man schon erwähnter massen einen schönen Bruch von sehr harten, roth-braunen Steinen. Sie haben viel blaue Flecken, und viele weisse durchlauffende Adern. Wenn sie bearbeitet und polirt sind, können sie dem schönsten Marmor den Vorzug streitig machen. Jedoch werden sie von den Holländern nicht Marmor- sondern Hart-Steine genennet. Simon van der Stell lies den Eingang seines Hauses auf dem Vorgebürge damit pflastern; die grosse Treppen war auch davon verfertiget. Es war alles sowohl polirt, und wurde so rein gehalten, daß man sich hätte darinn beschauen mögen.

XIII. Man findet auch auf dem Vorgebürge viel Probier- und Wetz-Steine. Indem das Meer an die Felsen schläget, reisset es grosse und kleine Stücken davon ab. Es giebt schwarze und graue. Wenn die ersten polirt, dienen sie zu Probier-Steinen; die letztern taugen vortrefflich zum wetzen.

XIV. Auf den Land-Strassen findet man hier und dar Flinten-Steine oder Feuer-Steine.

In dem Sande und in den morastigen Orten findet man auch längliche runde und hohle Steine, von den Naturalisten unächte Adler-Steine, falsus Aëcites, genannt. Sie haben die Grösse einer Castanien, äusserlich scheinen sie gleichsam mit Rost überzogen, innerlich sind sie gemeiniglich mit Sand oder dergleichen Materie ausgefüllet. Die Europäer auf dem Vorgebürge verehren sie den Fremden, als etwas seltenes.

XV. Ich würde niemahlen das Ende erreichen, wenn ich alle verschiedene Arten von Steinen beschreiben wollte, die man auf dem Vorgebürge findet. Einige gleichen Schnecken-Häusern, andere Crystallen. Mit einem Worte, sie sind gewaltig von einander unterschieden, sowohl an Gestalt, als Farbe.

XVI. Wiewohl die Perlen nicht unter die Steine gehören; so will ich doch hier erwähnen, daß man in den hiesigen Muscheln zuweilen einige findet,

die

die einer Erbse an Grösse nichts nachgeben. Doch sind sie nicht im Uberflusse; man kennet auch ihre Güte noch nicht: massen man sie erst bey dem Essen findet, und offtmahls zerbeisset.

Eilftes Capitel.

Von den Erz-Gruben auf dem Vorgebürge.

I. Man muß hier keine Bergmännische Redens-Arten suchen. II. Warum die Compagnie die Vorgebürgischen Erz-Gruben nicht bearbeiten lässet? III. Beystand, so der Verfasser in dieser Materie erhalten. IV. Die Erz-Gruben finden sich gemeiniglich an unfruchtbaren Orten. V. Die Steine sind sehr schwer, wo Erz ist. VI. Die Gruben dünsten schweffelichte Dämpfe aus. VII. Wo Erz ist, da wachsen schwache und elende Pflanzen. VIII. Es dünstet Salpeter aus. IX. Verwelkte und verdorrete Pflanzen sind Anzeigen von Erz-Gruben. X. Wie auch knorrigte und krumgewachsene Bäume. XI. Ingleichen Bäume, die langsam wachsen. XII. Und blasse Blätter haben. XIII. Stachlichte Gewächse lieben mineralisch Erdreich. XIV. Lage der Berge, so Silber-Adern in sich haben XV. Glänzend Erdreich zeigt Erz-Gänge an. XVI. Wie auch verschiedene Farben, die man darinnen findet. XVII. Gold und Zinober findet man oft an einerley Orte. XVIII. Aus dem Gipfel, und an den Seiten der Erz-Gebürge, entspringen Quellen. XIX. Man findet auf ihnen warme und säuerlichte Quellen. XX. Gold- und Silber-Gänge, die man auf dem Vorgebürge entdecket hat. XXI. Von Kupfer-Adern. XXII. Von Stahl-Gruben. XXIII. Von Zinn- und Bley-Gruben. XXIV. Und letzlich von Gold-Gruben.

I.

Man darf nicht gedenken, daß ich sehr gelehrt von den Bergwerken handeln werde. Zwar sind in meinem Vatterlande in Wahrheit genug vorhanden; allein ich habe mich niemalen genau darum bekümmert,

folg-

folglich sind mir die Redens-Arten unbekannt, deren sich die Bergleute, Schmelzer, Scheider und andere Werkleute bedienen. Ich verhoffe, der geneigte Leser werde sich an meiner Aufrichtigkeit und genauen Nachricht begnügen lassen, und die Fehler in den Redens-Arten oder Benennungen, die ich etwan begehen möchte, nicht übel nehmen.

II. Ich will zeigen, daß auf dem Vorgebürge allerley Gattungen von Erz in grosser Menge müsse vorhanden seyn. Doch hat man nur erst an wenig Orten nachgegraben, und zwar aus zweyerley Ursachen. Erstlich, weil es an Leuten zu dieser beschwerlichen Arbeit fehlet, zweytens und hauptsächlich, wegen Holz-Mangels, ohne welches man das Erz weder schmelzen noch scheiden kan. Nun ist aber das Holz auf dem Vorgebürge so rar, daß man kaum zum brennen in den Colonien und in den Schiffen genug hat. Das meiste Bau-Holz muß mit grossen Kosten aus Europa oder Asien hingeführet werden. Um dieser Ursachen willen hat man es mit dem Erz-Graben auf dem Vorgebürge nie weit gebracht: denn sonsten würde sich bald jemand daran gewaget haben. Ich kan also in diesem Stücke keine so weitläufftige Erzehlung machen, als ich wünschte.

III. Das beste, das ich zur Vergnügung des Lesers anzufangen weiß, ist dieses, daß ich ihme die Kennzeichen anführen will, woraus man sicher abnehmen kan, daß eine grosse Menge Erz-Adern auf dem Vorgebürge vorhanden seyn müsse. Ich kan dieses desto leichter ins Werk richten, weil ich eine Beschreibung des Fichtelberges besitze, in welcher man auf dem 261. Blate auch eine Schrift findet, unter dem Titul: Wegweiser, die Erz-Adern zu entdecken. Die darinnen angegebene Kennzeichen habe ich sorgfältig mit demjenigen verglichen, was man auf dem Vorgebürge wahrimmt, und hierdurch eine so genaue Übereinstimmung zwischen beeden befunden, daß an vielem Erz auf dem Vorgebürge kein Zweiffel zu tragen ist.

IV. Der angeführte unbekannte Author sagt erstlich: Man fände die Erz-Gruben gemeiniglich an wüsten Orten, voller Heide, Kraut und dürren Gesträuches; ingleichen in denen grossen Gebürgen. Welches Zeichen man an den Gruben des Fichtelberges wahrnehmen kan, und an denen entdeckten Silber-Gruben auf dem Tafel- und Drackensteinischen Gebürge, wie dann nicht weniger an einigen andern Orten um das Vorgebürge, da man sehr feine Silber-Adern gefunden hat, also, daß sie der Compagnie was grosses eintragen würden, wenn oben angeführte Hindernissen nicht im Wege stünden.

V. Der Verfasser sagt zweytens: pag. 262. Es wären ganz gewiß Erze an einem solchen Orte, da die Steine oder die Erde weit schwehrer am Gewichte, als ordentlich, wären; oder am Tage liegende Drüsen, wie angeschossene Crystallen oder Diamanten, als die Böhmische sind, gefunden werden.

Diese

Diese Anzeichen siehet man auf dem Vorgebürge häuffig. In den Höhlungen, nicht weit vom Prinzen-Schloß, habe ich eine grosse Menge Steine und Erdschollen gefunden, von ausserordentlich-schwehrem Gewichte. Diese Steine und Erdschollen waren röthlicht, mit weissen Flecken. Nahe an dem warmen Bade, beym schwarzen Berge, liegen Drüsen, schwarz an Farbe, und weißlicht-angeschossene Crystallen, so häuffig über der Erden, daß das ganze Feld herum davon voll ist. Auf dem Gipfel dieses Berges, findet man nichts anders, als sehr schwehre und weisse Steine.

VI. Der Anonymus giebt noch ein drittes Zeichen an, Erz-Adern zu finden. Er sagt, von dergleichen Orten stiegen schwefelichte Dünste auf. Dergleichen habe ich in den Gegenden des Vorgebürges nicht bemerket, ausgenommen auf dem schwarzen Berg, davon ich den Augenblick gesprochen.

VII. Viertens, sagt er, wäre Erzt in der Erde, wenn sie lauter gelbes, dünnes und wider die Natur kurzes Gras, und dunkele Blumen trägt, welche an der Sonne leicht verwelken. Auf vielen Gebürgen des Cap kan man ein gleiches wahrnehmen: wenn die daraufwachsende Kräuter oder Blumen an der Sonne verwelket sind, und die Sud-Ost-Winde wehen: so werden sie von diesen hinweggeführet, daß man keine Spuhr mehr findet. Das fünfte und sechste Zeichen hat wohl Platz bey dem Fichtel-Berge, aber nicht auf dem Cap. Deßwegen übergehe ich sie, und werde mit den andern, so zu meinem Zwecke nicht dienen, ein gleiches thun.

VIII. Das siebende Zeichen sind die salpetrischen Dünste, so aus den Klüfften oder Spalten der Berge aufsteigen. Dergleichen Ritze sind um das Vorgebürge sehr viel. Eine dergleichen grosse Klufft findet man auf dem Tafel-Berge, einige andere aber im Hottentottisch-Holland, in den Gebürgen von Stellenbusch, Drachenstein, auch auf den Pferde- und Perlen-Bergen. Aus allen diesen Klüfften steigen viele Dünste, mit Salpeter angefüllet.

IX. Ich schreite zum neunten Zeichen. Der Anonymus sagt: da, wo die Pflanzen und Gesträuche ganz dürre und halb verbrennet aussähen, wäre vermuthlich mineralische Erde vorhanden. Wenn es mit diesem Zeichen seine Richtigkeit hat: so sind auf dem schwarzen Berge gewiß Erz-Adern, weil die darauf wachsende Pflanzen und Gesträuche bald verwelken, und vor Hitze verbrennet scheinen.

X. Das zehende Zeichen sind knorrigte oder zwieselichte Bäume, oder deren Gipfel verdorret, als wenn sie von der Kälte angegriffen wären. Nimmt man dieses an, so muß man schliessen, daß die ganze Gegend, von dem Tafel-Berg biß an den Steinberg, mit Metallen angefüllet sey, weil dergleichen Bäume darinnen stehen.

XI. Der Anonymus, dem ich folge, giebt zum eilften Zeichen an kurzstämmigte Bäume, welche langsam wachsen; und fügt hinzu, man könne um so viel vester glauben, daß Erz vorhanden sey, wenn die Blätter dieser Bäume ein bleiches und schwaches Ansehen haben, auch plötzlich verwelken. Diese Kennzeichen habe ich auf den meisten Bergen angetroffen.

XII. Das zwölfte Kennzeichen ist eine gewisse blasse oder etwas bläulichte Farbe, die man im Frühlinge an dem Laube wahrnimmt, und eine Schwärze an den obern Zweigen der Bäume: oder überhaupt, jedwede Farbe, welche von der natürlichen Farbe, so die Bäume haben sollen, abgehet. Alles dieses findet man häuffig in der Gegend des Vorgebürges.

XIII. Ich schreite zu dem funfzehenden Zeichen des Autoris. Er sagt, man solle Erz in solchen Bergen suchen, auf welchen gewöhnlich Bäume, Sträuche, oder Pflanzen wachsen die mit Stacheln versehen, unfruchtbar sind, oder doch gar kleine Früchte tragen. Nun findet man eine grosse Anzahl dergleichen Pflanzen, nicht allein auf den Anhöhen, sondern auch auf den Ebenen des Vorgebürges; auf dem Tafel-Berge, auf dem Muschel-Bank-Bergen, und auf vielen andern.

XIV. Das achtzehende Zeichen ist von der Lage der Berge. Der Autor sagt, man finde gemeiniglich Silber in den Bergen, deren Abhänge von Sud gegen Nord streichet, das ist: deren Fuß gegen Norden, der Gipfel aber gegen Süden sich wendet. Wenn nun dieses Zeichen eintrifft in den mitternächtlichen Ländern, davon der Autor redet: so muß man es umgekehrt in den südlichen Ländern anwenden, folglich auch auf dem Vorgebürge; eben wie man in Anmerkung und Berechnung der Finsterniſſen zu thun pfleget. Also muß man sagen, es seye Silber in den Bergen auf dem Cap zu hoffen, wenn der Fuß gegen Süden, und der Gipfel gegen Norden stehet. Dergleichen Lage haben die Tafel- und Drachensteinische Berge, auch andere am Cap gelegene, worinnen man bereits Silber gefunden hat.

XV. Ich komme auf das neunzehende Zeichen. Der Boden, so allerhand Farben zeiget, und mit einem glänzenden Firniß überzogen scheinet, ist mineralisch. Dieses findet man auf dem Weg zwischen dem Hottentottischen Holland und dem warmen Bade. Dieser Weg führet an einen Berg, die Holz-Ecke genannt, woselbst das Erdreich zu glänzen scheinet, wenn man es in gewisser Weite betrachtet. Die Bäume auf diesem Berge sind also beschaffen, wie das 10. und 11. Zeichen verlangt.

XVI. Hernach bemerket der Autor, daß man an der Farbe der Erden, der Steine und des Sandes erkennen kan, was für eine Gattung Erzt verborgen sey. Die Berge, sagt er, deren Erde eine dunkele, schwarze, Farbe zeiget, haben Gold- und Silber-Adern in sich. In roth-gelben, gelben,

ben, braun-gelben Erdreich findet man eben diese Metalle; doch sind sie sodann mit Eisen vermischet. Blaues oder grünes Erdreich bedeutet reiche Kupfer-Adern. Die Berge in dem grossen Namaqua haben diese Farbe; auch geben sie Kupfer im Uberfluß, und deßwegen heissen sie auch die Kupfer-Berge. Rother und steinigter Erdboden hat gemeiniglich Eisen und Kupfer in sich; dieses Zeichen findet man an vielen Orten auf dem Vorgebürge. Blasses Erdreich hat viel Eisen und Bley; Auch dieses Zeichen äussert sich an vielen Orten, ausgenommen in der Capischen und Stellenbusch-Colonie. Um das warme Bad findet man eine Erde von dunkler Asch-Farbe, welche viel Schwefel verspricht.

Ich gestehe, daß die Anzeichen von Erzgängen, die man aus der Farbe des Erdbodens hernimmt, von keiner grossen Stärke an sich selber sind; wenn man sie aber zusammen nimmt mit denjenigen, die wir bereits angeführet haben, und noch anführen werden: so beweisen sie, daß die Gegenden des Vorgebürges mit allerley Gattungen Erzt reichlich versehen sind.

XVII. Das drey und zwanzigste von dem Anonymo angegebene Zeichen ist, daß man insgemein auch Gold findet, wo man Zinnober bekommt. Nun kan man natürlicher Weise in solchen Bergen Zinnober vermuthen, welche ihren herabfliessenden Regenbächen eine röthlichte Farbe mittheilen; dieses aber verrichten die Steinberge, an dem herabfliessenden Gewässer: folglich darf man sich Gold-Adern in ihnen einbilden.

XVIII. Nahe an dem Cap, sind Gegenden, welche dergleichen Anzeichen geben, als der Autor in dem 27. Articul beschreibt. Er sagt, in denselbigen Bergen wären Metalle vorhanden, aus deren Gipfel und Seiten Quellen entspringen. Dieses Zeichen findet man besonders an dem Tafel-Berge, von welchem nicht nur vieles, sondern auch so ungemein gutes, Wasser quillet, daß es auch den Kranken nicht schadet.

XIX. Zum zwey und dreyssigsten Zeichen metallischer Adern giebt der Autor an die warmen- und Sauer-Brunnen. Dieses ergiebt sich an dem schwarzen Berge: man siehet daselbst ein warmes Bad; und noch ein anderes liegt ein paar Meilen davon.

Also sind die vornehmsten Anzeichen beschaffen, welche dieser gelehrte und geschickte Autor an die Hand giebet, um zu erkennen, ob an einem Orte Erzt vorhanden sey; wornach er selbige auf den Fichtel-Berg ziehet. Ich hoffe, es werde niemand zweifeln, daß auf dem Vorgebürge sehr vieles Erzt anzutreffen wäre, nachdem ich gezeiget, wie viele Kennzeichen davon sich antreffen lassen.

XX. Zum Beschluß dieses Capitels will ich noch von den Erzt-Gruben reden, die man würklich entdecket hat. Es ist gewiß, daß man in die-

sem Lande viel Eisen findet. Die Hottentotten hatten vor Ankunft der Europäer vieles ausgegraben. Auch hat man einige Silber-Adern gefunden, welche vielen Nutzen schafften, wenn die bereits angeführte Hindernissen es erlaubten. Ja es ist gar wahrscheinlich, daß man, ohne solchen, Hand an das Werk geleget, und ausser Zweifel noch mehrere andere entdeckt hätte.

XXI. Die Kupfer-Gruben sind eben so wenig was seltenes. Alle, die auf dem hohen Gebürge des grossen Namaqua gewesen sind, versichern, daß bey grosser Sommer-Hitze das Kupfer schmelze, und herab fliesse. Es scheinet ganz glaublich, dergleichen überflüßige Kupfer-Adern werden auch etwas Gold bey sich führen: ich vermuthe es deswegen, weil man in den Ungarischen Kupfer-Bergwerken, auch anderstwo, gar oft Gold findet.

XXII. Die Steine, die man an den warmen Bädern siehet, sehen Stücken von ausgeschmolzenem Eisen-oder Stahl-Schlacken ähnlich; das Erdreich, worüber das Wasser laufft, ist mit einer Materie bedeckt, die mit derjenigen viele Aehnlichkeit hat, die sich an dem Löschtrog ansetzet, worein der Eisen-Schmid sein glühendes Eisen ablöschet. Das Wasser selbsten ist mit einer hell-blauen fetten Materie bedeckt, und schmeckt nach Stahl; welches gewisse Anzeichen sind, daß man, benebst anderm Erzte, auch Stahl und Eisen finden würde.

XXIII. Ich habe niemahlen sagen hören, daß man auf dem Vorgebürge Zinn-oder Bley-Adern entdeckt hätte; doch zweifle ich nicht, man würde beym Nachsehen schon auf die Spur gelangen.

XXIV. Denen vorhin angeführten Muthmassungen, daß Gold-Adern auf dem Vorgebürge seyen, füge ich noch dieses bey, daß die glänzenden Steine, die man, erzehlter massen, auf dem Wege um den Berg Holzecke findet, wenn man sie durch das Vergrösserungs-Glas betrachtet, vieles Gold in sich zu haben scheinen. Diesen Versuch habe ich oft vorgenommen.

Zwölftes Capitel.

Von dem Wasser auf dem Vorgebürge. Vom salzigten Wasser. Von den warmen und mineralischen Wassern.

I. Von der Farbe des Wassers auf dem Vorgebürge. II. Von seinem Geschmacke. III. Von den gesalzenen Wassern und ihren Eigenschafften. IV. Von der Kälte der Vorgebürgischen Wasser. V. Von warmen Wassern. VI. Eine heisse Quelle zu Wavern wird nicht geachtet. VII. Ersterer Weg, der zu der andern von diesen Quellen führet, und wie gefährlich es sey, ohne Wegweiser auf selbigem zu reisen. VIII. Begebenheit, so dem Verfasser darauf zugestossen. IX. Zweyter Weg, so nach eben diesem Bad führet. X. Sonderbahre Begebenheit mit einem Hauffen wilder Ziegen. XI. Weise, wie man im Bad sitzet. XII. Besondere Anmerkung, was die Beschaffenheit des Bodens vom schwarzen Berge betrifft, und der umliegenden Gegend von diesen mineralischen Quellen. XIII. Beschreibung dieser Quellen. XIV. Von der Farbe und dem Geschmack der Wasser. XV. Vorrath, den man sich anschaffen muß, wenn man in das Bad gehet. XVI. Weise, wie man das Bad gebrauchet. XVII. Wunderbare Würkungen des Bades. XVIII. Allgemeine Anmerkung über das Vorgebürgische Wasser.

I.

Die Wasser, so man auf dem Tafel-Löwen- und Wind-Berge, in den benachbarten Thälern, und überhaupt auf dem Gipfel der hohen Berge, entspringen siehet, sind meistentheils sehr hell und klar; weil sie auch in ihrem Lauffe über Kieseln und gar oft über steile Felsen abrinnen: so werden sie immer reiner, gesunder und anmuthiger, je weiter sie sich von ihrer Quelle entfernen. Diejenigen aber, so zur Seite aus den Bergen entspringen, und über keine Kiesel oder steile Felsen abstürzen, sind röthlicht, oder dunkel-roth; oder, deutlicher zu reden, von der Farbe, als die Eisen-Steine. Dergleichen ist das Wasser von dem kleinen Bach, der aus dem Steinber-

ge quillet, hernach durch das Büffels- und Sand-Thal flieſſet, und in die falſche Bay ſich ergieſſet.

Es giebt auch verſchiedene kleine Bächlein in der Gegend des Vorgebürges, mit ſchwärzlichtem Waſſer, welche Farbe ſie von der Erde und den Moräſten annehmen, dadurch ſie flieſſen. Man findet einen Bach, der durch Stellenbuſch rinnet, und in den Fluß gleiches Namens fället, welcher dieſe Farbe hat: gleichwie auch ein anderer, der aus dem Moddergat kommt und in eben dieſen Fluß Stellenbuſch ſich ergieſſet.

II. Die Waſſer auf dem Vorgebürge ſind ſowohl dem Geſchmack, als der Farbe nach, unterſchieden. Einige ſind ſüß, und ſehr angenehm, in allen Orten, dadurch ſie lauffen: dergleichen ſind alle, nur ein wenig anſehnliche Flüſſe des Landes, zumahl der Salz-Fluß, der Stellenbuſch-Fluß, und der im Hottentottiſchen Holland, deren Waſſer ſo hell, ſo ſüſſe und geſund iſt, als in der Welt eines ſeyn kan. Und überhaupt erhalten die Berg- und Felſen-Quellen ihre angenehme Süſſe, ohne einige Veränderung. Man findet gar wenig in den Thälern, die nicht vollkommen ſüſſe wären. Hingegen verlieren andere die Süſſigkeit, die ſie an der Quelle hatten, werden auf ihrem Lauffe geſalzen und zugleich trüb. Andere verlieren gar ihre Flüßigkeit, und verwandeln ſich in Salz. Ja einige Quellen geben Salz-Waſſer, das man jedoch zur Noth noch trinken kan, und zimlich geſund iſt; man muß es aber nicht lange ſtehen laſſen, ſonſten gewinnet es einen dermaſſen wiedrigen Geſchmack, daß man es nicht hinabſchlucken kan. Das Tieger-Gebürge und Thal, und die Gegend um das Schloß Niebeck, zeigen genug dergleichen Quellen. Die Winter-Regen benehmen dem Waſſer ſeine Schärfe, oder verringern ſie doch anſehnlich; allein die Sommer-Hitze bringt den garſtigen Geſchmack wieder, biß endlich das Waſſer ſo geſalzen wird, als ob man Salz darein geworfen hätte.

Um das Vorgebürge ſind gleichfalls verſchiedene Canäle und Fluß-Beete, welche währenden Winters oder Regen-Zeit mit ſüſſem Waſſer angefüllet ſind, des Sommers aber vertrocknen, alſo, daß nur in einigen Löchern Waſſer bleibet. Anfänglich wird es ſalzigt, und, ehe die Sommer-Hitze noch gar vorüber iſt, gar zum Salz. Dieſes geſchiehet mit dem Muſchel-Bank-Fluß, mit dem Tieger-Fluß, und mit dem Bäumleins-Krane-Fluß, wie auch mit andern. Hieraus iſt leicht abzunehmen, daß diejenigen, ſo nahe an dergleichen Flüſſen wohnen, und keine guten Quellen haben, öfters Mangel an gutem Waſſer leiden, wie ſie es denn zuweilen weit, und biß auf zwey Meilen, hohlen müſſen. Zwar ſind ſie dieſes ſalzigten Waſſers ſchon dermaſſen gewohnt, daß ſie es faſt ohne Wiederwillen trinken; doch miſchen ſie ein wenig ſüſſes Waſſer darunter, wenn ſie dergleichen ohne groſſe Mühe haben können.

III. Sind

III. Sind diese Wasser nur ein wenig gesalzen: so reinigen sie das Geblüte trefflich, entweder durch den Stuhlgang, oder durch die Ausdünstung. So lange sie würken, verursachen sie am ganzen Leibe ein gewaltiges Jucken, welches aufhöret, wenn das Geblüte in guten Stand gesetzt worden. Es scheinet, wenn die häuffig vorhandene Salz-Theiligen sich im Magen auflösen, so werden sie in alle Theile des Leibs geführt, von da sie die humores peccantes ausjagen, und zu den Schweislöchern und andern Ausgängen des Leibes ausstossen. Wer von diesem Wasser trinket, und es nicht gewohnet ist, wird purgirt und verspühret das Jucken acht Tage lang. Das Wasser bleibt nicht lange gut; welches man dem fetten Leim, in welchem sich die salzigte Theile vermischet haben, zuschreiben muß, welcher sich zu Boden setzet, folglich das Wasser derjenigen Materie beraubet, durch deren Krafft es gut blieb, wornach es garstig und stinkend wird.

In Teutschland findet man auch Quellen, deren Wasser einen säuerlichten Geschmäck hat, und das Geblüte auf gleiche Weise reiniget, als das salzigte Wasser auf dem Vorgebürge. Unter dieser Zahl ist die Grimmer-Quelle. Wenn die Bauern an selbigem Orte einen fremden Knecht dingen, muß er bey seiner Ankunft viel solches Wasser trinken, statt des Willkomms, um sein Geblüte zu reinigen: so lang er dieses nicht thut, hält man ihn nicht für rein und gesund genug, unter ihnen zu leben.

IV. Was die Wärme oder Kälte des Wassers auf dem Vorgebürge betrifft, da muß ich anmerken, daß es ausserordentlich kaltes giebt. Hierzu gehöret alles dasjenige, das schnell von den Bergen abschiesset, und durch Gegenden laufft, welche mit Bäumen und Gebüsche beschattet werden, welche die Sonnen-Strahlen gänzlich abhalten. Die Kälte dieses Wassers ist so groß, daß sie sich keineswegen verliehret, wenn man das Wasser gleich nach Hause träget: es gehöret einige Zeit dazu, biß es den Trinkenden keine starke Empfindlichkeit mehr verursachen soll.

V. Das Vorgebürge lieffert auch warme Quellen, ja gar sied-heisse. Dergleichen sind die beeden berühmten Bäder in der Colonie Waveren, dreyssig Meilen vom Vorgebürge. Weil ich oft daselbst gewesen bin, und sie selber gebraucht habe, kan ich weitläufftig davon reden.

VI. Eine von diesen Quellen ist dermassen heiß, daß man anfänglich keine Hand lang darinnen leiden kan; wenn sie aber ein paar Meilen weit das Land durchlauffen hat, kan man mit Vergnügen sich baden. Unterdessen bleibt diese Quelle, ohnerachtet ihrer anscheinenden trefflichen Eigenschafften, ungebraucht liegen: man bedienet sich bloß der andern, davon ich eben bereits erwähnet habe, und welche zwey Meilen von dieser entspringet, hinter dem Gebürge des Hottentottischen Hollandes.

VII. Man

VII. Man darf sich über den Vorzug dieser letztern nicht wundern: sie hat die wunderbaresten Curen gethan, und ist für alle Europäer auf dem Vorgebürge hinlänglich genug, welche im Bade Linderung für ihr Ubel suchen.

Den Weg nach dem ersten Bade nimmt man durch Bottelary, Drachenstein und das schwarze Land. Weil man auf solchem immerfort Europäische Wohnungen antrift: so wäre es unnöthig, allhier eine Nachricht mitzutheilen, wie man es finden solle. Aber nach dem Bade des schwarzen Berges muß man unbewohnte Orte durchreisen, davon eine kleine Beschreibung dienlich fället.

Man gehet durch das Drachensteinische, hernach über den mühseligen Berg; von dar in eine offene und wüste Heide, nach deren Endigung man den Fluß ohne Ende erreichet. Selten stösset man in dieser Einöde auf Leute, aber öfter, als man wünschet, auf Elephanten, Hirschen und andere wilde Thiere. Auch findet man einige Thäler mit morästigen Sümpfen, in welche man ohne Wegweiser nicht mit Sicherheit sich wagen darf, es sey dann, daß man schon schon sehr an diesen Orten bekannt sey; und dem ohngeachtet muß man öfters grosse Vorsicht gebrauchen, ehe man hinein reitet. Ohne einen guten Wegweiser, wäre es auch sehr schwer, über den Fluß ohne Ende zu kommen; nicht, als ob er gar tief wäre, denn in der Hitze ist er sehr seichte, sondern wegen seiner Ufer, welche an vielen Orten sehr steil, und Mannes hoch sind. Nahet man diesem Fluß zur Regen-Zeit: so ist er bißweilen so hoch, daß man gar nicht darüber kommen kan; sodann schlägt man die Zelten auf, und wartet mit Gedult, biß das Wasser verlaufft, denn es ist weder Brücke, noch Fähre vorhanden. Mir ist es, nebst einigen andern Personen, die nach dem Bade reiseten, eines Tages also ergangen. Wir musten vier und zwanzig Stunden bey dem Knoblochs-Kraal auf dem Felde verziehen, ehe man durch den Fluß setzen kunnte.

VIII. Währenden unsern Aufenthalt gaben uns zwey Hottentotten rechtschaffen zu lachen. Sie stritten miteinander, kunnten sich nicht vereinigen, und nahmen uns zu Richtern. Einer von beeden beschuldigte den andern, er habe ihm ein Schaaf gestohlen. Der andere läugnete es. Jener behauptete, der Diebstahl sey unstrittig. Dieser versicherte seine Unschuld mit unzehlichen Betheuerungen. Wir sagten zu dem ersten, er müsse seine Bezüchtigung mit Zeugen beweisen, wenn sie etwas gelten solle; Allein er antwortete, der Diebstahl sey offenbahr, folglich kein Zeuge nöthig; und, weil er dann von des andern begangener Schelmerey versichert sey, so wolle er ohne Genugthung von diesem Platze nicht weichen. Hierauf gieng er etwas von unsern Zelten weg, legte seinen Köcher und Bogen übereinander, pflanzte seine Hassagay in die Erde, und foderte den andern zum Kampf heraus. Dieser nahm die Ausforde-

forderung an, und waren sie in Bereitschafft das Handgemenge anzufangen, als wir einen Vergleich vorschlugen, um den Folgerungen des Duelles vorzubeugen. Vielleicht wird man meynen, es habe uns viele Mühe gekostet? Im geringsten nicht, mit etwas Taback war der ganze Streit geschlichtet. Wir wusten, was dieses Mittel bey den Hottentotten vermag, auch befanden sie unsern Vergleich vortrefflich wohl ausgesonnen, und kehrten friedlich heim in ihre Hütten.

So bald man über den Fluß ohne Ende gesetzet hat, trift man keine Hindernissen mehr an, es seye dann etwa ein Elephant, ein Löwe, Tieger oder ander reissendes Thier, wie öfters geschiehet.

IX. Man kan auch einen andern Weg nach dem Bade des schwarzen Berges nehmen, durch das Hottentottische Holland, und über dasige Gebürge. Diese Strasse, welche gemeiniglich die Wägen nehmen, ist auf der Ebene bequem und lustig; aber über die Berge sehr beschwerlich und gefährlich; doch darf man sie deßwegen nicht abpacken, wie man oft thun muß, wenn man über die, nahe am Vorgebürge liegende, Berge reiset. Von den Bergen des Hottentottischen Hollands führet der Weg an das Holz-Ecke, durch flache Thäler, welche leicht zu durchreisen. Man setzet über zwey oder drey Bäche, ganz nahe an den Quellen, welches den Wägen des Sommers nicht schwehr fället. Jenseit des Flusses findet man den Bäumlein-Kraal, woselbst der Gouverneur Adrian van der Stell eine zeitlang eine Vieh-Mastung hatte: Weil aber das gute Wasser fehlet, zumahlen im Sommer, verlegte er sie an den Fluß ohne Ende. Hernach gelanget man an den Wasser-Kraal, wo eben dieser Gouverneuer eine starke Viehzucht hatte. Von dar hat man nur noch eine Meile biß ans Bad, so ohngefehr dreyßig Meilen von der Stadt des Vorgebürges, Sud-Ost-wärts, lieget.

X. Da ich eines Tages den letztern Weg mit einigen Freunden reisete, sahen wir, nicht weit vom Bade, eine Heerde fleckigter Ziegen, von mehr als hundert Stücken. So bald sie uns wahrnahmen, gab eine darunter einen sonderbaren Laut. Auf dieses Zeichen stellte sich der ganze Hauffen geschwind gleichsam in Schlacht-Ordnung. Voraus stunden zwey, gleich commandirenden Generalen. In dieser Stellung blieben sie einige Zeit, und sahen uns steiff an. Wir näherten uns, aber keine gieng vom Platz, biß jemand von der Gesellschafft einen lauten Schrey that. Wornach die andern mit grosser Geschwindigkeit in die nächsten Thäler davon flohen.

XI. Ehe Ferdinand Appel an dem Bad des schwarzen Berges eine Wohnung aufschlug, war in der ganzen Gegend weder Haus, noch Hütte: Man

fand niemand, von dem man etwas hätte kauffen können; Reisete man nach dem Bade, muste man Zelten, Proviant und alles, was man brauchte, mitführen. Heutiges Tages ist ein hübsches Haus, und eine Kranken-Stube, für die Bad-Gäste vorhanden; Man befindet sich wohl da, und der Wirth, davon ich geredet, ziehet einen ansehnlichen Gewinn.

XII. Der Erdboden des schwarzen Berges, woraus die Bad-Quelle entspringet, ist schwarz, wie Kohlen, mürbe, leicht und so weich, auch auf dem Abschusse jenseit des Bades, daß ein Pferd einsinket und sich nicht heraus helfen kan. Man lässet es auch am Fuße des Felsen, und steiget zu Fuße hinauf. Wenn man in der Erde störet, ist sie klebricht und glänzet; zerreibt man sie zwischen den Fingern, so hänget sie sich an selbige, daß sie mit Fette beschmieret scheinen. Leget man sie eine zeitlang an die Sonne, verlieret sie zwar die Fettigkeit, behält aber den Glanz und die Farbe ohne einige merkliche Veränderung.

Dieser Berg muß inwendig hohl seyn, weil das Wasser, wenn es durch die Bad-Grube gelauffen, welche man viereckigt angelegt hat, in eine Berg-Höhle mit grossen Geräusche fället, in welchem es sich verlieret, so daß man noch bißhero keinen Ausgang entdecket hat. Eines Tages wollte ich die Tiefe des Schlundes messen; weil ich aber keine Bley-Schnur hatte, nahm ich drey Stangen, so dreyßig Schuhe lang waren, bande sie zusammen, und langte damit in die Tiefe. Aber ich fand keinen Widerstand oder einig Anzeigen, daß ich vom Grund nicht weit entfernet seyn müßte. In Ermangelung anderer Hülfs-Mittel, muste ich also unverrichteter Sachen abziehen.

XIII. Neben vorgedachter Bad-Grube findet man noch mehrere, welche von den Gästen selber gemacht worden, und bin ich versichert, man könnte mehr als zwanzig dergleichen Löcher graben, welche alle reichlich Wasser geben würden. Doch ist in jedweder Grube das Wasser in dem Grad der Wärme unterschieden. Die Ober-Fläche dieser Quellen, oder vielmehr ihrer Sammlungen, ist mit einer gewissen bläulichten Haut überzogen, welche ölicht scheinet: man kan zwar mit einem Stocke, oder mit dem Finger diese Haut leicht trennen; aber sie schliesset sich gleich wieder zusammen. Diese Quellen versiegen niemahlen, und an ihrem Rande lieget ein sehr feiner Mergel, den die Mahler trocknen und statt Ocker-Gelbe gebrauchen.

Rings um diese Sammlungen oder Brunnen wächset eine Menge kleiner und beugsamen Bäumlein, acht biß zehen Schuh hoch. Die Rinde ist braun, sowohl als das Mark. Das Laub gleichet den Weiden-Blättern zim-

zimlich; die Blüthe ist gras-grün, und hänget Trauben-weise beysammen. Von ihrer Frucht kan ich nichts sagen, weil ich sie niemahlen gesehen. Auch stehet auf diesem Berge hin und wieder ein zimlich hohes Gesträuche, das aber ganz verdorret und welk scheinet. Das Gras und die andern an diesem Orte wachsende Blumen und Pflanzen sind ebenfalls welk, verbrennet und hinfällig anzusehen. Alles dieses bringet mich auf die Meynung, es müssen Erz-Adern an diesem Orte seyn.

Noch einen Beweißthum will ich beyfügen, den mir die umliegende Gegend an die Hand giebt. Nahe an dem schwarzen Berge, gegen Westen, stehet ein hoher Berg, der noch weit unfruchtbarer ist, und blos einig wildes Gesträuche zwischen den Klippen hervor bringt, welches noch dazu gar dürr und elend hersiehet. Der Berg ist aussen, auch das, hinter ihm, gegen Abend liegende Thal mit Kiesel-Steinen, so zu sagen, überdeckt, welche, wenn die Sonne darauf scheinet, über und über einen dem Silber ähnlichen Glanz von sich geben.

XIV. Die Mineralischen Wasser scheinen schwarz, so lange sie in der Sammlung ihrer Quellen sind; aber diese Farbe ist nichts würkliches und entstehet von der Schwärze des Erdbodens. Schöpfet man in einem Glase, so gleichet es dem Crystall an Klarheit. Es schmeckt nach Stahl, weit stärker, als einig Mineralisches Wasser, davon ich getrunken habe; nichts destoweniger fället es dem Gaumen sehr angenehm. Man brauchet es zum Kochen, auch bißweilen zum Thee, weil es das Geblüte trefflich reiniget, alle böse Feuchtigkeiten abführet, entweder durch den Schweis, oder durch den Urin. Waschen aber darf man damit nicht, denn es giebt der Leinwand eine gelblichte Farbe, die man nimmermehr herauszubringen vermag.

XV. Wiewohl man sich bey dem Hn. Appel gar wohl befindet; so ist es doch sicherer, wenn man seine Bedürfnissen selbsten bey der Hand hat, als wenn man sie erst von jemand anders erlangen muß. Ich glaube also, dem Leser einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihm berichte, wie man sich beym Gebrauche dieser Wasser aufführen, und was man für Vorrath sich anschaffen muß, wenn man in das Bad reisen will.

Wer seine Bequemlichkeit an diesem Orte verlanget, muß ein Gezelt und ein Bette mitbringen. Das erstere schlägt er nahe bey dem Bad auf, und setzt sein Bett hinein. Die Ursache dieser Vorsichtigkeit ist, weil man nach dem Bade sich gleich zu Bette begeben und schwitzen muß, des Appels Haus aber bey nahe eine Viertelstunde weit vom Bad ablieget. Nun ist zu be-

fürchten, ehe man da anlanget, es möchten sich die Schweislöcher zuschliessen, folglich den Nutzen des Bades und den Schweis verhindern.

Der Wein ist ebenfalls ein nothwendiges Stück. Man muß sich niemahlen in das Bad des schwarzen Gebürges, ohne genugsammen Vorrath davon, begeben. Ein wenig guter Vorgebürgischer Wein erwecket und treibet den Schweis ungemein wohl. Auch muß man guten Wein-Brandwein haben: dann ein Löffel voll zu Zeiten getrunken ist, währender Bade-Cur, nichts weniger, als schädlich. Pfeiffen und Taback gehören auch unter die Dinge, welche gut sind, im Vorrathe zu haben; auch diejenigen, welche dergleichen für sich nicht gebrauchen, können schwerlich dessen entbehren, weil man es bedarf, als Geschenke für die benachbarten Hottentotten, welche zur Bade-Zeit fast täglich herbey kommen, Fische, Wildprät, Lämmer und andere Waaren bringen, die sie gerne gegen Wein, Brandwein oder Taback vertauschen. Die ansehnlichsten unter ihnen kommen öfters, blos ihren Besuch abzustatten, und das beste Mittel diese Ehre zu erwiedern, ist, wenn man ihnen dergleichen Sachen vorsetzet, die sie gar sehr lieben. Eines Tages besuchten mich vier Hottentotten, die ich kannte, und deßwegen einen Weg von dreyßig Meilen gereiset hatten. Unterwegens hatten sie einen Hasen mit einem Rackum erleget: dafür gab ich ihnen Taback und Pfeiffen, und, weil der Tag sich neigte, lasen sie Holz auf, und schürten ein grosses Feuer an, bey meinem Gezelte. Wir brachten die Nacht miteinander zu, und unsere Gespräche handelten blos von den Gebräuchen der Hottentotten, die sie mir nach Vermögen erklärten. Des folgenden Tages giengen sie wieder nach Hause.

XVI. Was die Weise betrift, wie man das Bad gebraucht, so ist zu wissen, daß man beym Hineinsteigen eine fast unerträgliche Hitze empfindet, zumahl, wenn man nach und nach ins Wasser steiget; aber es währet nicht lange, vornemlich, wenn man auf einmahl eintauchet. Auf die empfundene Hitze folget der allerangenehmste Zustand. Man verspühret solche Linderung, daß man beständig im Wasser verharren möchte. Unterdessen spühret man, nach fünf biß sechs Minuten, daß der Unterleib sich so stark zusammen ziehet, als ob er mit Riemen zugeschnüret wurde: dieses Einziehen steiget gegen das Herz empor, daß man wegen Mangel des Athems geschwinde heraus steigen muß. Es verlieret sich diese Engbrüstigkeit nicht, biß man ins Bette kommt; sodann aber höret sie gänzlich auf, und man befindet sich in einem häuffigen Schweisse. Wenn dieser vorbey, stehet man ganz wohlgemuthet wieder auf, und verspühret wundersame Lebhafftigkeit und Kräfften.

XVII. Wenn

XVII. Wenn man fortfähret, vierzehen Tage lang, täglich einmahl zu baden, so reiniget man den Leib, von allen bösen Feuchtigkeiten: der Stuhlgang, Schweis, auch zuweilen das Brechen, führet alles weg. Ich habe viel Einwohner des Vorgebürges gekannt, welche krank oder unpäßlich zum Bade kamen, aber vollkommen gesund zuruck kehrten, ohne andere Arzneyen zu gebrauchen. Unter einer grossen Menge wunderbarer Curen, welche diese Bäder gethan, will ich nur drey anführen, woraus man von ihren Kräfften urtheilen kan. Die erste ist von einem fast ganz tauben Menschen, der sein Gehör völlig erlangte. Die zweyte von einem Menschen, dessen Arm völlig gelähmet gewesen, aber nach dem Gebrauch der Bäder, wie vorhero, brauchbar worden. Letzlich habe ich eine Sclavin gekannt, welche dieses Wasser, innerhalb vier Wochen, von einer eingewurzelten venerischen Krankheit vollkommen hergestellet hat.

XVIII. Uberhaupt sage ich von allen Wassern des Vorgebürges, daß, in diesem Stücke, kein Land in der ganzen Welt welche Wasser vorzuzeigen habe, die besser wären, weder was die Leichtigkeit, noch was die Süßigkeit oder Gesundheit betrift. Die Barbierer auf dem Cap, welche ihre Kunst wohl verstehen, ermahnen die Kranken allemahl, lieber Wasser zu trinken, als Wein oder andere Getränke; man hat sie auch allemahl sehr dienlich befunden. Einige Dänische Schiffs-Capitaine haben mich versichert, daß alle Schiffe von ihrer Nation, die nach Indien fahren, Befehl haben, an dem Vorgebürge vor Anker zu legen, und eine Tonne Wasser für den König zu füllen, weil man das Vorgebürgische Wasser am Dänischen Hofe für das leichteste, reineste, angenehmste und gesündeste in der ganzen Welt hält.

Hiernächst hat es noch eine schätzbare Eigenschafft. Nemlich es verlieret auf langen Reisen weder seine Klarheit, noch seinen süssen Geschmack. Das Vorgebürgische Wasser auf dem Schiffe, mit welchem ich nach Europa zuruck reisete, litte keine Veränderung, ausgenommen eine ganz geringe, unter der Linie; es erlangete aber seine vorige Reinigkeit gar geschwinde wieder, und behielt sie die übrige Reise durch, welche bey nahe sechs Monathe währte. Das Wasser, so auf dem Tafel-Berge entspringet, ist das beste unter allen.

Dreyzehendes Capitel.

Von der Weise, wie das Salz auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung entstehet.

I. Die Natur allein bringet das Salz auf dem Vorgebürge zuwegen. II. Franciscus hat sehr ungewiß von der natürlichen Zeugung des Salzes in Neu-Gallicien gesprochen. III. Besondere Anmerkungen von den Jahrs-Zeiten auf dem Vorgebürge. IV. Währender Regen-Zeit sammelt sich eine grosse Menge Wasser in natürlichen Vertiefungen, die man in den grossen Thälern findet. V. Beschreibung dieser Vertiefungen. VI. Wie sich das Salz darinnen allmählig ansetzet. VII. Was man damit vornimmt. VIII. Was für Eigenschafften es hat. IX. Das Salz auf dem Vorgebürge kommt aus keinen Salz-Quellen, die etwann vorhanden seyn möchten. X. Dreyerley Ursachen bringen das Salz auf dem Vorgebürge zu wegen. XI. Versuche, die ein Correspondent des Verfassers ihme in diesem Stücke mitgetheilet.

I.

Das Europäische Salz wird mit nicht geringer Kunst und Mühe verfertiget. Auf dem Vorgebürge ist es anderst: die Natur ganz alleine bringet es hervor, und zu seiner Vollkommenheit, ohne den gerinsten Beystand der Kunst; Ja in solcher Menge, sowohl an dem See-Strand, als tief im Lande, daß man viele Nationes damit versehen könnte. Denn die Authores, welche vorgeben, in dem innern Africa wäre kein Salz vorhanden, betrügen sich ganz gewißlich.

II. Das Salz wird in den Vorgebürgischen Gegenden erzeugt von der Sonnen Würkung in das Regen-Wasser. Doch will ich mich an dieser allgemeinen Anmerkung nicht begnügen; sondern, weil kein einiger Author meines Wissens die Weise angezeiget hat, wie die Natur in diesem Werke verfähret, so will ich es allhier umständlich beschreiben. Zwar redet Franciscus von dem Salze, das natürlicher Weise vom Regen-Wasser entstehet, in der Provinz Guadalajara oder Neu-Gallicien in America; sein Sagen laufft aber blos da hinaus, es müsse die Ursache dem Salpeter beygemessen werden, davon

von selbiges Land ganz voll wäre. Dieses ist aber gar zu allgemein gesprochen. Die Sache selbst aber verdienet wohl, daß man sie genauer untersuche, gleichwie ich hier mit thun will.

III. Damit man aber diese Materie besser einsehe, wird es nöthig seyn, vorhero etwas von den Jahrs-Zeiten auf dem Vorgebürge zu gedenken, und von der unterschiedlichen Beschaffenheit der Lufft in den unterschiedlichen Jahres-Zeiten.

Währenden Frühlings und Sommers auf dem Vorgebürge, so man vom Anfange Septembris biß in den Merzen rechnet, ist man sehr hefftigen Sud-Ost-Winden unterworfen, welche oft gewaltiges Unheil anstellen. Im Herbste und Winter regieren starke Nord-West-Winde, sind aber nicht gänzlich so stürmisch, wie die vorigen. Im Merz und September, wenn diese Winde sich scheiden, bläset der angenehme Süd-Westen-Wind, biß einer von den vorigen wieder die Herrschafft erlanget. Dieses ist meine erste Anmerkung.

Zweytens bemerke ich, daß man wenig Nebel und Gewölke siehet, so lange die Sud-Ost-Winde blasen: es regnet selten; die Lufft ist helle, subtil und sehr gesund. Sodann könnte man überaus genaue Astronomische Observationes verfertigen, wenn nicht die rasenden Winde alle Augenblicke die Instrumente aus ihrer Stellung rücketen. Wenn aber die Sonne ihre höchste Mittags-Höhe erreichet, welches hier im December geschiehet, so entstehet eine so grosse Hitze, daß man oft nicht weiß, wo man sich abkühlen solle. Nichts destoweniger donnert und blitzet es sehr selten, und höret man den Donner wohl prasseln, aber nicht so hefftig, daß jemand darüber erschrecken solte.

Meine dritte Anmerkung ist, daß, währendem Nord-West-Winde, die Lufft auf dem Vorgebürge schwer, dick, ungesund und dermassen nebelicht ist, daß man zuweilen die Sonne in einem ganzen Monath nicht siehet; die Lufft ist kalt und feucht, mit einem Worte, das Wetter gar nicht annehmlich, und scheinet gar rauh in Vergleichung deßjenigen, wenn die Süd-Ost-Winde wehen. Jedoch ist in der Mitte des Winters das Wetter niemahlen schlimmer, als in Teutschland bey schlüpfrigem Herbst-Wetter, auch gefrieret in der härtesten Winter-Kälte das Wasser nicht dicker, als die halbe dicke eines Thalers beträget, ja dieses Eiß zerschmelzet wieder, so bald die Sonne scheinet. Der Winter bestehet auf dem Vorgebürge mehr in Regenwetter, als in Kälte: wie denn in dieser Jahres-Zeit eine grosse Menge Regen-Wasser, aber auf die Erde und in die Thäler gar kein Schnee, fället. Biß in den Junium und Julium hat man gar oft noch schöne Tage; aber in diesen beeden Monathen regnet es beständig, und häuf-

häuffig. So bald beede Monathe vorüber, genieſſet man abermahlen manchen ſchönen Tag, biß die ſchöne Zeit mit dem Septemper wieder kommt.

IV. Aus allem dieſem, was ich jetzo angeführet habe, läſſet ſich leicht ſchlieſſen, daß, währender Regen-Zeit, in den Thälern ſich eine groſſe Menge Waſſer ſammle, und zwar deſto ehender, weil in dieſen niedrigen Orten noch dazu gar weitläufftige Vertieffungen von der Natur angeleget ſind.

V. Dieſe Vertiefungen ſind Creyßförmig, von einer Viertel-Meile im Umfange. Ja es finden ſich welche von einer Meile. Ihre gröſſeſte Tiefe überſchreitet ſelten drey Schuh, und iſt in der Mitten, wornach ſie allmählich ſeichter gegen den Rand zulauffet. Der Boden dieſer Vertiefungen beſtehet aus fetter Leim-Erde, welche dem Schleim gleichet, den die Bauern aus den Weyhern auf ihre Felder führen, oder der grauen Töpfer-Erde. So führet auch das Waſſer, ſo in dieſe Vertiefungen von den benachbarten Hügeln und Bergen herab ſchieſſet, wie aus ſeiner trüben ſchwärzlichten Farbe zu ſehen, einen fetten Mergel mit ſich, der zu Boden ſinket, und den Grund der Vertiefung gleichſam mit einer Kütte überziehet, welche das Waſſer gar ſehr verhindert, daß es nicht in das Erdreich einſückern kan. In dieſen Vertiefungen ſetzet das Salz ſich an. Der erwehnte Mergel, oder die Grund-Erde der Vertiefungen, hat eine lichtgraue oder vielmehr Bley-Farbe, faſt wie die Erde hat, woraus man den Salpeter ziehet. Ich habe ihn oft nebſt andern curieuſen Perſonen unterſuchet, und allezeit Faſern darinnen gefunden, welche langen Menſchen-Haaren gleichen.

VI. Wenn das Waſſer ſich in dieſen Vertiefungen biß in den September ſammelt, iſt es allemahl ſchwärzlicht und unrein; wenn es aber einige Zeit geſtanden, wird es helle, wie Cryſtall. So dann ſchmeckt es gar gut, behält auch dieſen angenehmen Geſchmack biß in den October, da es anfängt eine röthlichte Farbe und einen ſalzigten Geſchmack zu gewinnen. Je mehr die Hitze im Sommer zunimmt, je ſalzigter und röther wird es, alſo, daß in der gröſſeſten Sommer-Hitze kein Thier mehr, wegen Salzigkeit, davon trinken kan; ſodann nimmt es eine ganz hoch-rothe Farbe an. Die Winde, welche zu ſelbiger Zeit am hefftigſten toben, bewegen dieſes Waſſer, und durchdringen es; welches vielleicht nicht wenig beyträget, die ſubtileſten Theile wegzujagen, die dem Anſetzen des Salzes hinderlich fallen dürften. Die Hitze muß eine Zeitlang anhalten, hernach bemerket man am Rande der Vertiefungen eine weiſſe Materie, welche dem Salz gar ähnlich ſcheinet. Von Tag zu Tag bemerket man mehr von dieſer Materie, welche dem Salz immer ähnlicher wird, biß endlich, gegen der ſömmerlichen Sonnen-Wende, die Vertiefung mit einem ſchönen weiſſen Salz angefüllet iſt. War der Regen ſtark und langwierig geweſen, folglich die Vertief-

tiefungen wohl gefüllet, so hat das Salz in der Mitten etwa eine Dicke von sechs Zoll; waren aber die Regen weder langwührig, noch häuffig: so findet man weit weniger Salz, ja zuweilen dermassen wenig, daß es die Mühe nicht verlohnete, wenn man es von der Erde absondern, reinigen und wegführen wolte. Zwar regnet es allemahl so viel, daß sich die Vertiefungen anfüllen; allein, wenn der Regen nicht allgemein gewesen, so nimmt das Wasser gar sehr ab, weil man, so lange es noch tauglich ist, das Vieh damit tränket.

VII. So bald das Salz seine Vollkommenheit erlanget, verstehet sich jedweder Einwohner der Colonien mit seinem Nachbar, und beede schicken einen Karren gemeinschafftlich dahin ab, und hohlen ihren Salz-Vorrath auf das ganze Jahr. Man darf deswegen weder bey dem Gouverneur um Erlaubniß bitten, noch bey jemand andern: denn man bezahlet deßwegen keine Abgabe; sondern es sind bloß zwey Vertiefungen in dem Tieger-Thale für die Compagnie und für den Gouverneur ausgesetzet, welcher, um das Wegführen zu verhüten, eine Wache dabey stellet, so lange das Salz vorhanden ist. Jedoch kan man der Wache mit einem wenigen Trank-Geld leicht die Augen blenden, daß sie ein paar Wägen aufladen lässet: massen dieses der Regierung um so viel weniger schadet, weil man selten mehr als einen Wagen voll wegführet, und zwar bloß zum Gebrauche des Gouverneurs. Wenn es wieder regnet, zerschmelzet dieses Salz und wird von dem Wasser, das sich ergiesset, weggeschwemmet.

VIII. Das Salz auf dem Vorgebürge ist weiß, klar und durchsichtig; seine Körner haben sechs Ecken, oder mehr. Das feineste und weisseste hohlet man aus der Mitten, da es auch am dickesten lieget. Das am Rande, so sich am ersten ansetzet und am dünnesten ist, wird von der Sommer-Hitze gleichsam calciniret. Es ist grob, hart und braun, doch tauget es besser, als das andere, zum Einsalzen des Fleisches oder der Fische, weil es nicht so bald zergehet, sondern in den Tonnen lieget, wie das, so man in den Härings-Tonnen findet. Dieses Salz ist zum Gebrauche der Colonien vollkommen tüchtig, wiewohl es das Fleisch und die Fische bey weitem nicht so gut erhält, als das Europäische Salz. Denn was man mit dem erstern einsalzet, kan, ausgenommen Butter, keine Reise biß nach Europa, oder nach Indien, aushalten, sondern verzehret sich selbsten, oder wird stinkend.

IX. Aus diesem, was ich von Zeugung des Salzes gesagt habe, kan man ohne grosse Mühe die Meynung einiger Gelehrten widerlegen, welche meynen, es entstünde aus einigen Salz-Quellen, die sich in diesen Vertiefungen fänden, oder in selbige sich ergössen. Denn wenn dieses wäre, mü-

ste sich kein so gewaltiger Unterscheid in der Menge des Salzes finden, das sich in den Vertiefungen angesetzet, als würklich gefunden wird. Hiernächst müste das Wasser zu allen Zeiten gesalzen seyn; da es hingegen beständig süß und trefflich gut bleibet, biß zu Anfange des Sommers: wie denn die Viehe-Heerden aus den umliegenden Gegenden biß um selbige Zeit kein ander Wasser trinken, ja auch noch etwas länger. Kurz, wären die angeblichen Salz-Quellen vorhanden, so müste man wenigstens dergleichen entdecket haben; dieses aber ist noch nicht geschehen. Man muß also eine andere Ursache von Erzeugung dieses Salzes suchen.

X. Es entstehet fast auf eben diejenige Weise, als der Salpeter, wenn man nicht gar voraussetzen wolte, es käme grossen Theils vom Salpeter her, der in der Erde und Lufft des Landes stecket. Dieses trifft auch überein mit den Anmerkungen, die ich bißhero gemacht habe. Diese Salpetrische Theile fallen allgemach auf die Erde herab, da sie verschlossen bleiben, biß die häuffig fallende Regen das Erdreich abspühlen und sie mit sich in die Vertiefungen führen.

Zweytens setze ich zum Voraus bey Erklärung dieser Begebenheit, daß das Erdreich auf dem Vorgebürge von Natur gesalzen sey. Es ist auch dieser Satz nicht ohne Grund, weil das Gras in den Thälern, das ganze Jahr über, eine gewisse Bitterkeit oder einen salzigten Geschmack hat. Es nennen auch die Holländer die Wiesen oder die Weyde in den Vorgebürgischen Thälern, Brakke-Grond, oder salzigte Gründe; nichtweniger lassen die Hirten ihr Vieh niemahlen Salz lecken, wie in Europa geschiehet: denn man glaubt, es stecke schon Salz genug in dem Grase, das die Thiere abätzen.

Die, von mir angeführte, beede Ursachen der Erzeugung des Salzes auf dem Vorgebürge werden noch dadurch bestättiget, daß zur Winters-Zeit die beste Weide in den Thälern, hingegen des Sommers auf den Bergen, angetroffen wird. Man kan hieraus ermessen, daß die Sonne alsdenn, weil sie mit stärkerer Krafft in die erhabenen Orte würket, eine grössere Menge salpetrichter und salzigter Theile ausdünsten lässet, als sie von den Thälern und Ebenen wegnimmt. Daher dann kommt, daß das Gras auf den Bergen zur selbigen Zeit weniger gesalzen, und deßwegen besser ist, als das an niedrigern Orten. Es erhellet dieses noch deutlicher hieraus, daß man keine Quellen oder Bäche findet, welche das ganze Jahr über süsse bleiben, als auf den Bergen. Denn wo in den Thälern Wasser von einem Regen-Bach stehen bleibet, da wird es gesalzen. Andere Bäche haben nur des Winters süß Wasser, uud werden im Sommer salzigt, als die Muschel-Bank-Tiger Thal-Bohntieb Kral-Flüsse, und andere; so trifft man auch

viele

viele Brunnen an, deren Wasser zur Winters-Zeit nur einen kleinen Salz-Geschmack hat, welcher nach Endigung des Regen-Wassers zunimmt, biß ihr Wasser gänzlich zu einer Sulzen wird. Welches alles der Salzigkeit der Erde in den Thälern meines Erachtens zuzuschreiben ist.

Drittens kan ich mit einigem Rechte voraus setzen, daß die Lufft, welche währenden Sommers mit einer gewaltigen Menge salpetrichter und salzigter Theile angefüllet ist, selbige in das Wasser in den Vertiefungen ablege und einführe, welches Wasser von den Sud-Ost-Winden so dann stark hin und her beweget wird.

XI. Letztens, so hat auch ein Bekannter von mir, dem ich meine Anmerkungen und Muthmassungen mitgetheilet habe, solche durch eine Erfahrung bekräfftiget. Er sagt: Wenn die Winde blasen, und in einem hierzu bereiteten Gefässe aufgefangen werden: so setzen sie an den Wänden des Gefässes einen Thau an, dessen Tropfen allgemach zunehmen, zusammen fliessen, und endlich das Gefässe mit einem Crystallen-hellen und durchsichtigen Wasser anfüllen, welches die Lufft hinein geführet hat. Dem Geschmack nach unterscheidet sich dieses Lufft-Wasser gar wenig von dem gemeinen, oder Quell-Wasser; aber es ist weit klärer. Ich habe, seit mehr als zwölf Jahren, acht Unzen von diesem Wasser in einer wohlverstopften Phiole verwahret: Biß hieher hat es nichts von seiner vorigen Klarheit, von seinem Geruch oder Geschmack verloren. Der einige merkliche Unterschied, zwischen dem Zustande, darinnen es den ersten Tag gewesen, als ich es in der Phiole verwahrete, und zwischen dem jetzigen Zustande, bestehet darinnen, daß auf dem Grunde des Glases sich einige wenige grobe Theile gesetzet haben, welche grünlicht scheinen, aber gewiß keinen halben Gran betragen. Wenn man mit eben diesem Wasser ein proportionirtes Gefässe anfüllet, und selbiges an ein Ort setzet, woselbsten sowohl eine beständige warme Lufft unmittelbar in das Gefäß auf die Materie selbst würket, als auch das Gefässe von aussen umgeben kan: so wird es in zwey biß dreyen Stunden dicke, salzigt und weißlicht, mit einer Vermischung von Meer-grün und Himmel-blau. Der Satz nimmt die Gestalt einer Sulze an, und zittert.

Bedeckt man hernach das Gefässe leicht, und stellet es auf den Ofen zum abrauchen, so wird dieses Wasser anfänglich gelblicht, hernach röthlicht, endlich aber, sonderlich nach öfterer Wiederhohlung der ganzen Arbeit, blutroth; endlich formiren sich allerhand Salz-Formen darinnen, von verschiedener Gestalt. Die salpetrigten Theile sind sechseckigt, mit hohlen Streiffen, und länglicht. Die vitriolischen haben eine würfelichte Gestalt;

„stalt; und die Urinosen nehmen eine sechseckigte, runde und Stern-ähnliche „Figur. Einige sind gelb, einige weiß, und glänzend.

„Da also, fähret mein geschickter Correspondente fort, die Basis dieses Experimentes das Lufft-Wasser ist, welches durch die ungehinderte „Würkung einer warmen Lufft salzigt wird, und endlich gar zu Salz sich „verwandelt: so überlasse ich andern zu bedenken, ob nicht das Regen-„Wasser auf dem Vorgebürge die Principia in sich habe von dem Salz, „das hernach daraus entstehet, und ob es nicht diejenige Salzigkeit verursachen könne, die man auf den Ebenen und in den Thälern des Vorgebürges bemerket.„ Also ist die Erfahrung beschaffen, welche mein Freund angestellet und, seinem Versichern nach, zwey und siebenzig mahl wiederhohlet hat, allezeit mit einerley Erfolge. Jedesmahl hat er aus dem Lufft-Wasser die drey Principia gezogen.

Vierzehendes Capitel.

Einige Anmerkungen über die See, welche an das Vorgebürge der guten Hofnung stösset.

I. Ursache, warum die See, um das grüne Vorgebürge her, grün siehet. II. Erste Ursache der grünen Farbe, so die Tafel-Bay hat. III. Beschreibung des Schilfs, so auf dem Meer an dem Vorgebürge der guten Hofnung schwimmet. IV. Zweyte Ursache der grünen Farbe, so das Meer um das Vorgebürge zu haben scheinet. V. Ausserordentliche Fluth und Ebbe, so an. 1707. sich zugetragen. VI. Anmerkungen wegen der Zeit, da sie geschehen. VII. Betrachtungen, so zu Erklärung dieses ausserordentlichen Zufalles dienen mögen.

I.

Man weiß, daß das Meer um die Gegend des grünen Vorgebürges grün scheinet, ob es wohl an andern Orten eine andere Farbe hat. Meines Orts glaube ich, man müsse die Ursache bloß in der grossen Menge Gras suchen, das seinen Grund bedecket. In dieser Muthmassung bestärket mich die grosse Menge Gras, die man auf dem Meer in der Gegend dieses Vorgebürges treiben siehet.

II. Das Wasser der Tafel-Bay, an dem Vorgebürge der guten Hofnung, scheinet auch grün; jedoch bey weitem nicht so hell-grün, als bey dem grünen

grünen Vorgebürge; die Ursache ist meines Erachtens ebenfalls dem kleinen See-Grase, der grossen Menge Meer-Petersilien, so denen in Teutschland also genannten Meer-Linsen ähnlich kommt, auch dem zwischen den See-Klippen herfürwachsenden Schilf-Röhren, zuzuschreiben.

III. Man findet am Strande dergleichen, auch Schilf und Gras, sehr häuffig treiben, welches von dem Meer ausgerissen und dahin getrieben wird. Erwehnter Schilf erstreckt sich weit in die See hinein, und findet man ihn schon an den Insuln Tristan da Cunha schwimmen; hieran erkennen auch die Schiffe, welche die Linie passiret haben, daß sie nicht weit mehr von dem Vorgebürge entfernet sind, oder selbiges, wenn man nach Ost-Indien will, schon vorbey geseegelt sey. Dieser Schilf ist drey biß vier Elen lang, unten breit, und laufft biß oben spitzig zu. Aus diesem Schilf macht man zuweilen eine Art einer Trompete. Ich habe Leute gekennet, die eben so wohl klingende Tone darauf zu wegen brachten, als aus einer ordentlichen Trompete; ja ich zweifle ob der beste Trompeter in Europa eine solche Music auf seinem Instrument machen könnte, als ich einen Schwarzen auf einer Trompete von solchem Schilf habe machen hören, da ich auf dem Vorgebürge war. Man beuget das Schilf, daß es die Gestalt dieses Instruments gewinne, lässet es hernach an der Sonne trocknen, und bevestiget die Rundungen geschicklich, damit sie desto vester halten mögen.

IV. Eine andere Ursache des grünlichten Ansehens der Tafel-Bay, und des Meeres um das Vorgebürge der grünen Hofnung, ist die grosse Menge Corallen-Sträuche, die darinnen wachsen und darauf schwimmen. Diese Pflanze hat eine gras-grüne Farbe, ehe sie aus dem Wasser gezogen wird; sie ist auch so weich, als Meer-Petersilien oder anderes See-Gras; reisset man sie aber ab, oder sie wird auf den Strand geworfen, so erhartet sie, und wird weiß, schwarz, oder hoch-roth. Dieses weiß ich aus öfterer Erfahrung. Um die Moluckischen Insuln siehet man Felsen mit weissen Corallen, welche die Holländer zu Kalch brennen. Das rothe Meer hat seinen Namen seiner Farbe zu danken, die es von dem Corallen-Gebüsche bekommet, das auf seinem Grunde wächset.

V. Den 24. September 1707. ereignete sich eine besondere Begebenheit, die ich mit Augen ansahe, und mit grosser Aufmersamkeit untersuchte. Ich frühstückte selbigen Tag bey Herrn Ortmann, Burger in der Stadt des Vorgebürges, nebst einigen andern Personen, und unter andern dem Herrn Rotterdam, welcher seit kurzem aus Batavia zuruckgekommen war. Einer aus der Gesellschafft war aus dem Zimmer gegangen, kam aber geschwinde wieder, und sagte, er wüste nicht, was das wäre, die Fluth liefe schon wieder an, da sie doch erst vor einer Viertelstunde abgelauffen

Hierauf gieng der Herr Rotterdam und ich an den Strand, und befanden, daß es wahr wäre. Es war damahls um acht Uhr des Morgens. Indem wir voll Verwunderung von dieser Begebenheit sprachen, lief das Wasser von neuem ab, mit einer solchen Geschwindigkeit, daß wir im Augenblicke weit ins Meer hinein die Steine liegen sahen. Wir liessen Stühle ans Ufer bringen, um dergleichen ausserordentlichen Ab- und Zufluß nach Bequemlichkeit zu betrachten. Bald darauf kam die Fluth von neuem gegen uns her, und verlief in einer Viertel-Stunde abermahl. Mit einem Worte, von Morgens um acht Uhr an, biß um zehen Uhr, lief das Meer siebenmahl ab und an; um zwölf Uhr aber fande sich die rechte ordentliche Fluth wieder ein, und füllete unsern Hafen mit Wasser also an, wie gewöhnlich zu geschehen pfleget. Man kan leicht erachten, wie groß unsere Erstaunung gewesen. Wir suchten die Ursache dieser Begebenheit zu ergründen, aber vergeblich. Unsere Anzahl war groß, massen viele Bürger aus der Stadt sich um uns her versammelt hatten; unterdessen fande sich niemand, der etwas dergleichen gesehen oder gehöret hätte. Also giengen wir auseinander, ohne auf eine rechte Muthmassung zu kommen, woraus man dieses Phänomenon erklären könnte. Ich mochte nachdenken, forschen und betrachten, so lang ich wolte, so fande ich doch nichts, woran ich völlig hätte können zu frieden seyn.

VI. Ich überlasse also eine so besondere Geschichte meinen Lesern, welche genug Wissenschafft und Geschicklichkeit besitzen, in dergleichen tiefe Geheimnisse einzusehen. Damit ich auch zu ihrem Nachforschen etwas beytrage, will ich folgende Anmerkungen hiehersetzen.

Den 23. September um 9. Uhr 53. Minuten 19. Secunden, Nachmittag, kam die Sonne in die Linie, und machte auf dem Vorgebürge das Æquinoctium vernale, in Europa aber die herbstliche Tag- und Nacht-Gleiche.

Den ganzen Vormittag dieses Tages war eine so gewaltige Hitze, daß man nicht wuste, wo man sich abkühlen solte. Den ganzen Tag war es gänzlich Windstille. Gegen den Abend donnerte es stark, und blitzte unaufhörlich.

In der Nacht auf diesen heissen Tag regnete es gewaltig: der Regen war so stark, als ob alles solte überschwemmet werden.

Den 24. Morgens um sechs Uhr donnerte es wiederum sehr stark und blitzete unaufhörlich. Der Wind war Nord-West, blieb auch den ganzen Tag so; blieb aber so gelinde, daß man es kaum merkte. Den 25. des Nachts um 12. Uhr 45. Minuten 29. Secunden tratt auf dem Vorgebürge der Neumond ein, worauf eine auf dem Vorgebürge unsichtbare Sonnen-Finsterniß folgte, zu Mittag 52. Minuten 9. Sec. Die Zeit, so verfloß von dem Eintritt

ritt der Sonne in den Æquatorem biß zu Anfang dieser ausserordentlichen Ebbe und Fluth, war ohngefähr von 10. Stunden, 6. Minuten und 41. Secunden. Von dem Eintritt der Sonne in den Æquatorem, biß zum neuen Mond, waren verflossen 2. Tage, 2. Stunden, 58. Minuten und 50. Secunden. Von dieser ausserordentlichen Ebbe und Fluth, biß zur Finsterniß, war ein Tag, 3. Stunden, 52. Minuten und 9. Secunden.

VII. Man weiß, daß zu Zeiten des vollen Mondes, und eines jedweden Mond-Bruches, Ebbe und Fluth stärker ist, als zur andern Zeit, in den meisten See-Häfen: Man weis auch, daß zur Zeit des Æquinoctii Ebbe und Fluth weit stärker ist, als zu keiner andern des Jahres. Da nun diese ausserordentliche Ebbe und Fluth, so den 24. Sept. 1707. auf dem Vorgebürge sich ereignet, so nahe an dem Æquinoctio des Vorgebürgischen Frühlings, auch zugleich so nahe an der Zeit des neuen Monden, sich zugetragen: so frage ich, ob man nicht sowohl den Neumond, als den Eintritt der Sonne in die Linie, als Ursachen dieser ungemeinen Begebenheit ansehen könne?

Der verständige Leser mag urtheilen, ob nicht die Winde, so vielleicht damahls aus den Höhlen und Klüfften am Grunde des Meeres hervorgebrochen sind, diese ausserordentliche Ebbe uud Fluth verursachet haben? Wenn damahlen ein Schiff in der Bay gelegen wäre, so könnte man vielleicht etwas gewisses hierinnen bestimmen: denn die Matrosen behaupten, sie wüsten und könnten spühren, wenn ihr Schiffe, darauf sie sich befinden, von Winden, die aus dem Grunde des Meeres aufsteigen, in die Höhe gehoben oder beweget werden. Allein damahlen lag kein Schiff in der Bay. Von einem Winde aber, der auf der See gewehet hätte, konnte nichts herrühren: denn diese war so eben, als ein Spiegel, und merkte man die allergeringste Welle nicht.

Dieses ist, was ich für merkwürdig gehalten habe, das Vorgebürgische Meer betreffend. Ich hätte dieses Capitel leicht grösser machen können, von Sachen, die ich erzehlen hören, zumahlen von den See-Leuten; da aber solche meistentheils gar aberglaubisch sind, der Aberglauben aber zur Wahrheit sich schlecht reimet: so habe ich diese Dinge lieber mit Stillschweigen übergehen, als dergleichen Berichte mit den gewissen Sachen, die ich anführe, vermengen wollen.

Fünfzehendes Capitel.

Anmerkungen von den Winden, und von der Lufft auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung.

I. Auf dem Vorgebürge sind zweyerley Haupt-Winde, davon jedweder sechs Monath lang wehet. II. Von dem guten Mousson oder Süd-Ost-Wind. III. Würkungen dieses Windes. IV. Vom schlimmen Mousson, oder Nord-West-Wind. V. Würkungen dieses Windes. VI. Lufft, deren man auf dem Vorgebürge geniesset, wenn der gute Mousson wehet. VII. Lufft, deren man geniesset währenden schlimmen Moussons. VIII. Zweiffel-Monathe. IX. Zustand der Lufft auf dem Vorgebürge, währenden Zweiffel-Monathen. X. Zeit der Abfarth der Schiffe von Batavia, nach dem Vorgebürge. XI. Namen, die man den Winden gegeben hat, welche auf dem Vorgebürge regieren. XII. Die Erklärung, welche Varenius von den Ecnephiis gegeben hat, schicket sich nicht auf die Winde des Vorgebürges. XIII. Irrthümer dieses Geographi in diesem Stücke. XIV. Beschreibung des Gewölkes, woraus der Süd-Ost-Wind auf dem Vorgebürge fähret. XV. Bringt niemahlen Regen. XVI. Die Dauer und Gewalt des Windes verändert sich, nach der Farbe und Dichte des Gewölckes. XVII. Der Wind legt sich zu Mittag und zu Mitternacht. XVIII. Irrthümer des Varenii wegen dieses Gewölkes. XIX. Erklärung, welche dieser Geographus von diesem Phänomeno beybringet. XX. Man widerleget selbige. XXI. Meynung des Verfassers.

I.

Die rasende Winde auf dem Vorgebürge sind durch ganz Europa bekannt; unterdessen glaube ich nicht, daß jemahlen eine Person habe eine genaue Nachricht davon an den Tag gegeben, und mit gebührender Richtigkeit von ihrer Natur, Dauer und Ursprunge geredet. Dieses veran-

veranlasset mich, meine Anmerkungen über diese drey Stücke darzulegen. Hiernächst hat auch diese Materie einen so genauen Zusammenhang mit meinem Vorhaben, die natürliche Historie dieses Landes zu beschreiben, daß ich die Winde nicht mit Stillschweigen übergehen kan, die selbiges unter allen Nationen, welche Handlung treiben, bekannt gamacht haben. Man kan sich auf meine Erzehlung sicher verlassen, weil ich lange Zeit auf dem Vorgebürge gewohnet, und mit grosser Sorgfalt die dasige Natur-Begebenheiten untersuchet habe.

Auf dem Vorgebürge wehen zwey Haupt-Winde, die einander alle sechs Monathe ablösen, folglich das Jahr in zwey gleiche Theile oder Zeiten abtheilen. Diese Winde sind der Süd-Ost- und der Nord-West-Wind; und die beeden Theile des Jahres nennet man die beeden Moussons.

II. Der Mousson, so den Sommer macht, oder die warme Zeit, fänget an im September, wenn die Sonne in das Zeichen der Waage tritt. Man nennet ihn den guten Mousson. In dieser Zeit regieret der Süd-Ost-Wind.

III. Sodann sind die Schiffe auf der Rheede in Sicherheit: der Wind streicht gemeiniglich über sie weg. Aber man kan, so lang er regieret, nicht ohne grosse Gefahr in die Tafel-Bay einlauffen. Deßwegen legen die Schiffe gemeiniglich in der Bay Saldanha, oder unter der Taxen-Insul vor Anker, wenn sie zur Zeit des guten Moussons auf dem Vorgebürge anlangen.

Wagt man es demnach in die Tafel-Bay einzulauffen, ohnerachtet der Ungestümmigkeit des Windes: so wirft man nicht an sonst gewöhnlichem Orte den Anker, sondern bleibt weiter heraussen; ordentlich muß man an dem Robben-Eyland abwarten, biß die Wuth des Windes vorüber ist.

Diese Stürme sind auf dem vesten Lande eben so gewaltsam. Gehet man aus, wenn sie blasen, so wird man ganz verblendet und tumm von dem Sand und Staube, den sie wie die Wolken ins Gesicht treiben. Sie kehren in den Colonien alles um. Es ist mir öfter als einmahl widerfahren, daß ich ganz erschrocken, wegen des entsetzlichen Sausens, vom Bette aufgesprungen bin, da ich denn meine Zuflucht unter eine gewölbte Wendel-Treppe nahm, biß das Toben vorbey war, aus Beysorge, mein Zimmer möchte einfallen, und mich lebendig begraben.

Währender dieser Stürme hat insonderheit das Tafel-Thal von gewaltigen Wirbel-Winden viel auszustehen. Denn weil die Gebürge, so dieses Thal umringen, gegen Nord-Ost eine Oeffnung lassen: so fänget sich der Sud-Ost-Wind, mit einer gräßlichen Gewalt, darinnen.

IV. Der andere Mousson fängt an im Merzen, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. Man nennet ihn den schlimmen Mousson. Er

macht den Winter aus, oder vielmehr die nasse Jahres-Zeit, in welcher die Nord-West-Winde regieren.

V. In dieser Zeit werden die aus Europa kommende Schiffe gar geschwind in die Tafel-Bay geführet; Ja einige werden von dem Winde, der gerad auf den Eingang der Bay losbläset, mit solcher Gewalt hinein getrieben, daß sie in Gefahr sind unterwegens gegen ein ander Schiff anzuseegeln. Ja diejenigen, welche bereits vor Anker liegen, werden oft losgerissen, und gegen die Felsen geworfen. Die Nebel, so zu dieser Zeit das Vorgebürge häufig bedecken, vermehren die Gefahr noch mehrers, für diejenige, welche einlauffen wollen.

Währenden schlimmen Moussons bleibt man meistens zu Hause. Der Wind und die Regen, die er oft mitbringt, machen den Spazier-Gang gar widerwärtig.

VI. So lange der Sud-Ost-Wind auf dem Vorgebürge regieret, ist die Lufft rein, und erscheinet kein ander Gewölk, als nur ein einiges, welches über dem Tafel- und Teuffels-Berge schwebet. Von welchem Lufft-Zeichen ich sogleich reden werde. In dieser Jahres-Zeit ist die Lufft sehr helle und gesund.

Man spühret auf dem Vorgebürge gar wohl, wie nothwendig dieser Wind für die Gesundheit der Einwohner ist: denn wenn er in dem guten Mousson, oder in der trockenen Zeit, nur ein paar Tage aussenbleibet, wie öfters geschiehet, befindet man sich nicht wohl. Die grosse Hitze verderbt die Lufft, und macht sie ungesund. Die Meer-Binsen und anders geröhrig und unnützes Kräuter-Werk, das im Meere wächset, werden an das Ufer geworfen, da sie verfaulen, und die ganze umliegende Gegend mit häßlichem Gestanke anfüllen. Sodann bekommen die Europäer auf dem Vorgebürge Kopf-Wehe und andere Zufälle, welche wiederum verschwinden, so bald der Sud-Ost-Wind anfänget zu blasen.

Hiernächst wird die Lufft verfinstert, durch ganze Schwarme von Fliegen, Schnacken und dergleichen Ungeziefer, welches sehr beschwerlich fället. Anbey brennet auch die Hitze unerträglich. Sobald die Winde wieder blasen, wird die Lufft helle, und das Gestänke, nebst den Fliegen, vertrieben.

VII. Wenn der Nord-West-Wind bläset, alsdenn treibet er die Nebel und düstern Wolken, voller Dünste, die vom Meere aufsteigen, auf das Vorgebürge: daher wird die Lufft ungesund und nebelicht, wie man dann öfters den ganzen Junium und Julium durch die Sonne nicht siehet.

Weil diese Dunkelheit denen Schiffen grosse Gefahr bereitet: so zündet man alle Nachts nahe an dem Robben-Eyland eine Leuchte an, um die ankom-

mende

mende zu warnen. Aber oft ist die Lufft so finster, und der Wind so hefftig, daß, ohnerachtet dieser Vorsichtigkeit, vieles Unglück geschiehet.

VIII. Ausser besagten allgemeinen beeden Jahres-Zeiten sind zwey Monathe im Jahre, die man Zweiffel-Monathe nennet, weil man noch nicht unterscheiden kan, welcher Wind die Oberhand gewonnen hat. Dieses geschiehet im Merz und September, welche Monathe die beeden Jahres-Zeiten beschliessen.

IX. Gemeiniglich hat der Sud-Ost-Wind im Merzen bereits fast aufgehöret, und der Nord-West-Wind noch nicht recht angefangen: gleichwie hingegen im September der Nord-West-Wind sich gar wenig spühren lässet, der Sud-Ost-Wind aber seine rechte Gewalt noch nicht erlanget hat. Diese Winde sind sodann in einem ungewissen Zustande, und gemeiniglich entstehet daraus ein angenehmer Sud-West-Wind, der alle Gegenden auf dem Vorgebürge belebet, biß der herrschende Wind von derselbigen Jahres-Zeit, nemlich der Sud-Ost im September, und der Nord-West im Merzen, die Oberhand gewinnet.

Aber es geschiehet auch bißweilen, daß diese Monathe die beeden gefährlichsten im ganzen Jahre sind. Es scheinet, als ob beede Winde mit einander kämpften. Sie führen die Herrschafft wechsels-weise, und währenden solchen Streites, und ungewissen Sieges, wird die Gestalt des Erdbodens umgekehret, und die Lufft ist in einer entsetzlichen Unordnung.

X. Weil die Abfarth oder Ankunft der Schiffe am Vorgebürge meistentheils auf diese Winde ankommet: so muß ich hier etwas davon erwähnen. Die Compagnie-Schiffe, wenn sie von Batavia und Ceylan nach Europa heimkehren wollen, müssen allezeit von diesen Orten zeitlich genug absegeln, daß sie auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung können anlangen, Vorrath einnehmen, sich erfrischen, und unter Seegel gehen, ehe der gute Mousson zu Ende laufft. Der Sud-Ost-Wind, so alsdenn regieret, bringet sie frisch nach Europa; Dahingegen, wenn sie nicht seegelfertig wären, vor Anfange des schlimmen Moussons, wurde der alsdann regierende Nord-Ost-Wind sie verhindern, die Ancker zu lichten. Das Vorgebürge ist der angewiesene Versammlungs-Ort, wo die Retour-Schiffe der Compagnie einander erwarten, damit sie zusammen nach Holland absegeln können; und geschiehet es zuweilen, daß Schiffe ein paar Monathe an dem Vorgebürge verziehen, und auf die andern warten.

Für die Schiffe der Compagnie, so nach andern Orten, und nicht nach Europa, fahren sollen, ist keine gewisse Zeit zur Ankunft bestimmt. Bißweilen kommen sie im guten Mousson an, bißweilen im schlimmen.

Wenn die Matrosen nahe ans Vorgebürge kommen, geben sie gar genau Achtung, selbiges zu entdecken: denn die Compagnie zahlet eine Belohnung von zehen Thalern an denjenigen, der es zum ersten siehet. So bald sie das Vorgebürge im Gesichte haben, sind sie Meister vom Wind. Ehe diese Schiffe wieder abseegeln, werden sie gemeiniglich mit neuem Thauwerk versehen: folglich können sie der Gewalt der Winde besser widerstehen, als wenn sie geraden Weges nach Holland fortliefen. So bald sie ihren Vorrath eingenommen, welches etwann in vierzehen Tagen geschicht, lichten sie die Anker, ohne einen Augenblick zu verziehen.

XI. Die Holländischen Matrosen heissen die Winde auf dem Vorgebürge Trovados, wie die Portugiesen. Varenius hält für besser, daß man ihnen den Namen Ecnephiæ beylege. Er sagt: „die Ecnephiæ sind sehr gemein, „zumahl auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Die Matrosen nennen „sie Travados, welchen Namen sie von den Portugiesen gelernet. Die Lateiner heissen sie Procella. Das Griechische Wort, Ecnephiæ, schickt sich am „besten. (*)

XII. Dieser Geographus hat die Sud-Ost-Winde auf dem Vorgebürge gar wohl Ecnephias nennen können; allein er betrüget sich, indem er die Trovados mit in die Beschreibung menget, die er von den Ecnephiis giebt.

Der auf dem Vorgebürge regierende Sud-Ost-Wind bleibt gar sehr unterschieden von dem Winde, davon dieser Author schreibet. Dieses begreiflich zu machen, wollen wir seine Worte in der Note anführen, und hier den Auszug davon hersetzen.

XIII. Er sagt: „Es giebt plötzliche und ungestümme Winde, welche nicht „lange dauern. Dergleichen ist der Ecnephias. Er bricht aus einem Ge„wölke, oder vielen vereinigten kleinen, schwarzen und dunkeln Wolken. Die„se Travados stürmen geschwind vorüber, und legen sich wohl drey oder vier„mahl des Tages. Selten dauern sie länger, als anderthalben Tage, und sind „gemeiniglich mit Regen oder vielmehr mit Regen-Güssen vergesellschafftet. **

In

* Ecnephiæ crebri sunt in mari Æthiopico, inprimis ad promontorium bonæ spei - - Nautæ eos vocant Trovados vocabulo Lusitanico; Latinis procella dicitur; sed Græcum vocabulum est aptissimum. Varen. Geogr. gen. Lib. I. Cap. XXI.

** Venti quidam subitanei sunt & impetuosi, non diu durantes. Tales sunt . . . Ecnephias - - qui dicitur subitaneus et impetuosus ventus, prorumpens ex aliqua nube vel nubecula - · Nubecula illa, et interdum plures nubeculæ atræ et subnigræ manifesto a nautis conspiciuntur coire paulatim et augeri, et quidem cœlo sereniſſimo, antequam prorumpat ventus - In mari sub Æquatore inter Americam et Africam - - frequentes sunt. Lusitani, ut dixi, vocant Trovados quam vocem Belgæ quoque retinent: incolæ Guineæ vocant Agremonte. Illi frequen-

In diesen Worten finde ich drey merkliche Irrthümer, oder vielmehr drey Kennzeichen von den Ecnephiis, die man auf die Trovados keines weges ziehen kan.

XIV. Erstlich ist das Gewölke, woraus der Vorgebürgische Süd-Ost-Wind hervorbricht, weit von demjenigen unterschieden, davon Varenius redet. Ich habe allezeit gesehen, daß das äusserste an dem Vorgebürgischen Gewölke weißlicht, aber weit dichter gewesen, als einig ander Gewölke. Der obere Theil kommt der Bley-Farbe sehr ähnlich; welches ich der Refraction der Sonnen-Strahlen zuschreibe.

XV. Zweytens, hat man niemahlen angemerket, daß aus dem Vorgebürgischen Gewölke, davon wir reden, jemahlen der geringste Regen-Tropfe gefallen sey. Führet es aber, wiewohl gar selten, einige Feuchtigkeiten in sich, so hat sie keine solche licht-graue Bley-Farbe, sondern eine licht-schwarzlichte Farbe. In diesem Falle bläset der Wind nur Wechsels-Weise, oder Stos-Weise, und dauert niemahlen lange, kommt also, sowohl hierinn, als im Regen, und der Farbe, den Travad-Winden ähnlich.

XVI. Letztens findet man bey den Vorgebürgischen Winden dasjenige nicht, was uns Varenius von der Dauer der Ecnephiarum sagt. Die Vorgebürgischen Winde blasen alsdenn nur Stosweise, und nicht lange, wenn die obern Theile des Gewölkes schwärzer, als gewöhnlich, scheinen; welches, wie gesagt, gar selten geschiehet. Ist das Gewölcke in seinem ordentlichen Zustande, so bläset der Wind zwey, drey biß acht Tage in einem fort, mit eben der Ungestümmigkeit, als er angefangen hatte, ja zuweilen einen ganzen Monath, ohne daß die Wolke merklich zu- oder abnähme; wiewohl man zuweilen, diese Zeit über, siehet, daß einige kleine Theile von der Wolke sich abtrennen, und auf das Gebürge fallen. Im Herabfallen nehmen diese Wolken-Theilgen eine Bley-Farbe an, welche ich dem Schatten der Gebürge zuschreibe; diese Farbe verschwindet, so bald das Gewölke an den Fuß des Berges kommt. Es muß also das Gewölcke einen Zufluß von einer neuen Materie erhalten, welche wieder ersetzet, was von der alten verlohren gehet. Der Wind leget sich nicht, so lange als das Gewölcke sich nicht verdünnet; welches muthmaßlich alsdann erst erfolget, wenn keine Materie mehr vorhanden ist, welche aufs neue zufliessen könnte. Hernach wird die Wolke durchsichtig, und der Wind höret auf.

quenter ingruunt, ter vel quater in uno die, mox cessant, nimirum sesquialteram plerumque horam dominantur, sed primus impetus est vehementissimus. Erumpunt ex atris et sordidis nubeculis. Ecnephias plerumque habet comites pluvias et imbres, sive potius nimbos. Geogr. gen. loc. cit.

Wenn der Wind anfähet zu blasen, und warm scheinet, so wird er nicht lange währen. In diesem Falle entstehet das Gewölke plötzlich, und verschwindet auch plötzlich. Währete der Wind auch länger; so würde er doch mit der Sonnen-Untergang aufhören, oder wenigstens unfehlbar vor Mitternacht, wenn auch gleich die Wolke länger auf dem Berge stehen bliebe, wie zuweilen geschicht; allein sie ist sodann ganz dünne und durchsichtig.

XVII. Bläset hingegen der Wind kalt: so darf man gedenken er werde wenigstens acht Tage lang toben ohne Aufhören, ausgenommen eine Stunde zu Mittag, und eine Stunde zu Mitternacht. Es scheinet, als ob er in dieser Stunde nur ausruhete, und frischem Othem schöpfete, weil er nach solcher kurzen Zeit eben so hefftig stürmet, als zuvor.

Wenn man um das Gewölke, daß sich auf dem Tafel-Berge aufziehet, ander kleines Gewölke auf den andern Bergen bemerket, ist es ein Anzeigen, daß der Wind einen ganzen Monath währen wird, ausgenommen, wie schon gesagt, die Stunde zu Mittag, und die Stunde zu Mitternacht. Dieses sind die Anmerkungen, die ich von diesem Winde gemacht habe, nach einer sehr genauen und sorgfältigen Aufmerksamkeit.

XVIII. Unter allen Reise-Beschreibern und Geographis, die ich gelesen habe, ist nicht ein einiger, der keine Unrichtigkeit begienge, was das Gewölke betrift, woraus der Sud-Ost-Wind entstehet. Wir wollen nur den Varenium hievon anhören, welcher alles das gewisseste gesammlet hat, was er bey andern Authoren antraff. Nichts destoweniger fallen seine Irrthümer leicht in die Augen.

Er sagt, dieses Gewölke wäre anfänglich nur so groß, als ein Gersten-Korn, wüchse hernach zur Grösse einer welschen Nuß, breite sich bald über den Tafel-Berg aus, und sogleich sucheten die Schiffe die hohe See, um ihrer Sicherheit willen. Man kan seine Worte hierunten weitläufftig angeführet finden. (*)

Meine

* Inprimis autem Ecnephia (Travados) infame est promontorium bonæ spei. - - Est procul ab eo littore excelsus mons, non in apicem desinens, sed planitiem habens in fastigio instar mensæ, unde Belgæ illum vocant den Tafel-Berg. Ab illo fastigio Ecnephias frequentissime prorumpit ingenti cum impetu, et mirabili prognostico. Etenim cœlo serenissimo existente, et mari placido, nubecula conspicitur super illam montis mensam consistere, quæ adeo parva est, ut vix granum hordei, deinde juglandem nucem æquare videatur, unde Belgæ vacant, Oculum Bovis, Lusitani, Olho de Boy, quoniam huic Similis esse dicitur illa nubecula. Deinde mox augetur, atque extendit se super totam planitiem montis, quod Belgæ vocant: Die Tafel is gedeckt, quia narrant, quod non aliter hæc appareat, ac si mensa sterneretur, & cibi variis in patinis apponerentur. Tum vero

Meine Anmerkungen besagen ganz ein anders. So lange ich auf dem Vorgebürge gewesen, hat man die angeführte Wolke niemahlen so klein gesehen, als der Author vorgiebt, zu der Zeit, da sie anfänglich erschienen. Vielmehr habe ich sie bey der ersten Erscheinung niemahlen kleiner gesehen, als etwann ein Ochse seyn mag; gemeiniglich war sie noch weit grösser.

Sie erscheinet nicht allein auf dem Tafel-Berge; sie ist gemeiniglich in mehrere Theile abgesondert, welche über dem Tafel- und Wind-Berge hängen. Diese, also vertheilte, Wolken vergrössern sich nach und nach, und fügen sich allgemach zusammen; sodann machen sie eine einige Wolke aus, welche den Gipfel beeder Berge zugleich bedecket. Wenn dieses versammelte Gewölke eine zeitlang stehet, ohne im geringsten den Ort oder die Gestalt zu verändern, so bricht der Wind mit unglaublichem Ungestümme heraus. Zuweilen, aber gar selten, erscheinet dieses Gewölke von seiner Kindheit an biß an sein völliges Alter, wenn ich also sagen darf, in einem einigen Stücke, und wächset auch also, Stuffen-weise. Bemerket man, daß das Gewölke sich aufziehet, so fahren die Schiffe, welche vor Anker liegen, nicht auf die hohe See; sondern sie nehmen nur ganz geschwinde die Seegel ein, und machen die Anker vest. Sind die Schiffe also gesichert, so nehmen sie von dem Winde keinen andern Schaden, als daß sie durch die Wellen hin- und hergeworfen werden. Die Anker, so man noch mit einem kleinen Thau bevestiget, sind genugsam die Schiffe vor aller Gefahr in dergleichen Fällen zu bewahren.

XIX. Varenius ist eben so unglücklich in denen Ursachen, von welchen er die Vorgebürgischen Sud-Ost-Winde leiten will.

„Es ist offenbar, sagt er, daß diese Winde aus der Wolke hervor brechen. „Nun kan aber der Wind auf zweyerley Weise in der Wolke erzeuget wer„den. Erstlich, wenn die Wolke durch ihre eigene Schwere herab fället, und „die Lufft mit grossem Ungestümme fortstösset, gleichwie wir sehen, daß die „Lufft gewaltsam ausgebreitet wird, wenn man ausgespannte Seegel fallen „lässet. Daher kommt es, daß der Sturm desto hefftiger wird, je kleiner „die Wolke oder das sogenannte Ochsen-Auge anzusehen gewesen: nemlich,

„weil

---

vero illico Ecnephias prorumpit e montis illo fastigio, tanto quidem impetu, ut naves imparatas et non munitas, præsertim si vela expansa sint, obruat, et in tartara præcipitet. Sed nautæ jam cautiores facti, ubi oculum illum bovis viderunt, statim recedunt a littore, quantum possunt, et vela dein colligunt, aliisque utuntur ad tuendas naves artificiis. Neque enim unquam fallit hoc prognosticon: ideo ferale convivium fugiunt. Eodem modo ad terram de Natal Ecnephias furit, præcedente oculo bovis, quo multæ naves perierunt, et toto tractu inter illam terram et promontorium Bonæ Spei. Varen. Geogr. gen. Lib. I. Cap. XXI.

„weil sodann die Wolke hoch in der Lufft schwebte, und deßwegen so klein „schiene; je höher sie aber herabfället, je hefftiger presset sie die Lufft unter „ihr. Die andere Weise, wie der Wind entstehet, ist, wenn die in der „Wolke verschlossene Lufft plötzlich heraus bricht, entweder durch den Trieb „einiger Wärme oder schwefelichten Materie; aber nur einen engen Weg „zum Ausbrechen findet, weil sie die Wolken von allen Seiten einschliessen, „und ihr keinen andern Weg zu nehmen erlauben. Eben wie aus einem Ge„fässe mit Wasser gefüllet, das einen engen Hals hat, Wind kommt, wenn „es erhitzet wird. Jedoch scheinet die erste Ursache wahrscheinlicher zu seyn. *

XX. Was mich betrifft, kan ich weder eine, noch die andere, billigen: mich dünket, die erste falle weg, wenn man überleget, was ich von der erstmahligen Erscheinung des Gewölkes angemerket habe, daß es nemlich weder herabfällt, noch herabsinket. Die Farbe des Gewölkes, und die Kälte, so man inniglich an dem herausbrechenden Winde verspühret, werfen den angenommenen Satz von den feurigen oder schwefelichten Theilen über den Hauffen. Jedoch, damit niemand sagen möge, ich wolle nur einreissen, aber nicht bauen, will ich meine Gedanken von dem Ursprunge dieses Windes eröfnen. Ich verhoffe, sie werden dem Leser wahrscheinlicher, als des Varenii, dünken. Zwar ist es nur eine Hypothesis; allein sie stimmet mit den Umständen dieser Begebenheit, meines Erachtens, besser überein.

XXI. Das Gewölke, so man auf dem Tafel- und Teufels- oder Wind-Berge siehet, bestehet muthmaßlich aus unzehlich-kleinen Theilgen, welche erstlich von den Ost-Winden, die fast das ganze Jahr in der Zona torrida regieren, gegen die östlichen Gebürge des Vorgebürges getrieben werden. Diese also fortgetriebene Theilgen werden in ihrem Lauffe von diesen hohen Bergen aufgehalten, und sammeln sich an ihrer Östlichen Seite. Sodann werden sie sichtbar, und formiren kleine Hauffen oder Sammlungen von Wolken, welche durch den unabläßlichen Antrieb des Ost-Windes, biß an

* Ex nube eum erumpere manifestum est. Duo autem sunt modi, quibus a nube talis ventus videtur posse generari. Primus, si nubes, sua gravitate deorsum vergens, aërem magno impetu elidat, sicut experimur, si vela passa decidant, commoveri inde cum impetu aërem. Atque inde fit, ut, quo minor apparuerit nubecula sive oculus bovis, eo major sequatur tempestas: nimirum, quia nubes altior est, & ideo parva apparet; demittens autem se ab altiori loco, vehementius elidit aërem. Alter generationis modus est, si spiritus in nube inclusus repente erumpat, vel propter aliquem ignem, sive sulphuream materiam, ex nubibus, angusta facta via, et aliis effugiis prohibitis, vapor elidatur, sicut ex vase angusti orificii aquam continente, si calefiat, prorumpit ventus. Sed prima causa videtur verisimilior.

an den Gipfel dieser Berge sich erheben. Daselbst bleiben sie auch nicht lange stille stehen: indem sie immer fortgestossen werden, so, daß sie sich zwischen den vor ihnen liegenden Höhen fangen, und darinn wie in einem Canal gezwänget und eingepresset werden. Der Wind drücket sie von oben, und die beeden gegeneinander stehende Seiten der Berge halten sie zur rechten und linken Hand auf. Wenn sie nun in währendem fortrücken an den Fuß eines Berges gelangen, da die Weitschafft etwas grösser ist: so breiten sie sich aus, und werden von neuem sichtbar. Allein bald hernach werden sie wiederum auf die Berge getrieben, durch die neuen Wolken, die hinter ihnen hergejaget werden, und fahren also mit grossem Ungestümm auf die höchsten Berge des Vorgebürges, welches der Tafel- und Wind-Berg sind, wo sodann ein ganz widerwärtiger Wind regieret. Da entstehet nun ein gewaltiger Kampf: von hinten werden sie fortgetrieben, und von vornen zuruckgehalten; welches dann die gräßlichen Wirbel-Winde erreget, sowohl auf den hohen Bergen, davon ich gesprochen, als in dem Tafel-Thale, in welches die besagten Wolken sich gerne herabstürzen möchten. Wenn der Nord-West-Wind den Kampf-Platz verlässet: so vermehret sich der Sud-Ost-Wind, und fähret fort mit mehr oder weniger Hefftigkeit zu blasen, so lange sein halbes Jahr währet. Er stärket sich, wenn das Ochsen-Aug-Gewölke dicht ist, weil die, hinter solchem sich sammelnde, Theilgen suchen mit Gewalt fortzudringen. Er wird geringer, wenn die Wolke dünner wird, weil sodann weniger Theilgen hinter der Wolke nachdringen. Er legt sich gänzlich, wenn das Gewölke verschwindet, weil von der Ost-Seite keine neue Theilgen nachkommen, oder doch nicht in genugsamer Menge. Endlich so trennet sich das Gewölke nicht, oder es scheinet vielmehr immer fast einerley Grösse zu haben, weil die, von hinten auf das neue ankommende, Materien dasjenige ersetzen, was von vornen abgehet und zerstreuet.

Alle Umstände dieser Lufft-Erscheinung führen auf die von mir angenommene Hypothesin, welche alle ihre Theile so wohl erkläret. Erstlich bemerket man hinter dem Tafel-Berg einen Strich, oder Streif von leichten weissen Nebeln, so auf dem östlichen Abschusse des Berges anfänget, biß an das Meer reichet, und in seiner Ausbreitung die Stein-Berge bedecket. Ich habe diesen Streif gar oft und genau betrachtet, der nach meiner Meinung verursachet wurde durch den schnellen Lauff der erwähnten Theilgen, von den Stein-Bergen biß an den Tafel-Berg.

Diese, von mir angenommene, Theilgen müssen auf ihrem Weg sehr verwickelt und herum getrieben werden, durch die vielen Stösse und Gegen-Stösse, welche nicht allein von den Bergen, sondern auch von den Sud- und Ost-Winden herrühren, so in denen umliegenden Gegenden des Vor-

gebürges regieren. Dieses ist meine zweyte Anmerkung. Ich habe bereits von zweyen, an der Spitze der falschen Bay liegenden, Bergen geredet; einer heisset die Hang-Lipp, der andere Norwegen. Wenn die von mir angenommene Theilgen durch die Ost-Winde auf diese Berge getrieben werden, so jagt sie der Sud-Wind wieder zurücke: deßwegen fahren sie auf die anliegenden Berge. Daselbst bleiben sie eine Zeitlang und erscheinen als Wolken, gleich als ob sie über den beeden Bergen der falschen Bay schwebten, und noch ein wenig weiter. Oft sind diese Wolken sehr dicke über dem Hottentottischen Holland, über den Gebürgen von Stellenbusch, Drackenstein, und dem Stein-Berg; vor andern aber auf dem Tafel- und Teufels-Berg.

Was meine Meynung noch letztens bestärket, ist, daß man allemahl zwey oder drey Tage vorher, ehe die Sud-Ost-Winde blasen, auf dem Löwen-Kopf kleine schwarze Wolken siehet, die selbigen bedecken. Dieses Gewölke, wie ich glaube, bestehet aus den Theilgen, davon ich geredet habe. Regieret der Nord-West-Wind noch, wenn sie ankommen, so werden sie in ihrem Wege aufgehalten; allein niemahlen sehr weit fortgetrieben, biß der Sud-Ost-Wind sich erhebet.

Weiter will ich von dieser Materie nichts erwähnen; ich bitte bloß den geneigten Leser, meine Erklärungen gegen dasjenige zu halten, was die Herren Halley, Scheuchzer, Varenius und andere, im Druck bekannt gemacht haben, als welche Gelehrte die Moussons auf dem Vorgebürge bloß den Gebürgen und der Lage des Landes zuschreiben.

Ende des zweyten Theils.

Beschrei-

Beschreibung
Des Vorgebürges der guten Hofnung.
Dritter Theil.
Von den vierfüßigen Thieren.
Erstes Capitel.
Von dem Löwen, vom Leoparden, vom Panther und vom Tieger.

I. Auf dem Vorgebürge ist eine grosse Menge vierfüßiger Thiere. II. Allgemeine Beschreibung vom Löwen. III. Härte seiner Knochen. IV. Stärke dieses Thieres. V. Anzeigen seines Grimmes. VI. Was man bey Annäherung eines Löwens thun muß, wenn man zu Pferde ist. VII. Herzhafftigkeit und Stärke eines Bürgers vom Vorgebürge. VIII. Vom Fleisch des Löwen. IX. Vom Leoparden, vom Panther und vom Tieger. X. Unterscheid zwischen dem Leoparden und Tieger. XI. Von ihrem Fleische. XII. Grausamkeit dieser Thiere.

I.

Vielleicht ist kein Ort in der Welt, da man so vielerley Thiere findet, als in dem Lande der Hottentotten. Insonderheit finden sich die vierfüßigen in starker Anzahl, und von gar verschiedenen Arten. Ich habe mir also vorgenommen, in einigen Capiteln von ihnen zu reden und dasjenige zu erzehlen, was ich in diesem Stücke angemerket habe. Alle diejenigen, welche die Werke der Natur lieben, und sich auf diese Wissenschafft befleissigen, werden mir meines Erachtens einigen Dank wissen, daß ich mir so viel Mühe gegeben, um ihnen einigen Unterricht hierinnen zu verschaffen. Ich will den Anfang bey dem Löwen machen.

Der Löwe.

II. An gar vielen Orten des Vorgebürges begegnet man diesem trotzigen und fürchterlichen Thiere. Kan man es an einem sichern Orte betrachten, da man seinetwegen ausser Sorgen stehet, so verschaffet sein Anblick ohne Zweifel ein sehr grosses Vergnügen. Man bemerket an allen seinen Gliedmassen Merkmahle seiner Stärke. Die Großmuth, so in seinem ganzen Wesen erscheinet, seine ansehnliche Mähne (Ich rede vom Löwen, denn die Löwin hat keine Mähne) seine lebhafftige und funkelnde Augen, seine erschröckliche Pratzen, sein gesetzter Gang, alles dieses erweckt Verwunderung und Erstaunung, und überweiset uns, daß man ihm mit Recht den Namen eines Königs der Thiere beyleget.

III. Es wäre unnöthig, eine ausführliche Beschreibung hieher zu setzen, es haben solches schon viele Autores vor mir gethan, man siehet auch oft genug Löwen in Europa. Ich will bloß einige besondere Anmerkungen beybringen, die ich von diesem Thiere gemacht habe.

Einige neuere Scribenden behaupten, des Löwen Gebeine seyen nicht so hart, als die Alten vorgegeben.* Diese neuern Scribenten irren sich. Ich habe bemerket, daß die Höhlung in dem Schienbeine dieses Thieres so enge ist, als in einer Taback-Pfeiffe; ja wenn man dieses Bein entzwey bricht, werden die Stücken eben so hart, glatt und veste als Kieselsteine, wenn nemlich vorhero durch die Hitze der Sonnen das inwendige Mark sich in das Bein gezogen hat. An diesem siehet man nicht den geringsten leeren Raum, noch das geringste Löchlein; es giebt auch Feuer, wie ein Kieselstein. Ohne Zweifel rühret die Stärke des Löwens guten Theils von der grossen Härte seiner Knochen her.

IV. Wenn er seinen Raub haschet, wirft er ihn zu Boden, und frisset nichts davon, ehe er ihn völlig getödtet hat, welche Verrichtung er insgemein mit Brüllen begleitet. Zu meiner Zeit warf ein Löw eine Schild-Wache zu Boden, welche vor ihres Officiers Gezelt auf dem Posten stand, er trug sie gar eine zimliche Weite hinweg. Es war im December 1707. Auch erinnere ich mich, daß, zwey Jahre hernach, ein Löwe einen Ochsen von mittelmäßiger Grösse niederriß, und ganz gemächlich auf eine zimlich hohe Mauer trug. Dieses sind Proben von der Stärke dieses Thieres.

V. Wenn ein Löw zornig ist, oder sehr hungerig, straubet er seine Mähne und schüttelt sie, schläget mit dem Schwanz auf seinen Rücken und Lenden. In diesem Falle ist der Tod jedwedem Menschen gewiß, der ihm begeg-

* Aristot. Lib. III. Hist. Anim. Cap. VI. Sect. 102. Plin. Hist. Nat. Lib. X. Cap. 37.

TAB: XXXI. pag. 316.

Bavian pag. 343.

Büffel. pag. 327.

Löwe u: Löwin. pag. 316.

Ichneumon. pag. 341.

Rehbock. pag. 331.

Porcellus Indicus pag. 336.

begegnet; weil er auch gemeiniglich hinter den Büschen auflauert, und man der Bewegung seines Schwanzes nicht allemahl ehender gewahr wird, als wenn man schon allzusehr genahet hat: so fället dann und wann jemand in seine Klauen. Schüttelt aber der Löw seine Mähne nicht, macht auch keine grosse Bewegung mit dem Schwanz, so wird er den Reisenden schwehrlich anfallen.

VI. Sobald ein Pferd oder Ochs dieses Thier siehet oder verspühret, rennet es mit aller Macht davon; trägt das Pferd einen Reuter, so wendet es alle Kräfften an, ihn abzusetzen, weil er es am Lauffen verhindert. Sobald auch ein Reuter eines Löwens gewahr wird, ist das beste, er steige ab und lasse das Pferd lauffen: denn der Löw wird dieses verfolgen und um den Reuter sich nicht bekümmern.

VII. Zwey Europäer, und beherzte Männer, reiseten miteinander über die Heyden auf dem Vorgebürge. Diese fiel ein Löwe unvermuthet an. Er wolte einen mit der Pratzen haschen, aber dieser wich geschicklich aus, fiel über den Löwen her, und hielt ihn vest bey der Mähne; sodann fuhr er ihm mit der Hand in den Rachen, und ergrief seine Zunge: ob auch schon der Löwe alle Gewalt anwendete, sich loszureissen; so ließ er ihn doch nicht fahren, biß ihn der Camerad mit einer Flinte todgeschossen hatte.

VIII. Das Löwen-Fleisch hat einen starken Wildprät-Geschmack und ist nicht übel zu essen. Es hat meines Wissens keine einige üble Eigenschafft. Ich habe oft davon gegessen, aber niemahl das Herz gehabt, von einem solchen Löwen zu kosten, den die Hottentotten mit ihrem vergiffteten Gewehr getödet hatten.

Vom Leoparden, Panther, und Tieger.

IX. Der Leopard, Panther und Tieger, sind Thiere von einerley Natur: also will ich sie hier zusammen nehmen. Ich gebe ihnen den zweyten Rang, weil sie mit dem Löwen grosse Aehnlichkeit haben, sowohl in der Stärke, als Gestalt. Ja einige Naturkündiger glauben, der Leopard käme von einem Löwen und Panther, wiewohl andere vermeynen von einer Löwin und einem Panther. Claudianus sagt von diesen Thieren:

Hi maculis patrem referunt et robore matrem.

X. Der Leopard unterscheidet sich vom Tieger bloß in der Grösse, durch die Gestalt und Farbe seiner Flecken. Der Tieger ist weit grösser, als der Leopard, und seine gelbe Flecken haben dieses besondere, daß sie rund, und rings herum mit schwarzen Haaren besetzet sind; dahingegen des Leoparden Flecken schwarz sind, und nicht rund, sondern ausgeschnitten, wie ein Huf-Eisen.

XI. Das Fleisch vom Tieger oder Leoparden ist sehr weiß, mürb und wohlgeschmackt; ja nach meinem Erachten weit besser, als das zarteteste Kalb-Fleisch; oder, wenn sie noch jung sind, so gut, als Hüner-Fleisch. Ich habe oft mit Lust davon gegessen, und alle Eigenschafften daran befunden, die zu einem guten Fleisch erfordert werden, aber keine einige schlimme. Doch, so nahrhafft und köstlich es seyn mag; wollen doch viele Europäer auf dem Vorgebürge es nicht kosten, weil sie weis nicht was für fürchterliche Begriffe von diesen Thieren im Kopfe haben, die ihnen die Erzehlungen von ihrer Grausamkeit hinein setzen. Man speiset das Fleisch gesotten oder gebraten, und schmeckt es, meiner Meynung nach, auf beederley Weise vortrefflich. Das Fleisch von den Jungen ist so mürbe, als Hüner-Fleisch.

XII. Man muß sich nicht wundern, daß die Einwohner des Vorgebürges vor diesen Thieren sich scheuen: ihre Grausamkeit und ihr Würgen ist was entsetzliches. Sie fressen niemalen von todten Thieren, die sie auf ihrem Wege finden; sondern, was sie fressen wollen, tödten sie selbsten. Haben sie eine grosse Anzahl lebendiger Thiere in ihrer Gewalt, so saugen sie ihnen erstlich das Blut aus, wornach sie gar begierig sind; hören auch nicht auf, zu morden, biß sie den Wanst voll haben. Ich will ein paar Exempel von dieser Thiere Grausamkeit und Würgerey anführen. Ein gewisser, in der Compagnie-Diensten stehender, Heinrich Bauman, wurde eines Tages beym Spazierengehen von einem Tieger überfallen. Dieses sprang ihm an die Gurgel, und suchte das Blut auszusaugen. Allein Baumann behielte, ohnerachtet des Schreckens, soviel Uberlegung, daß er den Tieger beym Kopf erwischte, und sich herzhafft mit ihm überwarf, ja ihn zu Boden brachte, doch ohne ihn loszulassen, sondern er legte sich darüber her, zog ein Messer aus dem Sack und stach es seinem schröcklichen Feind in die Gurgel, der sogleich starb. Unterdessen hatte er im Kampf so viel Wunden empfangen, und so viel Blut vergossen, daß er in langer Zeit nicht völlig geheilet wurde.

Im Jahr 1708. fielen zwey Leoparden, das Männlein und das Weiblein, nebst dreyen Jungen, über eine Heerde Schaafe in ihrem Pfärch, erwürgten mehr als hundert Stück, und saugten das Blut aus. Da sie satt waren, rissen sie eines von den erwürgten Schaafen in drey Theile, für ihre Jungen, die sie beym Eingange gelassen hatten, und brachten sie ihnen; jedwedes nahm auch ein Schaaf mit. Als sie mit dem Raub fortwanderten, wurden sie entdeckt und angegriffen, das Weiblein mit den dreyen Jungen blieb auf dem Platze, das Männlein aber wischte durch.

Vorstellung eines Rhinoceros und Elephanten.

Zweytes Capitel.

Vom Elephanten und Naßhorn.

I. Allerhand Gattungen der Elephanten. II. Die auf dem Vorgebürge sind groß und stark. III. Von ihrer aufgeritzten Haut / und von den Borsten am Schwanze. IV. Von dem Weiblein. V. Ihre Nahrung. VI. Warum sie das Wasser trüb machen / davon sie sauffen. VII. Ihre Behändigkeit. VIII. Shwere ihrer Zähne. IX. Wozu die Hottentotten ihren Mist gebrauchen. X. Feindschafft zwischen dem Elephanten und Naßhorn. XI. Irrthümer der Scribenten / so vom Naßhorn geredet haben. XII. Beschreibung dieses Thieres. XIII. Seine ausserordentliche Stärke. XIV. Wie man seinen Nachstellung entgehet. XV. Sein ordentliches Futter. XVI. Von seinem Fleisch. XVII. Von seiner Haut. XVIII. Sein Horn kan kein Gifft leiden. IX. Von seinem Blut. XX. Dieses Thier möchte wohl der Leviathan seyn / davon die H. Schrift meldet.

I.

Es haben viele Authores von den unterschiedlichen Gattungen der Elephanten weitläfftig gesprochen, welche man in den Theilen der Welt antrift. Man findet in ihren Schriften die Eigenschafften dieser Thiere, und an welchen Orten sie gerne wohnen. Einige lieben die Ebenen, andere suchen die Gebürge, wieder andere wohnen in morastigen Orten; doch alle miteinander lieben warme Gegenden, und kan keine einige Gattung sich leicht an ein kaltes Land gewöhnen. Die Ceylanischen Elephanten sind die schönsten und vernünftigsten (*) in der ganzen Welt ꝛc. (**) Ich will nicht wiederhohlen, was bereits von andern gesagt worden; Ich gedenke nur von den Elephanten auf dem Vorgebürge eine Beschreibung mitzutheilen.

II. Sie

(*) Plinius sagt: Animalium omnium maximum, docile, prudens, clemens, memoria valens. L. VII. c. v. Cicero: Elephanto belluarum nulla prudentior. De Deor. natura. L. I. c. 35.

(**) Unter den Alten haben viele dieses Thier beschrieben. Plin. H. N. L. VIII. c. 1-12. Strab. L. XV. Arist. L. VI. de natura animal. Unter den Neuen siehe Gesnern L. I. H. anim. Franc. H. Anim. Cyprian. Cont. Hist. an. Sturmius Tract. de Elephanto.

II. Sie sind in diesem Lande grösser, als in Ceylan, ja vielleicht grösser, als in Indien selber; Ihre Stärke ist ihrer Grösse gleich. Um eine Probe davon zu machen, spannete man zuweilen einen an ein zimlich grosses Schiff, das zum Calfatern auf den Strand gesetzt war, und dieses zog er allezeit so weit in das Wasser, biß es flott wurde.

III. Ihre Haut ist ohne Haare, braunlicht, voller Runzeln und Ritzen, die sie sich aber ohne Zweiffel im Gebüsche und in den Dornen machen. Ihr Schwanz endiget sich mit einem Büschel Borsten, anderthalben Schuh lang, welche aber weit stärker und dichter sind, als die Schweins-Borsten. Die Europäer auf dem Vorgebürge räumen ihre Pfeiffen damit aus, statt des Drathes.

IV. Das Weiblein ist viel kleiner, als das Männlein. Seine Brüste hängen zwischen den vördern Füssen herab. Wollen sie ihrer Freundlichkeit pflegen, so begeben sie sich, wie ich von glaubwürdigen Leuten vernommen, aber nicht selber gesehen habe, an ein abgelegen Ort, und bleiben da, biß zur Empfängniß; sodann kehren sie wieder nach ihrem gewöhnlichen Wohn-Platze, und das Weiblein lässet das Männlein nicht wieder zu sich, als einige Zeit hernach, wenn es geworfen hat. Es träget zwey Jahre. Einige Authores geben vor, die Elephanten gatteten sich, wie die Menschen, sie suchten sich auch bey dieser Gelegenheit zu verbergen, mit eben der Sorgfalt, als ein schamhafftiger Mensch thun könnte. Ich kan nicht sagen, ob dieses wahr ist. Alles, was ich gewiß weiß, bestehet darinnen, daß die Elephanten nicht im Stehen schlaffen, wie einige Authores schreiben. Ich habe gar oft und gar deutlich die Merkmahle auf der Erde gesehen, die sie mit ihrem Leibe im Schlaffen eingedrucket hatten.

V. Ihr ordentlich Futter ist Gras, Heyde-Kraut, Wurzeln und Aeste vom Gesträuche, wenn sie noch zart sind. Zuweilen lauffen sie in die Getrayd-Felder der Colonien, und richten grosse Verwüstung an. Wiewohl sie viel fressen, so ist doch dieses das wenigste; Sie tretten noch mehr mit ihren anderthalb Schuh-breiten plumpen Füssen zu schanden. Diese Einfälle nehmen sie gemeiniglich im August und September für; und sagt man, sie wollten sich mit dem Getrayde purgiren. Man bewachet es auch fleißig in dieser Zeit, und an solchen Orten, dahin sie sonsten zu kommen pflegen. Man zündet rings herum Feuer an. Nichts destoweniger wagen sich bißweilen einige in die Felder; sie werden aber öfters getödet. Denn auf dem Vorgebürge hat jedermann die Freyheit so viel wilde Thiere zu erlegen, als er kan.

VI. Wollen die Elephanten trinken, so trüben sie vorhero das Wasser. Einige glaubten, sie möchten ihre eigene heßliche Gestalt nicht ansehen. Meines Orts halte ich es für einen Antrieb der Natur, die sie lehret, auf diese Weise

se der Unverdaulichkeit vorzubeugen. Man bemerket eben dieses an der Gans, an den Nacht-Eulen (Ducs) und andern Vögeln, welche kleine Steine verschlucken, und gar oft Sand oder Kies unter ihr Trink-Wasser mischen.

VII. Aus der Grösse und Schwere der Elephanten auf dem Vorgebürge darf man nicht schliessen, als ob sie langsam wären. Ein wohlberittener Reuter würde ihnen mit Mühe folgen. Wenn man sie gehen siehet, muß man sich über den Weg verwundern, den sie machen.

VIII. Die Zähne der Vorgebürgischen Elephanten sind sehr groß, und wägen sechzig biß hundert und zwanzig Pfund. Ihr Fleisch ist sehr grob und ungeschmackt, wird also von den Europäern nur im Nothfalle geessen.

IX. Der Elephanten-Mist taugt nicht zur Besserung der Felder, weil sie allerley Kräuter und Wurzeln in Menge fressen, und der Saame davon in ihrem weiten Magen nicht verdauet wird, so wachsen viele Kräuter und Pflanzen aus ihrem Miste. Haben die Hottentotten keinen Taback, so rauchen sie selbigen; man muß auch gestehen, daß er am Geruche und am Geschmacke dieser Pflanze sehr nahe kommt, gleichwie ich selbsten eines Tages die Probe gemacht habe, da ich mit einigen Hottentotten reisete.

Vom Nashorn.

X. Weil zwischen dem Elephanten und Nashorn sich viele Aehnlichkeit findet, so wird mir erlaubet seyn diese beede Tod-Feinde in ein Capitel zu bringen. So bald sie einander begegnen, laufft das Nashorn mit grossem Grimm auf den Elephanten los, welcher sich zu schwach vermerket, und die Flucht giebt, so bald er es wahrnimmt. Wird er aber überfallen, so schlitzet ihm das Nashorn mit seinem Horne den Bauch auf; sein Eingeweide fällt aus der grossen Wunde, und er stirbt. (*)

XI. Die Authores so vom Nashorn geschrieben, erzehlen solche verschiedene Sachen, daß man nicht weis, ob sie von einerley Thiere reden. So wenig sie untereinander selber übereinstimmen, so wenig Wahrheit ist auch in ihren Beschreibungen, sowohl was die Gestalt, als was die Grösse und Farbe des Thieres anbetrift. Wenigstens stimmen sie schlecht überein mit den Nashörnern auf dem Vorgebürge.

XII. Das Nashorn auf dem Vorgebürge hat eine dunkel-braune Haut, die ins Schwarze fället. Sie ist glatt, ohne Haare, voller Schrammen und Ritzen, wie bey den Elephanten; aber so hart und dick, daß man sie mit dem

(*) Plin L. 8. c. 20. Solin. c. 43. Plinius sagt: Rhinoceros genitus hostis Elephanto, cornu ad saxa limato præparat se pugnæ, in dimicatione alvum maxime petens, quam scit suis ictibus perviam esse.

spitzigsten Messer kaum durchstechen kan. Die Mahler stellen es vor, als wenn es allenthalben mit Schuppen gewaffnet wäre. Dergleichen hat es nicht; sondern es ist mit so vielen Ritzen und Narben überzogen, die einander Creutzweise durchschneiden, daß es von fernen schuppicht scheinet.

Sein Rüssel siehet einem Schweins-Rüssel ähnlich, doch laufft er ein wenig spitziger zu. Auf seiner Nase stehet ein schwarzes oder dunkel-graues Horn, welches, dem Vermuthen nach, wegen des stetigen Gebrauches etwas abgeschliffen, auch sonsten gegen den Kopf zurücke gebogen ist, also, daß es einer Pflug-Säge nicht unähnlich siehet. Seine Grösse ist unterschiedlich nach dem Alter des Thieres; doch übertrift sie niemahlen zwey Schuhe. Noch ein ander Horn stehet auf der Stirn, in gerader Linie mit jenem. Dieses ist gelb, und bey einem jungen Nashorne ohngefähr einer Hand-breit lang, bey einem alten auf das höchste sechs Zolle. Es hat die Gestalt einer Trink-Schaale, die in der Mitten entzwey geschnitten. Die Höhlung ist gegen den Kopf gewendet, den es, wie eine runde Haube, bedecket. Dieses Horn verhindert, daß das andere auf der Nase nicht so grosses Unheil anrichtet, als es ausser dem thun könnte. Die Ohren des Thieres sind klein, und seine Beine kürzer, als des Elephanten.

XIII. Die Augen sind sehr klein. Es kan nicht anderst, als gerade vorwärts sehen: wenn es also gehet, oder seinen Raub verfoget, so bleibt es immer in gerader Linie, wirfft, stösset und durchbricht alles, was es antrift: da sind weder Sträuche, noch Bäume, noch Dornhecken, noch grosse Steine, die es zum Zurückekehren bewegen könnten. Mit dem Horn auf der Nase reisset es die Bäume zusamt der Wurzel aus, hebt die Steine, die ihm hinderlich fallen, weg, und wirfft sie mit grossem Gepraffel weit hinter sich; mit einem Worte, es leget alles zu Boden, was es anzupacken vermag. Wenn es nichts im Zorn antreffen kan, so wühlet es Erde aus, und wirfft eine grosse Menge mit Ungestümm in die Höhe. Es grunzet wie ein Schwein, dahero kan man seine Stimme nicht weit hören, aber wenn es seinen Raub verfolget, vernimmt man seine Ankunft auf eine grosse Weite durch das Gepraffel, so es durch Zerbrechung der Bäume und das Wegwerfen grosser Steine verursachet.

XIV. Selten greifft es Menschen an, wenn man es nicht beleidiget, oder wenn der Mensch nicht einen rothen Rock anhat. In diesen beeden Fällen geräth es in die Wuth, und wirft alles zu Boden. Wenn es einen Menschen anfället, ergreifft es ihn in der Mitten, und wirft ihn mit solcher Gewalt über seinen Kopf weg, daß er sich zu tode fället. Hernach beleckt es ihn; und ist seine Zunge so rauh und hart, daß sie alles Fleisch wegnimmt. Dergleichen thut es auch mit andern getödteten Thieren.

XV. Sie-

XV. Siehet man es ankommen, so kan man ihm leicht ausweichen, wenn es auch noch so sehr tobet. Zwar ist es sehr geschwind, daß man es auch mit dem allerschnellesten Pferde nicht einhohlen kan; aber es kan sich gar schwer umwenden. Uber dem siehet es, schon erwähnter massen, nur gerade vor sich: also darf man es nur auf neun biß zehen Schritte anrücken lassen, und hernach etwas auf die Seite tretten; alsdenn siehet es niemand mehr, und kan den Menschen gar schwer wieder finden. Dieses habe ich selbsten erfahren: Es ist mir ein dergleichen Thier öfter, als einmahl, in der grösten Wuth aufgestossen.

XVI. Dieses Thier ernähret sich nicht mit Grase; es sind ihm die Dornen, das Gesträusse und der Genster lieber. Doch ist ihm nichts angenehmer, als ein gewisser Strauch, der dem Wachholder sehr ähnlich siehet, aber nicht so gut riecht, auch keine so spitzige Nadeln hat. Die Europäer auf dem Vorgebürge nennen ihn den Nashorn-Strauch. Die Haiden stehen voll davon; auch siehet man viele auf dem Tieger-Berge und an dem Muschel-Bank-Fluß. Die Einwohner dieser Orten hauen sie ab zum Brennen.

XVII. Das Fleisch vom Nashorn, davon ich oft mit Lust gegessen habe, ist nicht so voller Sehnen, wie einige Authores vorgeben, jedoch zimlich grob, und erfordert gute Zähne.

XVIII. Man gebrauchet in der Arzney seine Haut, sein Horn und sein Blut. Ein Gelehrter Teutscher, der in dem Chymischen Laboratorio der Compagnie zu Batavia arbeitete, hat mich versichert, er habe aus der Haut des Thieres ein Salz gezogen, damit er ansehnliche Curen verrichtet. Er gieng nach Europa, als ich noch auf dem Vorgebürge war, und nahm, seinem Versichern nach, einen guten Vorrath von dieser Arzney mit, in der Zuversicht seinem Vatterland grossen Nutzen, und sich selber einen guten Namen, dadurch zu verschaffen.

XIX. Das Horn von diesem Thiere kan die Berührung vom Gifte nicht leiden. Die Probe habe ich oft mit Augen gesehen. Viele Leute auf dem Vorgebürge haben Trank-Geschirre von diesem Horn, welche man sauber in Gold oder Silber fasset. Giesset man Wein hinein, so fänget der Wein den Augenblick an zu gähren und aufzukochen: ist er nun vergifftet, so zerspringet das Geschirr. Eben dieses geschiehet auch, wenn man das Gifft nur allein ohne Wein hinein schüttet. Diese Sache ist bekannt, und von tausend Personen gesehen worden; nichts destoweniger verneinen einige Authores diese Tugend des Horns.

Die Drechsler, welche die Geschirre ausdrehen, sammeln die Späne gar fleißig, und stellen sie denen Eigenthümern zu, weil sie in Convulsionen, Ohnmächten und vielen andern Zufällen treffliche Hülfe leisten.

Das Blut von diesem Thiere wird auf dem Vorgebürge ebenfalls hochgehalten. Können es die Europäer frisch haben, so giessen sie es in einen Darm vom Nashorn, hängen es also an die Sonne, und lassen es trücknen. Es hilft gut wider Verrenkungen, Zersprengung der Adern, und heilet die innerlichen Schäden. Man nimmt es in einer Schaale Wein, Thee oder Caffe.

XX. Alles, was ich von dem Nashorn bißhero angeführet habe, beweiset, daß die Meynung einiger Gelehrten nicht gänzlich ungegründet sey, welche dieses Thier für den Leviathan halten, davon die Schrift redet. Man sehe, was hievon zu lesen im vierten Buch Mosis XXIV. 8. im fünften Buche XXXIII. 17. im Buche Hiob XXXIX. 12—15.

Drittes Capitel.

Von den Pferden, vom Pöphago, vom Esel, vom Büffel und vom See-Pferde.

I. Warum die Europäer nicht die wilden Pferde auf dem Vorgebürge zähmen. II. Sie haben viele Persische Pferde. III. Farbe dieser Pferde. IV. Beschreibung des Pöphagi. V. Der auf dem Vorgebürge hat eine Mähne. VI. Von den Eseln auf dem Vorgebürge. VII. Von den wilden Eseln. VIII. Ihre Beschreibung. IX. Wie hoch man sie hält. X. Man kan keinen zahm machen. XI. Beschreibung des Büffel-Ochsens auf dem Vorgebürge. XII. Würkungen seiner Wuth. XIII. Vom See-Pferde, oder Hippopotamo. XIV. Wo dieses Thier sich aufhält. XV. Seine Beschreibung. XVI. Von seiner Haut. XVII. Von seinen Zähnen. XVIII. Von seinem Fleisch und Fett. XIX. Der Verfasser hält ihm für den Behemoth, davon die heilige Schrift redet.

Von den Pferden.

I.

Man siehet zuweilen in den Gegenden des Vorgebürges wilde Pferde; allein man hat niemahlen welche in den Colonien gezogen; ja ich habe niemahlen sagen hören, daß man eines gefangen und gezähmet hätte. Unterdessen halte ich es für möglich, und glaube, sie wären eben

so

so gut, als andere Pferde, zu gebrauchen. Weil aber die Einwohner schon zur Genüge damit versehen sind, so geben sie sich die Mühe nicht. Vielleicht wäre es geschehen, wenn man gleich Anfangs etwas von ihnen gewust hätte; allein man sahe sie erst, da man schon aus Persien mit Pferden genugsam versehen gewesen.

II. Heutiges Tages sind die Persischen Pferde so gemein auf dem Vorgebürge, und haben sich dermassen stark vermehret, daß fast niemand etwas dafür geben will. Im Jahr 1712. wurden Pferde verkaufft, wobey ich gegenwärtig gewesen: da ich drey schöne und starke ein- biß dreyjährige Füllen, für achtzehen Schillinge geben sehen, welches etwas mehr, als einen Ducaten, beträget. Einige Bürger haben dreyßig, vierzig, funfzig dergleichen Pferde; ja einige gar zwey biß dreyhundert.

III. Die Persischen Pferde sind gemeiniglich nicht hoch, und Castanienbraun. Selten siehet man Rappen oder Schimmel. Man füttert sie mit Grase und Gerste, weil der Haber, vorhin angeführter Ursachen wegen, nicht wachsen kan.

Der Pöphagus.

IV. Man lieset im Aeliano, Cypriano und Forero (*) die Beschreibung von einem Thiere, das diese Authores Pöphagus nennen. Es soll um die Helfte grösser, als ein Pferd, seyn, einen langen Schweiff, und über die ganze Haut zarte und veste Haare haben. Zumahlen soll der Schweiff es besonders zieren.

Ich habe auf dem Vorgebürge bey dem Herrn Hauptmann Olofberg das Gemählde eines Thieres gesehen, welches mit der Beschreibung der angeführten Scribenten vom Pöphago vollkommen überein kam. Der Hauptmann sagte mir, er habe auf einer Reise unter die Hottentotten, auf eine grosse Weite vom Vorgebürge, ein Thier angetroffen, das dem Gemählde ähnlich gewesen. Weil er dergleichen niemahlen gesehen, noch davon hatte reden hören: so betrachtete er seine Grösse, Gestalt ꝛc. ganz genau, und bey seiner Heimkunft lies er es abzeichnen, so gut es ihm möglich fiel.

V. Ubrigens stellet das Gemählde das Thier etwas kleiner für, als der Pöphagus nach dem Berichte obiger Authoren seyn soll: Es giebt ihm eine Mähne, wie ein Pferd hat, von welcher jene nichts gedenken; es schildert auch seinen Leib also, daß er fast einem Ochsen ähnlich kommt. Ich habe von keiner andern Person, als von besagtem Hauptmanne, die geringste Erläuterung

(*) Ælian. Hist. Anim. Lib. XI. Cap. 11. Cyprian. Continuatio Hist. anim. Francii. pag. 579. des Foreri Werk ist teutsch heraus, und handelt von Thieren. Ælianus sagt in angeführter Stelle, der Poephagus werde nur in Indien gefunden.

einziehen können, auch niemand gesprochen, der ein gleiches Thier im Hottentotten-Lande gesehen hätte.

Der Wald-Esel.

VI. Auf dem Vorgebürge sind zweyerley Thiere, welche die Einwohner mit dem Esels-Namen belegen. Das eine ist von den Holländern aus Angola, Loando, St. Paulo, Ceylan, und den Insuln des grünen Vorgebürges hergebracht worden, und auf dem Cap unter dem Namen des Ceylanischen Esels bekannt. Es ist von denen in Europa ganz gemeinen gar nicht unterschieden, und nur um Maul-Esel zu ziehen auf das Vorgebürge gebracht worden, welche dann auch den unserigen vollkommen ähnlich sehen.

VII. Die andere Esels-Art ist dem Vorgebürge eigen: man nennet diese Thiere, Wald-Esel; allein der Name schickt sich gar schlecht. Denn der wilde Esel, den die Lateiner Onager nennen, ist groß, wohl gemacht, schön uud voll Munterkeit. Er siehet den ordentlichen Eseln im geringsten nicht ähnlich, ausgenommen an den langen Ohren, übrigens giebt er dem schönsten Pferd „nichts nach. Ludolf sagt von ihm: „Unglückliches Thier! das, ohnerachtet „seiner schönen Farben, in Europa den Esels-Namen tragen muß! wenn es „ja seine Ohren schänden, so könnte man sie ja abstutzen, wie die Roßkämme „in Teutschland zu thun pflegen. (*)

VIII. Ich will den Africanischen wilden Esel so genau abschildern, als mir möglich fället. Denn den einigen Philostorgum ausgenommen, welcher dieses Thier noch dazu nicht recht kannte, weis ich keinen einigen Autorem, dessen Beschreibung etwas gelten könnte.

Der Wald-Esel auf dem Vorgebürge ist eines von den schönsten Thieren, welche ich jemahlen gesehen habe. Seine Grösse ist, wie bey einem ordentlichen Reit-Pferde. Seine Beine sind geschlank und wohlgestaltet, sein Haar glatt und zart. Von der Mähne biß an den Schweiff gehet mitten über den Rücken ein schwarzer Streiff, aus welchem von beeden Seiten wiederum eine grosse Menge allerhand-färbichter Streiffen auslauffen, welche unten am Bauche zusammen stossen, und lauter Ringe oder Circul formiren: einige sind weiß, die andern gelb, andere Castanien-farb; und diese Farben verlieren sich ineinander, und fallen auf das angenehmste ins Gesicht. An den Schenkeln und Füssen lauffen die Streiffen nicht nach der Länge, sondern gehen rings herum, biß an die Hufe hinab; der Kopf und die Ohren sind gleichfalls mit kleinen Streiffen, von eben solchen Farben, gezieret. An der Mähne und am Schweiff

(* Ludolf Comment. ad Hist. Æthiop. p. 150. n 79. Infortunatum animal, quod, tam pulchris coloribus præditum, Asini nomen in Europa ferre cogatur! Aures certe, quibus dehonestatur, abscindi possunt, quod in Germania faciunt equis.

TAB: XXXIII, *pag. 226.*

Zecoa oder Africaniſcher *Wald Eſel.*

Schweiff sind die Farben meist weiß, Castanien-farbe oder braun; gelb erscheinet am wenigsten.

IX. Dieses Thier ist so geschwinde, daß ihm kein einiges Pferd in der Welt hierinnen mag verglichen werden. Es erfordert auch viele Mühe, biß man eines fänget; und sodann wird es gar theuer. Der P. Tellez sagt, (*) der grosse Mogul habe zwey tausend Ducaten für eines bezahlet. Nauendorf berichtet, als ein Abyßinischer Gesandter dem General-Gouverneur zu Batavia ein Geschenke mit einem gemacht, habe es dieser dem Japanischen Kayser zugeschickt, (**) welcher der Compagnie dagegen an Silber und Röcken bey hundert und sechzig tausend Thaler am Wehrte verehrt.

X. Ich habe oft dergleichen Thiere Heerden-weise gesehen. Der P. Tellez, Thevenot und andere wollen zahme gesehen haben; allein ich habe niemahlen gehöret, daß man auf dem Vorgebürge nur ein einiges hätte zähmen können. Viele Europäer haben alle ihre Geschicklichkeit und Gedult daran gestreckt, um es so weit zu bringen: sie haben es auf alle mögliche Weise versucht, sowohl bey Jungen, als bey Alten; aber alle ihre Mühe war vergeblich. Man kan ihnen die herrschende Begierde zur Freyheit nicht benehmen.

Vom Büffel-Ochsen.

XI. Die Lateiner nennen dieses Thier Bubalus, und die Hottentotten Gu'~ Arohó. Man findet sie in Menge auf dem Vorgebürge. Sie sind grösser, als die Teutschen und Ungarischen Ochsen, und niemahlen schwarz, wie in Italien, sondern dunkel-roth, fast als ob sie mit einer Nuß-Farbe angestrichen wären. Uber der Stirn hänget ein Büschel krauses und hartes Haar. Ihr ganzer Leib ist wohl gestaltet. Den Kopf tragen sie merklich in die Höhe. Ihre Hörner sind sehr klein, und gegen den Hals zurück gebogen; die Spitzen krümmen sich einwärts, und stossen fast zusammen. Ihre Haut ist so hart und dick, daß man das Thier schwerlich anderst, als mit einem guten Rohr, erlegen kan. Ihr Fleisch ist weder so fett, noch so mürb, als unser ordentlich Ochsen-Fleisch.

XII. Der Büffel auf dem Vorgebürge geräth bey Erblickung eines rothen Kleides in Wuth, ingleichen wenn er einen Flinten-Schuß nahe bey sich höret. In solchen Fällen brüllet er entsetzlich, scharret mit dem Fuß, wirft die Erde auf, und rennet voller Grimm auf den Schützen oder Roth-Rock los. Keine Hinderniß vermag ihn abzuhalten, weder Feuer noch Wasser; nichts, als eine Wand, oder etwas dergleichen.

Als

(*) Tellezius Lib. I. Cap. 14. p. 3.

(**) Ludolf loc. cit.

Als einesmahlen etliche Europäer auf der Büffel-Jagd waren, trieben sie einen biß an einen Teich, dergleichen die Holländer einen Waterplatz nennen. Diesen Namen giebt man denen Orten der Tafel-Bay, wo die Schiffe vor Anker lègen. Da der Büffel sich so in der Enge, und diese Hinderniß vor Augen sahe, kehrte er sich auf einmahl um, und rennete auf einen rothgekleideten Jäger los. Dieses war ein junger hurtiger Mensch, welcher aus allen Kräften biß an das Ufer des Wassers lief. Der Büffel war hinten drein, und gieng ihm so zu Leibe, daß er ins Wasser springen muste, und, weil er gut schwimmen kunnte, sich so geschwind vom Lande entfernete, als ihm möglich war. Das Thier sprang auch hinein, und wollte ihn indem erreichen, als der junge Mensch, um sein Leben zu retten, untertauchte. Da ihn der Lchs also aus dem Gesichte verlohr, schwamm er fort nach dem andern Ufer, drey Meilen weit davon; würde es auch ohne Zweifel erlanget haben, wenn nicht ein Schiff, das im Hafen lag, ihn aufgehalten hätte. Die Matrosen schossen ihn, zogen ihn an Bord, und machten sich bey seinem Fleisch lustig. Die Haut wurde dem Gouverneur geschickt, der sie gerben, aber die Haare stehen, und sodann mit Heu und Stroh ausstopfen lies, wornach er sie zu seinen übrigen gleichmäßigen Seltenheiten stellte.

Vom See-Pferde oder Hippopotamo.

XIII. Dieses Thier hat verschiedene Namen von verschiedenen Authoren erhalten. In unserer Sprache heisset es See-Pferd, und auf Griechisch Hippopotamus, von dem Wort Hippos Pferd, und Potamos Fluß; woraus wir See-Pferd gemacht.

XIV. Der Beyname von der See will nicht dieses anzeigen, als ob es eine Fisch-Art wäre, noch allezeit in der See lebete: Es sucht seine Nahrung auf dem Lande; und in der See oder in einem Fluß, bloß seine Sicherheit. Sein ordentliches Futter ist Gras: So bald es Hunger spühret, steigt es aus dem Wasser, worinnen es allemahl ganz ausgestreckt liegt. Wenn es den Kopf aus dem Wasser reckt, so siehet es genau gegen alle Seiten des Ufers, ob keine Gefahr vorhanden seye? Es riecht einen Menschen sehr weit. Merket es etwas, so tauchet es geschwinde wieder unter, und bleibet wohl drey Stunden lang, ohne sich zu regen, also, daß der Jäger auf dem Anstand grosse Gedult haben muß, biß es zum zweytenmahle den Kopf in die Höhe reckt. Er muß auch zum Schuß bereit seyn, so bald es sich zeiget: denn wenn er nicht ehe schiesset, als biß das Thier den Kopf auf seine Seite drehet, so riecht es ihn, und macht sich augenblicklich unsichtbar. Hat man es im Wasser getödet, so merkt man am Blut, wo man es suchen muß; hernach ziehet man es durch Hülfe eines Kahns, einiger Hacken und Seile an Bord,

streif-

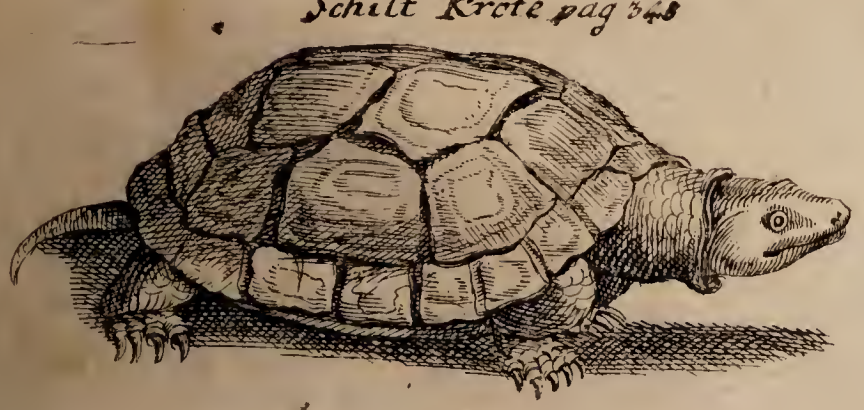
TAB. XXXIV. *pag. 328.*

Seepferd. p. 328.

Schaaf p. 336.

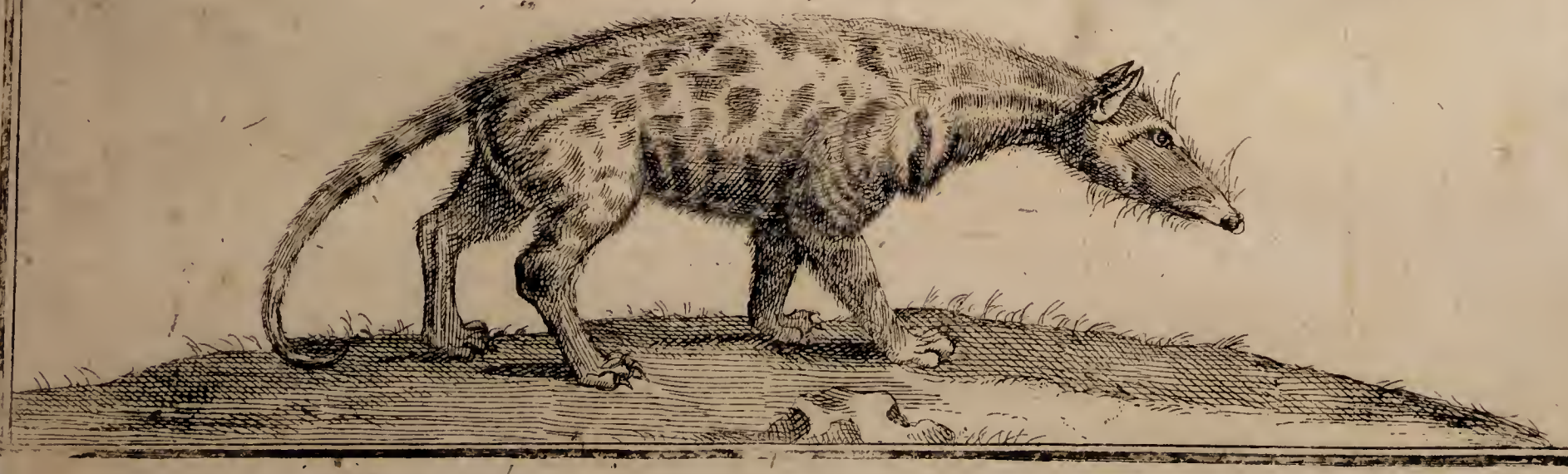
Stachel-Schwein. pag. 337.

Schilt Kröte pag 348



Tieger Wolff pag 348.

Bisamkatze. pag. 340.



streiffet ihm die Haut ab, nimmt das Eingeweyde heraus, ladet es auf einen Wagen, und führet es heim. Gemeiniglich wieget das Thier fünf und zwanzig biß dreyßig Centner.

XV. Thevenot (*) hat uns eine wohlausgearbeitete Beschreibung von dem See-Pferde mitgetheilet, dann ich wüste keinen andern Authorem, der so genau davon geredet hätte. Hingegen fähret der P. Tachard (**) so kurz darüber hin, daß es fast eben so viel ist, als ob er gänzlich geschwiegen hätte. Diesem Mangel will ich abhelfen.

Das See-Pferd siehet dem Nashorn sowohl an Schwere und Länge des Leibes, als an der schwarz-braunen Farbe, gleich; nur hat es etwas kürzere Füsse. Sein Kopf gleichet mehr eines Pferdes, als sonst eines andern Thieres Kopf, wie der P. Tellez (***) ebenfalls erwähnet; daher hat es auch den Namen. Sein Maul ist grösser, als bey einem Pferde, und hierinnen kommt es dem Ochsen näher; hingegen sind die Augen und Ohren, gegen den Cörper zu rechnen, viel zu klein; seine Nasenlöcher aber sind sehr weit. Sie füllen sich mit Wasser, welches das Thier ausschnaubet, wenn es vom Grunde des Meeres, oder des Flusses, worinnen es lag, empor steiget. Seine Beine sind kurz, dick, und zwar unten eben so sehr, als oben. Seine Fuß-Klauen sind nicht durchaus gespalten, wie am Ochsen, sondern am Ende in vier Theile abgesondert, und jedweder Theil ist Schnecken-weise geringelt. Sein Schwanz ist kurz, wie beym Elephanten, und mit etwas weniges von kurzen Haaren bewachsen, dergleichen es sonsten gar keine hat.

Die Brüste des Weibleins hängen zwischen den Hinter-Füssen, wie bey den Kühen; sind aber, gegen den gewaltigen Cörper zu rechnen, ganz klein, sowohl als die Warzen. Ich habe offt das Weiblein sehen seine Jungen saugen, welche schon die Grösse von Schaafen hatten.

Einige geben vor, diese Thiere wären Zwitter, und verrichteten zuweilen das Amt des Männleins, zuweilen des Weibleins. Ich weis nicht, aus was für Ursachen sie auf diesen Einfall gerathen sind. Ich habe niemahlen etwas an diesem Thiere gesehen, das dieser Meynung nur im geringsten zu gute kommen möchte. Zwar habe ich niemahlen ein Männlein gesehen, noch gehöret, daß eines wäre geschossen worden; Allein die Schützen bekümmern sich gemeiniglich um nichts, als um den Speck dieses Thieres.

(*) Ost-Indische Reise P. I. Lib. II. Cap. 72.
(**) Voyage de Siam Lib. I. p. 106.
(***) Tellez Lib. I. Cap. VIII.

XVI. Das Fell vom Meer-Pferde übertrifft die Dicke eines Daumes, und ist noch ohne dieses so hart, daß man das Thier schwer tödten kan, auch so gar mit einer Kugel. Die Europäer auf dem Vorgebürge zielen allemahl nach dem Kopfe: denn weil die Haut daselbsten ausgespannet ist, und auf Beinen lieget, kan man sie leichter durchbohren. Selten bringen sie dem Thiere einen tödtlichen Schuß an andern Orten bey.

XVII. An dem See-Pferde sind die Zähne das merkwürdigste. Aus dem untern Kinnbacken ragen vier sehr dicke Zähne zimlich weit zum Rachen herfür. Auf jedweder Seite stechen zwey, ein gebogener und ein gerader. Sie sind ohngefähr so dick, als ein Ochsen-Horn, anderthalb Fuß lang, und und wiegen, jedweder, bey zehen Pfunden. Ihre treffliche, glänzende Weisse hat dieses besondere, daß sie niemahlen sich verändert: dahingegen das alte Helfenbein eine gelbe Farbe annimmt. Man hält sie auch höher, als die Elephanten-Zähne.

XVIII. Das Fleisch von diesem Thiere ist ein sehr köstliches Essen, es mag gesotten oder gebraten werden, man schätzet es auf dem Vorgebürge so hoch, daß das Pfund zwölf biß funzehen Stüver kostet. Man kan niemand was angenehmers schenken. Das Fett kostet soviel, als das Fleisch: es ist sehr süsse, und gar gesund. Man gebraucht es statt Butter zum Pudding, auf Englische oder Holländische Manier, wie auch zu andern Speisen. Einige streichen es auf Brod, und essen es auf diese Weise. Man hält es für ein trefflich Mittel gegen die allzuvielen Feuchtigkeiten, die sich im Leibe anhäuffen.

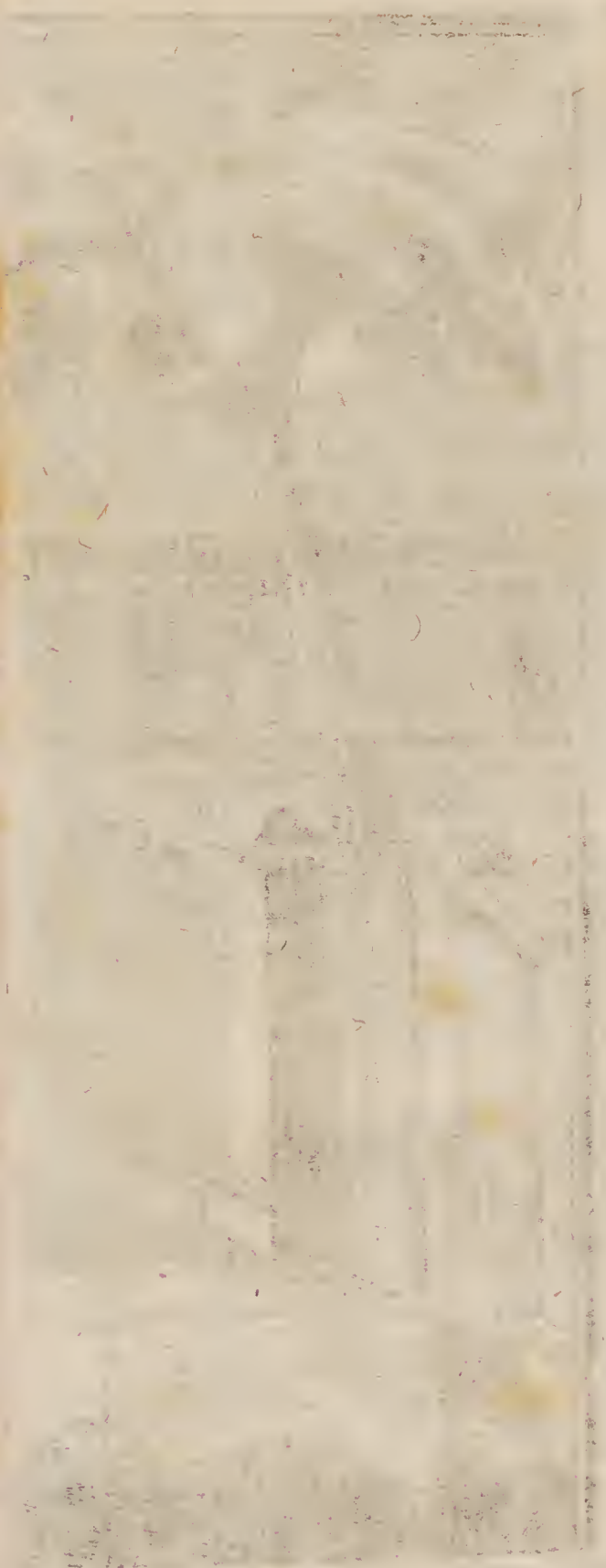
XIX. Einige berühmte Autores, als Pfeiffer (*) und Franzius, (**) glauben, es seye der Elephant der Behemoth, davon beym Hiob am XL. Cap. im 10. und folgenden Versen geredet wird. Allein andere sehr berühmte, als Bochart (***) und Ludolf, (****) glauben das See-Pferd aus der Beschreibung zu erkennen, die der heilige Mann giebt; und nach meinem Verstande ist diese Meinung auch die wahrscheinlichste.

Vier-

(*) Dub. vexat. Cent. II. Loc. 44. p. 592.
(**) Francius Hist. Anim. p. 24.
(***) Hierozoïc. Part. II. Lib. V. Cap. 15.
(****) Comment. ad Hist. Æthiop. num. 85.

TAB: XXXV. *pag. 331.*

wie die Elend Thier *in* Africa *gefangen werden.*



Viertes Capitel.

Von dem Elend-Thier, vom Reh-Bock, und von verschiedenen Ziegen-Arten, von der Gemse und vom Hirschen.

I. Beschreibung des Elend-Thieres. II. Wo dieses Thier sich aufhält. III. Fallen, die man ihm legt. IV. Vom Rehe-Bock. V. Allerley Arten von Ziegen. VI. Zahme Ziegen. VII. Blaue Ziegen. VIII. Fleckigte Ziegen. IX. Graue Ziegen. X. Von den unbenannten Ziegen. XI. Von ihrem Fleisch. XII. Von der Tuck-Ziege. XIII. Von der Gems. XIV. Ziegen aus Congo. XV. Von dem Gems-Bock. XVI. Gemsen-Bock, der vielmehr einem Murmelthier ähnlich siehet. XVII. Von den Hirschen.

I.

Das Africanische Elend-Thier ist grösser, als das Europäische oder Americanische. Seine ordentliche Höhe ist von fünf Schuhen. Sein Kopf, welcher gar schön, gleichet einem Hirsch-Kopf, ist aber klein, und, gegen den Leib zu rechnen, viel zu subtil. Seine Hörner sind etwann eines Fusses lang, nahe am Kompf höckerigt, aber gegen das Ende gerade, glatt und spitzig. Sein Hals ist geschlank und schön. Der obere Kinnbacken etwas grösser, als der untere. Seine Beine sind geschlank, dünne und lang. Der Schwanz hat etwa einen Fuß in die Länge. Der ganze Leib ist mit weichen, glatten, aschfarbigten Haaren überzogen. Sein Fleisch schmeckt fast, wie recht gutes Rindfleisch, man isset es gebratten oder gesotten, es ist gut zu geniessen, man mag es zubereiten, wie man will. Ein Africanisches Elend wiegt ungefehr vier Centner.

II. Diese Thiere halten sich gewöhnlich auf hohen Bergen auf, da sie an bedeckten Orten gute Weyde und Wasser suchen. Es ist unnöthig, etwas von ihrer Behändigkeit zu erwähnen, ingleichen daß sie sehr geschwinde über die steileste Felsen klettern, und im Gehen die Füsse nahe beysammen halten. Zuweilen kommen sie in die Thäler, da man sie leichtlich tödten kan.

III. Die Elend-Thiere bemühen sich oft, in die Gärten der Colonisten zu kommen. Diesem Einfall vorzubauen, leget man Fallen an den Orten, wo man selbigen am meisten befürchtet. Diese werden auf folgende Weise gemacht. Fast alle Gärten auf dem Vorgebürge sind mit einem Graben um-

geben, über welchen man, vermittelst eines gelegten Brets oder einer kleinen Brücke, in den Garten gehet. An einen von den äussern Ecken dieser Brücke steckt man einen starken und beugsamen Baum-Ast mit dem dicken Ende in die Erde, und bindet an das andere schwächere Ende einen langen Strick, durch dessen Hülfe man das schwächere Ende des Astes herunter beuget, damit er desto grössere Gewalt im Zuruckschnellen habe. Den Strick bevestiget man hernach an dem andern Ecke der Brücke, doch so, daß er losfähret, wenn man nur ein wenig daran rühret. An das übrige Trumm schlinget man eine Schleiffe, und leget sie hübsch auseinander gebreitet vornen an die Brücke, unter den Bogen, den der herab gekrümmte Ast machet. Wenn nun das Elendthier an einen Garten kommt, und nirgend einen Eingang findet, als über die Brücke, so will es sich darüber wagen, und gehet unter den Bogen; da setzet es den Fuß in die Schlinge und rühret an den Strick, der sogleich losfähret; der Ast schnellet, vermöge seines natürlichen Triebes, in die Höhe, und ziehet das Elendthier mit empor an dem umgeschlungenen Fusse. Zappelt es stark, und zerbricht den Ast, so fället es gemeiniglich in den Graben: sonsten laufft es zwar mit dem Stricke und dem abgebrochenen Stück vom Aste davon, allein man fängt es leicht wieder.

Der Reh-Bock.

IV. Die Reh-Böcke, welche die Natur-Kündiger Capreolus oder Dorcas nennen, sind auf dem Vorgebürge nichts unterschieden von den Europäischen. Es wäre also unnöthig, etwas davon zu melden.

Von den Ziegen.

V. In den Vorgebürgischen Gegenden finden sich mancherley Arten von Ziegen. Die erste Art nennet man zahme Ziegen; die zweyte, blaue Ziegen; die dritte, fleckigte; die vierte graue Ziegen; die fünfte hat keinen besondern Namen, ich will sie aber die wilden Ziegen heissen; die sechste Art ist die Tuck-Ziege. Die Rupicapra der Naturalisten oder die Gemse ist die siebende Art. Die Ziege von Congo die achte. Ich will eine Beschreibung von jedweder Art geben.

VI. Die zahmen Ziegen und Böcke auf dem Vorgebürge sind den unserigen ganz gleich, ausgenommen etwas kleiner. Sie tragen des Jahres zweymahl, und stinken nicht, wie die Europäischen.

VII. Die blauen Ziegen kommen den zahmen an Gestalt gleich; sind aber so groß, als ein Hirsch bey uns. Ihr Haar ist sehr kurz, und über aus schön blau; Es verlieret sich aber mit dem Tode des Thieres die Schönheit der Farbe, und wird abgeschossen, blau, und graulicht. Ihr Bart ist gewaltig

lang,

lang, welches ihr gutes Ansehen nicht wenig vermehret. Die Hörner sind, in Vergleichung mit andern Ziegen, nicht gar lang, aber schön, und lauffen biß über die Helfte rings herum recht ordentlich schraubenweise, sodann aber, biß oben, spitzig zu. Die Beine sind lang, aber wohlgemacht. Ihr Fleisch ist von gutem Geschmacke, aber mager: deßwegen man es gemeiniglich den Hunden vorwirft: weil es an fetterm Wildpräte nicht fehlet. Man tödet sie bloß um der Haut willen, welche eben so gut, als von irgend einem andern wilden Thiere. Diese Art von Ziegen findet man fast nur weit im Lande hinein. Doch habe ich an. 1708. zehen Stücke beysammen angetroffen, da ich ins Bad reisete. Aber andere Europäer, die seit funfzig Jahren in den Colonien leben, versichern, daß sie noch niemahlen dergleichen in den Colonien gesehen haben.

VIII. Die dritte Art von Ziegen ist die gefleckte, welchen Namen sie von ihren rothen, weissen und braunen Flecken haben. Der Grösse und Gestalt nach, treffen sie fast mit den blauen Ziegen überein. Ihre Hörner, so etwan eines Fusses lang, sind etwas hinterwärts gebogen, biß in die Mitte geringelt, und an den Enden sehr spitzig. Ihr Bart ist sehr lang, und dunkel-roth. Ihre Beine sind mit dem übrigen Cörper wohl proportionirt. Ihr Fleisch ist zwar etwas hart, aber sehr wohlgeschmackt; wird es gut gespickt, und recht gebraten, so hat es einen guten Wildprät-Geschmack. Man kan sie leichtlich jung fangen, ja gar zähmen, und mit den Schaafen weiden lassen; aber hernach verliehren sie den Wildprät-Geschmack, den die wilden haben. Diese Thiere sind in den Gegenden, da die Hottentotten wohnen, gar gemein, und siehet man daselbsten oft mehr als tausend auf einmahl.

IX. Die graue Ziege gleichet an Gestalt fast der zahmen, und hat einen hübschen Leib, ein schwarzes Maul, kurze Haare, wie die fleckigte; eine dunkelrothe Farbe, mit vielem graulichten vermischet, davon sie auch den Namen trägt. Der Schwanz ist sehr kurz, mit vermischten Haaren, wie der ganze Leib. Sie trägt dunkel-braune Hörner, die niemahlen einen halben Schuh an Länge übersteigen. Rings herum laufft gleichsam eine Schnecken-Schraube; am End aber sind sie sehr spitzig. Ihr Fleisch ist vortreflich, und gar gesund, zuweilen auch ziemlich fett: wie man denn auf dem Vorgebürge viel Wesens davon macht. Die Weiblein unter diesen Thieren sind etwas kleiner, als die Männlein, und haben keine Hörner.

X. Die fünfte Ziegen-Art auf dem Vorgebürge hat noch keinen Namen, obwohlen sie wegen verschiedener Ursachen merkwürdig fället. Ich nenne sie die wilde Ziege. Sie ist etwas grösser, als ein Hirsch. Ihr Kopf ist gar schön, mit zwey glatten, runden Hörnern gezieret, welche gerade und

spitzig sind, drey Fuß lang, und ihre Enden stehen 2. Fuß weit auseinander. Von seiner Stirn an, laufft über den Rücken ein weisser Strich, der über dem Schwanz aufhöret. Ein anderer Strich, von gleicher Farbe, durchschneidet den ersten unten am Halse, den er ganz umgiebt. Noch zwey dergleichen sind vorhanden, einer hinter den vördern Füssen, und einer vor den hintern Füssen; beede gehen um den ganzen Leib. Das Haar, damit der übrige Leib bedeckt ist, fället ins graue, mit einigen weissen Flecken; ausgenommen unter dem Bauche, da es weisser erscheinet. Der Bart ist grau, und mit etwas roth untermenget, gewaltig lang. Die, obzwar lange, Beine sind wohlgestaltet.

XI. Ihr Fleisch taugt gut zum Essen, und übertrifft nach meinem Geschmacke das Europäische Hirschen-Fleisch: das Weiblein ist ohne Hörner und kleiner; aber das Fleisch deswegen nichts desto schlechter. Ich glaube, daß wenig Thiere in den Hottentottischen Gegenden dermassen zahlreich vorhanden sind.

XII. Die Tuck-Ziege auf dem Vorgebürge ist grösser, als die zahme, der sie an Farbe zimlich nahe kommt. Sobald sie jemand erblickt, oder eine Gefahr merkt, legt sie sich ausgestrecket auf den Bauch ins Gras nieder. Weil sie nun sodann nichts, als Gras, um sich siehet: so vermeynet sie, man könne sie ebenfalls nicht sehen. Dann und wann recket sie den Kopf empor, legt ihn aber gleich wieder nieder, biß die Gefahr nach ihrer Meynung vorüber, oder biß sie gefangen, oder getödet worden.

XIII. Die Gemse, von den Naturalisten Rupicapra genannt, kennet man auf dem Vorgebürge eben so gut, als in Europa. Doch ist sie dorten viel kleiner. Selten findet man grössere, als ein Zicklein von drey Monathen seyn möchte. Ihre Hörner haben gemeiniglich einen halben Fuß in die Länge; doch sind sie nicht so weit auswärts gebogen, als man in Europa siehet.

Sie lauffen oft in die Weinberge und Gärten, da sie grossen Schaden thun, wenn man sie nicht bald heraus jagt. Ihr Fleisch ist trefflich, wiewohl allemahl mager, und oft zimlich hart.

XIV. In Congo, zu Biga, auf der Guineischen Küste, und in andern Orten, nahe am Cap, findet man eine siebende Ziegen-Art, die ich Congische Ziegen benenne. Sie sind niemahlen grösser, als ein Haase: aber vortrefflich schön, und wohlgestaltet. Ihre Hörner gleichen den Hirsch-Geweyhen, und haben Ende, nach Proportion ihres Alters. Ihre Füsse sind artig, und dermassen klein, daß man das untere Theil oft an statt eines Taback-Stopfers gebraucht, ohne daß man die Klauen absondern dürfte, weil sie ganz nahe beysammen stehen. Gemeiniglich werden sie in Silber gefasset, auch oft in Gold, wenn man sie zu besagten Gebrauche anwenden will.

Vom

TAB: XXXVI. *pag. 334.*

Vorstellung einer frembden Ziege.

Vom Gemsen-Bock.

XV. Ich habe auch Gemsen-Böcke auf dem Vorgebürge angetroffen; weil sie aber in der Grösse, Gestalt, und allen innerlichen Eigenschafften denen vollkommen gleichen, welche Geßner, Franzius, Aldrovandus und andere beschrieben haben: so darf ich mich dabey nicht aufhalten. Vorzeiten fande man ihrer eine grosse Menge auf dem Tieger-Gebürge, und sagte man, daher käme dessen grosse Fruchtbarkeit, weil ihr Mist die Erde fett machet. In der That verspühret man, daß diejenigen Gegenden am fruchtbaresten sind, wo diese Thiere am meisten sich aufhalten.

XVI. Es ist aber auf dem Vorgebürge noch ein ander Thier, welchem die Holländer den Namen eines Gems-Bockes (Daim) beylegen. Warum? das weiß ich nicht: dann es gleichet ehender einem Murmel-Thiere; doch ist es grösser, wiewohl eben so gestaltet. Man macht viel Wesens von seinem Fett, und Fleische, welches beedes den Geschmack vergnüget, und der Gesundheit dienet. Auf den Stein-Bergen halten sie sich in Menge auf. Der Sohn eines Sclaven von neun Jahren, der dem Herrn Ortmann gehörete, fieng daselbst oft welche, mit Hülfe eines Hundes.

Vom Hirschen.

XVII. Die Hirschen in Africa und auf dem Vorgebürge sind, dem Leibe und der Gestalt nach, den Europäischen dermassen gleichförmig, daß unnöthig wäre sie in diesem Stücke zu beschreiben. Ich will also nur von ihren Geweyhen reden, welche denjenigen gar unähnlich sind, welche die Köpfe unserer Hirschen ausschmücken.

Die Geweyhe der Vorgebürgischen Hirschen sind eines Fusses ohngefehr hoch, haben keine Ende, sondern sind von oben biß unten glatt und rund. Wohl tausendmahl habe ich dergleichen Thiere gesehen, aber niemahlen mit Enden am Geweyh. Dieses ist dunkelbraun, ganz schmahl und schnecken-weise geringelt, spitzig und gerade biß an die Mitte, da sie sich etwas beugen, hernach aber in gerader Linie weiter fortlauffen, also, daß sie an den Spitzen fast dreymahl so weit voneinander stehen, als unten auf dem Haupte. Dieses bewegt mich zu glauben, es wären vielmehr Spies-Hirschen, welche in Teutschland gar gemein sind, als eigentlich also genannte Hirschen.

Fünftes Capitel.

Von den zahmen Thieren auf dem Vorgebürge, und von einigen andern, die man darunter rechnen kan.

I. Von denen Ochsen, Kühen und Schaafen. II. Von viererley Art Schweinen. III. Von den Javanischen. IV. Von den wilden, V. Vom Erd-Schwein. VI. Wunderliche Weise, wie es sich nähret. VII. Von seinem Fleisch. VIII. Vom Stachel-Schwein, und seine Beschreibung. IX. Wie man es tödet. X. Von seinem Fleische. XI. Von den Hunden in den Colonien. XII. Von den Hottentottischen. XIII. Wilde Hunde. XIV. Großmüthigkeit dieser Thiere. XV. Schaden, den sie unter den Heerden anrichten. XVI. Katzen in den Colonien. XVII. Wilde Katzen. XVIII. Blaue Katzen. XIX. Rothe Katzen. XX. Tieger-Katze. XXI. Bisam-Katze. XXII. Von den Ratten. XXIII. Von den Maulwürfen, und wie man sie tödet. XXIV. Von Ichnevmon. XXV. Vom Murmelthiere. XXVI. Von seiner Nahrung. XXVII. Vom Hermelin. XXVIII. Vom Cameleon.

I.

Ohne Zweifel wird noch im Gedächtnisse schweben, was ich von den Schaafen, Ochsen und Kühen besonderes angeführet habe. Es ist also genug, wenn ich sie allhier bloß nenne.

Von den Schweinen.

II. In den Vorgebürgischen Colonien giebt es viererley Schweine. Die beeden erstern sind zahm, und von andern Orten dahin gebracht worden; einige aus Europa, einige aus Java. Von den erstern will ich nichts melden, sondern bloß die Javanischen beschreiben, nebst den beeden andern wilden Arten.

III. Die Javanischen Schweine haben sehr kurze Beine, sind schwarz und ohne Borsten. Ihr Bauch, der sehr dicke, hänget fast biß auf die Erde. Ihr Fett oder Speck ist bey weitem nicht so vest, als der Europäischen Schweine: wenn man ein Stück davon in den Rauch hänget, so tropfet das

Fett

Fett in kurzer Zeit davon. Deßwegen verlanget man auch keines zu räuchern. Das Fleisch ist gar gut zu essen.

IV. Den Namen eines wilden Schweins legt man einer von den beeden andern Arten bey, davon ich anfänglich gesprochen habe. Man siehet gar selten welche in denen Gegenden, wo die Holländer wohnen: denn weil da wenig Holz stehet, worinnen sie sich ordentlich aufhalten, so werden auch keine daselbst angetroffen. Hiernächst werden sie von den Löwen, Tiegern und andern reissenden Thieren so stark ausgerottet, daß sie sich nicht vermehren können.

V. Endlich die vierte Art nennet man das Erd-Schwein. Es gleichet den rothen Schweinen zimlich, die man an einigen Orten in Europa häuffig siehet. Nur hat es einen längern Kopf, und spitzigern Rüssel; aber keine Zähne, auch keine so starke Borsten. Seine Zunge ist lang und spitzig. Der Schwanz ist lang, ingleichen die Beine lang und stark. Es wohnet in der Erde, woselbsten es eine Höhle, mit grosser Hurtigkeit, auswühlet. Wenn es einmahl den Kopf und die vordern Füsse in der Erde hat, klammert es sich so veste an, daß der stärkeste Mann es nicht wegzureissen vermag.

VI. Hungert es, so sucht es einen Ameissen-Hauffen. Wenn es diesen Schatz gefunden, so siehet es sich auf allen Seiten um, ob alles stille, und keine Gefahr vorhanden sey; ohne welche vorläuffige Vorsicht, es niemahls frisset. Hernach legt es sich nieder, mit dem Rüssel ganz nahe an den Ameiß-Hauffen, und streckt die Zunge heraus, so weit es kan. Die Ameisen kriechen mit Hauffen darauf; sobald nun genug auf der Zunge sitzen, ziehet es selbige zuruck und verschluckt sie alle. Dieses treibt es biß zur gänzlichen Sättigung. Damit ihm diese Weise der Ernährung desto leichter falle, hat ihm die gütige Natur eine klebrichte Materie mitgetheilet, womit der obere Theil seiner Zunge beständig angefeuchtet ist, und welcher die schwachen Thierlein an der Flucht hindert, wenn einmahl ihre Füsse bekleben. Dieses ist seine Weise zu fressen.

VII. Sein Fleisch hat einen trefflichen Geschmack, gleichet hierinnen fast dem Fleische unserer wilden Schweine, und ist sehr gesund. Die Europäer und die Hottentotten gehen oft nach diesen Thieren auf die Jagd. Man kan sie gar leicht töden, wann man sie nur ein wenig mit einem Stecken auf den Kopf schläget.

Das Stachel-Schwein.

VIII. Das Stachel-Schwein ist kein seltenes Thier auf dem Vorgebürge, und verdienet wohl, daß wir es einen Augenblick betrachten. Zwar ist es diesem Lande nicht allein eigen, denn man findet es in allen vier Thei-

len der Welt, so haben auch viele Gelehrte es bereits beschrieben, Geßner, Forerus, Cyprian, Franzius, haben ihre Schrifften damit ausgezieret, welche ich bereits zuweilen angeführt habe: allein dieses Thier hat in allen Stücken so viel werkwürdiges an sich, daß ich die Erzehlung davon meinen Lesern nicht entziehen will, welche dieser berühmten Autoren Schrifften nicht haben.

Das Stachel-Schwein ist ohngefähr zwey Fuß hoch, und drey Fuß lang. Sein ganzer Cörper ist mit Stacheln und Spitzen ausgerüstet, welche halb weiß, und halb schwarz, dabey sehr spitzig sind, und den Gänse-Kielen gleichen, welchen man den Bart abgestreiffet hat. Es hat auf dem Kopfe ebenfalls einige, aber kleine, Stacheln. Die auf dem Rücken sind etwa sechs Zoll lang, aber die an den Seiten sind kürzer. Die längsten stehen am Hinter-Leibe, selbige schiesset es auch gegen Menschen oder Thiere los, die es angreiffen wollen. Jedoch wartet es vorher, biß ihm sein Feind nahe genug biß auf drey oder vier Schritte gekommen. Trifft ein solcher Pfeil, so durchdringet er das Fleisch, und verursachet eine schmerzhaffte Entzündung. Wenn es nicht zornig ist, so liegen die Stacheln auf dem Leibe, in widrigem Falle stehen sie empor. Seine Ohren sind wie an den Menschen. Die Vörder-Füsse gleichen den Haasen-Läuffen, die hintern den Bären-Tatzen.

IX. Weil dieses Thier alle Garten-Früchte sehr liebt, so geht es oft in der Coloniſten Gärten, und hält daselbsten gar übel Haus. Wenn man das Ort ausspühret, dadurch es hinein gekommen, so pflanzet man eine wohlgeladene und gespannte Flinte dahin, windet eine Schnur um den Drücker, die nach der Länge des Lauffs hingehet biß an die Mündung, und bindet eine Rübe oder dergleichen etwas daran. Indem nun das Stachel-Schwein bey seinem Eintritt in den Garten durch das gewöhnliche Loch (massen es allezeit sich dessen bedienet, so lange es offen bleibt,) eine angenehme Frucht findet, fängt es gleich an, davon zu fressen; durch diese Bewegung geht die Flinte los, und erschiesset das Thier.

X. Sein Fleisch ist gesund, und von gutem Geschmack; doch niemahlen so gut, als wenn es ein paar Tage im Rauch gehangen. Sein abgestreiffter und ausgeweideter Cörper wiegt ohngefähr zwanzig Pfund.

Von den Hunden.

XI. Weil die Europäer, so anfänglich auf dem Vorgebürge sich niederlessen, sowohl als die nachfolgenden, Hunde mit sich dahin brachten, so findet man auch heutiges Tages in den Colonien Hunde von allen Europäi-

schen

schen Gattungen. Diese verlange ich nicht zu beschreiben, sondern will bloß von denen Landes-Hunden reden.

XII. Ich habe bereits, bey Gelegenheit der Hottentottischen Haus-Hunde, ihrer Geschicklichkeit, ihrer Nutzbarkeit, und anderer schönen Eigenschafften Meldung gethan, gleichwie auch ihrer Häßlichkeit: also wird der geneigte Leser erlauben, daß ich ihn dahin verweise. *

XIII. In denen von Hottentotten bewohnten Gegenden findet man eine andere Gattung Hunde, wilde genannt, welche Hauffenweise herum streichen, und unter dem Heerd-Vieh grossen Schaden anrichten.

Der P. Anton Zucheli, Capuciner, der seine Reisen nach Congo und Aethiopien beschrieben hat, theilet uns eine genaue Beschreibung davon mit, * * welche ich hier bloß ausschreiben will. „Ich muß auch nicht vergessen, „ sagt er, die wilden Hunde zu beschreiben, die man Mebbia nennet. Die„ ses sind Tod-Feinde von allen vierfüßigen Thieren, und jagen alle diejeni„ gen, die sie sehen. Sie sind von unsern Windspielen wenig unterschieden, „ und meines Erachtens eine Art davon. Sie lauffen zu dreyßig biß vierzig, ja „ oft in noch grösserer Anzahl, miteinander. Dieses Heer scheuet sich nicht „ Löwen und Tieger anzugreiffen, auch andere reissende Bestien, davor die „ übrigen Thiere fast erschrecken; und wegen ihrer Menge tragen sie ge„ meiniglich den Sieg davon. Den meisten Theil des Tages bringen sie mit „ Jagen zu, und schleppen ihren Raub nach dem Orte, da sie schmaussen „ wollen. Daselbst theilen sie ihn; was aber übrig bleibt, welches oft ein an„ sehnliches beträget, das bringen sie an das nächste Dorf, und lassen es zum „ Gebrauch der Einwohner liegen. Haben sie eine Zeitlang an einem Orte „ gejagt, und das Wild dünne gemacht, so ziehen sie in eine andere Gegend. „ Sie greiffen keinen Menschen an, ja die Reisenden lieben ihre Gesellschafft, „ weil sie für denen Anfällen der wilden Thiere geschützet sind. „

XIV. Dieser Auszug, den ich aus des P. Zuchels Beschreibung der Congoischen wilden Hunde mittheile, schildert auch die Hottentottischen gar wohl ab. Nur in einer einigen Sache stimmen seine Anmerkungen mit den meinigen nicht überein. Er sagt, die Hunde schleppten die Uberbleibsel von ihrem Schmausse in das nächste Dorf, und verehrten sie den Einwohnern. Die Hottentottischen sind zwar auch höflich, aber nicht so sehr, wie diejenigen, davon der P. Zuchel spricht. Doch ist dieses wahr, daß die Europäer und Hottentotten, wenn sie diese Thiere auf dem Jagen antreffen, ih-

* Erster Theil, 20. Cap. 14. art.
* * pag. 293.

nen biß auf den Sammel-Platz nachfolgen, und daselbst von dem Raub ohne Scheu nehmen können, so viel sie wollen, massen es ihnen die wilden Hunde ganz großmüthig überlassen. Die Hottentotten essen dieses Fleisch, die Europäer salzen es ein, für die Sclaven.

XV. Diese Thiere richten grossen Schaden an, wenn sie über eine Heerde Vich kommen, und die Hirten sie nicht geschwinde wegjagen. Zu meiner Zeit haben sie wohl öfter auf einmahl sechzig biß achzig Schaafe, ja noch mehr, niedergerissen.

Von den Katzen.

XVI. Wer die grosse Liebe der Holländer gegen die Katzen weiß, kan leicht gedenken, daß sie mit dergleichen Thieren genugsam versehen sind, die sie aus Europa nach dem Vorgebürge gebracht haben. Doch siehet man noch mehrere Arten von Katzen in diesem weitläufftigen Lande.

XVII. Die wilden Katzen sind etwas grösser, als die zahmen, im übrigen haben sie meistentheils nichts an sich, das sie von jenen unterscheiden könnte.

XVIII. Man findet auch blaue wilde Katzen, aber in geringer Anzahl. Man nennet sie also, weil alle Haare an ihnen blau sind, auch diese Farbe, nachdem sie bereits gegerbet sind, noch behalten.

XIX. Auch giebt es einige rothe wilde Katzen, welchen Beynamen ein schöner hoch-rother Streiff verursachet, der am Halse anfänget, und über den Rücken biß an den Schwanz laufft. Dieser Streiff verliehret sich in den grauen und weissen Haaren, damit die Seiten des Thieres bewachsen sind. Man sagt, der Balg lindere die Gicht-Schmerzen, wenn er auf des Kranken Glied gelegt wird. Wegen dieser Krafft wird er auf dem Vorgebürge gar hoch gehalten.

XX. Die vierte Gattung von wilden Katzen in diesen Ländern nennet man Wald- oder Tieger-Katzen, weil sie ordentlich in Wäldern und Büschen sich aufhalten, und Flecken haben, fast wie die Tieger. Diese Art ist die grösseste unter den wilden Katzen und giebt einem Fuchsen an Grösse nichts nach. Der Balg dienet zu trefflichen Pelzen, sowohl der Wärme, als Schönheit, wegen. Man bezahlet sie auch theuer auf dem Vorgebürge, und führet sie von dar nach den Nordlichen Europäischen Gegenden.

XXI. Die fünfte wilde Katzen-Art hat den Zunamen vom Bisam, wegen des angenehmen Geruchs den ihr Balg von sich giebt, um welcher Eigenschafft willen er auch auf dem Vorgebürge in gutem Preiße stehet. Ich habe verschiedene dergleichen Thiere tod gesehen, und einige mit aller möglichsten

Sorg-

TAB: XXXVII. *pag. 341.*

wie die Maulwurfe oder Hamsteram Capo bonae Spei getötet werden.

Sorgfalt und Achtsamkeit betrachtet, aber nicht finden können, daß sie etwas an sich hätten, das dem Bisam ähnlich wäre.

Von den Ratten.

XXII. Ehe die Europäer auf das Vorgebürge kamen, waren keine Ratten da. Dem Ansehen nach sind einige aus den Schiffen, da es allezeit genug giebt, in einem Ballen Waare, oder in einer Kiste, an das Land gekommen, und haben, nach dem Beyspiel ihrer Herren, eine neue Colonie stifften wollen; aber die Katzen, sowohl die zahmen, als wilden, verhindern, daß sie sich nicht stark vermehren.

Von den Maulwürfen.

XXIII. Doch, wenn schon keine Mäuse in den Hütten der Hottentotten wohneten; so waren nichts destoweniger verschiedene Arten im Felde.

Es gab Maulwürfe in grosser Menge, welche den Europäischen in allen Stücken gleich kommen. Ich habe auch weiter nichts von ihnen zu melden, als die Weise, wie die Europäer auf dem Vorgebürge sie zu vertilgen suchen. Erstlich graben sie den Maulwurfs-Hauffen auf, um zu sehen, wo der Eingang in seine Höhle ist, woselbsten sie zwey Stöcke, horizontal und über das Creutz, vest machen. Im Mittel-Puncte dieses Creutzes, welches genau das Mittel vom Eingange in die Maulwurfs-Höhle, ist ein Loch, dadurch man eine Röhre steckt, davon ein Theil über das Creutz hervor gehet; der andere unter das Creutz, in das Maulwurfs-Loch. An das Ende des untern Theils macht man eine Rübe oder dergleichen vest. Sodann pflanzt man auf die überzwerchs liegende Hölzer ein wohl geladen und gespanntes Pistol, auf diese Weise, daß die Mündung etwas unterhalb der Rübe sey. An den Drücker ist eine Schnur bevestigt, welche durch das obere Ende des Rohrs laufft, und in des Maulwurfs Loch fället, und an dieses Ende, das ins Loch herab hänget, bevestigt man die Rübe. Wenn nun der Maulwurf an solcher naget, gehet das Pistol los, und erschiesset ihn.

Von dem Ichnevmon.

XXIV. Dieses Thier nennet man auch die Egyptische oder Indianische Maus. Gesner setzet es unter die Mäuse. Seine Zunge, seine Zähne und Aug-Aepfel sind den Zungen, Zähnen und Aug-Aepfeln der Katzen ähnlich, deren Grösse der Ichnevmon auch hat, aber die Gestalt einer Spitz-Maus. Sein ganzer Leib ist mit langen und harten Haaren bewachsen, welche weisse, schwarze und gelbe Flecken und Streiffen haben. Dieses, in den Feldern des Vorgebürges gar gemeine, Thier tödet gewaltig viele Schlangen

und Vögel, deren Eyer es benebst dem Iltis aussauget, deßwegen ich es auch für eine Iltis-Art halte. Ubrigens haben die Egypter vorzeiten ihm göttliche Ehre erwiesen, weil es eine solche Menge Crocodillen-Eyer verderbte.

Vom Murmel-Thier, oder der Rassel-Maus.

XXV. Man siehet auf dem Vorgebürge gar häuffig ein Thier, das man in den Colonien Natel-muis nennet. Die Lateiner haben ihm den Namen Glis gegeben, und die Franzosen nennen es Loir, Loirot, Liron und Rat velu. Es ist grösser, als die Eichhörngen in Europa, und siehet allen unsern Ratten und Mäuse-Arten nichts, oder so viel als nichts, ähnlich. Sein Kopf ist wie ein Bären-Kopf gestaltet. Auf den Rücken sind seine Haare braun; an den Seiten schwärzer. Es hat einen Katzen-Bart. Am Schwanze hat es wenig Haare, er ist auch nicht lang; unterdessen verursacht es doch mit selbigem bißweilen ein grosses Gepolter: deßwegen haben ihm auch die Holländer den Namen Rassel-Maus beygelegt. Weil es boßhafftig ist, und gewaltig beisset: so rottet man es nach Möglichkeit aus.

XXVI. Es frisset Hasel-Nüsse, welsche Nüsse, und andere dergleichen Früchte, wie unsere Eichhörnigen; es hüpfet auch, wie sie, von einem Baume auf den andern, und hält sich auf selbigen am meisten auf. Selten kan man es lebendig fangen, so geschwind und behände ist es. Geßner sagt, man könne es zahm machen; hievon weiß ich nichts zu sagen, weil ich weder gesehen noch gehöret, daß man auf dem Vorgebürge eines zahm gemacht hätte.

Das Hermelin.

XXVII. Das Hermelin ist, nach Geßners Meynung, eine Maus-Art: man findet viel auf den Feldern des Vorgebürges. Allein sie sind in Europa so bekannt, daß man sich dabey nicht aufhalten darf. Nur dieses will ich anführen, daß sein Fleich gesund, und zugleich dem Gaumen angenehm ist. Ich habe es oft abgedämpft geessen.

Von dem Cameleon.

XXVIII. Ich habe auch viele Cameleons auf dem Vorgebürge gesehen. Geßner nennet sie auf Teutsch Ratten-Eydexen. Zumahlen giebt es viele auf der Insul Robben-Eyland. Von diesem Thiere haben bereits viele Autores, die es gesehen und betrachtet, mit grosser Richtigkeit geschrieben.

Sechstes Capitel.

Von den Pavians, Wölfen, Füchsen, Haasen, Kaninchen, Luchsen, vom Stinck-Dachse, von den Schild-Kröten ꝛc.

I. Beschreibung der Pavianen. II. Ihre Nahrung. III. Geschicklichkeit und List dieser Thiere. IV. Beobachten unter sich eine gewisse Ordnung. V. Die Europäer erziehen bißweilen welche. VI. Von den Wölfen. Irrthümer, was die Tieger-Wölfe betrifft. VII. Beschreibung dieser Wolfs-Art. VIII. Ihre Feinde. IX. Von den Füchsen. X. Von den Haasen. XI. Von den Caninchen. XII. Vom Luchsen. XIII. Vom Stink-Dachse. XIV. Behält seinen Gestank nach seinem Tod. XV. Dreyerley Arten von Schild-Kröten. XVI. Worinnen sie überein kommen. XVII. Von den Eyern der Wasser-Schild-Kröten. XVIII. Von ihrer Menge. XIX. Von den Land-Schild-Kröten. XX. Von ihren Schalen, und wie die Meer-Adler solche zerbrechen. XXI. Von den Fröschen, Eydechsen. ꝛc.

Von den Pavians.

I.

Die Pavians sind eine Art von Affen, die man in grösserer Menge auf dem Vorgebürge findet, als in Abyßinien oder anderswo. Dieses Thier haben die Lateiner Cynocephalus genennet, oder, wie andere meinen, ist es der Cercopithecus, davon Plinius, Martialis und Juvenalis reden.* Die Holländer heissen sie Baviaans; die Engelländer Baboon; die Italiäner Babuino; die Franzosen Babouin. Die Hottentotten *Chôakâuma*. Ein Pavian ist grösser, als ein gemeiner Aff. Der Kopf gleichet einem Hunds-Kopf zimlich; aber das Gesichte ist sehr häßlich und abscheulich. Der vordere Leib sichet einem menschlichen Cörper sehr ähnlich. Die Zähne sind stark und scharf. Die Pfoten mit Klauen und Nägeln bewaffnet: die vördern Pfoten gleichen zimlich den Händen, und die hindern Pfoten den Füssen, eines Menschen. Ihr ganzer Leib ist mit langen aschen-

* Plin. L. VIII. c. 20. Mart. L. XIV. Epigr. 202. Juven. Satyr. XV. vers. 4.

aschen-grauen Haaren bewachsen, wie die Wölfe, ausgenommen die Hinterbacken, welche ganz nackend sind; auch deßwegen so voll Ritzen und Narben, daß es scheinet, es wäre nicht einmahl eine Haut da. Diese Thiere besitzen eine unbeschreibliche Geilheit. Einige Hottentotten bilden sich ein, die Pavians könnten reden, wenn sie wollten; stelleten sich aber stumm, damit man sie nicht zum arbeiten nöthigen möchte. Die Dutten hängen den Weiblein an der Brust, zwischen den vördern Füssen.

Wenn sie in Aengsten sich befinden, zum Exempel, wenn ihnen die Hunde nahe auf den Leib kommen, oder wenn man sie schläget: so seufzen, klagen und heulen sie, wie Menschen, die in grosser Furcht schweben, oder grosse Schmerzen ausstehen.

II. Diese Thiere lieben gar sehr die Weintrauben, Aepfel und überhaupt die Garten-Früchte. Von einer Zeit zur andern besuchen sie selbige, werden aber oft übel von den Hunden oder von den Eigenthümern empfangen. Insonderheit fressen sie sich so voll zeitiger Trauben, daß man sie ohne Mühe fänget und tödtet. Ihre Zähne und Klauen sind den Hunden schröcklich, welche den Sieg nicht so leicht erhalten, es sey dann, daß die Affen sich zu voll Trauben angefressen haben. Man weis nicht, was diese Thiere ausserhalb des Obstes essen. Gesner versichert, sie könnten Fische fangen, und nährten sich zum Theil davon, sie erwürgten auch Elendthiere, Büffel-Ochsen, ꝛc. deren Fleisch sie verzehrten. Dergleichen habe ich auf dem Vorgebürge nicht sagen hören. Gewiß ist, weil ich es oft mit Augen gesehen, daß sie weder Fleisch noch Fische ungekocht essen, sondern es muß auf diese Weise zubereitet seyn, wie die Menschen davon geniessen, wornach sie es begierig verschlingen.

III. Wenn sie einen Reisenden auf dem Felde sehen Mahlzeit halten, muß er genau Achtung geben, damit sie ihme nicht etwas wegstehlen: hat es dem Affen geglücket, so lacht er den Reisenden gleichsam aus, daß er sich hat berücken lassen. Er laufft eine Strecke weg, kehrt sich auf einmahl um, setzt sich auf den Hindern, hält das Gestohlne in den vördern Pfoten, und geberdet sich damit, als ob er es jemand hinreichte; eben als wenn er dem Reisenden wollte zu verstehen geben, er soll nur kommen, er wolle ihm das Geraubte wieder geben. Zugleich macht der Affe dermassen wunderliche Stellungen und Geberden, daß der traurigste Mensch lachen müßte, es wäre dann, daß der Dieb ihm allen Vorrath genommen hätte.

IV. Diese Thiere beobachten unter sich eine gewisse Ordnung, und üben sie mit einer wunderbahren Behändigkeit und Vorsichtigkeit aus. Man kan davon urtheilen aus der Weise, wie sie einen Baumgarten oder Weinberg bestehlen. Hierzu gehen sie gemeiniglich in einem grossen Hauffen aus. Ein Theil steiget in den Bezirk des Gartens hinein, ein anderer Theil hält auf dem

Zaun

TAB: XXXVIII. *pag.* 344.

der Bavianen *garten Diebstal*.

Zaun oder auf der Mauer Wache, um bey rechter Zeit Lermen zu machen, wenn Gefahr vorhanden. Die übrigen sind aussen in Ordnung gestellt, in einer mäßigen Weite voneinander, und formiren eine Reyhe, von dem Ort an, den man plündert, biß an den Ort der Zusammenkunft. Wenn alles auf diese Weise veranstaltet, fangen die Pavianen inwendig im Garten das Plündern an, und werfen denen auf dem Zaun Sitzenden die Melonen, Aepfel, Birnen, ꝛc. zu, so, wie sie selbige nach und nach abbrechen. Diese auf dem Zaun Sitzenden, werfen sie denen Untenstehenden herab, und so gehet es nacheinander weg, durch die ganze Reyhe, welche gemeiniglich auf einem Berge sich endiget; sie sind dermassen geschickt und hurtig, und haben ein so genaues Augenmaße, daß sie selten das Obst aus den Pfoten fallen lassen, wenn sie es einander zuwerfen. Alles dieses geschiehet in einem tiefen Stillschweigen, und mit grosser Behändigkeit. Wenn die Schildwachten jemand ankommen sehen, geben sie ein Geschrey von sich, auf welches Zeichen der ganze Hauffen mit unglaublicher Geschwindigkeit davon eilet. Die Jungen, so noch nicht recht zu diesem Handel angewöhnet sind, steigen auf den Rücken der Alten, und halten sich da in einer sehr lächerlichen Stellung. Man hält dafür, die nachläßigen Schildwachten würden an dem Leben gestrafft. Diese Einbildung ist nicht ohne Grund: denn wenn einer von dem Hauffen getödet wird, ehe die Schildwache ein Zeichen gegeben: so vernimmt man einen schröcklichen Lermen auf dem Berge, dahin sie ihre Zuflucht genommen haben; und gar oft findet man welche in Stücken zerrissen. Diese hält man nun für die nachläßigen und bestrafften Schildwachten.

V. Zuweilen fangen die Europäer auf dem Vorgebürge junge Affen, und ziehen sie mit Ziegen- oder Schaafs-Milch auf. Wenn sie groß worden, halten sie des Nachts eben so gute Wache im Hause, als der treflichste Hund in Europa.

Von den Wölfen.

VI. Auf dem Vorgebürge sind zwey Arten von Wölfen. Die eine ist eben diejenige, die wir in Europa haben. Die andere ist weit unterschieden, und wird der Tieger-Wolf genannt. Die Naturalisten haben in Beschreibung dieses Thieres gröblich geirret. Cyprianus sagt, in seiner Fortsetzung der von Franzio herausgegebenen Beschreibung der Thiere, p. 437. folgendes: Die Lateiner hiessen es Lupus Cervarius oder Hirsch-Wolf, weil es eine unversöhnliche Feindschafft gegen den Hirsche hege. Forerus sagt, der Tieger-Wolf entspringe von einem Wolf und einem Panther; er sey gefleckt wie ein Panther oder Tieger, ausgenommen nicht am Kopf, der einem Wolfs-Kopf ähnlich sähe. Ich mag alle Irrthümer allhier nicht anführen, sondern will

lieber selber das Thier beschreiben, so wie ich es auf dem Vorgebürge gesehen habe.

VII. Es ist von der Grösse eines ordentlichen Schaaf-Hundes, bißweilen auch grösser. Sein Kopf ist breit, wie an den Bullen-Beissern. Seine Kinnbacken sind groß, gleichwie auch Augen und die Schnautze; seine Zähne sehr scharf. Seine Haare krauß, wie an einem Pudel, und gefleckt, wie am Tieger. Seine Pratzen sind breit, mit starken Klauen bewaffnet, die es zurück ziehen kan, wie die Katzen. Der Schwanz ist kurz, die Beine dick. Den Tag über liegt es in Felsen-Löchern, oder in Höhlen, die es in der Erde aus-gräbet: des Nachts gehet es auf die Jagd. Wenn es nicht dabey heulete, könnte es ohne Gefahr seine Nahrung suchen; alleine so bald es aus seiner Höhle kriechet, fänget es an zu heulen, und erinnert dadurch die Hunde, so bey den Heerden wachen, folglich muß es gar oft leer abziehen. Wenn es ohnentdecket kan in ein Hottentottisches Dorf eindringen, erwürget es gemeiniglich zwey oder drey Schaafe, davon es einen Theil auf dem Platze frisset, und das übrige nach seinem Loche schleppet. Sind diese Lebens-Mittel zu Ende, so gehet es von neuem auf den Raub aus. Findet es todte Leichname von den Hottentotten, frisset es selbige auf.

VIII. Seine Tod-Feinde sind: der Löwe, der Tieger, und der Leopard, die es gar oft verfolgen. Sie jagen es biß in seine Höhle, und zerreissen es.

Von den Füchsen.

IX. In den Vorgebürgischen Gegenden findet man kein einiges Thier, welchem die Europäer den Namen des Fuchsen beylegten. Unterdessen ist doch eines da, das man noch dazu oft siehet, und das ihme so sehr gleichet, daß, wenn es ja keine Fuchs-Art ist, dennoch an Farbe und Gestalt ihm näher, als kein anderes, kommt. Gesner und andere Autores, benennen es Creutz-Fuchs; die Europäer auf dem Vorgebürge Jakhals, und die Hottentotten Tenlie oder Kênlee.

Der Haase.

X. Das Vorgebürge ernähret drey Arten von Haasen. Die eine unterscheidet sich durch ihre Kleinigkeit; die andere durch ihre Grösse; die dritte durch die Farbe am Schwanze, welche hoch roth ist. Alle drey sind von eben der Gestalt und Natur, als die unserigen; und wenn man die Farbe des Schwanzes bey der dritten ausnimmt, haben sie eben diejenige Farbe, als die Europäischen.

Das Caninichen.

XI. Man siehet in den Hottentottischen Gegenden zwar Caninichen, aber in geringer Anzahl. Das nächste Ort am Vorgebürge, wo man dergleichen findet,

findet, ist die Insul Taxen in der Bay Saldanha. Sie sind den Europäischen in allen Stücken ähnlich.

Der Luchs.

XII. Luchse findet man oft auf dem Vorgebürge, ich will mich aber mit ihrer Beschreibung nicht aufhalten, weil sie denen Luchsen in Teutschland völlig gleich sind. Man fänget oft welche in einem Wald, der dessentwegen Luchsenburg heisset, nahe bey Wohnsiedel, einer ansehnlichen Stadt in Brandenburg-Culmbachischen.

Der Stink-Dachs.

XIII. Auf dem Vorgebürge findet man ein Thier, daß die Holländer Bunsing oder Stinkbunsing nennen, das ist Stink-Dachs. Dieses Thier lässet solche unreine Winde und in solcher Menge fahren, stinkt auch so übel, daß ihme kein einiges in der ganzen Welt zu vergleichen ist. Ja dieser Gestank ist sein bestes Gewehr, das ihme die Natur gegen seine Feinde mittheilet: denn so bald der verfluchte Geruch ihre Nasen angreiffet, lauffen sie meistens alle davon. Seine Grösse ist, wie eines mittelmäßigen Hundes, und die Gestalt gleichet einem Iltis. Verfolgen ihn Menschen oder Hunde oder andere Thiere und kommen ihm zu nahe, so lässet er aus seinem Hindern ein so liebliches Rauchwerk fahren, daß niemand davor bleiben kan. Ein Mensch, dem dieser abscheuliche Geruch in die Nase kreucht, muß fast zu Boden sinken, ehe er sich wegmachen kan; die Hunde oder andere Thiere werden ganz betaubt oder tolle davon, und weichen auf das geschwindeste zur Seite aus, wischen auch die Schnautze ab an einem Baum oder auf dem Grase. Also kan der Stinkbunsing wieder einen grossen Vorsprung gewinnen, ehe man ihn aufs neue verfolget. Geschiehet dieses, so öffnet er seinen Bisam-Knopf von neuem, und entwischet abermahls, biß endlich der Jäger aus Verdruß abläßet, oder das Thier tödet.

XIV. Die Holländer erlegen zu Zeiten welche; aber das Aas bleibt auf dem Platze liegen biß es verfaulet: niemand mag herzunahen, und es wegschleppen. Denn so bald die Lebens-Geister aufhören ihr Amt zu verrichten, stinkt es so entsetzlich und unleidentlich, daß, wenn man es nur mit dem Finger anrühret, man den Gestank so leicht nicht wieder hinweg bringen kan, wenn man gleich allerley gebrannte Wasser gebraucht.

Der P. Zuchelli beschreibt, in der Historie seiner Mißion nach Congo, ein Thier, das er in Brasilien gesehen, und welches dem jetzo erwähnten Stink-Dachse gleich kommt. Er sagt aber, daß ihm der Name ausgefallen, den ihm die Lands-Einwohner geben.

Von den Schild-Kröten.

XV. Es sind drey Arten von Schild-Kröten, nemlich Land-Schild-Kröten, Meer-Schild-Kröten und Fluß-Schild-Kröten. Diese Namen haben sie von dem Orte ihres Aufenthalts bekommen: folglich muß man die ersten auf dem Lande, die andern im Meer, die dritten in süssen Wassern suchen. Die beeden letztern sind auf dem Vorgebürge nicht zu finden, sondern zu St. Jago und Mauritius. An diesen beeden Orten habe ich von ihren Fleische und von ihren Eyern gegessen, die mir trefflich wohl schmeckten.

XVI. Diese drey Schild-Kröten-Arten haben einerley Schaale. Damit sind sie so genau und gut beschirmet, daß ihnen ein geladener Wagen, ohne ihren Schaden, über den Leib fahren kan. Jedermann weiß, wozu ihre Schaalen in Europa gebraucht werden. Alle drey Arten haben vier Füsse. Wenn sie in ihrer natürlichen Stellung sich befinden, siehet man nichts, als die Schaale und die herfürragende Füsse nebst dem Kopf. Die Füsse sind mit kleinen Schaalen bedeckt.

XVII. Die Wasser-Schild-Kröten legen ihre Eyer in ein Loch, das sie im Sande ausscharren, von der Sommer-Hitze werden sie in kurzer Zeit ausgebrütet. Die Grösse der Eyer hält das Mittel zwischen den Hüner- und Tauben-Eyern.

XVIII. Diejenigen, welche nahe an den Orten wohnen, dahin die Wasser-Schild-Kröten kommen, suchen ihre Nester auf, darinnen sie hundert, zwey- biß drey hundert Eyer finden.

XIX. Die Land-Schild-Kröten sind auf dem Vorgebürge gar gemein. Ihr Fleisch ist vortrefflich, Schnee-weiß, und von herrlichem Geschmack. Die Leber ist ein auserlesenes Essen. Es sind aber diese Thiere klein, und nur vier Zoll breit. Kopf und Füsse fallen in das schwarze. Auf der Schaale siehet man eine sechseckigte Figur. Man findet oft Eyer von ihnen, welche in allen Stücken hochgehalten werden, sowohl des Geschmackes, als der Gesundheit wegen. Das Thier lebt von Wurzeln, Kräutern, Korn und dergleichen.

XX. Die Hottentotten gebrauchen vielfältig die Schaalen der Land-Schild-Kröten, ihre Lebens-Mittel darinnen zu tragen. Auf dem Vorgebürge giebt es eine Art von Adlern, Ossifragus oder Steinbrecher genannt, davon ich hernach reden werde, welche diesen Thieren grossen Schaden zufüget. Doch kostet es diesen Adlern viele Mühe, biß sie des Fleisches theilhafftig werden: denn die Schaale bedecket es so genau, daß sie vorhero muß zerbrochen seyn. Zu diesem Ende schwinget sich der Adler in die Höhe, wenn er die Schild-Kröte gefangen hat, und lässet sie auf einen Felsen fallen, welches er so oft wiederhohlet, biß die Schaale entzwey gehet.

XXI. Man

XXI. Man findet auch Frösche und Eydexen auf dem Vorgebürge, welche aber, wegen ihrer Gleichheit mit den Europäischen, nicht verdienen, daß man sich dabey aufhalte.

Siebendes Capitel.

Von den Schlangen.

I. Authores, welche dem Herrn Kolben Anweisung gegeben. II. Beschreibung der Natter. III. Von der Aug-Schlange. IV. Von der Baum-Schlange. V. Wozu man sie gebrauchet. VI. Beschreibung der Blindschleichen. VII. Von den verschiedenen Namen der Durst-Schlange. VIII. Auf welche Weise ein Einwohner des Vorgebürges von dem Bisse einer Durst-Schlange geheilet worden. IX. Von Gelehrten, welche glauben, die Israeliten wären in der Wüsten von GOtt mit Durst-Schlangen gestraffet worden. X. Von der der Hut-Schlange, oder Cobra di Capello, und Beschreibung von ihr. XI. Der Verfasser hat niemalen einen Stein in ihrem Kopfe gefunden. XII. Die Steine, die er gesehen hat, sind durch Kunst bereitet. XIII. Probe, so mit dergleichen Steinen vorgenommen worden. XIV. Von ihrer Gestalt und Zusammensetzung. XV. Die Haus-Schlangen sind gerne bey den Menschen. XVI. Beinigte Substanz, so auf ihrem Haupte wächset. XVII. Von der gehörnten Schlange. XVIII. Von ihren Hörnern. XIX. Beschreibung von einer andern Schlangen-Art, die keinen Namen hat. XX. Verschiedene Arten von diesen Thieren, welche der Verfasser auf dem Vorgebürge gesehen hat.

I.

Auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung giebt es viele Schlangen-Arten; weil man ihnen aber daselbsten keinen besondern Namen beyleget, so fället es mir schwer selbigen vor mich zu bestimmen: deßwegen folge ich der Anweisung des Gesners, Carrons, Franzii und anderer.

Von der Natter.

II. Die Natter ist aschfärbigt, mit rothen und gelben Flecken. Kopf und Hals sind sehr breit. Die Augen liegen tief im Kopf, und sind platt. Neben jedweden erhebet sich eine fleischigte Geschwulst, in der Grösse einer Haselnuß. Diese Schlangen haben verschiedene Länge, ja einige erreichen die Grösse von mehrern Elen.

Die Aug-Schlange.

III. Sie heisset im Lateinischen Serpens ocellatus, und rühret dieser Name her von ihren weissen Flecken auf dem schwarzen Balg. Man nennet sie auch Spring-Schlange, wegen der Geschwindigkeit, damit sie ihren Feind bey Gelegenheit anfället, oder ihm entfliehet. Man kan sie mit einem kleinen Stock-Schlage auf den Rücken zu schanden richten, und hernach ohne Mühe töden. Etwas merckwürdiges ist, daß sie gleichsam warnet, man solle ihr nicht zu nahe kommen: massen sie sich aufrichtet, den Kopf als eine kleine Kugel aufbläset, und hefftig zischet.

Von der Baum-Schlange.

IV. Dieser dritten Art hat man den Namen der Baum-Schlange gegeben, weil sie sich gemeiniglich auf ihnen aufhält. Ihre Länge beträget zwey Elen, und die Dicke drey Viertheile eines Daumens. Sie wickelt sich um die Baum-Aeste, und bleibt ohnbeweglich lange Zeit also. Wer keine gute Augen hat, oder des Thieres Gewohnheit nicht weis, könte sich leicht betrügen und es für einen Ast halten: massen es, der Farbe nach, nur mit kleinen Flecken davon unterschieden ist. Man wird auch zuweilen von ihm angefallen: wenn man dem Orte zu nahe kommt, da es auflauert, so fähret es mit dem Kopf gegen das Gesichte, verletzet es auch zuweilen. Sobald dieses geschehen, kriechet die Schlange vom Baume, und verbirget sich, oder will sich vielmehr verbergen: denn ihre Bewegung geschiehet so langsam, daß man sie leicht töden kan, ehe sie den Fuß des Baumes erreichet.

V. Einige Personen auf dem Vorgebürge legen diese Schlangen in Weingeist, wenn sie welche fangen können, und schicken sie nach Holland zum Geschencke für Liebhaber. Zuweilen lässet man das Fett zergehen, mischet es mit andern Ingredientien und macht von dieser Mischung ein Licht, das ein Zimmer ganz voller Schlangen vorstellet, wenn es allein darin angezündet wird.

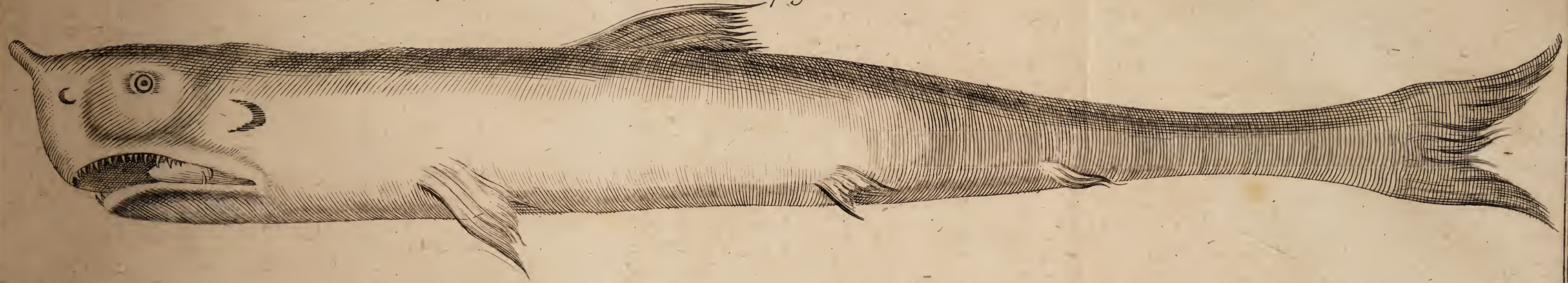
Die Blind-Schleiche.

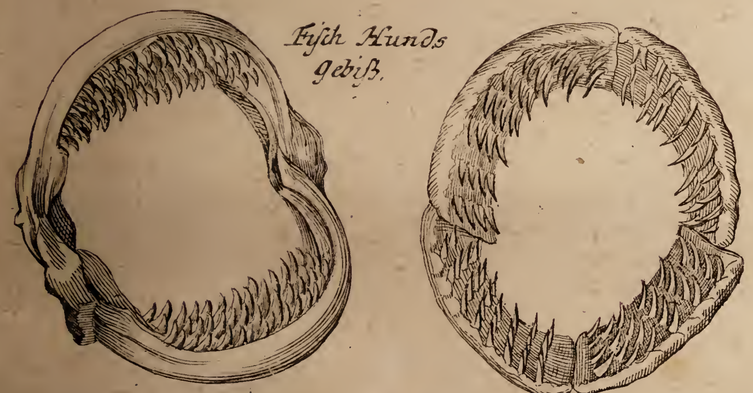
VI. Die Blindschleiche ist auf dem Vorgebürge gar gemein. Sie hat schwarze Schuppen mit braunen, weissen und rothen Flecken. Ihr Biß ist

nicht

Canis Carcharias oder Fisch Hund pag. 373.

TAB: XXXIX. pag. 351.





Fisch Hunds Gebiß.

Blindschleiche p. 330.

Ein Horn von einer Schlange.

Gehörnete Schlang. pag. 353.

pag. 352.

Cobra d Capella von vorn.

von hinden.

nicht so gefährlich, als anderer Schlangen. Man findet sie oft in den Felsen-Klüften und dorten herum, und tödet sie ohne Mühe. Diese Art ist in Teutschland gar gemein.

Die Durst-Schlange.

VII. Die Durst-Schlange wird von den Griechen Dispas genennet, von dem brennenden Durst, den ihr Biß verursachet. * Eben um dieser Ursache willen, heisset sie auch Prester, welches Wort brennen bedeutet. Einige benennen sie Causon, oder Causus, andere Anombates, oder Melanurus. Diese Schlangen-Art ist etwa drey Viertheil Elen lang, unten am Kopfe sehr dick, und auf dem Rücken schwärzlicht. Sie verletzet gar geschwinde, und erzeigt grosse Hurtigkeit beym Anfallen. Ihr Biß entzündet das Geblüte auf einmahl, und verursacht einen brennenden Durst.

VIII. Ich habe einen Bürger von Cap gekennet, den eine Durst-Schlange in die Wade gebissen hatte. So bald er verletzet worden, band er aus kluger Vorsicht, seine Knie-Gürtel sehr veste oberhalb des Knies, und den Schenckel mit dem Schnuptuche, so starck er kunte, wodurch das Gift verhindert wurde empor zu steigen. Hernach eilte er dem ersten Hause zu, welches zum Glück des Matthias Gräfft seines gewesen, der ein vortreffliches Mittel gegen diese Biße besas. Das Bein war bereits sehr geschwollen, und der Krancke empfande einen brennenden Durst. Bey dem Hintritt in das Hauß verlangte er inständig Wasser. Der Schmidt kante aber die Natur des Giffts, gab ihm dahero weder Wasser, noch sonsten etwas zu trincken. Nach und nach vergieng der Durst von selbsten, und das Pflaster zog eine Menge Eyter aus der Wunde von gleicher Beschaffenheit, als anfänglich gleich aus der Oefnung gelauffen war. Man nahm den Verband hinweg; und nach Verlauf einer halben Stunde, hatte die Geschwulst am Bein mercklich abgenommen. Die Knie-Gürtel und das Schnuptuch wurde auch oberhalb des Knies weggenommen, und der Krancke in kurzem völlig gesund.

IX. Gesner, Carron, in seinem Buche von den Schlangen p. 34. Franeius p. 81. Junius und Tremellius, in ihren Anmerckungen über das alte und neue Testament, auch einige andere Autores glauben, es wären diejenigen Schlangen, welche die Israeliten in der Wüsten ** so gequälet, Durst-Schlangen gewesen.

Die Hut-Schlange.

X. Man findet auf dem Vorgebürge eine Schlangen Art, von den Portu-

* Lucan. Lib. IX. Dioscorides Lib. VIII. c. 119.
** 5. B. Mos. XXI. 6. 5. B. Mos. VIII. 15.

Portugiesen Cobra de capello genannt, weil sie auf dem Kopf ein Gewächse hat, gleich einem Hut. Die Haut ist goldfärbig. Ihre Grösse beträgt gemeiniglich eine Ele, und die Dicke, drey Viertel Zoll. Jedermann stimmt darinnen überein, daß keine Schlange ein gefährlicheres Gifft bey sich führe: der Biß ist tödlich, wenn man nicht geschwind ein sicheres Mittel dagegen gebrauchet.

XI. Es finden sich Leute, welche vorgeben, aus dem Kopfe der Hut-Schlange zöge man einen Stein, der sowohl ihre, als alle andere, Schlangen-Bisse gewiß heile. Ich habe eine grosse Menge Hut-Schlangen auf dem Vorgebürge getödet, um diesen Stein in ihnen zu suchen. Aber mein offtmahliges Nachsuchen war iedesmahl vergeblich, woraus ich geschlossen, daß, wenn dieser Stein, den die Portugiesen auch Cobra de Capello nennen, ja aus dieser Schlange gezogen wird: so müsse er doch nur zu gewissen Zeiten vorhanden seyn, gleichwie solches bey den Krebs-Augen geschiehet.

XII. Die Europäer haben eine grosse Menge von diesen Steinen, welche sie Schlangen-Steine heissen; aber sie sind ganz gewiß durch Kunst zubereitet. Man bringt sie aus Ost-Indien, da sie von den Brachmannen oder Braminen zubereitet werden, welche dieses Geheimniß ganz allein besitzen. Man hat alles angewendet, diese Welt-Weisen zu bereden, daß sie dieses Geheimniß offenbaren möchten; aber ihre Hartnäckigkeit in diesem Stücke war niemahlen zu überwinden. Zu wünschen wäre, es möchte dieses treffliche Mittel unter den Christen bekannt seyn, in Betrachtung seiner ausserordentlichen herrlichen Tugenden.

XIII. Ich habe auf dem Vorgebürgen sehen eine Probe mit ihm vornehmen, an einem jungen Menschen, der am Arm von einem giftigen Thier war gebissen worden; man wuste aber nicht, von was für einem? als man den Stein auf den Biß legte, war der Arm schröcklich geschwollen und entzündet. Man legte keinen Verband auf, ja man bande nicht einmahl den Stein an, sondern drückte ihn nur stark auf den Biß, da er von selbsten bekleben blieb. Alles Gifft zog sich in den Stein, biß er sich ganz voll eingesogen hatte. Sodann fiel er ab; man warf ihn in Milch, da er alles Gifft wieder fahren ließ. Man muß gewaltig wundern über die Geschwindigkeit, damit er sich in der Milch reinigte, welche im Augenblick die Farbe eines Eyters bekam. Der also gereinigte Stein, wurde von neuem auf den Arm gelegt, biß er sich von neuem vollgesogen hatte, und dieses wiederhohlte man so oft, biß alles Gifft aus der Wunde war. Endlich war die Wunde gänzlich zugeheilet, und der Kranke gesund.

XIV. Der durch Kunst bereitete Schlangen-Stein, davon ich rede, hat die Gestalt einer Bohne. In der Mitte ist er weislicht, und das übri-

ge Himmelblau. Einige Europäer wollen fürgeben, sie hätten die vornehmsten Sachen entdecket, davon dieses Gegengifft zusammengesetzet wird. Ihrem Sagen nach, nehmen die Braminen einen natürlichen Schlangen-Stein, benebst einem Theil des Kopfes, darinnen er gefunden worden; hierzu mischten sie einige Zähne, ein Theil vom Herzen, und von der Leber des Thieres. Alles zusammen werde mit einer weisen medicinalischen Erde, oder mit Schlangen-Kraut, vermischet, * und klein gestossen. Auf solche Weise, geben einige für, würde der künstliche Schlangen-Stein bereitet; doch habe ich niemanden gesehen, der fürgegeben hätte, er habe seine Krafft versuchet; und in Wahrheit, ich glaube nicht, daß die Braminen dieses Recept gebrauchen.

Haus-Schlange.

XV. Die Haus-Schlangen sind auf dem Vorgebürge gar gemein. Den Namen haben sie, weil sie gerne in die Häuser schleichen, und nahe an selbigen sich aufhalten; ja, wenn sie können, legen sie sich den Schlaffenden zur Seiten, und bringen die Nacht gar ruhig zu. Man hat von ihnen nichts zu befürchten, wenn man sie nicht zuerst beleidiget; ja auch alsdenn ist ihr Biß nicht gifftig. Wenn man sie angreiffet, winden sie sich, wie die Aale. Jagt man sie aus dem Bette, so kommen sie wieder, wenn sie können; man mag es anfangen, wie man will, es ist vergeblich, man muß ihnen durchaus das Vermögen benehmen abermahls hinein zu steigen. Ihre Länge beträgt etwan eine Ele, und ihre Dicke fünf viertel oder anderthalben Zoll. Als man, Zeit meiner Anwesenheit auf dem Vorgebürge, einstens ein altes Ziegel-Gemäuer einwarf, fande man welche von anderthalben Elen in die Länge.

XVI. Ein guter Freund von mir hat ein beinigtes Wesen, das auf dem Kopf einer Haus-Schlange gewachsen war, welche ein Müller auf dem Harz, nicht weit von Elbingenrode in Teutschland, erschlagen hatte. Herr Aextelmeyer meynet, es sey die sogenannte Schlangen-Crone. * *

Die gehörnte Schlange.

XVII. Die Schlange Ceraſtes, oder die gehörnte, findet sich auch auf dem Vorgebürge, wenn dem P. Tachard zu glauben. * * * Viele Europäer sagen es ebenfalls; mir aber war unmöglich eine zu sehen, wiewohl ich mir viele Mühe deßwegen gab. Ja ich versprach eine ansehnliche Belohnung, wenn

* Es giebt zweyerley Kräuter, welche die Kräutler Schlangen-Kräuter nennen. Eines heisset Schlangen-Zunge, Ophioglossum, das andere Serpentaria, oder Dracunculus polyphyllus.

* * Aextelmeyer in Idea Harmonica Coraſp. C. I. p. 144. 145.

* * * Voyage de Siam, p. 111.

mir jemand eine bringen, oder nur zeigen könnte. Meine Verheissungen waren eben so vergeblich, als mein eigen Nachforschen.

XVIII. Es ist wohl wahr, daß ein geschickter Medicus auf dem Vorgebürge ein Horn von einer solchen Schlange besitzet, aber die Schlange selber hatte man nicht auf dem Vorgebürge gefunden. Das Horn siehet, der Farbe nach, polirten Helfenbein nicht unähnlich. Was die Gestalt, und Grösse betrifft, kan man die Figur ansehen, die ich in Kupfer habe stechen lassen.

Erasmus Franciſci * und Herr Seyfried * * sagen, es gäbe in Mexico gehörnte Schlangen, die zwanzig Schuh lang, und so dick, als ein Mensch, wären. Die Landes-Einwohner hiessen sie Macacoath, das ist Hirsch-Schlange, weil ihr Kopf einem Hirsch-Kopf ähnlich siehet, der zum fünftenmahl auffetzt; doch wachsen ihr die Hörner nicht, biß sie ihre gewöhnliche Grösse erlanget.

Von einer ungenannten Schlange.

XIX. Mir hat ein guter Freund eine Schlange verehret, die er auf dem Vorgebürge todgeschlagen. Den Namen weiß ich nicht, die Europäer im Lande kunten mir ihn auch nicht sagen, weil vielleicht niemand unter ihnen jemahlen dergleichen gesehen hatte. Unterdessen bewahre ich sie in Wein-Geist.

Sie war anderthalben Schuhe lang, und etwa drey viertels Zoll dick; der Kopf weißlicht, der Rücken aber roth, und braunfleckigt.

XX. So habe ich auch auf dem Felde viele andere Schlangen-Arten gesehen, davon ich nur einen allgemeinen Begriff mittheilen will. Einige halten sich auf den Felsen auf, andere gemeiniglich in ebenen und sandigtem Orten. Eine Art wohnet auf den Land-Strassen oder in der Nähe; einige lieben das Geröhrigt, und Stroh; diese sind klein und schwarz. Man findet oft welche in den Stroh-Dächern: dahin legen sie ihre Eyer, und ziehen daselbst ihre Jungen. Wenn sie ihre völlige Grösse erreichen, sind sie nicht länger, als der Mittel-Finger eines Menschen, und nicht dicker, als ein Gans-Kiel. Ihre Eyer sind in der Grösse kleiner Erbsen.

Achtes

* In seinem Buche von den Africanischen Bäumen, die Blüthe tragen.
* * In Medulla mirabilium Naturæ, p. 667.

Achtes Capitel.

Vom Ungeziefer, das sich im Meer, und in den Flüssen aufhält.

I. Wunderbare Weise, wie die Meer-Flöhe Fische fangen. II. Wie es die Meer-Läuse machen. III. Allerley Arten von Meer-Würmern. IV. Umständlichere Beschreibung einer besondern Art. V. Dritte Art von Meer-Würmern. VI. Vierte Art von Würmern, die man nur nahe bey den Felsen am Strande findet. VII. Vom Ungeziefer in Flüssen.

Der Meer-Floh.

I.

DEn Meer-Floh siehet man nur im Meer; und hat man ihm diesen Namen gegeben, weil er seine Füsse in einen Klumpen zusammen zichet, und fast eben also hüpfet, wie die ordentlichen Flöhe. Er ist in der Grösse eines kleinen See-Krebses, auch fast mit eben dergleichen Schalen bedecket; man solte ihn fast dafür ansehen, wenn er auf dem Grunde liegt, dahin er sich zuweilen begiebt. Er hat einen Stachel, damit er die Fische anfället. Wenn er Gelegenheit findet, sticht er ihnen denselbigen so tief ins Fleisch, daß sie seiner nicht los werden können. Sodann toben sie gewaltig; wenn sie müde worden, ziehet er sie an den Strand, oder gegen einen Felsen, damit, wenn sie wieder anfangen zu schlagen, sie sich an den Steinen selber töden. Dieses Ungeziefer nennen die Lateiner Pusillus marinus.

Die Meer-Laus.

II. Die Meer-Laus siehet einem Roß-Käfer zimlich ähnlich; und findet sich fast kein anderer Unterschied, als an der Grösse, welche bey der ersten mehr beträget. Sie ist mit einer harten Schaale bedeckt, hat eine grosse Anzahl Füsse, davon jedweder am Ende mit einem Häcklein versehen. Sie lebt unter dem Wasser, und plagt die Fische gewaltig. Nemlich sie sitzt ihnen auf den Rücken, setzt ihre scharfen Zähne ins Fleisch, und sauget so lange, biß sie sterben.

Die See-Würme.

III. Ich habe auf dem Vorgebürge mancherley Arten von See-Würmern gesehen. Man findet oft welche auf dem Sand, am Ufer des Meeres; deren einige eine, oder anderthalb Elen lang sind; und sehen den Spuhl-Würmern

mern gar ähnlich, welche in dem Leibe der Kinder wachsen. Wenn das Meer stille ist, begeben sie sich hauffenweise hinein, ihre Nahrung zu suchen, und bleiben darinnen, biß ein Sturm entstehet; sodann steigen sie auf das Wasser, und werden durch die Wellen an den Strand geworfen. Daselbst verkriechen sie sich in Löcher, die sie ausgraben.

IV. Es giebt verschiedene andere See-Würme, welcher dieses Element niemahls verlassen. Unter andern verdienet eine gewisse Art wohl, daß man sie beschreibe. Diese ist in der Mitten dick, und gegen beede Ende dünn. Ohngeachtet alles angewandten Fleisses, habe ich niemahlen weder Maul, noch Augen, entdecken können. An beeden Seiten sind sie mit grünen Haaren bedeckt. Auf dem Rücken siehet man kleine Ausgewächse, wie kleine Warzen. Wenn dieses Ungeziefer berühret wird, macht es sich rund, und bläset sich auf, wie der Blaser, welchen Fisch ich hernach beschreiben will.

V. Man siehet auf dem Vorgebürge noch eine dritte Art von Würmern, die ich hernach beschreiben will. Man könnte dieses Ungeziefer ein Meer-Pferd nennen, weil es einem ordentlichen Pferde am Kopf, Maul, Hals und Brust genau ähnlich kommt. Der Hinter-Leib laufft spitzig zu, und ist gebogen. Es hat nur sechs Zoll in die Länge, und am dickesten Ort seines Leibes etwan einen Zoll in der Dicke. Sein Cörper, unterhalb des Halses, ist etwas platt und hat, dem Ansehen nach, Rippen. Sein Rücken ist schwarz, der Bauch weißlicht. Niemahlen habe ich eines lebendig sehen können, aber oft welche auf dem Strande gefunden, dahin sie die Wellen ausgeworfen hatten. Ich habe einige in Wein-Geist aufbehalten.

VI. Ich weiß nicht, ob ich unter die Meer-Würmer eine Art Würmer rechnen solle, die man nur auf den Felsen am Ufer findet. Dieses Ungeziefer ist roth, und der haarigten Raupe gar ähnlich, welche man in unsern Küchen-Gärten gar häuffig antrifft; doch ist es grösser und länger. Wenn man es in die Hand nimmt, sticht es wie Brenn-Nesseln; wirft man Speichel darauf, so verreckt es und riechet gar übel.

VII. In den Flüssen und süssen Wassern auf dem Vorgebürge findet man meistentheils das Europäische Ungeziefer; ereignet sich ja ein Unterschied, so ist er gemeiniglich nur in der Farbe. Die Blut-Egeln haben eine dunkele rothe Farbe, mit weissen Flecken. Keine Wasser-Mäuse habe ich niemahlen gesehen, auch niemand angetroffen, der welche gesehen hätte; hingegen sind die Wasser-Schlangen gar nichts seltenes. Ihre Länge ist gewöhnlich von sechs Zollen, und ihre Dicke, wie eines Schwanen-Kieles.

Neuntes Capitel.

Von dem Ungeziefer auf dem Lande.

I. Allerley Arten von Spinnen. II. Eine darunter ist sehr gifftig. III. Von Korn-Würmern, und ihren verschiedenen Namen. IV. Von Raupen und Tweyfaltern. V. Vom Holz-Wurm. VI. Von Kröten. Autores, die von ihnen geschrieben. VII. Die Ameisen auf dem Vorgebürge thun den Colonien wenig Schaden. VIII. Von geflügelten Ameisen. IX. Allerley Arten von Schnecken. X. Ihr Gebrauch in der Arzney. XI. Von Tausend-Füssen. XII. Sind gifftig. Wie man ihren Biß heilet? XIII. Von Läusen. XIV. Von Flöhen. XV. Das Vorgebürge wird auf dreyerley Weise heimgesucht. XVI. Von den Erd-Flöhen. XVII. Von den Wanzen. XVIII. Von den Scorpionen auf dem Vorgebürge. XIX. Wozu man sie in der Arzney gebraucht? XX. Von Motten. XXI. Von Obst-Würmern. XXII. Von Regenwürmern.

Von den Spinnen.

I.

Auf dem Vorgebürge sind vielerley Arten von Spinnen, welche sich nicht nur an der Grösse, Gestalt und Farbe, sondern auch in der Weise ihres Gewebes unterscheiden. Ich möchte meinem Leser beschwerlich fallen, wenn ich jedwede Art ins besondere beschreiben wolte. Genug ist, wenn ich überhaupt melde, einige seyen gifftig, andere nicht. Einige wohnen in Häusern, andere auf dem Felde.

II. Insonderheit muß man sich vor einer Art wohl in Obacht nehmen; dieses ist die kleineste, die niemahlen grösser wird, als eine kleine weisse Erbse. Dieses Ungeziefer ist schwarz, und sehr hurtig. Es hänget sich an die Mauern der Häuser, oder an die Wände. Auf dem Felde spinnet es auf dem Grase. Sein Biß ist tödlich, wenn man nicht ohngesäumt einig gutes Gegen-Gifft gebrauchet.

Ein Schwarzer starb in wenig Tagen an einem solchen Spinnen-Biß, weil er zu lange ihn vernachläßiget hatte. Ich habe selbsten einen jungen

Europäer gekennet, der grosse Schmerzen an dem Bisse gelitten; doch der Schlangen-Stein erhielt ihn beym Leben, welchen man dreymahlen auflegte. Dieses Ungeziefer beschädiget auch oft das grosse und kleine Heerd-Vieh, und verursacht groß Unheil. Deßwegen reinigen auch die Europäer ihre Häuser und Ställe mit grosser Sorgfalt von diesen Thieren, damit weder sie, noch ihr Vieh, Schaden leiden mögen.

Vom Korn-Wurme.

III. Dieser heisset auf Französisch Calandre, Charançon, oder Patepelue, auf Lateinisch Curculio oder Calandrus, deren ist eine grosse Menge auf dem Vorgebürge. Die Holländer nennen sie Klandres, sowohl auf dem Vorgebürge, als in Ost-Indien. Es scheinet, das Wort komme her von clam heimlich, oder von clandestinus, verborgen, weil sich dieses Ungeziefer in den Getrayd-Körnern, so zu sagen, verbirgt. Es hat die Grösse eines halben Rocken-Korns, eine braune Farbe und spitziges Maul. Wenn man nicht abwehret, thut es grossen Schaden am Getrayde, zumahl am neuem. Die Europäer leeren von einer Zeit zur andern ihre Korn-Speicher aus, um sie von diesen Thieren zu reinigen.

Von den Raupen und Zweyfaltern.

IV. Auf dem Vorgebürge giebt es mancherley Arten von Raupen. Ich habe verschiedene, in Teutschland gewöhnliche, Arten daselbsten gesehen. Einige sind bleich-gelb, andere weiß, andere grün, andere grün mit rothen Flecken, andere braun mit rothen und weissen Flecken. Sie sind nicht nur an Farbe, sondern auch an Gestalt unterschieden; unterdessen haben sie doch fast alle auf dem Rücken und an den Seiten eine Art von Haaren. Die grösseste Art findet man auf dem Felde, in den Hecken und Wäldern. Die Raupen von der letztern Gattung haben einen rothen Kopf, mit roth und grün gemischten Rücken, und weissen Bauch.

Die Raupen erlangen ihr völliges Alter gar bald. Anfänglich hängen sie sich an einen Baum, an eine Pflanze, oder gar an eine Wand; bald hernach wächset über ihrem Leibe eine Haut, und nach vierzehen Tagen ohngefähr, zuweilen ehender, zuweilen später, werden sie mit Veränderung ihrer Natur zu Zweyfaltern. Die Haut, darinn sie stecken, springt auf, woraus der Zweyfalter kriechet, und davon flieget. Seine Flügel sind mit Gold, Lasur und andern glänzenden Farben gezieret.

Von den Zweyfaltern siehet man so vielerley Arten, als von Raupen, sie behalten, auch nach ihrer Verwandlung, viel von ihrer ersten Farbe.

Der

Der Holz-Wurm.

V. Dieser heisset auf Lateinisch Cossus, auf Französisch Cosson, Artison, oder Artuson, auf Holländisch Hout-Worm. Er ist rar auf dem Vorgebürge, und nur in einer gewissen Art Holz zu finden, Krempel Hout genannt.

Von der Kröte.

VI. Dergleichen sind wenig auf dem Vorgebürge, und die Hottentotten wissen sie von den Fröschen nicht zu unterscheiden. Die Liebhaber können nachschlagen, was Gesner, Aldrovandus, Francius und Forerus weitläufftig von diesem Thiere angeführet haben; doch hat mir keiner besser in diesem Stücke gefallen, als Paulinus in seinem Buch de Bufone.

Von den Ameisen.

VII. Das Vorgebürge erzeuget auch mancherley Ameisen-Arten. Unter andern eine, welche der Europäischen gänzlich gleich ist. Ihre Menge ist so groß, daß man in einigen Thälern nichts, als Ameisen-Haufen, siehet. Doch haben sich die Colonien darüber nicht zu beschweren, sie kommen weder in die Felder, noch in die Weinberge. Ehe man die Felder angebauet hatte, waren sie eben so mit Ameisen angefüllet, als die für jetzo brach-liegenden. Nach dem Umackern aber sind sie weggekommen. Bloß in den Gärten findet man welche. Zuweilen beschädigen sie die Feigen, Pommeranzen, Lemonien und ander Obst; hieran aber sind die Eigenthümer selbsten Schuld: denn man kan sich ihrer leicht erwehren.

Eine zweyte Art unterscheidet sich von jener bloß durch die Grösse. Denn diese ist grösser, folglich auch die Ameisen-Hauffen. Wieder andere haben rothe Köpfe, braune Rücken, aschenfärbigte Bäuche und Füsse. Sie sind eines halben Zolles lang. Die Sehnen, welche den vördern Leibes-Theil dieser Ungeziefer mit dem Hindern verknüpfen, sind dermassen zart und dünne, daß man billig wundert, wie sie so ansehnliche Lasten tragen, und so gewaltsame Bewegungen vornehmen können.

Von geflügelten Ameisen.

VIII. Wiewohl ich das geflügelte Ungeziefer in folgendes Capitel verspahre; so muß ich doch hier der geflügelten Ameisen gedenken: weil sie der, gleich jetzo beschriebenen, letzten Art ganz gleich sehen. Blos haben sie noch rothe Flügel, mit deren Hülfe sie oft über hohe Berge kommen. Man kan den Fleiß und die Geschicklichkeit dieser Thiere ohne Bewunderung nicht ansehen.

Von

Von den Schnecken.

IX. Die Schnecken auf dem Vorgebürge sind von vielerley Arten, aber von eben diesen, welche in Europa anzutreffen. Eine sehr kleine hänget an dem Laube der Bäume und Stauden. Eine zweyte grössere kriechet auf den Wegen und in den Spazier-Gängen der Gärten. Einige haben Häuser, die andern nicht.

X. Ich werde mit des geneigten Lesers Erlaubniß noch anführen, daß pulverisirte Schnecken, wenn man sie auf einen Schaden streuet, für ein treflich Mittel gegen das Rinnen des Glied-Wassers geachtet werden. Man brennet auch ein herrlich Wasser aus ihnen, gegen die Schwindsucht. Ihr klebrichter Schleim ist gut den Brand zu löschen.

Von den Tausend-Füssen.

XI. Das Ungeziefer, Tausend-Füsse genannt, ist auf dem Vorgebürge gar gemein. Ihre Farb daselbsten ist weiß und roth. Ihre Länge ist von drey Zollen, und ihre Dicke etwas geringer, als eines halben Fingers. Sie sind haarigt, wie ich bey den Raupen erwähnet habe. Man hat noch kein Aug an ihnen entdecken können; doch haben sie an der Stirne zwey bewegliche und weiche Hörner, damit sie ihren Weg betasten und ausspühren.

XII. Dieses Thier ist gifftig, und sein Biß so gefährlich, als der Scorpion. Man gebraucht dagegen den Schlangen-Stein mit gutem Erfolge, wie auch gebratene Zwiebeln. Letzteres Mittel habe ich auf einem Schiffe gebrauchen sehen. Es war ein Matrose von diesem Ungeziefer gestochen worden, die Schmerzen fielen unleidentlich, und sein Leben schwebte in Gefahr; allein drey gebratene Zwiebeln, die man über das verletzte Glied legte, zogen das Gifft völlig aus, und der Kranke erlangte seine vorige Gesundheit.

Von den Läusen.

XIII. Ich habe in dem ersten Theil dieses Werkes bereits von diesem Ungeziefer geredet, das die Hottentotten fressen. Hier will ich nur beyfügen, daß die Hottentotten ganz voll davon sind, hingegen die Europäer auf dem Vorgebürge niemahlen welche an sich haben. Ja wenn einer Läuse mit sich nach dem Vorgebürge bringet, verlassen sie ihn in wenig Tagen. Eben diesen Vortheil geniessen die Europäer auch in Ost-Indien: die Läuse halten sich da bloß an die Landes-Einwohner.

Von den Flöhen.

XIV. Auf dem Vorgebürge sind zwar nicht vielerley Flöhe-Arten, aber wohl sonsten zuweilen eine erschröckliche Menge davon vorhanden. Die Kraals und Orte, wo das Vieh lieget, sind bißweilen dermassen überhäufft, und

und die Hottentotten so davon gepeinigt, daß sie an ein ander Ort ziehen müssen. Der Faulheit und Unreinigkeit dieses Volks muß man diesen starken Anwachs hauptsächlich zuschreiben.

XV. Dem sey, wie ihm wolle; so gehet doch ein gemeines Sprüchwort auf dem Vorgebürge im Schwang, es fänden sich auf dem Vorgebürge dreyerley Land-Plagen: die Fliegen, die Flöhe und der Wind. Ohne dieses wäre es ein Paradieß.

Die Erd-Flöhe.

XVI. Man siehet auf dem Vorgebürge ein Ungeziefer, das einem Floh gleichet; das aber, an statt die Menschen anzugreiffen, in den Gärten und Feldern sich aufhält, da es die aufgehenden Gewächse und Pflanzen abnaget. Die Europäer auf dem Cap heissen sie Erd-Flöhe, (Aard-Uloo) wenn sie dergleichen wo vermerken, streuen sie etwas, mir unbekanntes, darüber, wovon sie crepiren, oder den Platz verlassen müssen.

Von Wanzen.

XVII. Auch leiden die Europäer auf dem Vorgebürge nicht wenig Beschwerung von den Wanzen. Dagegen wissen sie kein besser Mittel, als das Spannbrett mit Oel-Farbe zu bestreichen, darunter Queckſilber vermischet.

Von den Scorpionen.

XVIII. Die Scorpionen sind auf dem Vorgebürge gar gemein, da sie gemeiniglich unter den Steinen sich aufhalten. Die Europäer nehmen sich auch wohl in acht, wenn sie die Hand zwischen Steine stecken, aus Furcht einen anzutreffen. Ihr Stich bringt grosse Schmerzen, ja gar oft Lebens-Gefahr. Der Vorgebürgische Scorpion ist dritthalben oder drey Zoll lang. Seine Farbe dunkel-grün, mit schwarzen Flecken. Er gleichet einem Krebs vollkommen, ausgenommen den Schwanz, welcher länger und dünner. Ich habe oft welche gesehen auf den Schiffen, die in der Tafel-Bay vor Anker lagen, auch auf denen zum Vorgebürge gehörigen; weis aber nicht, wie sie mögen darauf gekommen seyn.

XIX. Wenn man dieses Ungeziefer tödtet, und in Oel leget, giebt es ein gutes Mittel gegen gifftige Wunden. Ich habe die Probe selbsten gemacht.

Von den Schaben oder Motten.

XX. Die Motten sind bey uns sehr bekannt. Sie benagen auf dem Vorgebürge, wie in Europa, Tuch und Zeuche, verursachen auch grossen Schaden, wenn man sie nicht bald wegschafft.

Obst-Würmer.

XXI. Ich habe auf dem Vorgebürge alle diese Arten von Obst-Würmern gesehen, die ich bey Gelegenheit in Teutschland angetroffen. Ich kunnte keinen Unterschied bemerken, will also ihrer bloß dem Namen nach gedenken.

Von den Regen-Würmern.

XXII. Auf dem Vorgebürge finden sich Regen-Würmer, welches eben diejenigen, als in Europa. Aber es ist noch eine andere Art vorhanden, die mich bedünket diesem Lande ganz eigen zu seyn. Sie erscheinet bloß während der Regen-Zeit, das ist im Junio und Julio. Sodann kriechen diese Würmer in grosser Anzahl aus der Erde. Sie sind etwan eines Zolls lang, und werfen einen Schein bey der Nacht von sich, wie unsere Johannis-Würmlein. Ich habe oft gesuchet welche zu haschen, es war mir aber wegen ihres subtilen Cörpers allezeit unmöglich.

Zehendes Capitel.

Von dem geflügelten Ungezieffer.

I. Die Europäer geben sich keine Mühe, Bienen zu ziehen. II. Allerhand Arten von Käfern, die wir auch in Europa haben. III. Von denjenigen, welche die Hottentotten für eine Gottheit halten. IV. Von den grünen Käfern und ihrer Nahrung. V. Der Grillen-Käfer, wie er Laut giebt. VI. Von den Schnacken, und wie sie die Fremden peinigen. VII. Von den Wespen. VIII. Drey hauptsächliche Fliegen-Arten. IX. Fliegen auf dem Vorgebürge, welche eben die Eigenschafft als die Spanischen haben. X. Von den Heuschrecken. Was die Europäer für Mittel gebrauchen, eine kleine Art davon aus ihren Ländereyen zu vertreiben. XI. Beschreibung einer andern Art, welche grossen Schaden thut.

Von den Bienen.

I.

Die Bienen sind in grosser Menge in den Hottentottischen Gegenden vorhanden. Man spühret an ihnen nicht den geringsten Unterscheid zwischen den unserigen, weder an Grösse, Gestalt noch Eigenschafften.

Die

Die Europäer geben sich keine Mühe welche zu ziehen: da ich vom Vorgebürge abreisete, waren, wie ich gewiß weis, nicht sechs Personen, welche Bienen hatten, und noch dazu besasse keine mehr, als etwan drey Stöcke. Es ist wohl wahr, daß man für ein wenig Taback, Wein, Brandwein oder andere Kleinigkeiten, von den Hottentotten Honig kauffen kan, auch das beste von ihnen bekommt, weil sie es auf den Bergen und steilen Felsen hohlen, wenn die Sonne sehr heiß scheinet, daß es von der Hitze schmelzet und ganz lauter hervor quillet; unterdessen wird es dennoch gar unrein, wegen der Hottentotten gewöhnlicher Unfläterey, und von den unsaubern Gefässen, worinnen sie es sammeln, als welches Säcke von Häuten sind, daran das Haar einwarts gekehret.

Von den Käfern.

II. Auf dem Vorgebürge sind allerley Arten von Käfern oder Schrötern. Einige gleichen unsern Europäischen vollkommen: folglich wäre eine weitläufftige Beschreibung unnöthig. Also will ich nur die dem Vorgebürge eigene beschreiben.

III. Da ich von der Hottentotten Religion geredet, habe ich bereits einen, diesem Lande eigenen, Käfer beschrieben, den ich Gold-Käfer benennet habe, und den die Hottentotten anbeten, so oft er erscheinet.

IV. Eine andere Käfer-Art hat einen Gras-grünen Leib, und die Flügel scheinen, als ob sie mit Silber-Drath durchzogen wären. Diese Schröter sind grösser, als die vorigen; haben aber keine so harte Schaale oder Haut. Man findet sie gemeiniglich auf grünen Bäumen, deren Laub sie abfressen: Es ist glaublich, daß ihre Farbe daher entstehet. Insonderheit lieben sie die Lemonien- und Pommeranzen-Bäume, zumahlen wenn sie blühen, oder junge Blätter haben. Man könnte sie Silber-Käfer nennen.

V. Noch eine andere Art hat einen schwarzen Kopf, braunen Rücken, mit weissen Flecken, und Kästen-braunen Hals. In dem hohlen Leibe findet man etwas, einer Brille gar ähnliches. Das Thier kan beede Reiffen aneinander schlagen, und verursachet dadurch einen Laut, fast wie die Grillen. Gewöhnlich flieget es des Morgens und Abends herum, und sitzet unter Tages auf den Ellern-Bäumen, um vor den Sonnen-Strahlen bedeckt zu seyn. Niemahlen habe ich auf andern Bäumen welche sitzen sehen; und eben dieses haben mich alle Europäer auf dem Vorgebürge versichert. Doch kan ich nicht sagen, ob sie von Gras oder von Eller-Laube leben.

Von den Schnacken.

VI. Die Schnacken auf dem Vorgebürge dürsten noch mehr nach Menschen-Blute, als in Europa. Zumal quälen sie die Fremden unleidentlich. Es scheinet, daß sie alsdann erst einen Frieden schliessen, wenn man im Lande eingewohnet hat. Ich habe gesagt, es wären die Fliegen, nebst den Flöhen und dem Winde, Landes-Plagen; jedoch wenn ein etwas hefftiger Wind entstehet, reiniget er die Lufft von Fliegen, und das Land von Flöhen, daß man keine mehr siehet.

Von den Wespen.

VII. Bey stiller Lufft, oder wenigem Winde, sind die Vorgebürgischen Colonien, zumahlen im Sommer, erschröcklich von den Wespen gepeiniget. Diese Thiere fallen Menschen und Thiere an. Von ihrer Grösse, Gestalt und Farbe mag ich nichts sagen, weil sie hierinnen den Europäischen völlig gleichen.

Die Fliegen.

VIII. Es fiele dem Leser verdrießlich, eine Beschreibung von allen Fliegen-Arten auf dem Vorgebürge zu sehen: also wird ihm angenehmer seyn, wenn ich blos von den merckwürdigsten rede.

Zuweilen wird die Lufft in diesem Lande von so entsezlich vielen ganz kleinen Fliegen angefüllet, daß sie ganz angestopfet scheinet. Sie sind mit Stacheln bewaffnet, damit sie alle Menschen stechen, die ihnen begegnen. Deswegen fallen sie sehr beschwehrlich. Zuweilen fahren sie in die Augen, und verursachen gewaltigen Schmerzen.

Eine Vorgebürgische Fliegen-Art, welche unsern Haus-Fliegen sonsten in allen Stücken gleich kommt, wird niemahlen unter Dach gesehen. Sie liebt bloß die freye Lufft.

Eine dritte Art Vorgebürgischer Fliegen ist grösser, als die schon angeführten, braun von Farbe. Man nennet sie blinde Fliegen, weil sie dermassen plump auf Menschen oder Thiere fallen, als ob sie würcklich blind wären. Sie stechen mit ihrem Stachel, und verursachen grosse Schmerzen. Man muß deswegen, wenn man über Land reiset, die Hände, Füsse und das Gesichte wohl vor ihnen verwahren.

IX. Die vierdte, dem Vorgebürge eigene, Fliegen-Art ist von mittlerer Grösse, zwischen beeden jezt erwähnten; ihre Natur kommt mit der Spanischen Fliegen ihrer überein. Wo sie sich auf den Leib setzen, da ziehen sie Blasen. Deswegen werden sie auch von den Barbierern in Vorrath gesammelt, und mit gutem Erfolge gebraucht, gleich denen Spanischen Fliegen. Ich habe an meinem eigenen Leibe die Trefflichkeit dieses Mittels versuchet.

Von

Von den Heuschrecken.

X. Auf dem Vorgebürge giebt es mehrere Arten von Heuschrecken. Ich will aber nur zwey beschreiben, welche mir die merckwürdigsten scheinen.

Eine Art ist sehr klein, und wird fast den ganzen Sommer über gesehen. Ihr Rücken ist braun, die Flügel grün, der Bauch silberfarbe, die Beine aschengrau. Im Frühlinge sitzen sie meistens in den Kraut-Feldern, oder Saat-Aeckern, woselbsten sie grossen Schaden verüben. So bald man sie da mercket, kocht man Tabac in Wasser, und besprenget die Felder mit diesem Wasser, welches ihnen dermassen zuwider, daß sie die Gegend gleich verlassen, auch das ganze Jahr nicht wieder dahin kommen. Finden sie nichts bessers, so fallen sie auf die Wiesen, und fressen Gras, biß die grosse Hitze einfället, da sie auf die Bäume kriechen und das Laub abnagen.

XI. Die zweyte Heuschrecken-Art, deren ich gedencken will, hat gleiche Grösse und Gestalt, als die erste, aber eine andere Farbe. Nemlich der Kopf ist roth, die Flügel dunckelroth, der Rücken aschigtfarb, der Bauch silberfarbigt, und die Beine roth. Sie erscheinen erst lange Zeit nach den ersten; aber allemahl mit sehr zahlreichen Schwarmen. Man kan den erschröcklichen Greuel sich nicht vorstellen, dem sie in den Kuchen- und Baum-Gärten, auch auf dem Felde, anrichten, wenn man nicht grosse Sorge anwendet sie zu vertreiben.

Eilftes Capitel.

Von den Fischen.

I. Das Vorgebürge hat Uberfluß an Fischen. II. An welchem Orte man viel Alosen fängt. Verschiedene Namen dieser Fische, und ihre Beschreibung. III. Von Aalen. IV. Beschreibung vom Silber-Fisch. V. Anmerckung über den kleinen Wall-Fisch, Nord-Caper genannt. VI. Genaue Beschreibung von zwey dergleichen Fischen welche gestrandet. VII. Dieses kan der Fisch nicht seyn, der Jonam verschlungen hat. VIII. Grösse beeder Wallfische. IX. Man findet keine Barben, als im Flusse Drackenstein. X. Vom Bennet und dessen Beschreibung. XI. Vier unterschiedene Arten von Meer-Brassen. XII. Die beeden erstern Arten heisen Hottentotten-Fische. Ihre Nahrung.

XIII. Die beeden leztern heisset man auf dem Vorgebürge Jacob Evertsen. XIV. Warum man ihnen diesen Namen giebt. XV. Von See-Hechten. XVI. Vom Braun-Fisch.

I.

Das Vorgebürge hat Uberfluß an Meer- und Fluß-Fischen. Ich will diejenigen hieherſetzen, bey denen ich etwas anzumercken habe.

Von der Alose.

II. In der Taffel- und falschen Bay fänget man eine Art Fische, welche die Holländer Elfft, und die Franzosen Alose nennen. Die Lateiner geben ihr den Namen Alosa, Clupea oder Alausa; die Grichen Thrilla. Dieser Meer-Fisch hat drey Viertel Elen, oder darüber, in die Länge. Seine Schuppen gleichen den Härings-Schuppen zimlich, und sind gelblicht. Der Rucken ist schwarz, der Bauch weiß, mit schwarzen Flecken, und der völligen Länge nach, mit einem schwarzen, rauhen Streifen unterschieden. Dieser Fisch steckt voller Gräten, und wegen seiner natürlichen Härte, muß man eine gute Brühe darüber machen, wenn er gut schmecken soll. Die Eyer, oder der Rogen, von ihm wird an vielen Orten gar hoch gehalten. Francisci sagt, die Einwohner der Moluckischen Insuln trieben starcke Handlung damit.

Von den Aalen.

III. In den süssen Wassern des Vorgebürges sind viele Aalen. Sie gleichen unserm Europäischen vollkommen: die Lateiner nennen diesen Fisch Anguilla.

Die Palling, so eine Art der Aalen, haben ihren Namen daher, weil sie kein trübes Wesser vertragen können. Man findet sie im Stellenbusch und Hottentottischen Holland-Fluß, wiewohl selten. Ihre Farbe ist bräunlicht, im übrigen sind sie andern Aalen völlig gleich.

Vom Silber-Fisch.

IV. Der, auf dem Vorgebürge also benannte, Silber-Fisch gleichet an Gestalt und Grösse einem pfündigen Karpfen. Der Geschmack ist auch nicht sonderlich unterschieden. Die Farbe ist weiß, mit vielen glänzenden Silber-Strichen gezieret, so auf beeden Seiten des Ruckens, nach dem Bauche zu, auslauffen. Diese Striche scheinen mit einem Silber-Blat bedecket zu seyn, so wol als der Schwanz. Der Rachen zeiget etliche kleine, sehr spitzige, Zähne. Gewöhnlich lebet diese Fisch-Art im Meer, streichet aber zu gewissen Zeiten hauffenweise in Flüsse, da man sie in groser Menge fänget.

Von

Von den Wallfischen.

V. Man siehet offt in dem Meere am Vorgebürge, in der Tafelbay, den kleinen Wallfisch, Grampus genannt. Die Holländischen Seeleute heissen ihn Noord-Kaper. Wenn er schwimmet, raget sein Leib zur Helffte aus dem Wasser herfür; zuweilen taucht er mit solchen Ungestümm unter, daß man das Geräusche auf eine Viertelstunde weit höret.

VI. Es wurden zwey durch Sturm auf den Strand geworfen, einer 1707. im Mayen, in der Tafelbay; der andere Ao. 1709. im Mayen, in der falschen Bay: also habe ich Gelegenheit gehabt, sie gar sorgfältig zu betrachten.

Beede waren dunckelbraun, ohne Schuppen. Ihre Kinnbacken hatten achtzehen Fuß in die Länge, und ohngefehr dreyzehen in die Breite. Zähne hatten sie nicht; hingegen war ihr Zahnfleisch mit einer sehr harten Haut überzogen, und so hart als Eisen. Ihre Augen, schienen nicht grösser, als eines Pferdes, so lange sie im Kopfe stacken; da ich sie aber heraus zog, befand ich sie eben so groß, als einen Menschen-Kopf. Uber dem Augenloche sahe man ein grosses Loch, wie bey andern Wallfischen; aus dieser sprützen sie Wasser in gewaltiger Menge, und in einer beträchtlichen Höhe. Unter dem Bauche, gleich hinter dem Kopfe, stunden zwey grosse Flossen. Ihre Schwänze endigten sich in einen halben Mond, und waren sehr breit.

VII. Die Zunge wog bey einem jedweden ohngefehr 600. Pfund; allein der Schlund war so eng, daß man mit Mühe eine Hand durchstecken kunte. Man urtheile demnach, ob ein dergleichen Fisch habe Jonam verschlingen können. Viel ehender wolte ich glauben, es sey ein Meer-Vielfraß gewesen der den Propheten beherberget hat.

VIII. Einer von diesen Wallfischen war funfzig Fuß lang, vier und zwanzig breit, und zwölf hoch. Der andere war fünf und vierzig lang, zwölf breit, und achtzehen hoch. Aus ihrem Fett brannte man Oel, und stellete es in der Compagnie Magazin.

Der Barben.

IX. Der Barben ist ein Fisch im süssen Wasser, den man im Latein Mugil fluviatilis, oder Barbus, nennet. Es giebt welche auf dem Vorgebürge, aber das wunderbareste ist, daß man nur in dem Flusse Drackenstein welche antrifft: in diesem wimmelt es von Barben. Man macht wenig Wesens von ihnen.

Vom Bennet.

X. In dem Meer, das den Strand des Vorgebürges benetzet, ist eine grosse Menge Fische, die man unter dem Namen Bennet in den Colonien kennet:

kennet: keinen andern weis ich nicht. Gar offt habe ich dergleichen sehen mit der Angel fangen. Der Fisch hat beynahe die Grösse und Dicke eines Arms, und wieget sechs biß acht Pfunde. Er ist sehr schön, mit breiten dunckel-purpurfarbenen Schuppen und goldenen Strichen. Seine Augen sind roth; das Maul ist klein und ohne Zähne. Nahe bey den Ohren hat er zwey Flossen von Gold-Farbe, da hingegen die andern hell-gelbe sind. Sein Schwanz ist roth, und gleichet viel einer geöffneten Scheere. Die Haut und Schuppen scheinen durchsichtig. Hat man ihn abgeschuppt, zeiget er eine glänzende Purpur-Farbe. Er hat ein Blut-rothes Fleisch, das sich durch ein gewisses zartes Häutlein in vielerley Stücke absondert. Nach dem Sieden behält er seine rothe Farbe, doch wird sie etwas blasser. Beym Essen scheinet er trocken und hart; unterdessen ist er dem Gaumen angenehm, und leicht zu verdauen.

Von dem See-Brassen.

XI. In dem Vorgebürgischen Meere sind vielerley Brassen. Die beeden erstern Arten, werden von denen daselbst wohnenden Europäern Hottentotten-Fische genennet: welchen Namen ihnen die ersten Vorgebürgischen Colonisten beygeleget, weil sie von den Hottentotten dergleichen gekauft hatten.

Eine Art von Hottentotten-Fischen hat den Rücken und die Seiten von schwärzlichter Farbe; der Kopf ist dunckel-purpurfärbigt. Die andere Art ist dunckel-blau, und scheinet gesprenglicht. Die Gestalt der erstern erzeiget sich etwas runder, breiter und kürzer. Eine Brasse von der zweyten Art wiegt etwa ein Pfund, und hat sieben biß acht Zolle in der Länge. Diesen Fisch nennet man auch Meer-Breme, lateinisch Brasmia, oder Cyprinus latus.

XII. Diese beede Arten von Meer-Brassen nähren sich von dem Grase, das im Meer wächset, auch von dem Miste, oder Eingeweide der Thiere, wenn sie dergleichen haben können. Man fängt selten welche mit dem Netze, und nur alsdenn, wenn sie der Sturm Hauffen-weise gegen das Ufer treibt. Die Europäischen und Hottentottischen Fischer fangen sie mit der Angel-Ruthe, und locken sie mit Pfeiffen und grossem Gelärme herbey. Die Meer-Brassen an dem Vorgebürge lieben das Geräusche.

Sie sind sehr gesund und wohlgeschmackt; drey oder vier kosten zwey Kreutzer. Können die Fischer sie nicht frisch verkaufen, so zerschneiden sie selbige, salzen sie, und trocknen sie an der Sonnen, für die Schiffer, welche offt mit dergleichen Vorrath sich versehen.

XIII. Die beeden leztern Arten von Brassen am Vorgebürge nennen die

die Colonisten Jacob-Evertsen; sonsten heissen sie rothe Stein-Brassen, auf Französisch Breme rouge, auf Lateinisch Bresmia rubra & saxea.

Die erstere von diesen Arten hat eine rothe Haut, und Schuppen mit blauen Flecken; ausgenommen das Mittel am Leibe, so wie Gold gleisset. Unter dem Bauche ist sie bleich-roth. Die Augen sind groß und roth, rings herum aber silbern. Der Rachen ist klein, mit kleinen spitzigen Zähnen besetzt. Es scheinet, er sey unter dem Schlunde. Dieser Fisch ist ein herrlich Essen, für den Geschmack und für die Gesundheit.

Die zweyte Art von rothen Bremen ist nur in einigen Stücken unterschieden. Nemlich sie ist grösser, der Rachen kleiner, und unterhalb des Schlundes dunkel-roth. Alle diese Brassen leben im Meere, doch die letztern findet man selten an Orten, wo tiefes Wasser ist.

XIV. Francisci in seinem Ost- und West-Indischen Lust-Garten, p. 233. meldet uns den Ursprung des Namens Jacob Evertsen, den diese Fische tragen. Er sagt, daß ein Schiffer, genannt Jacob Evertsen, der auf dem Vorgebürge wohnte, ein kupfer-rothes Gesicht, und so tiefe Backen-Gruben hatte, daß man ihm beym Barbieren allezeit muste Haare in den Gruben stehen lassen; nun waren die Haare schwarz, und in diesem Zustande gleiche sein Gesicht so wohl an Farbe, als an den schwarzen Flecken, denen rothen Brassen. Da er nun einesmahls nach der Insul St. Mauritius auf den Brassen-Fang ausgefahren war, wurden seine Matrosen bey der Mahlzeit lustig, da sie eben rothe Brassen speiseten. Ein scherzhafftiger Mensch unter ihnen gab diesen Fischen des Schiffers Namen; dieses fande allgemeinen Beyfall, und fand man die Vergleichung so richtig, daß, nach der Zuruckkunft auf dem Vorgebürge, der neue Name allenthalben ausgebreitet wurde. Die Einwohner des Vorgebürges, welche den Evertsen gar wohl kannten, hielten ihn für gar wol ausgesonnen, und also wurde es gar bald in verschiedenen Indianischen Compagnien eingeführt, woselbst man die rothen Brassen nimmer anderst heisset, als Jacob-Evertsen.

Der Meer-Hecht.

XV. Auf dem Vorgebürge findet man keine Hechte, als im Meer; auf Französisch heissen sie Loups de mer, wegen ihrer Gefräßigkeit. Sie haben eine dunkel-gelbe Farbe; sonsten gleichen sie in allen unsern Fluß-Hechten. Dieser Fisch schmeckt sehr gut, er sey abgesotten oder gebraten.

Der Braun-Fisch.

XVI. Die Matrosen haben mir oft einen Fisch in der See gezeiget, den sie Bruinvisch hiessen. Er schwam auf dem Wasser, um die fliegenden Fische zu fangen. Ich habe niemahlen welche anderst, als in einiger Ferne, ge-

sehen, und da haben sie mir allezeit dunckel-grün geschienen, doch so, daß das schwarze vordrang. So viel ich urtheilen kunte, sind sie von der Dicke eines Ochsen, und funfzehen biß sechzehen Schuhe lang. Ihr Rucken ist ein klein wenig erhaben.

Zwölfftes Capitel.

I. Art von Cabeljau, so die Europäer auf dem Vorgebürge einsalzen, und Beschreibung davon. II. Die Karpfen sind auf dem Vorgebürge gar klein. III. Der Delphin ist der Fische König. IV. Verschiedene Arten der Delphine. V. Von dem gemeinen und gewöhnlichen Delphin, wie man ihn fängt, und was man mit ihme machet. VI. Wie man die zweyte Art von Delphinen zurichtet, welche die Portugiesen Dorados nennen. VII. Beschreibung der Dorados oder Goldfische. VIII. Von den Gründlingen, und andern kleinen Fluß-Fischen. IX. Allerley Namen, welche verschiedene Nationen dem Meer-Vielfraß oder Hund-Fisch beylegen. X. Beschreibung der ersten Art von diesen Fischen. XI. Wie ihn die Matrosen fangen. XII. Beschreibung der zweyten Art. XIII. Den Propheten Jonas hat ein Meer-Vielfraß verschlungen. XIV. Von den Häringen, so den unserigen gleichen. XV. Von den Harders. XVI. Auf dem Vorgebürge weis man die Häringe nicht einzupöckeln.

Vom Cabeljau.

I.

Es giebt gar vielerley Arten von denen Fischen, welche die Holländer Cabeljau nennen; auf dem Vorgebürge aber wird nur eine gefangen und eingesalzen, welche nicht gesprenckelt ist, wie der Indianische Cabeljau, sondern aschfarbigt mit breiten Schuppen. Von dem Kopf biß an den Schwanz gehet ein schwarzer Streiff. Der Fisch ist zwey biß drey Fuß lang, wieget 8. biß 10. Pfund, schmeckt vortrefflich, wenn er frisch gesotten wird; isset man ihn aber gesotten, nach dem Einsalzen, ist er etwas hart, und schwer zu verdauen. Unterdessen nähret er gut, und tauget schon für die Sclaven, Taglöhner und Handwercks-Leute.

Von

Von dem Karpfen.

II. Man fängt viele Karpfen in den Flüssen des Vorgebürges; sie sind aber kleiner als unsere gewöhnliche Europäische Karpfen: die grössesten übertreffen niemaln fünf Zoll an der Länge, und zwey an der Breite. Man hält nur in einem Teich welche, der dem Herrn Land-Drost Mulder gehöret; sie werden auch darinnen nicht grösser als in den Flüssen.

Von dem Delphin.

III. Wenn man betrachtet, mit welcher Geschwindigkeit der Delphin seinen Raub ersiehet und verfolget: so verdienet er, nach meiner Meinung, daß man ihn dem König der Fische nenne, gleichwie der Löwe diesen Titul unter den vierfüßigen Thieren trägt, und der Adler unter den Vögeln: denn er ist dermassen hurtig, daß ihm kein Fisch entwischen könte, wenn nicht sein Rachen, so zu sagen, unter dem Kopf stünde. Dieses alleine gereicht seinen Feinden zum Nutzen. Man nennet ihn auch den Meer-Pfeil, (Fleche de la mer) auf Lateinisch Delphinus oder Simon.

IV. Man findet mancherley Arten von Delphinen, ich will aber nur zwey beschreiben, weil ich sie offt gesehen und dergleichen geessen habe.

V. Die erste Art, davon ich reden will, nennet man den gemeinen Delphin. Sein Rachen ist sehr weit, und laufft wie ein Schnabel zu, dergleichen etwa die Gänse haben. Seine Zähne sind klein, hart, spitzig, und beede Reihen schliessen ineinander. Die Zunge ist lang und fleischigt; hinter seinen Augen sind zwey kleine Löchlein, die man dieses Fisches Ohren nennet. Seine Haut ist ungemein glänzend, ohne Schuppen; schwarz auf dem Rucken, und weiß unter dem Bauch. Sein Schwanz endigt sich in einem halben Monden. Er ist fünf biß sechs Fuß lang; an statt der Nase, riechet er durch den Rachen so scharf, daß es nicht wol zu sagen ist.

Dergleichen Delphine siehet man wenig in dem Hafen des Vorgebürges; aber einige Meilen davon eine sehr grosse Menge, zumahlen währenden Sturms, weil sie alsdenn wohl vier biß fünf Schuh hoch über das Wasser springen. Ich habe oft welche fangen sehen mit einem Haacken, der an ein Seil gebunden, und mit einem Stück Schwein-Fleisch besteckt war. Man hacket sie auf dem Vorgebürge zu Stucken, und lässet sie etliche Tage in Salz liegen, wornach sie abgesotten gar gut schmeckten. Zunge und Lebern hält man für das beste an ihnen.

VI. Die andere Art Delphins, die ich beschreiben will, wird von den Schwarzen Waraku Pempe, von den Javanern Jean Bonde, und von den Portugiesen Dorados genennet, weil sie beym Fangen goldfärbig erscheinet; aber ohngefehr anderthalben Stunden nach dem Tode diese Farbe verlihret.

Diese Delphins sehen den vorigen gleich; nur haben sie ein rundes und plattes Maul, auch ein weit köstlicheres Fleisch.

Erasmus Franciſci in seinem Indianischen Lust-Garten p. 128. lehret die Weise diese Delphins zuzurichten. Man lässet sie anfänglich kochen, und einige Zeit im Pöckel liegen, den man von Oel, Weineßig, Pfeffer, Salz, Knoblauch und andern dergleichen Sachen bereitet. In dieser Brühe bleiben sie lange Zeit gut; und taugen wol auf die Schiffe, so nach den Moluckischen Insuln fahren, und an andere Orte, wo man wenig Lebens-Mittel findet.

Man salzt auch die Delphine eben so ein, wie wir das Schwein-Fleisch. Erstlich schneidet man den Fisch, der Länge nach, in zwey gleiche Theile; sondert hernach die Rippen ab, legt alles in Salz, und hängt es darnach in den Rauch. An einigen Orten bratet man die jungen Delphine; und versichert Franciſci, sie schmeckten hernach, wie gebratene Spanferckeln.

Von den Gold-Fischen.

VII. Diese sind eine Art von Stein-Brassen, haben ihren Namen von einem dergleichen Streiff, der über den ganzen Rücken hinab, vom Kopf biß an den Schwanz, gehet. Ihr Rücken ist oben schwarz-blau, der Bauch aber so weiß, als Milch. Der Gold-Fisch auf dem Vorgebürge ist etwa anderthalben Fuß lang, und ein Pfund schwer; hat kleine, aber spitzige Zähne, damit er gewaltig unter den Muscheln und andern Fischen aufräumet, welche den fliegenden Fischen zum Raub dienen. Fast niemalen siehet man Gold-Fische auf dem Vorgebürge, als im May, Junio, Julio und Augusto; sodann aber erscheinen sie in grossen Hauffen, und die Europäer fangen viele weg. Ihr Fleisch, wenn es zugerichtet, ist mit weiß und roth vermischt, und ein treffliches Essen, sowol gesund, als schmackhafftig. Man hält es für eine Geblüts-Reinigung. Ich habe offt davon gegessen, und allemal mit einem neuen Vergnügen. Die Lateiner nennen diesen Fisch Aurata.

Von den Gründlingen.

VIII. Dieser Fisch ist allzu bekannt, als daß wir uns lange dabey verweilen solten. Er siehet demjenigen, den wir in Europa haben, vollkommen gleich, ausser, daß er kleiner ist. Ich mag von andern kleinen Vorgebürgischen Fluß-Fischen eben so wenig etwas erwähnen, weil sie von den Europäischen in nichts sich unterscheiden.

Vom Meer-Vielfraße.

IX. In dem Meer am Vorgebürge findet man zwey Arten von Vielfrassen. Die Holländer nennen sie Haay, die Franzosen Goulu de mer; Aristoteles Anthropophagus, das ist, Menschen-Fresser; die Lateiner Canis

nis Carcharias; die Engelländer Shark; die Teutschen Hund-Fisch, oder Fischhund; die Portugiesen Tuberon; die Brasilianer Ikern.

X. Die erste Art ist die gröseste: einige haben 15. biß sechzehen Schuh in die Länge. Sein Kopf ist dermassen groß, und sein Schlund so weit, daß man ohne Mühe begreiffet, wie er einen, obwol dicken, fetten und bekleideten Menschen verschlingen kan. Die Zähne sind krumm, starck und spitzig; auf jedwedem Kinnbacken stehen drey Reihen. Zwey Flossen hat er auf dem Rücken, eine ganz nahe am Kopf, die andere ohngefähr zwey Schuhe weit von dem Schwanz; über dieses vier andere grosse und starcke Flossen unter dem Bauch, zwey nicht ferne vom Kopf, und zwey nicht weit vom Schwanz. Zwischen diesen leztern ist eine Oefnung. Die Haut ist hart und grob, ohne Schuppen. Allerhand kleine Fische sind ihm gemeiniglich zur Seiten.

XI. Die meisten Schiffe, so die Linie paßiren, oder nahe dabey seegeln müssen, versehen sich mit allem, was nöthig einen Hundfisch zu fangen. Hierzu gebrauchen sie einen starcken eisernen Haacken, der gemeiniglich an einer starcken Kette hänget, von ungefähr zwölf Gliedern. Der Köder bestehet aus einem grossen Stück Speck, oder Rindfleisch. Sobald die Matrosen den Fisch wahrnehmen, werfen sie den Angel aus, der auf besagte Weise zubereitet worden, und hängen ihn an des Schiffes Hintertheil, also daß der Köder, währendem Fortseegeln des Schiffes, immer der Ober-Fläche des Wassers ziemlich nahe bleibt. Der Fisch verfolgt diesen niedlichen Bissen, und schluckt ihn auf einmal mit grosser Begierde in sich. Hernach ziehen ihn einige Matrosen am Bord, und einige stehen mit Aexten in Bereitschaft, ihn tod zu schlagen, ehe er nah auf das Verdeck kommet. Ohne diese Vorsichtigkeit würde er ihnen Arm und Beine zerschlagen, so grosse Stärcke hat er in seinem Kopf und Schwanz. Die Matrosen pflegen den gefangenen Hund-Fisch in Stücken zu hauen, und gesotten zu verzehren. Ich habe aus Lust davon gekostet, er schien mir aber so unverdaulich, daß ich zum zweytenmal nicht mehr anbeissen wolte.

XII. Die Meer-Vielfraße von der zweyten Art haben einen viel breitern Kopf und Rücken, als die erstern. Auch sind sie an den Zähnen unterschieden: diese haben, statt dreyer Reyhen, sechs, die aus einem Stücke bestehen, das wie eine Säge ausgezacket. Die erstere äussere Reyhe ist gebogen, und gehet rings um den Rachen her. Die zweyte Reihe stehet gerade; die vier andern neigen sich gegen den Schlund, welcher geräumig genug, daß ein Mensch durchfahren könte. Wie denn die andern Seehunde, wenn er den Rachen aufsperret, und den Fischen freyen Eingang gönnet, ungehindert hinein kriechen, und die in seinem Magen liegende Fische auffressen

können. Die Haut ist hart und rauh, wie eine Feile, und der Schwanz laufft zu in einen halben Monden. Die Flossen sind nichts unterschieden, weder an Gestalt noch Lage, von den Flossen der erstern Art. Es werden zwey Pferde erfordert einen mittelmäßigen See-Hund von dieser Art wegzuschleppen.

XIII. Alle Hund-Fische sind ungemein gefräßig, und insonderheit nach Menschen-Fleische begierig. Sie verfolgen oft ein Schiff lange Zeit; und hat man viel Exempel von Leuten, die einen Arm oder ein Bein haben zuruck lassen müssen, welche ihnen diese Thiere herunter gebissen hatten.

Aus dem jetzo angeführten lasse ich den Leser urtheilen, ob nicht ein dergleichen Fisch den Propheten Jonas möchte verschlungen haben?

Von den Häringen.

XIV. Das Meer an dem Vorgebürge lieffert auch Häringe, welche den Europäischen in allem gleichen. Sie streichen auch Hauffen-weise.

XV. Eine andere Art ist ebenfalls vorhanden, so die Europäer auf dem Vorgebürge Harders, das ist Hirten, benennen. Sie streichen auch bey Hauffen, und gleichen an Grösse, Gestalt und Farbe den ordentlichen Häringen gar viel. Zuweilen schwimmen sie in grosser Anzahl die Flüsse hinauf, da sie sich von Grase und andern Dingen ernähren, woran sie Gefallen tragen. Die schwarzen Sclaven fangen oft welche mit dem Netze, pöckeln sie einige Tage ein, und verzehren sie.

XVI. Es hat noch kein einiger Europäer auf dem Vorgebürge die rechte Weise, diese Fische zu pöckeln, erfinden können. Diese Entdeckung würde den Colonien zu unendlichen Nutzen gereichen, weil sie eine gewaltige Menge Häringe verkauffen, oder selbst gebrauchen könnten. In Erwartung dieses Glücks, schickt man ihnen gesalzene aus Holland; allein sie verderben unterwegens, und taugen folglich nichts mehr.

Dreyzehendes Capitel.

I. Wie man einen See-Löwen auf dem Vorgebürge tödete im Jahr 1707. II. Ausführliche Beschreibung dieses Thieres. III. Beschreibung des Meer-Schweins. IV. Warum man einen gewissen Fisch den Loots-Mann nennet. V. Von den Rochen und Sand-Knypern. VI. Von ihrer Laich. VII. Vom Roth-Fisch. VIII. Man fängt viele Stein-Brassen in der Mündung der Flüsse. IX. Beschrei-

schreibung dieser Fische. X. Eine andere Art Stein-Brassen. XI. Die Solen sind gut zu essen. XII. Beschreibung des Blosers. XIII. Diesen isset man nicht. XIV. Vom Thun-Fischen. XV. Vom Krampf-Fisch. XVI. Krampf, den sein Berühren verursachet. XVII. Die Fischer auf dem Vorgebürge fürchten ihn ungemein. XVIII. Vom See-Kalb. XIX. Feinde der fliegenden Fische. XX. Deren sind mancherley Arten.

Vom See-Löwen.

I.

Ich habe niemahlen mehr, als nur einen einigen, See-Löwen auf dem Vorgebürge gesehen, nemlich an. 1707. Er war in die Tafel-Bay gekommen, spielte da eine Zeitlang im Wasser, und machte sich hernach auf den Abschuß einer Klippe am Strande, da er ganz ruhig an der Sonnen liegen blieb. Die Europäer, so ihn zeitlich vermerkten, gaben dem Gouverneur Adrian van der Stell Nachricht davon; es war aber damahlen Fluth-Zeit: man hielte also für besser, die Ebbe abzuwarten. Als dieses geschehen, schickte der Gouverneur eine Chalouppe mit drey Mann, die einige mit Kugeln geladene Flinten bey sich hatten. Die Chalouppe näherte sich, und die Jäger tödeten ihn, ehe er sich rühren konnte. Man brachte ihn auf das Fahrzeug, hieb ihn in Stücken, und brannte Oel daraus.

II. Er war ohngefehr 15. Schuh lang, und eben so dick. Sein Kopf sah einem Löwen-Kopfe zimlich ähnlich, ausgenommen, daß er keine Mähne hatte. Seine Zunge, deren Fleisch eine Art von Fett zu seyn schiene, wog etwan funfzig Pfund. Er hatte auf dem ganzen Leib weder Schuppen, noch Haare. Die Haut war gelblicht. Am Vorder-Leib stunden zwey kurze Füsse mit Tatzen, dergleichen fast die Gänse haben. Ohne Zweifel dienten ihm diese zum Schwimmen. Hinten hatte er keine Füsse; sondern zwey breite und dicke Flossen, jedwede achtzehen Zoll lang. Der Leib lief gegen den Schwanz dünne zu, der sich in einem halben Monden endigte. Sein Eingeweide kunte ich nicht untersuchen: denn indem man das Fett davon absonderte, roch es unleidentlich, deßwegen man es auf das geschwindeste in das Meer warf.

Das Meer-Schwein.

III. Das Meer-Schwein ist der Tursios der Griechen, der Sus marinus der Lateiner, und zuweilen etwas grösser, als der See-Löwe. Kopf

und

und Augen sind gewaltig groß. Etwas hinter den Augen hat es ein Loch, wodurch es Wasser ausspritzet, fast wie der Wallfisch. Die Kinnbacken sind sehr groß, und mit Zähnen wohl besetzt; doch sind diese nicht gar scharf. Die Haut zeiget eine dunkel-braune Farbe, aber keine Schuppen. Die Flossen sind sämtlich schwarz und breit. Es schwimmet gar geschwinde, und wenn sein Raub über ihm sich befindet, schiesset es mit so gewaltiger Stärke darnach, daß es über das Wasser hervor kommet. Es hat wenig Fleisch, sondern fast lauter Fett. Sein Eingeweide gleichet, dem Sagen nach, fast gänzlich dem Eingeweide eines Schweines, und deswegen nennet man es Meer-Schwein. Meines Wissens wieget es gemeiniglich zwey Centner. Bißweilen habe ich wohl hundert beysammen gesehen.

Vom Lootsmann.

IV. Dieser Fisch führet seinen Namen deßwegen, weil man glaubt, er diene dem Meer-Vielfrasse zum Wegweiser. Seine Länge beträgt fünf biß sechs Zolle. Er ist ganz glatt, wie ein Aal, seine Farbe ist dunkel-braun, mit blauen Flecken. Von dem Kopfe biß an den Schwanz, mitten über den Rücken, laufft ein blauer Streiff, aus welchem rechts und links wieder andere auslauffen, und unter dem Bauche fast zusammen stossen; sein Rücken ist fleckigt und, so zu sagen, gewürfelt. Um die Augen gehet ein goldfarber Reif. Der untere Kinnbacken gleichet fast einer Säge, damit er, wie man sagt, sich dermassen fest an den Meer-Vielfraß hänget, daß solcher, mit all seiner Stärke, ihn nicht wegtreiben kan. Wird er gefangen, so lässet ihn der Lootsmann los und entfliehet. Er ist gar schwer zu fangen: man sagt, er rieche es, wenn er nahe ans Land komme, und sodann kehre er geschwind wieder in die hohe See zurücke.

Die Rochen.

V. Die Vorgebürgischen Rochen sind platte, breite und drey viertel Zoll, oder eines Zolls, dicke Fische. An beeden Seiten des Mundes stehet ein grosser runder Flecken, der wie Glas glänzet, und einem Auge oder Spiegel-Stücke ähnlich siehet. Das Maul ist spitzig und fast durchsichtig; an dem untern Theile mit einer rauhen Haut bedeckt. Seine Farbe ist braungelb, mit vielen blauen Puncten besprenget. Der ganze Leib des Fisches hat ein durchsichtiges Wesen. Der Schwanz ist gewaltig dünne, und mit einer einigen Reyhe kurzen, nicht allzuscharfen, Spitzen versehen.

VI. Dieser Fisch lässet eine grosse Menge Laich fahren. Wenn die Eyer ihre Vollkommenheit erreichen, sind sie alle mit einer würfelichten und Kästenfarben Haut überzogen. Man findet biß dreyhundert Eyer in dem

Sack

Sack eines einigen Vorgebürgischen Rochens. Der Roch ist sehr hart, schwer zu verdauen, und schmeckt nicht angenehm. Gräten hat er nicht, sondern nur Knorpeln. Die Hottentotten fangen viele, und vertauschen sie den Europäern auf dem Vorgebürge gegen Kleinigkeiten, die sie etwa bedürfen.

Die Sand-Knyper

Gleichen den Rochen; doch sind sie dicker und länger, dunkel-braun, mit vielen schwärzlichten Flecken, die Haut ist glatt, die Länge etwa eines Schuhes, aber die Breite erreicht selten 9. Zoll. Den Namen haben sie daher, weil sie sich an sandigten Ufern aufhalten, auch, wenn sie im Netz gefangen werden, sich im Sande verstecken wollen.

Der Roth-Fisch, Rouget.

VII. Diesen Fisch nennen die Europäer auf dem Vorgebürge Roth-Fisch. Er hat etwa 6. Zoll in die Länge, und 2. in die Dicke; schmeckt trefflich gut, zumahl wenn man ihn mit Salz, Petersilien und Gewürz abkocht. Auswendig ist er roth, deßwegen nennen ihn die Lateiner ebenfalls Rubeus, und die Griechen Erythrinos.

Von den Stein-Brassen.

VIII. In dem Vorgebürgischen Meere findet man überflüßig Stein-Brassen, wie sie die Europäer daselbst nennen. Auf Lateinisch heissen sie Scarus. Man fänget viele in den Mündungen der Flüsse, darein sie bey hoher Fluth Hauffen-weise aus dem Meere streichen. Vermuthlich lieben sie das Gras am Ufer der Flüsse.

IX. Die Vorgebürgischen Stein-Brassen, gleichen gar sehr den Karpfen; doch ihr Fleisch ist vester, und nicht so voller Gräten. Gesotten oder gebacken sind sie mürbe, und blättern sich, wie der Stockfisch. Ihre Länge beträgt anderthalben biß drey Fuß, und die Schwehre zwey biß acht Pfund. Es giebt von verschiedenen Farben. Doch haben sie alle einen braunen Rucken; einige aber dergleichen Streiff an den Seiten, welches desto schöner lässet, weil ihre Schuppen an diesen Orten breit und weiß sind. Andere sehen am Bauch Aschen-farbigt. Ihre Grösse wechselt auch sehr ab. Einstens kauffte ich viere, welche sieben und zwanzig Pfund zusammen wogen, wofür ich 45. Creutzer bezahlte. Dieser Fisch ist frisch und gesalzen gut.

X. Noch eine andere Art giebt es auf dem Vorgebürge, die aber von der jetzo gemeldeten an Gestalt und Farbe gar sehr unterschieden. Die Europäer auf dem Vorgebürge nennen sie Stumpf-Nasen, weil der vördere Theil ihres Kopfes stumpf ist. Ihre Schuppen sind breit und Leber-farbe,

oder schwarz-blau; die Augen groß; die Zähne rund-spitzig. Selten fängt man welche an dem Vorgebürge, sie kommen auch nicht Hauffen-weise, sondern unter andern Fischen vermenget dahin. Das Fleisch schmeckt köstlich, und die Seltenheit vermehret ihren Wehrt.

Von den Solen.

XI. Die Holländer nennen sie See-Zungen, die Lateiner Solea. Es giebt welche auf dem Vorgebürge, die man hochachtet, weil sie nicht alleine gut schmecken, sondern leicht zu verdauen, gesund und zum Geblüt reinigen dienlich sind. Krancklichte Personen ziehen sie allen Fischen vor. Einige Solen haben kleine Schuppen, andere hingegen gar keine. Die Augen stehen so zu sagen auf dem Rücken, welcher benebst den Flossen eine schwärzlichte Farbe zeiget; der Bauch ist weiß, gleich auch seine Flossen. Sie sind ganz platt.

Der Bläser.

XII. Diesen Namen trägt der Fisch, weil er sich selber ganz rund aufblasen kan. Er ist gar gemein auf dem Vorgebürge. Die Haut ist glänzend und hat wenig Schuppen; der Rücken, so dunckel-gelb, ist gleichsam durchsichtig; der Bauch weiß, das Maul klein, mit vier breiten Zähnen versehen. Ich habe viele gefangen und aufgetrocknet, um Liebhabern solche zu verehren.

XIII. Man isset diesen Fisch nicht; mir ist unbewust, ob er einigem andern Fische zum Raub diene. Weil die Europäer auf dem Vorgebürge die Gefahr wohl wissen, die aus seinem Essen entstehet, so warnen sie die Fremden sorgfältig. Unterdessen war ein Matrose dennoch so verwegen, allein die Probe kam ihm theuer an: er wurde bald kranck, und starb nach wenig Tagen. Wenn einem von meinen Lesern etwa der Lust ankommen möchte von diesem Fische zu genieſſen, der erinnere sich dieses traurigen Exempels.

Der Thun-Fisch.

XIV. Es giebt Thun-Fische in dem Vorgebürgischen Meere; doch ist meines Wissens kein einiger gefangen worden, so lange ich in dasiger Gegend gewesen. Ich habe offt welche sehen aus dem Meer in die Höhe springen, aber sie nicht so genau betrachten können, als erforderlich ist, eine Beschreibung von ihnen zu geben. Die Lateiner nennen sie Thunnus.

Der Krampf-Fisch, oder Zitter-Fisch.

XV. Der Krampf-Fisch auf dem Vorgebürge hat nichts an sich, das grosse Achtsamkeit verdienete. Man fänget ihn offt nebst andern Fischen im Netz. Er gehöret unter die knorpelichten Fische. Sein Leib ist rundlicht, und solte man meynen, er wäre aufgeblasen worden. Die Augen sind sehr klein, mit schwarz und weißlicht vermengten Circuln umgeben. Das Maul

ist

ist ebenfalls klein, voll Zähne, und sitzet unten am Leib, in Gestalt eines halben Monden. Der Kopf vom Krampf- oder Drill-Fisch raget nicht von dem Leibe hervor; sein Kopf und seine Augen scheinen ohngefähr also, als wenn sie auf eine Kugel gesetzet wären. Oberhalb des Maules sieht man zwey kleine Löcher, die ich für die Nasenlöcher halte. Der obere Theil des Leibes ist Oranien-Farbe, der untere weiß. Der Schwanz ist dünn und fleischigt, wie an der Tornbutte; die Haut allenthalben glänzend und ohne Schuppen. Oefnet man den Fisch, so kan man sein Gehirn gar wohl erkennen. Die Gallen-Blase ist groß, die Leber weiß, und sehr subtil. Auf dem Vorgebürge wieget dieser Fisch niemalen über ein Viertel-Pfund.

XVI. Die Autores versichern alle, wenn man den Krampf-Fisch mit einer Hand oder mit dem Fusse berühre, ja auch mit einem Stock, so erstarre er das Glied dermassen, daß man es nicht rühren könne, sondern Schmerzen daran empfinde, der sich in allen Gliedern ausbreite und spühren lasse. Alles dieses ist ganz wahr: ich selber habe es sehr offt versucht. Jedoch währet diese Erstarrung nicht so lang, als einige Personen vorgeben: bey mir hat sie nie über eine halbe Stunde angehalten, nach ein biß zwey Minuten ist sie am stärkesten, wornach sie Stuffen-weise abnimmt.

XVII. Die Fischer auf dem Vorgebürge fürchten sich gewaltig vor dem Berühren der Krampf-Fische. So offt sie bey dem Ziehen des Netzes einen darinnen wahrnehmen, wenden sie es also, daß er entwischen kan, und verliehren lieber die Helffte des Zuges, ja den ganzen, als daß sie den Fisch an das Ufer bringen und in Gefahr lauffen solten, selbigen zu berühren. Die Lateiner nennen ihn Torpedo, die Holländer Drilvisch, die Teutschen Krampf- oder Zitterfisch, die Engelländer Craup-Fisch, die Franzosen Torpille.

Vom See-Kalb.

XVIII. Die See-Kälber nennet man auf dem Vorgebürge Seehunde, oder Robben. Dergleichen habe ich offt gesehen, sie sind gewaltig fett, und geben viel Oel. Erasmus Franciſci in seinem Indianischen Lust-Garten p. 60. beschreibt sie gar genau. Ihre Haut ist hart, haarigt, schwarz und grau. Sie sind gleichsam mit Händen und Füssen ausgerüstet. Eine weitläufftigere Beschreibung dieses Thieres kan man bey angeführtem Autore nachlesen. Auf Lateinisch wird er Vitulus marinus oder Phoca genannt.

Der fliegende Fisch, oder die See-Schwalbe.

XIX. Kein einiges Thier, weder zu Lande, noch zu Wasser, hat in Wahrheit mehr Feinde, als der fliegende Fisch. Im Wasser muß er alle Augenblicke gewärtigen, daß ihn der Delphin, die Meer-Vielfrasse, und viele andere Fische, verschlingen. Will er diesen entgehen und davon flie-

gen, so fallen gleich die Raub-Vögel über ihn her. Sein Flug ist geschwind, aber von kurzer Dauer: denn er muß wieder ins Wasser tauchen, so bald seine Flügel trocknen, welches durch die hefftige Bewegung bald geschiehet; da geräth er aber gar offt einem andern Feind in den Rachen. Wenn es regnet, kan er länger fliegen. Den Raub-Vögeln zu entgehen, springt er auf die Schiffe, oder sezt sich an die Seiten, da er sich lange mit seinen Flügeln erhält. Diese Fische gehen allezeit Hauffen-weise, und offt fliegen Hundert auf einmal aus den Wasser.

XX. Man findet allerhand fliegende Fisch; aber alle von einerley Grösse, und der Dicke eines gemeinen Härings. Diesem gleichen sie auch in der Leibs-Gestalt; der einige merckliche Unterschied beruhet in den Flügeln. Ihr Fleisch ist trefflich, und weit köstlicher, als der frischen Häringe. Die Arten der fliegenden Fische unterscheiden sich bloß an den Flügeln, und an der Farbe. Einige haben nur zwey grosse Flügel; andere, nebst solchen, noch zwey kleine, die mit einer braunen Haut überzogen, und mit einer Gattung kleiner Gräten durchspicket sind. Einige haben vier lange, schmahle, glatte Flügel, ohne Gräten. Da ich nach dem Vorgebürge reisete, wurden wir von einer grossen Menge dieser Thiere besucht. Ich betrachtete sie gar genau, und befand daß alle ihre Flügel den Flügeln der Fledermäuse gar nahe kamen.

Diese fliegenden Fische halten sich allezeit zwischen den beeden Wende-Circuln auf. Man findet keine, weder disseits des Tropici Cancri, noch jenseits des Tropici Capricorni.

Vierzehendes Capitel.

Von den Schalen- und Muschel-Fischen.

I. Von den Krebsen / Steuer-Krabben / See-Krebsen, Austern, Muscheln, Alikreucken ꝛc. II. Eine Art Meer-Schnecken. III. Von ihren Schalen, und wozu diese dienen. IV. Von zwey Arten Meer-Igeln / und ihren Schalen. V. Von den Klip-Rousen. VI. Von den See-Sternen. VII. Beschreibung der Muschel, Pogger genannt. VIII. Was die Paarl-Slakken artiges fürnehmen. IX. Von ihren Schalen. X. Von den Schrauben-Schnecken. XI. Von den See-Brunnen.

Von

Von den Austern.

I.

Was die Austern, und andere Schalen-Fische betrifft, als Krebse, Steuer-Krabben *, See-Krebse oder Hummer, Muscheln, Alikreuken **, die man in Europa sowohl findet, als auf dem Vorgebürge, so ist überhaupt genug, wenn ich nur dieses von ihnen bemercke, daß ihr Unterschied viel zu gering, als daß wir eine besondere Beschreibung davon geben solten. Ich will nur die Muschel und Schalen-Fische anführen, die man zwar auf dem Vorgebürge, aber nicht in Europa, findet.

Von den Kegel-Schnecken.

II. Das Meer wirfft an die Ufer des Vorgebürges eine grosse Menge Meer-Schnecken, welche die Europäer daselbsten Kegel-Slakken, das ist Kegel-Schnecken, nennen. Ihre Dicke beträgt etwa so viel, als ein Mittel-Finger, aber sie sind nur halb so lang, als ein solcher Finger.

III. Die Schale ist gar schön und mannigfaltig gefleckt; man beehret offt die Fremden mit dergleichen Sachen. Übrigens brennet man auf dem Vorgebürge Kalch daraus.

Von dem See-Ygel.

IV. Auf dem Vorgebürge sind zweyerley Arten See-Ygel, welche die Europäer Ygel-Schnecken nennen. Die erste Art heisset schlecht weg Ygel-Schnecken, die zweyte Meer-Ygel-Schnecken. Die Schale der ersten, von den gelehrten Echinometra digitata genannt, kommt dem Häußlein eines Garten-Schneckens ziemlich gleich; ist aber schöner, wegen Abwechslung ihrer verschiedenen Farben, als grün, blau, roth, gelb ꝛc. Eben diese Schönheit erscheinet auch an der Schale der zweyten Art, welche noch dazu fast auf allen Seiten mit langen Spitzen bewaffnet ist, die, wie bey dem Ygel, empor stehen; die Gelehrten nennen sie Echinus setosus, oder Echinometra setosa. Beederley Arten der Schalen behalten ihre Farben, so lange das Thier lebet; so bald es stirbt, verschwinden sie auch. In jedweder siehet man ein kleines Ort, darein der See-Ygel seine Eyer legt; und selten findet man welche ohne Eyer. Ich habe Leute gesehen, welche diese Thiere aus ihren Schalen zogen und verschlangen; mir aber war es niemahlen mög ich.

* Sind eine Art Krebse. Die Holländer nennen sie Garnaet, Garnael, oder Steuer-Krabbe, die Franzosen Chevrette, die Lateiner Squilla, davon Squille herkommt, welchen Namen die Franzosen ihnen auch zuweilen beylegen.

** Der Name ist Holländisch. Französisch Alicrucs. Ihre Schale ist fast wie ein Schnecken-Häußgen gestaltet.

Von den Klip-Kouſſen.

V. Dieſe Muſcheln werden von den Natur-Beſchreibern zuweilen Umbilicus, Franz. Nombril benennet. Man findet dergleichen auf dem Vorgebürge in Menge, und gebraucht ſie meiſtens zum Kalch brennen. Der Fiſch iſt eine Art von See-Muſcheln, hat zwar ein veſtes, unverdauliches Fleiſch, aber guten Geſchmack. Es öffnet ſich auch die Schale mit zweyen Theilen, wie an den Muſcheln. Dieſe Theile ſind gewunden, dick, und haben auf der äuſſern Seite eine Art einer groben Rinde, die ſo artig formiret, daß man ſie für ein Werk der Kunſt halten ſollte. Dieſe rindigte Subſtanz löſet ſich in Wein-Eßig auf, und ſodann zeiget die Schaale eine ſchöne Perlen-Farbe. Man zieret die Cabinete der Liebhaber damit.

Von den See-Sonnen und See-Sternen.

VI. Auf dem Vorgebürge findet man eine Art von Schaalen-Fiſchen von den Holländern Zee-Zonnen, und Zee-Sterren genannt. Beede nähren ſich im Meer, und werden durch Sturm an den Strand geworfen. Die Schalen haben viele Ecken, und kommen einer runden Geſtalt gleich. Doch die See-Sonnen mehr, welche kleiner ſind, als die See-Sterne. Beede ſind mit Spitzen gewaffnet, und in eine dicke ſchuppigte Decke eingewickelt, die einer Schlangen-Haut zimlich nahe kommt. Von dieſen Spitzen entſpringen die Namen einer Sonnen, oder eines Sterns. Die Strahlen der See-Sonne ſind gerader, als der See-Sternen ihre. Wenn es ſehr heiß iſt, bleiben dieſe Fiſche nicht lang auſſerhalb des Waſſers, ſo ſind ſie vertrocknet, und ihre Schaalen ſo ſchön gereiniget, als ob nimmermehr ein Thier darinnen gewohnet hätte. Welche man nicht in Curioſitäten-Kammern ſchickt, die brennet man zu Kalch.

Die Paggers.

VII. Die Portugieſen haben einem Vorgebürgiſchen Schalen-Fiſch den Namen Pagger beygelegt, den ihre Nachfolger, die Holländer, behalten haben. Die Schale iſt mit dunkel-braunen Schuppen bedeckt, welche vortrefflich ſchöne rothe und blaue Flecken zeigen. Ohne Zweiffel entſpringet der Name Pagger vom Lateiniſchen pacare, wegen der Vorſichtigkeit, damit man dieſen Fiſch begreiffen muß. Denn nahe am Kopfe, auf dem Rucken, hat er einen ſo gifftigen Stachel oder Art einer Floſſe, daß, wenn man die Hand daran verletzt, man groſſe Schmerzen verſpühret: ſie entzündet ſich, und gebrauchet man nicht bald ein Hülfs-Mittel, kan man ſie gar verlieren.

Von Perl-Schnecken.

VIII. Auf dem Vorgebürge ſiehet man oft Perl- oder Schiff-Schnecken, auf Latein Nautilus genannt. Es iſt kein geringes Vergnügen, wenn man

sie betrachtet, indem sie ihre Kunst erzeigen. Wenn sie oben auf dem Wasser sind, da sie sich bey stillem Wetter gar gerne aufhalten, gebrauchen sie ihre Schale, wie ein Schiff. Sie recken den Kopf empor, breiten eine Art eines Seegels aus, damit sie die Natur begabet hat, und fahren auf eine für den Zuschauer gar kurzweilige Weise. Fället währenden ihres Seegelns etwas für, das sie erschrecket, so nehmen sie das Seegel ein, kriechen in ihre Schale, und verschwinden. Die Holländer nennen sie Paarl-Slakken, das ist Perlen-Schnecken, weil ihre Schale der Perlen-Mutter gleichet, wenn man sie reiniget.

IX. Dergleichen Schalen findet man am See-Strande gar oft; aber sie sind dermassen dünn, daß man gar wenig unzerbrochene findet. Von aussen sind sie mit einem rindigten Wesen überzogen, das sich im Wein-Essig auflöset; und sodann erscheinen sie von aussen weit schöner, als von innen. Viele Personen auf dem Vorgebürge gebrauchen sie zu Trink-Gefässen. Man findet welche, die bey nahe eine Maas halten. Um besserer Bequemlichkeit willen, fasset man sie in Holz, Helfenbein oder Silber; sticht auch wohl Laubwerk darauf, oder setzt andere Zierrathen daran.

Die Schrauben-Schnecken.

X. Die Vorgebürgische See ernähret eine Art Wasser-Schnecken, welche die Europäer daselbsten Schroef-Slakken, das ist Schrauben-Schnecken benennen, weil ihre Schale sich, wie eine Schraube, windet. Um eben der Ursache willen heissen sie im Latein Cochlea. Sie werden in grosse Schrauben-Schnecken, und eckigte Schrauben-Schnecken eingetheilet. Diese letztere haben verschiedene Winkel, deren Zwischen-Raum mit kleinen Buckeln besetzet ist. Sie sind mit einer Rinde bedeckt, die im Wein-Eßig sich auflöset. Man findet von allerley Gestalt und Grösse; alle aber fallen dem Auge, mit ihrer Figur und lieblich-spielenden Farben, angenehm. Zumahlen bemerket man weiß, roth, gelb, grün, ꝛc. welches alles auf das schönste durcheinander geflammet und schattiret ist.

Von den See-Spritzen.

XI. Die Fontaines de mer, die man auf dem Vorgebürge findet, sind ein seltsames Geschöpfe. Ihre Schalen gleichen einem Schwammen, oder Klumpen-Moos: Sie hängen dermassen vest an den Felsen, daß weder Wind noch Wellen sie herab reissen können. Sie sind grünlicht oder grau, und siehet man beständig ein Wasser oder eine Feuchtigkeit herausfliessen. Oefnet man diese Schaale, so zeiget sich eine fleischigte Substanz, die dem Kropf oder Magen des Geflügels, worinn die Speise liegt, nahe kommt. Man bemerket

merket kein Anzeigen einiges Lebens; drückt man sie aber, so sprützet an drey oder vier Orten einiges Wasser ganz subtil heraus, drückt man sie nicht mehr, so sprützet nichts mehr, fängt aber bey jedesmahligen Drücken auch wieder von neuem an, so lange biß der Safft sich erschöpfet hat.

Fünfzehendes Capitel.

Von den Vögeln auf dem Vorgebürge.

I. Das Vorgebürg hat Uberfluß an Vögeln von allerley Arten. II. Der dasige Adler ist nicht der rechte. III. Wie sie es machen, wenn sie ein Thier auffressen. IV. Ihre Gefräßigkeit. V. Ihre Beschreibung. VI. Allerley Namen, die man dem Enten-Adler beyleget. VII. Vom Beinbrecher. Woher sein Name entstehe? VIII. Vom Meer-Adler.

I.

Das Vorgebürge der guten Hoffnung ist eben so reich an Vögeln, als an vierfüßigen Thieren; selbige will ich hiermit beschreiben oder anzeigen. Ich will bey demjenigen anfangen, den man für den König aller Vögel hält.

Vom Adler.

II. In den Vorgebürgischen Gegenden siehet man zwey biß dreyerley Arten von Adler. * Gesner und Rudolph stehen in der Meynung, diejenige Art, so man daselbsten schlechthin Adler nennet, sey nicht die rechte, sondern weit geringer, als die unter diesem Namen bekannte. Ihre Gründe sind, daß die Adler, davon die Frage ist, Fische fressen, ingleichen Fleisch von wilden Eseln und andern Thieren, die sie tod finden, dergleichen Speise die rechten Adler niemahlen anrühren.

III. Die Adler auf dem Vorgebürge ernähren sich ohnstrittig von verreckten Thieren: ich habe selbsten oft Gerippe gesehen von Kühen, Ochsen und dergleichen, davon sie das Fleisch abgefressen hatten. Ich rede von Gerippen, und zwar nicht ohne Ursache: denn diese Vögel lösen das Fleisch so künstlich von Beinen und von der Haut ab, daß nichts übrig bleibt, als ein vollkommenes Gerippe, das aber noch mit seiner Haut bedeckt ist, ohne einigen Schaden an dieser. Ja man merket nicht, daß das Fleisch abgezeh-

ret

* Gesner lib. cit. Heuslin in seinen Buch von Vögeln.

ret worden, biß man ganz nahe dabey kommt. Dieses bringen sie also zuwegen. Erstlich öffnen sie das Thier am Bauch, reissen das Gedärme heraus, und fressen es; hernach stellen sie sich in diese Höhlung, und lösen das Fleisch ab. Die Holländer auf dem Vorgebürge nennen diese Adler gar oft Stront-Vogels oder Stront-Fayers, * das ist Mist-Vögel oder Jäger.

IV. Gar oft geschiehet es, daß ein Ochs, den man aus dem Pfluge spannet, und allein nach Hause wandern lässet, unterwegens sich niederleget, und ausruhen will. Wenn diese Adler ihn wahrnehmen, fallen sie ganz gewiß über ihn her, und zerreissen ihn. Wenn sie eine Kuh oder einen Ochsen angreiffen wollen, versammeln sie sich, und stossen wohl hundert auf einmahl darauf herab, ja öfters noch mehr. Ihr Aug ist so scharf, daß sie ihren Raub von einer gewaltigen Höhe herab entdecken, da sie das beste Auge nicht vermag wahrzunehmen; und so bald sie ihre Zeit ersehen, fallen sie in gerader Linie darauf herunter.

V. Diese Adler sind etwas grösser, als die wilden Gänse. Ihr Gefieder ist theils schwarz, theils hell-grau, doch meistens schwarz. Ihr Schnabel groß, gebogen und sehr spitzig; ihre Klauen sind sehr groß und scharf.

Der Enten-Adler oder Enten-Stosser.

VI. Auf dem Vorgebürge findet man eine zweyte Art von Adlern, welche die Griechische und Lateinische Natur-Beschreiber Morphnus, ** Percnus, *** Plancus **** oder Aquila anataria nennen, weil sie die Enten gerne verfolgen und fressen. Ich habe oft welche sehr hoch in die Lufft steigen sehen, mit jungen Enten in den Klauen, die sie in der Lufft zerfleischten und auffrassen.

Vom Beinbrecher.

VII. Er heisset auf Französisch Orfraie, auf Lateinisch Ossifragus, so einen Beinbrecher bedeutet. Der Name kommt von seiner Geschicklichkeit her, die Schalen der Land-Schild-Kröten zu zerbrechen. Man weis, daß Æschylus ***** durch eine Schild-Kröte ertödtet worden, die ihm ein solcher Adler auf den Kopf fallen lies, weil er ihn für einen Stein hielte, indem er kahl gewesen.

* Diese Adler-Art wird von Catesby in Nat. Hist. Carol. Tab. VI. ingleichen von Herrn Sloane Nat. Hist. of Jam. &c. Turkey Buzzard genennet, das ist Türkische Raub-Vögel.

** Plin. Lib. X. Cap. III. Arist. Hist. Animal. Lib. IX. Cap. XXXII.

*** Homerus.

**** Plancus bedeutet einen plattfüßigten.

***** Valer. Max. Lib. IX. De mortibus non vulgaribus.

Der Meer-Adler.

VIII. Diese Adler-Art wird von den Naturalisten Haliæetus geheissen, welches Griechische Wort einen Meer-Adler bedeutet. Dergleichen habe ich auf dem Lande des Vorgebürges niemahlen gesehen, aber wohl siehet man viele auf dem Meer: Also kan ich nicht bekräfftigen, was einige sagen, er habe einen Fuß, wie einen Gans-Fuß gestaltet, um des Schwimmens willen, und den andern mit einer grossen, krummen und scharfen Klaue bewaffnet zum Fisch-Fangen Gewiß ist dieses, daß er sich ordentlich von Fischen nähret, und die fliegenden Fische am meisten von ihm leiden müssen.

Sechzehendes Capitel.

I. Der Flamand ist der schönste Vogel auf dem Vorgebürge: Seine Beschreibung. II. Wo er wohnet, treflicher Geschmack seines Fleisches und seiner Zunge. III. Warum die Holländer auf dem Vorgebürge keine zahme Gänse halten. IV. Drey Arten von wilden Gänsen. V. Beschreibung von den wilden Gebürg-Gänsen. VI. Warum man eine Art Kropf-Gäns nennet. VII. Von Wasser-Gänsen. VIII. Von Hahnen, Hünern, Indianischen Hünern, und von den Pfauen. IX. Drey Arten von wilden Tauben. X. Allerley Arten von wilden Enten, und ihr Unterschied. XI. Von Sperbern und XII. Falken. Auf dem Vorgebürge richtet man keine Falken ab zum Beitzen. XIII. Zwey Arten von Nußhähern. XIV. Von einer Art Alstern. XV. Beschreibung der Straussen, welche in Menge auf dem Vorgebürge sind. XVI. Ihre Geschwindigkeit. XVII. Grösse ihrer Eyer. Sie bebrüten selbige und lassen sie betasten. XVIII. Verlassen ihre Jungen nicht. XIX. Warum sie Eisen-Stückgen verschlingen. XX. Drey Arten von Schwalben. XXI. Die Meer-Schwalben haben Füsse. Verkündigen Sturm.

TAB: XLI. pag. 381.

Honig Beiser p. 399.

Indian: Huhn p. 388.

Flamingos p. 387.

Löffel Ganss. p. 402.

Indian: Pfau. p. 388.

Straus. p. 389.

Indian: Sperling p. 398.

EMPRUNT

Der Flamand.

I.

DEr schönste und anmuthigste unter allen Vögeln, die ich auf dem Lande des Vorgebürges gesehen habe, ist derjenige, den die Franzosen Flamand nennen. * Die Portugiesen haben ihm den Namen Flamingo beygelegt, und Herr Ray in Synopsi methodica de avibus, nennet ihn nebst einigen Natur-Beschreibern Phönicopterus. Er ist so groß, als ein Schwan; hat aber einen längern Hals. Ohne Zweifel hat ihm Juvenalis, wegen des langen Halses, den Namen Ingens, groß, gegeben. ** Dieser ist, benebst dem Kopfe, Schnee-weiß. Sein Schnabel breit und mit kleinen sehr spitzigen Zähnen besetzt; der obere Theil ist gebogen, und viel länger, als der untere, welcher hingegen weit breiter und tiefer. Die grosse und fette Zunge füllet diese Höhlung genau aus. *** Die Spitze des Schnabels ist schwarz, und das übrige dunkel-blau. Die Federn an seinen Flügeln sind unten schwarz, aber oben hell-roth. Seine Beine Pommeranzen-farb, und zweymahl so lang, als des Storchs. Die Füsse gleichen den Enten-Füssen.

II. Diese Vögel sind auf dem Vorgebürge gar gemein, des Tages über enthalten sie sich am Ufer der Flüsse, oder Teiche; und des Nachts begeben sie sich auf das Gebürge. Ihr Fleisch ist gesund, und sehr gut; ihre Zunge schmecket wie Mark.

Die Gänse.

III. Die Europäer auf dem Vorgebürge ziehen wenig Gänse, weil sie ihr Fleisch und ihre Federn wenig achten. Zu den Betten nehmen sie lieber die Federn von einigen gar gemeinen See-Vögeln, als Meven, Tauchern und dergleichen, welche linder sind. Hiernächst übertreffen die wilden Gänse die zahmen an Güte; finden sich auch fast zu jedweder Jahrs-Zeit, in allen Colonien, und dermassen häuffig ein, daß eine vergebliche Mühe wäre, Gänse aufzuziehen.

IV. Das Vorgebürge liefert drey Arten von wilden Gänsen, Gebürg-Gänse, Kropf-Gänse, und Wasser-Gänse. Zwar lieben sie alle drey

* Willoughby Ornithol. p. 320. Tab. 60. Catesby Nat. hist. Carol. reden weitläuftig von diesem Vogel.

** Juven. Satyr. XI. Lib. IV.

*** Man weiß, daß die Römer von ihren Zungen viel Wesens machten, und Caligula, Vitellius und Heliogabalus gar begierig darnach waren. Suet. L. VII. c. 13. Lib. IV. c. 22.

dieses Element; allein sie sind, der Grösse und Farbe nach, gar sehr unterschieden.

V. Die Gebürg-Gans ist grösser, als die Europäische zahme. Die Federn an den Flügeln und auf dem Kopfe sind recht schön hell-grün. Dieser Vogel begiebt sich oft in die Thäler, und ernähret sich da von Gras und Kräutern.

VI. Die Kropf-Gans hat, wie der Name mit sich bringet, einen grossen Kropf. Die Soldaten und die gemeinen Leute in den Colonien, machen Taback-Beutel davon, welche etwan zwey Pfund fassen mögen.

VII. Die Wasser-Gänse auf dem Vorgebürge sind eben so gestaltet, als unsere zahmen Gänse; der Farbe nach, ist der Unterscheid, daß die erstern auf dem Rücken einen braunen, mit grün vermischten, Streiff zeigen. Alle diese verschiedene Gäns-Arten sind gut, und gar gesund zu essen.

Hahnen, Hühner, Indianische Hühner und Pfauen.

VIII. Die Hahnen, Hühner, und Indianischen Hühner, die man auf dem Vorgebürge hat, sind von denen in Europa gar nichts unterschieden. Nur muß man anmerken, daß sie wegen ihrer Menge in niedrigerm Preise stehen, als das Fleisch in der Schlachterey. Das Pfauen-Fleisch, das ich da gegessen, hat mich allemahl sehr zähe zu seyn bedünket.

Die Tauben.

IX. Das Vorgebürge verschafft zahme und wilde Tauben. Die zahmen gleichen den Europäischen auf alle Weise. Aber unter den wilden siehet man zwey biß dreyerley Arten, welche von denen wilden Tauben, die ich in Teutschland gesehen habe, weit abgehen. Die erste Art nennet man in den Colonien Gebürg-Tauben. Ihre Federn sind grünlicht, ihr Schnabel und ihre Füsse röthlicht.

Die zweyte Art nennet man Gebüsch-Tauben. Am Halse haben sie Federn, die ins grüne fallen; die andern Federn sind weiß, mit vielen grauen Flecken.

Die dritte Art führet den Namen der Meer-Tauben. Diese zeigen ein schwarzes Gefieder, mit rothen Füssen, und dergleichen Schnabel.

Die Enten.

X. Es giebt auf dem Vorgebürge sowohl wilde, als zahme Enten. Die letztern findet man nur bey den Europäern; sind auch von den unserigen nur an der Grösse unterschieden. Zwar weichen sie unsern Gänsen hierinnen, doch übertreffen sie auch unsere zahmen Enten weit.

XI. Die Felder auf dem Vorgebürge geben wilde Enten in grossem

Uber-

Überflusse: deswegen darf sie auch jedermann schiessen. Es giebt verschiedene Arten; ich will aber bloß den Unterscheid von einigen bemerken. Einige kennet man an den blauen Federn, die ihre Köpfe zieren. Andere, an den kästenbraunen Federn auf dem Kopf und Halse. Eine dritte Art hat einen ungemein breiten Schnabel, dahingegen selbiger bey andern kleiner ist.

Der Sperber. Der Falke.

XII. Hier will ich zwey Arten von Vögeln mit anführen, welche die Haus-Vögel tödlich hassen; wir werden uns nicht lang dabey aufhalten. Man findet auf dem Vorgebürge Sperber, welche in nichts, weder in ihren Neigungen, noch am Leibe, von den Europäischen sich unterscheiden. Auch giebt es da mancherley Arten von Falken, die sich oft bey bewohnten Orten einfinden, da sie merklichen Schaden thun; aber ich habe niemahlen gehöret, daß man dergleichen Thiere zum Beitzen abgerichtet habe.

Von den Hähern.

XIII. Auf dem Vorgebürge giebt es Nußhäher, die man zahm macht, und welche den Europäischen gänzlich gleichen.

Die Federn des wilden Nußhähers sind ganz schwarz, er hat einen runden und rothen Schnabel.

XIV. Noch findet sich eine Vogel-Art auf dem Vorgebürge, welcher man den Namen Häher beyleget, ob man sie schon mit grösserm Rechte unter die Alstern zählen könnte. Die Grösse ist, wie bey jenen; Schnabel und Füsse sind roth, alle Federn schwarz, ausgenommen einen weissen Ring um den Hals. Dieser Vogel nistet ordentlich auf den höchsten Felsen und Bäumen: er frisset gerne wilde Mandeln, man kan ihn auch schwatzen lehren, wie einen Papagayen.

Von den Straussen.

XV. Dergleichen Vögel giebt es auf dem Vorgebürge dermassen viele, daß man fast keine Viertel-Meile reisen kan, ohne einige zu sehen. Sie lassen sich leicht zahm machen, und unterhält man viele in der Vestung des Vorgebürges. Ihre Federn sind schwarz oder weiß. Der Kopf ist, gegen den übrigen Leib zu rechnen, klein: massen dieser alle andere Vögel in der Welt an Grösse übertrifft. Ihr langer Hals gleichet einem Schwanen-Hals. Der Schnabel ist kurz und spitzig, die Beine stark und dick, die Füsse gespalten, wie an den Ziegen.

XVI. Man erachtet leicht, daß ein dergleichen schwerer und grosser Vogel nicht fliegen könne; unterdessen fliehet er, wenn Gefahr vorhanden, durch Hülfe seiner Füsse und Flügel mit solcher Geschwindigkeit, daß ein

Reuter gut muß beritten seyn, der ihn einholen will. Meinet der Strauß, er könne nicht entfliehen, so steckt er den Kopf hin, wo er kan, und bleibt unbeweglich, biß man ihn tödet, oder fängt.

XVII. Die Straussen-Eyer sind von solcher Grösse, daß eine Eyer-Schale dreyßig mahl mehr in sich fassen kan, als eine Schale von einem Hühner-Ey. Die Straussen-Eyer sind gut zu essen, und ein einiges reichet für drey oder vier Personen zu.

Verschiedene Autores *, welche von den Straussen schreiben, geben vor, sie legten ihre Eyer in den Sand, und liessen sie daselbst liegen, biß sie von der Sonnen-Hitze ausgebreitet würden. Zwar ist wahr, daß sie die Eyer in den Sand legen; aber auf dem Vorgebürge bebrüten sie selbige ganz gewißlich, wie andere Vögel. Das Männlein, und das Weiblein, verrichten dieses Amt wechsels-weise: massen ich gar oft solches bemerket habe. Was seltenes ist, daß, wenn man ihre Eyer berühret, ohne ihnen Schaden zu thun, so lassen sie selbige hernach liegen, und bebrüten sie nicht weiter.

XVIII. In andern Schrifften habe ich gelesen, die Straussen verliessen ihre Jungen, sobald sie aus der Schale kriechen. Diese Autores irren sich: ihre Jungen können nicht gehen, als etliche Tage nach dem Auskriechen; so lange sie nicht im Stande sind ihr nöthiges Futter selbsten zu suchen, tragen die Eltern ihnen Gras zu, und bewachen sie gar sorgfältig, aus Furcht, es möchte ihnen ein Ubel begegnen. Verliehren sie eines, während dieser Zeit, so werden sie dermassen rasend, daß man ohne Gefahr ihnen nicht nähern darf.

XIX. Die Straussen verschlucken auch Kiesel-Steine und Eisen-Stückgen, wie einige Autores sagen; alleine sie verdauen dergleichen nicht. Ich habe gar oft dasjenige untersucht, was sie von sich gegeben; aber allemahl befunden, daß das Eisen, oder die Kieselsteine, in eben dem Zustande gewesen, als da sie selbige verschlungen hatten.

Die Schwalben.

XX. Auf dem Vorgebürge, sind drey Arten von Schwalben. Die erste hat einen schwarzen Kopf, Rücken und Schwanz, und einen weissen Bauch. Diese nisten in den Häusern. Die von der zweyten Art sind schwarz, und werden Raub- oder Stech-Schwalben genennet, weil sie die ersten aus den Nestern jagen. Die dritte Art hat lauter graue Federn, auch ihre Füsse sind mit langen Federn bewachsen. Diese drey Arten siehet man das ganze Jahr über; doch des Frühlings weit häuffiger, als des Winters.

Die

* Francius Hist. Anim. p. 277. stehet unter andern in dieser Meinung.

Die Meer-Schwalbe.

XXI. Auf dem Vorgebürge ist eine Vogel-Art, von den See-Leuten Meer-Schwalben, von den Naturalisten Apodes genannt, welches Griechische Wort so viel bedeutet, als ohnfüßig: weil man meinte, sie hätten keine Füsse. Es ist aber ein Irrthum: sie haben Füsse, aber ganz stumpfe, und gänzlich mit Federn bedecket. Auf Französisch heisset dieser Vogel Martinet. Ich habe ihn niemahlen zu Gesichte bekommen, als auf dem Meer, und zwar öfter, als mir lieb war: denn die See-Leute sagen, und ich bin wegen dreymahliger Erfahrung ganz geneigt es zu glauben, daß, wenn eine Meer-Schwalbe auf ein Schiff sitzet, man einen nahen Sturm gewärtigen müsse. Der Vogel flieget lang um das Schiff herum, ehe er darauf sitzet, und zwar niemahlen anderst wohin, als auf das Hinder-Theil des Schiffes. Wenn er da eine Zeitlang gesessen, erhebt er sich, flieget wieder lang um das Schiff her, und hernach seiner Wege. Die Matrosen beleidigen ihn niemahlen: dann sie fürchten, es möchte diese Grausamkeit ein Unglück nach sich ziehen.

Siebenzehendes Capitel.

I. Beschreibung der Wasser-Hühner. II. Beschreibung des Malagos oder Wasser-Rabens: wie er Fische fänget. III. Mancherley Arten von Meven. IV. Anmerkungen wegen ihrer Eyer. V. Gebrauch ihrer Federn. VI. Warum man einem Vogel auf dem Vorgebürge den Namen Pinguin beylegt. VII. Sie nisten auf Felsen. Ihre Eyer schmecken trefflich gut. VIII. Allerley Arten von Schnepfen, und ihr verschiedener Aufenthalt. IX. Zwey Arten von Wasser-Schnepfen werden angeführt.

Das Wasser-Huhn.

I.

Auf dem Vorgebürge giebt es Vögel, die man Wasser-Hühner nennet. Diese Thiere gehen nicht in das Meer, sondern nur in süsses Wasser. Sie sind schwarz, und in der Gestalt unsern ordentlichen Hühnern gleich, nur etwas kleiner. Sie bauen ihre Nester auf das Wasser. Weil ihr Fleisch nicht köstlich ist, so giebt man sich wenig Mühe um sie, es sey dann, man habe sonsten nichts bessers zu thun.

Der

Der Malagos.

II. Ein anderer Wasser-Vogel, den man gar oft auf dem Meer oder auf den Flüssen des Vorgebürges siehet, ist der Malagos, wie ihn die Europäer nennen. Vermuthlich hat er noch einen andern Namen entweder in Europa, oder in den Schrifften der Natur-Beschreiber, * ich habe aber solchen nicht erforschen können. Der Malagos ist so groß, als eine Gans. Sein Schnabel, der kleine spitzige Zähne hat, ist etwas stumpfer, als an einer Ente. Das schwarze, das weisse, und die grauen darunter gemischten Flecken, damit seine Federn prangen, machen einen schönen Vogel. Seine Füsse sind etwas stümpfer, und stehen näher am Steisse, als bey der Ente; er kan auch gar schwerlich gehen. Er nähret sich von Fischen; und den ganzen Tag über ist er meistens mit fischen beschäfftiget. Dieses stellet er folgender massen an: So bald er einen Fisch unter sich merkt, stösset er den Kopf geschwind unter das Wasser, und wenn er was gefangen, verzehrt er es, ehe er noch den Kopf aus dem Wasser heraus ziehet. Bey der Nacht, auch bey herannahendem Sturm, verbirgt er sich auf die Felsen oder hohen Bäume.

Von den Meven.

III. Der Meven, auf Französisch Mouette, oder Falcorde genannt, ist ein Meer-Vogel, den man auf dem Vorgebürge häuffig findet. Die Lateiner heissen ihn Larus oder Gavia. Es giebt verschiedene Arten, die nur an der Farbe oder Grösse sich unterscheiden: man findet graue; schwarz und weisse; auch weiß-graue, welches die kleineste Art. Sämtlich gleichen sie den Enten sehr viel, nur der Schnabel ist unterschieden: denn alle Meven-Arten haben spitzige Schnäbel. Sie nisten meistens auf den Felsen, die sie in den kleinen Insuln finden; zuweilen auch auf Felsen des vesten Landes, um welche Wasser fliesset. ** Sie legen im October und November ihre Eyer. Zwar habe ich von diesen Vögeln niemahlen gegessen; doch mag ihr Fleisch zimlich zähe seyn.

IV. Nichts destoweniger schmecken die Eyer gar gut: diese sind in der Grösse der Enten-Eyer. Das Weisse wird im siedenden Wasser nicht hart, wie bey andern Eyern; es bleibt allezeit, wie eine Sulze. Die Schalen von einigen

---

* Die Beschreibung des Verfassers von dem Malagos, schickt sich wohl auf die Beschreibung des Cormorants, oder Wasser-Rabens, die Willougby giebt, p. 329. Tab. 63.

** Die Meven sind eine Art von Wasser-Hühnern, das Französische Wort Mouëtte kommt davon her.

einigen Meven-Eyern, sind ganz weiß, vor andern, mit einer grossen Anzahl dunkel-braunen Puncten bestreuet.

V. Die Europäer auf dem Vorgebürge töden alle Jahr viele tausend von diesen Vögeln, wegen ihrer Federn, welche sehr klein, und zu Betten tauglicher sind, als Gans-Federn; hierzu werden sie auch auf dem Vorgebürge angewendet.

Der Pinguin.

VI. Ich habe in keinem Autore den Namen finden können, den man einem andern Wasser-Vogel am Vorgebürge beyleget. Die daselbst wohnenden Europäer nennen ihn Pinguin, vermuthlich, wegen seiner grossen Fettigkeit: das Lateinische Wort Pinguis bedeutet dergleichen. Der Pinguin hat die Grösse einer Gans. Seine Federn gleichen den Haaren zimlich, sind Aschfarbe, die Flügel stumpf, nach Proportion des ganzen Leibes. Der Schnabel ist schwarz, die Beine zeigen eine hell-grüne Farbe. Den ganzen Tag hält sich dieser Vogel auf dem Wasser, oder in der Nähe auf, und bemühet sich Fische zu fangen, davon er lebt. Weil er nicht fliegen kan, entweicht er seinen Feinden nicht anderst, als durch Hüpfen; und dieses weiß er mit Hülfe seiner Flügel geschickt vorzunehmen. Doch erzeigt er mehr Hurtigkeit auf dem Wasser. Man muß seine Geschicklichkeit im Fisch-Fangen bewundern. So bald die Sonne untergehet, begiebt er sich auf die Klippen im Meere, und bleibt da, biß der Tag anbricht. Indem sie auf diesen Klippen sitzen, kan man sie leicht fangen, weil sie nicht entweichen können.

VII. Ihre Nester findet man auf eben den Felsen, darauf sie die Nacht zubringen; ja sie stehen auf steilen Spitzen, welche die Pinguins eben so leichte besteigen, als wenn es eben Land wäre. Ihre Eyer sind trefflich, und so groß, als Enten-Eyer. Die Europäer auf dem Vorgebürge, liefern dem Gouverneur alle Jahre viele tausend, und siehet man dieses für ein schönes Geschenk an; das Fleisch dieser Vögel schmeckt so stark nach Fischen, daß man es nicht geniessen kan. Sie brüten ihre Eyer aus, und überlassen diese Mühe nicht der Sonne und dem Sand, wie Dapper vorgiebt.

Die Schnepfen.

VIII. Das Vorgebürge erzeuget auch verschiedene Arten von Schnepfen. Einige haben rothe Federn auf der Brust: diese Art der Ried-Schnepfen ist gar zahlreich, und nistet ordentlicher Weise im Geschilf. Eine andere Art, nemlich die Wald-Schnepfen, enthalten sich im Gebüsche, und in den Wäldern. Eine dritte Art möchte man Wasser-Schnepfen nennen, weil sie dieses Element nie verlässet.

IX. Diese Wasser-Schnepfen theilen sich wieder in zwey Arten: eine

liebet stehendes Wasser, die andere fliessendes. Letztere hat aschfarbe Federn an der Brust; die Männlein von der erstern, haben weißlichte Federn auf der Brust, und die Weiblein röthlichte. Alle Schnepfen auf dem Vorgebürge haben lange, dicke, starke Schnäbel, und lieben meistens morastige Orte, da sie Würme aus der Erden mit ihren langen spitzigen Schnäbeln suchen. Dieses ist ihre Nahrung: man findet sie häuffig, besonders die Böc oder Pfuhl-Schnepfen, welches die oben angezeigte erste Art der Wasser-Schnepfen ist.

Achtzehendes Capitel.

I. Die Fasanen sind auf dem Vorgebürge gar gemein. II. Zwey besondere Manieren, wie die Europäer diese Vögel fangen. III. Nahrung der Wein-Droscheln, und ihre Nester. IV. Auf dem Vorgebürge isset man keine Wachteln. V. Von den Stahren: wie man sie verscheuhet. VI. Mancherley Arten von Wiedehopfen. VII. Waffen, so die Natur dem Vogel mitgetheilet hat, den die Holländer Langzunge nennen. VIII. Allerley Arten von Bachstelzen. IX. Steinbicker, und ihre Beschreibung. X. Beschreibung des blauen Vogels. XI. Verschiedene Gattungen von Amseln, und ihr Unterscheid.

Von Fasanen.

I.

Auf dem Vorgebürge sind die Fasanen gemeiner, als in Teutschland; allein im geringsten nicht unterschieden, weder an Grösse, noch Gestalt, noch Farbe. Ich will also bloß erwähnen, auf welche Weise die Europäer auf dem Vorgebürge sie fangen.

II. Die erste Weise ist diese. Der Jäger nimmt in eine Hand ein Bild eines Fasanen, in die andere ein Garn. Hernach lauert er die Zeit ab, wenn der Vogel frisset, drehet das Bild gegen die Seite des Fasanen, und schleicht allgemach heran, so, daß er hinter dem Bilde bedeckt ist, benebst dem Garn: massen das Bild groß genug seyn muß. Der Fasan läsет sich nichts böses schwahnen, wird aber auf einmahl in dem ausgeworfenen Garn bestrickt. Die andere Weise ist eben so wenig weitläufftig. Man schneidet einige kleine Aeste ab, die man auf eine geringe Weite von einander an dem Orte einsteckt, dahin diese Vögel gerne kommen. In diesen Umfang streuet man etwas Getrayde. Rings herum, zwischen den Zweigen, stellet

stellet man Schleiffen oder Schlingen von Roß-Haaren. Wenn nun der Fasan in den Crayß hinein oder heraus, und zwischen den Zweigen durchgehen will, bleibt er am Halse oder am Fusse in einer Schlinge hängen, die er weder zerreissen, noch abstreiffen kan. Auf diese Art habe ich öfters zur Lust Fasanen gefangen.

Die Droschel.

III. Ich habe keine andere Art auf dem Vorgebürge gesehen, als die man Wein-Droscheln nennet: weil sie die Wein-Beeren-Kerne lieben, und bey herannahender Lese, in den Weinbergen, oder nahe dabey, sich aufhalten. Diese Vögel verursachen grossen Schaden an den Trauben, wenn man nicht Achtung giebt. Ihre Nester bauen sie von eben dergleichen Materien, und auf eben diese Weise, als andere Droscheln: das inwendige bestehet aus Holz, das von Würmern zerbissen worden, oder aus Wurm-Mehle; das äussere, von Moos. Sie sind so künstlich und veste gemacht, daß kein Wasser eindringen kan. Diese Droscheln sind vortrefflich gut zum Essen.

Die Wachteln.

IV. Die Wachteln auf dem Vorgebürge gleichen an Gestalt, Grösse und Farbe, unsern Europäischen gänzlich. Von ihrem Fleische weiß ich nichts zu sagen, weil ich es niemahlen gekostet habe. Die Europäer auf dem Vorgebürge, glauben nicht, daß es auf den Tisch tauge.

Die Stahren.

V. Stahren sind auf dem Vorgebürge in Menge vorhanden. Gemeiniglich leben sie in morastigen Orten, und in niedrigen, wohl bewässerten Gründen, zumahl, wenn die Heerden daselbst weiden. Denn sie lieben ihren Mist, davon sie sich hauptsächlich ernehren. Im Februario und Merzen, das ist, in der Zeit, wenn die Trauben reif sind, fallen diese Vögel Strichweise in die Wein-Gärten. Sie fressen nicht alleine die Körner aus den Beeren, sondern die Beeren selber. Wenn man nicht währenden beeden Monathen sie fleißig verscheuhet und verjaget, so verursachen sie grossen Schaden. Zu diesem Ende klatschen die Hüter in den Weinbergen mit grossen Peitschen, die sie ausdrücklich deßwegen bey sich haben.

Die Wiedhopfen.

VI. Auf dem Vorgebürge giebt es mancherley Arten von Wied-Hopfen. Graue, aschfarbe, auch grüne. Die Aschfarbigten sind etwas kleiner, als die grünen in Teutschland, es ist kein Unterschied zwischen ihnen, als im Schopfe, welcher bey den Vorgebürgischen etwas stumpfer ist.

Die Lang-Zungen.

VII. Man siehet auf dem Vorgebürge einen kleinen Vogel, den ich

nicht anderst, als bey seinem daselbst tragenden Namen, beschreiben kan: weil ich nicht weis, was für einen er in Europa führen mag. Die Europäer auf dem Vorgebürge nennen ihn Lang-Tong. Er ist etwas grösser, als ein Distel-Finke. Seinen Hals kan er umdrehen, wohin er will, ohne den Leib zu bewegen. Unter dem Bauch sind die Federn gelb, die übrigen gescheckigt. Seine Zunge ist spitzig und lang, so hart als Eisen, und am Ende so zart, als die Spitze einer Nadel. Will man ihn fangen, so sticht er mit seiner Zunge, damit er die Haut an den Händen leicht durchbohret. Vielleicht bedienet er sich auch eben dieses Gewehres gegen den Anfall anderer Thiere. Er nehret sich von Ameisen. Seine Füsse gleichen der Nachtigallen ihren Füssen, und sind mit langen Klauen bewaffnet. Ich habe oft dergleichen Vögel gegessen, welche dem Geschmacke und der Gesundheit anständig sind.

Die Bachstelzen.

VIII. Die Bachstelzen auf dem Vorgebürge sind von verschiedenen Gattungen, sämtlich aber sehr groß. Einige graulicht, einige gelblicht, mit einem schwarzen Streif über dem Kopf. Es wäre vergeblich, wenn man von einem in Europa so bekannten Vogel eine Beschreibung geben wollte. Die Lateiner nennen ihn Motacilla.

Der Stein-Bicker.

IX. Die Stein-Bicker sind eine Art von Bachstelzen, und heissen bey den Lateinern Cinclus. Gesner und Heuslin nennen sie Leußflicker, oder Stin-Bicker, und die Holländer Strand-Looper. Man findet sie häuffig auf dem Vorgebürge. Ihr Schnabel ist gerade, etwas lang und dunkelbraun. Ihre Füsse und Beine hell-roth. Der Kopf, der Rucken und Schwanz ist aschenfarb, und der Bauch weiß. Der Vogel ernehret sich von Würmen, und beweget den Schwanz unaufhörlich. Er flüget selten, und niemahlen weit, ohne auszuruhen. Weil er schlecht zum Essen tauget, so stellet man ihm auch schlecht nach. Man siehet ihn allezeit am Ufer des Meeres oder an den Flüssen.

Der blaue Vogel.

X. Der blaue Vogel heisset bey den Naturalisten Cæruleus. Raphael Sepler, welchen Gesner anführet, und Rudolph Heublin haben bereits eine Beschreibung davon gegeben. Weil des ersten seine sehr genau ist, will ich sie hier abschreiben. Dieser Vogel hat die Grösse eines Stahren, blaue Federn, wie der Name anzeigt. Am Halse, an der Brust und an den Schenkeln sind sie Himmel-blau, doch etwas dunkler, als bey dem Eis-Vogel; Auf dem Rucken und an den Flügeln dunkel-blau, und fallen in das Schwarze. Der Schnabel ist auf dem Vorgebürge nicht wohl eines Fingers lang und spitzig. Der untere

Theil

Theil ist dunkel-roth. Zuweilen siehet man diesen Vogel in den Gärten; ordentlich aber wohnet er auf hohen Bergen. Sein Fleisch schmecket vortrefflich.

Die Amsel.

XI. Allerhand Arten von Vögeln findet man auf den Vorgebürgischen Feldern, welchen die Europäer daselbsten den Namen der Amseln beylegen. Man muß auch gestehen, daß sie im Gesange viel Gleichheit mit ihnen zeigen. Einige haben ganz schwarze Federn, mit einem Gold-farben Schnabel; andere braune Federn, mit einem schwarzen Schnabel. Eine dritte Art hat röthlichte Federn, und einen dunkel-braunen Schnabel. In den Colonien sitzen sie gemeiniglich auf die Lorbeer-Bäume; aber in andern Orten des Vorgebürges stecken sie sich in die Dorn-Sträuche. Ringel- und Wasser-Amseln findet man ebenfalls in Menge.

Neunzehendes Capitel.

I. Unheil, das die Canarien-Vögel auf dem Vorgebürge anstifften. II. Von den Zeisigen. III. Von den Lerchen. IV. Beschreibung von Grünling. V. Allerley Arten von Sperlingen. VI. Sechs Arten von Meisen, und worinnen sie unterschieden sind. VII. Nahrung der Gympel. VIII. Beschreibung dieser Vögel. IX. Die Kernbeisser nehren sich von Kernen. X. Die Grasmücken hassen die Esel, und warum? XI. Besondere Art von Finken. XII. Von ihrem Neste. XIII. Verschiedene Arten von Spechten. Werden von den Raub-Vögeln verfolget. XIV. Vom Knorrhahn. Warnet die andern Vögel vor Gefahr. XV. Beschreibung vom Edolio. XVI. Mährlein, das man von ihm auf dem Vorgebürge erzehlet. XVII. Allerley Arten von Raben. XVIII. Von den Krähen. XIX. Von Meer-Krähen. XX. Merkwürdige Sachen von den Kranichen. XXI. Vom Pelican und von seiner Nahrung. XXII. Seine Beschreibung. XXIII. Irrthum der Alten von diesem Vogel. XXIV. Von zahmen Kauzen. XXV. Von Fleder-Mäusen.

Der Canarien-Vögel.

I.

Auf dem Vorgebürge findet man Canarien-Vögel, die nur an der Farbe von den teutschen abgehen. Weil sie den Saamen von den Pflanzen

wegfressen, und folglich vielen Schaden thun, rottet man sie nach Möglichkeit aus. Ihr Fleisch ist sehr treflich.

Der Zeisig.

II. Ein anderer kleiner Vogel findet sich daselbsten, der dem Canarien-Vogel viel zu ähnlich siehet, als daß man sie trennen sollte. Heuslin in seinem Buche von Vögeln p. 143. nennet ihn Serinus oder Fädemlein. Auf dem Vorgebürge hat er keinen Namen. Sein Gesang ist gar anmuthig, und stimmet viel mit dem Gesang des Canarien-Vogels überein. Weil aber die Europäer auf dem Vorgebürge die Gesang-Vögel nicht sonderlich lieben, so halten sie auch wenig in Käfigten. Man tödet und isset sie, wie andere Vögel. Brust und Bauch bey diesem Zeisig ist grün-gelblicht; Die Federn auf dem Rucken gleichfalls, mit grau vermischt.

Die Lerche.

III. Die Lerchen auf dem Vorgebürge sind den unserigen vollkommen gleich; doch streichen sie nie Hauffen-weise, wie in Europa.

Der Grünling.

IV. Der Grünling, auf Franz. Verdier oder Loriot, auf Lateinisch Chloris genannt, ist auf dem Vorgebürge viel gemeiner, als in Europa. Er hat die Grösse einer Nachtigallen. Der Schnabel ist groß; die Federn auf dem Rücken und Bauch Gras-grüne; aber an den Flügeln meistens schwarz und am Schwanze grün. Er singt gar annehmlech.

Der Sperling.

V. Es giebt eine grosse Menge Sperlinge auf dem Vorgebürge, und unter ihnen mancherley Arten, die an Farbe und Grösse sich unterscheiden. Sie zwizern aber alle auf einerley, und unangenehme, Weise. Emmerlinge sind gleichfalls nur allzuviel vorhanden, und verursachen vielen Schaden am Getrayde.

Die Meise.

VI. Die Lateiner nennen eine Meise Parus; von welchen Vögeln das Vorgebürge verschiedene Gattungen zeiget. Es wäre viel zu lang, wenn man jedwede besonders beschreiben wollte. Der geneigte Leser wird also an den merkwürdigsten sich begnügen lassen.

Die kleineste Meisen-Art hat blaue Federn auf dem Kopf; an den Augen weisse, und am Bauch, gelbe. Andere tragen schwarze Federn am ganzen Kopfe. Eine dritte Art hat einen langen Schwanz. Die vierte hat einen schwarzen Kopf mit einem weissen Flecken, gelben Bauch und grünlichte Beine. Die fünfte hat auch einen schwarzen Kopf, aber mit einem rothen

Flecken

Flecken. Die Flügel-Federn sind auch schwarz, und die Füsse röthlicht; die Flügel schwarz, der Leib sehr klein. Noch giebt es welche, mit ganz schwarzem Kopfe, alle andere Federn sind gelblicht-grün. Diese letztere ist von der Grösse eines Finken.

Die Meisen auf dem Vorgebürge singen gar artig; und weil die Canarien-Vögel sich unter sie mischen, so höret man oft schöne Wald-Musicken von beederley Virtuosen.

Vom Gympel.

VII. Dergleichen siehet man auf dem Vorgebürge viele. Die Holländer nennen sie Mücken-Fresser. Einige Autores machen eine Meisen-Art aus ihnen, davon ich die Ursache nicht einsehen kan, weil sie gar unterschieden sind. Der Gympel singt nicht, wie die Meise. Er nehret sich von Fliegen, Honig und Bienen; dahingegen die Meisen dergleichen nichts fressen.

VIII. Des Gympels Schnabel ist lang, gerade, sehr stark und roth. Vornen unter dem Kopfe sind die Federn dunkel-blau, weiter unten bleich-blau; Flügel und Schanz sind schwarz. Die Beine von gleicher Farbe, und sehr lang. Die Hottentotten gebrauchen diese Vögel als Wegweiser wild Honig zu finden, welches die Bienen in Felsen-Klüfften eintragen.

Vom Steinbeisser oder Kernbeisser.

IV. Auch diesen bringt das Vorgebürge in Menge hervor. Die Lateiner nennen ihn Fringilla rostrata, oder Cocothrauster. Ist eine Art von Finken, und von den Europäischen gar nicht unterschieden. Sie thun grossen Schaden an den Kirschen, weil sie die Kerne so sehr lieben. Weil aber die Kirschen-Bäume in den Colonien etwas rares sind, müssen sie sich mit Oliven-Kernen und andern dergleichen Obste behelfen, davon sie zimlich fett werden. Deßwegen heisset man sie auch auf dem Vorgebürge Steen-byter.

Die Grasmücke.

X. Diesen kleinen Vogel siehet man in den Colonien gar häuffig, auch an andern Vorgebürgischen Orten. Die Lateiner haben ihn Ægithus genennet. Er ist der Esel todfeind, weil sie sein Nest zerstören, das er allezeit in die Hecken bauet.

Die Finken.

XI. Alle Finken-Arten, die wir in Europa haben, finden sich auch auf dem Vorgebürge im Uberfluß; Ja es ist eine gewisse Art von ihnen da, die man meines Wissens bey uns nicht antrifft. Diese ist etwas grösser, als ein gewöhnlicher Fink. Im Winter sind seine Federn alle aschenfarbigt; Im Sommer fallen sie aus, und wachsen neue. So dann ist Kopf, Bauch, Flü-

gel

gel und Schwanz schwarz; Hals und Rucken schön Ponceau-roth. Diese Finken haben einen kurzen, breiten, spitzigen und gelben Schnabel.

XII. Die Art sein Nest zu bauen ist merkwürdig. Er nimmt hierzu kleine Baum-Reiserlein, die er mit Baumwolle gar künstlich durchflicht, daß kein Tropfen Wasser hinein dringen kan, ob es schon noch so lange regnet. Man siehet zwey Stockwerke aufeinander, aber nur einen einigen Eingang. Das Männlein wohnet in dem untern Stockwerk. Dergleichen Vögel habe ich oft gesehen; doch auf keinem Ort des Vorgebürges giebt es mehr, als um den Muschelbank-Fluß.

Der Specht.

XIII. Man findet auf dem Vorgebürge allerhand Arten von Spechten, aber unter allen Sorten ist keiner schöner, als der Grünspecht. Dieser Vogel ist ganz grau, ausgenommen einen rothen Streif, welchen er sowohl um den Kopf, als auch am Hals hat, er ernähret sich von dem Ungeziefer, so er auf denen Bäumen findet. Man siehet manchmal ein Nest zu oberst auf hohen Felsen, auch oft auf denen Büschen in den Thälern. Die Baumkletter sind auch daselbst sehr gemein, man würde deren auch mehrere wie der Spechte, finden, wann die Raub-Vögel solche nicht häufig wegfiengen.

Der Knorrhahn.

XIV. Unter den wilden Vorgebürgischen Vögeln ist auch eine Art, davon das Männlein von den daselbst wohnenden Europäern Knorrhan genennet wird, das Weiblein Knorrhenne. Sie dienen andern Vögeln statt der Schildwache: denn, so bald sie einen Menschen sehen, schreyen sie aus aller Macht: Ihr Laut gleichet sehr dem Worte Crac. Auf dieses Zeichen fliegen alle Vögel in der Nachbarschafft davon, und ruhen nicht, biß sie weit genug sich entfernet haben.

Der Knorrhahn ist so groß, als ein gemeines Huhn; sein Schnabel kurz und schwarz. Die Federn oben auf dem Kopfe gleichfalls schwarz. Der übrige Cörper mit roth, weiß und Aschenfarb besprengt. Die Beine sind gelb. Die Flügel klein, gegen dem Leibe zu vergleichen, folglich kan er weder hoch, noch weit fliegen.

Er wohnet ordentlich im Gebüsche, und an abgelegenen Orten, ins Gebüsche bauet er sein Nest, darinnen man niemahlen mehr, als zwey Eyer findet. Sein Fleisch ist gut genug, doch nicht so gut, als bey den Haus-Hünern. Die Jäger tödten sie selten, weil ihr Geschrey das Wildprät verscheuhet.

Der Edolio.

XV. Noch eine Vögel-Art bewohnet das Vorgebürge, deren Namen mir unbekannt; die Europäer in den Colonien nennen sie Edolio. An Grösse

und

und Gestalt gleichet er gänzlich dem Guckguck. Man siehet ihn in dicken Gebüsche, oder auf hohen Bäumen. So bald schön Wetter wird, schreyet er gar kläglich: Edolio, Edolio! hierinn bestehet sein ganzes Gesang, das er so deutlich ausspricht, als immer ein Mensch thun könnte.

XVI. Ich habe in meiner Topographischen Beschreibung des Vorgebürges zweyer Höhlen erwähnet, davon eine den Namen Paradies, die andere den Namen Hölle führet; daselbst habe ich gar oft, ganz deutlich, diese Vögel besagtes Wort im kläglichen Thone ausruffen hören.

Der gemeine Mann erzehlet eine gar kindische Fabel von diesem Edolio-Ruff. Sie sagen, es sey vor langer Zeit in einer von angeregten Hölen, ein gewisser Hirte todgeschlagen worden, der sich immer des Worts Edolio bedienet, wenn er seine Heerde trieb. Nach seinem Tode fuhr seine Seele in alle die Vögel, welche heutiges Tages diesen Namen führen, vorhero aber völlig stumm gewesen waren; hernachgehends sprachen alle ihre Nachkommen eben dieses Wort aus. Man solte nicht glauben, daß dermassen tumme und unwissende Leute in der Welt wären, die solchen abgeschmackten Dingen Glauben beymessen könten.

Die Raben.

XVII. Die Raben sind in den verschiedenen Welt-Theilen auch an Farbe unterschieden. In einigen Orten sind sie schwarz; in andern grau; in einigen weiß, zum Exempel in Indien, da man sie den Papageyen gleich schätzet; andere Länder haben schwarz und weisse.

Das Vorgebürge liefert zwey biß dreyerley Arten von diesen Vögeln. Es giebt ganz schwarze, und ganz graue; ferner welche mit weissen Bäuchen, schwarz- und weissen Köpfen, der übrige Leib ist schwarz.

Die Krähen.

XVIII. Die Vorgebürgischen Krähen sind den Europäischen in allen Stücken ganz gleich. Man isset sie nicht; sie gehören unter die Speisen der Raub-Vögel.

Meer-Krähen.

XIX. Die Vögel, welchen die Europäer auf dem Vorgebürge den Namen der Meer-Krähen gegeben haben, gleichen den Land-Krähen in vielen Stucken. Ihr Fleisch ist köstlich und hoch geschätzet. Die Federn sind schwarz und sehr weich. Man füllet gemeiniglich die Kopf-Küssen damit.

Die Kraniche.

XX. Ich getraue ohne Zusatz zu behaupten, daß man auf dem Vorgebürge mehr Kraniche finde, als an keinem andern Orte. Weder an Grösse, Gestalt noch Farbe, weichen sie ab von den Europäischen. Ich habe

offt grosse Hauffen in den Moräſten geſehen. Sie nehren ſich von Gras, Kräutern, Würmen, Schlangen, Fröschen ꝛc. Wenn ſie auf der Erde ſind, ſtehen allezeit welche, in einiger Entfernung, um ihr Lager herum, wie Schild-Wachten, die genau beobachten, was nahe an ihrem Poſten vorgehet, damit ſie ihre Cameraden, welche im Freſſen beſchäftiget ſind, vor herannahender Gefahr warnen können. Dieſe Wachten ſtehen nur auf einem Beine, ſo lange ſie die Wache haben, strecken alle Augenblicke den Hals aus, und drehen den Kopf auf alle Seiten, aus Furcht eines Uberfalles. Sobald ſie einen Feind ſehen, geben ſie das Zeichen denen andern, die in einem Augenblick ihre Flügel ausbreiten und davon fliehen. Bey Nachzeit wird ebenfalls Wache gehalten; ſodann ruhen die Schild-Wachten nur auf dem linken Fuſſe, und halten im rechten einen Stein, damit ſie der Fall aufwecke, wenn ſie etwan in Schlummer geriethen.

Ein guter Freund von mir hatte einen ſolchen Vogel getödtet, und nach Hauſe gebracht, er lies ihn auf das beſte zurichten, in Meynung, es müſſe ein gutes Eſſen ſeyn; allein zu ſeiner gröſten Verwunderung war das Fleiſch ſo ſchwarz und zähe, daß niemand etwas davon koſten wolte.

Der Pelican.

XXI. Pelicans ſiehet man offt auf dem Vorgebürge. In den Colonien giebt man ihnen den Namen: Schlangen-Freſſer. Sie ſind etwas gröſſer, als eine junge Gans. Ihre gewöhnliche Nahrung beſtehet in Würmern, Fröschen, Muſcheln, auch in Kröten, Schlangen, und andern gifftigen Thieren, davon ſie eine groſſe Menge umbringen. Man tödet auch dergleichen nützliche Thiere gar ſelten, zumahlen weil ihr Tod niemand etwas hilfft, maſſen ſie zum eſſen nicht taugen.

XXII. Dieſer Vogel hat einen langen Hals, wie eine Gans, der Schnabel iſt bereit, lang, ſtarck, und endiget ſich mit einem Löffel. Die Augen ſind grau, der Schwanz hat ſechs Zoll in die Länge. Die ſind lang, und viel länger, als an einem Storche, die Federn allenthalben Aſch-grau, doch an Flügeln ſchwarz.

XXIII. Die Alten gaben vor, wenn der Pelican nichts zu freſſen fände für ſeine Jungen, öffnete er ſich die Bruſt mit dem Schnabel, um ſie zu ſpeiſen. Der Pelican auf dem Vorgebürge thut dergleichen nicht.

Der Uhu, oder Kauz.

XXIV. Die Kautzen, ſo man auf dem Vorgebürge in Menge antrifft, ſind von gleicher Geſtalt mit den Europäiſchen. Ihre Federn theils ſchwarz, mit grauen Flecken vermiſcht, die ihnen ein ſchönes Anſehen geben. Viele

Euro-

Europäer auf dem Vorgebürge halten zahme Kautzen, die um das Haus herum lauffen, und die Gemächer von Mäusen reinigen.

Die Fleder-Mäuse.

XXV. Die Fleder-Mäuse, so man gemeiniglich auf dem Vorgebürge siehet, unterscheiden sich im geringsten nicht von den Europäischen; daß ich davon rede, geschiehet bloß, um anzumerken, daß auf der Insul St. Mauritius eine gefangen worden, die ich gesehen, und von der Grösse eines Huhns befunden habe.

Zwanzigstes Capitel.

Von den Gewächsen, welche das Vorgebürge der guten Hofnung herfür bringt.

I. Was der Verfasser für Hülfs-Mittel gehabt. II. Ordnung, die er beobachten wird. III. Wermuth auf dem Vorgebürge hat nicht so viel Kraft, als in Europa. IV. Abutilon ist in der Arzney nichts nütze. V. Von Africanischen Knoblauch. VI. Acht und zwanzigerley Arten von Aloe. VII. Fünf Arten vom Alaternoides. VIII. Von Ibisch oder Heilwurz. IX. Zwey Arten von Mandel-Bäumen. X. Drey Arten von Anemospermos. XI. Acht Arten von Hunds-Tod. XII. Aethiopischer, Africanischer und Aegyptischer Aron. Ersterer schmeckt gar übel, doch essen ihn die Hottentotten. XIII. Drey Arten von Schwalbenwurz oder Giftwurz. XIV. Silber-Baum wächset häuffig in der Gegend um Constantia. XV. Wilder Spargel ist auf dem Vorgebürge sehr gut. XVI. Kleine Affodillen. XVII. Milzkraut. XVIII. Zehen Arten von Stern-Kraut. XIX. Vier Arten von Maßlieb. XX. Stickwurz von zweyerley Arten. Von Ringel-Blumen. XXI. Acht Arten von Glockenblumen. XXII. Von Camphorata oder Indianischen Kreß. XXIII. Fünf Arten von Tausendgülden-Kraut. XXIV. Von Cheiranthos, von drey Arten von Goldblumen, Chrysanthemum und vom Cisten-Röslein. XXV. Vier Arten von Linsenbaum. XXVI. Acht Arten von Goldhaar. XXVII. Sechs Arten von Wanzen-Kraut. XXVIII. Von Cotylo, und Frauen-Nabel. XXIX. Drey Arten von Geis-Klee, und zwey von Vipern-Kraut. XXX. Siebenzehen Arten von Reinblumen, und vom Ephemero. XXXI. Heide-Kraut von eilf Arten, und von der Staude, darauf der Gal-

banum sich erzeuget. XXXII. Feigenbäume von 35. Arten. XXXIII. Fünf Arten von Faren-Kraut, der Fenchel, und eine Africanische Staude von dreyerley Arten. XXXIV. Vom Galega, und von zwanzig Arten des Gensters. XXXV. Drey und zwanzig Arten vom Storchen-Schnabel, davon sieben nur des Nachts riechen, von Himmel-blauen Maßlieben, Globularia. XXXVI. Tulpen, und Hiacynthen. XXXVII. Sechszehen Arten von Jacobs-Kraut. XXXVIII. Zwey Arten von Jasmin. XXXIX. Ketmia von sechs Arten. XL. Drey Arten von Lorbeer-Bäumen, von Leonuro, und von Levcojen. XLI. Zwey Arten von Narcissen-Lilien. XLII. Zwey Arten von Lotus, und vom Lychnis. XLIII. Die Narcissen. XLIV. Berg-Petersilien, und drey Arten von Vogel-Kraut. XLV. Guckucks-Klee, von drey Arten. XLVI. Von Pestilenz-Wurz, Spinnen-Kraut und drey Arten von Fasolen. XLVII. Verschiedene Arten von Wolfsmilch, die Pimpernell, von Engelsüs oder Baumfarn, und fünf Arten von Creuzblümlein. XLVIII. Von Portular oder Burzel-Kraut, und zwey Arten von falschem Diptam. XLIX. Die Ranuncul oder Hahnenfuß, die Rapunzen, und der Wunder- oder Creuzbaum, auch Palma Christi genannt. L. Von Weiden, Salbey von zwey Arten, und drey von Scabiosen, oder Grindkraut. LI. Meer-Zwiebeln, zwey Arten von Scharley oder Garten-Scharlach. LII. Fünf Arten von Hauswurz, und von der Kreuzwurz. LIII. Eisenholz und seine Eigenschaften. LIV. Acht Arten von Sisyrinchio. LV. Zwey Arten von Nachtschatten und Spartium. LVI. Drey Arten von Spirea. Gebrauch der leztern Art bey den Hottentotten, die sie Buchu nennen. LVII. Der Pistacien-Baum, oder Staphilodendron. Zwey Arten von Wurm-Kraut oder Tanaceto, und von Tetragonocarpos. LVIII. Von Seidelbast Thymeläa, zehen Arten davon. LIX. Fünf Arten von Wolfsmilch, Tithymalo. LX. Drey Arten von Klee, und von Tulpenbaum. LXI. Drey Arten von Baldrian, und zwey von Heidelbeeren. LXII. Hülfe, so der Verfasser sich aus den Werken des Herrn Tourneforts verschafft hat.

I.

Nun will ich suchen eine vollständige Beschreibung von Bäumen, Pflanzen, Kräutern und Blumen zu geben, die in den Hottentottischen Ländern

dern wachsen. Ich habe wenig Känntnis von Gewächsen, und bin in Botanischen Beschreibungen wenig bewandert; doch verhoffe ich, der geneigte Leser wolle in Ansehung meines guten Willens, meiner Bemühung und meines Nachforschens, mir die in der Ordnung und Methode begangene Fehler zu gute halten. Ich habe mit ersinnlichstem Fleisse alle Gewächse untersuchet, die ich nur immer finden können, und will sie so deutlich beschreiben, als mir wird möglich seyn. Ich genosse eines freyen Zutrittes in den Garten der Compagnie, den ich mir wohl zu Nutzen gemacht habe. Der Herr Herzog, Gärtner der Compagnie, ist währenden meines Aufenthalts auf dem Vorgebürge, mein besonders guter Freund gewesen: seiner Freundschaft habe ich das meiste zu danken, was ich dem Publico mittheile.

II. Erstlich will ich von den Bäumen, Pflanzen, Kräutern und Blumen reden, welche das Land von sich selber hervor bringt: hernach will ich diejenigen anzeigen, die man von fremden Orten dahin gebracht hat. Ich werde die Lateinischen Namen in Alphabetischer Ordnung hersetzen.

Ich fange bey denen Land-Gewächsen an.

III. Absinthium Africanum frutescens, foliis latioribus, staudigter Africanischer Wermuth, mit breiten Blättern. Dieses Gewächse ist auf dem Vorgebürge nicht so bitter, als in Europa: deswegen es auch nicht so starke Würkung erzeiget.

IV. Abutilon, foliis rugosis & siliculis lanuginosis. Africanischer Abutilon, mit runzlichten Blättern, und kleinen wollichten Schoten.

Diese Pflanze verdienet nicht, daß man sich bey ihrer Beschreibung aufhalte, weil sie, nach dem Sagen Simonis Pauli in Op. Botanico p. 186. in der Arzney nichts nützet. Es hat auch weder Galenus, noch ein anderer Arzt, ihrer Meldung gethan.

V. Allium Africanum, flore purpurascente. Africanischer Knoblauch mit purpurfarbigten Blüthen.

Diese Pflanze ist bey der Hottentottischen Nation der Koopmanns sehr gemein, etwa 20. Meilen vom Vorgebürge, und insonderheit an einem Orte, der deswegen der Knoblauchs-Kraal heisset.

VI. In den Hottentottischen Gegenden findet man auch allerley Gattungen von der Aloe, und hat die meisten in der Compagnie Garten gesezt. Sie wachsen auf den Felsen, und in Felsen-Kluften; und blühet, das ganze Jahr über, wenigstens eine Art davon. Die Blüthen sind unterschiedlich, und bey jedweder Art anderst. Einige weiß, andere roth, andere gefleckt, von allerhand dem Auge angenehmen Farben. Ich will nur folgende Aloe-Arten anführen.

Aloe Africana arborescens, montana, non spinosa, folio longissi-

mo plicatili, flore rubro. Berg-Aloe, so wie ein Baum wächset, ohne Dornen, mit sehr grossen und gefaltenen Blättern, und rothen Blüthen.

Aloe Africana arboreſcens, floribus albicantibus fragrantiſſimis. Africaniſche Aloe, in Gestalt eines Baumes, mit weißlichten, und gar stark riechenden Blüthen.

Aloe Afric. cauleſcens, foliis ſpinoſis, maculis ab utraque parte albicantibus notatis. Africaniſche Aloe mit einem Stengel, dornichten, auch auf beeden Seiten weißlicht-gefleckten Blättern.

Aloe Afric. breviſſimo craſſiſſimoque folio, flore ſubviridi. Africaniſche Aloe mit sehr kurzen und sehr dichten Blättern, und grünlichten Blüthen.

Aloe Afric. folio glabro, rigidiſſimo, flore ſubviridi. Africaniſche Aloe mit glatten, sehr steiffen Blättern und grünlichter Blüthe.

Aloe Afric. flore rubro, folio maculis ab utraque parte albicantibus notato. Africaniſche Aloe, mit rother Blüthe, und auf beeden Seiten weißlicht-gefleckten Blättern. Diese Art nennet man gemeiniglich Zungen-Aloe.

Aloe Afric. flore rubro, folio triangulari & verrucis ab utraque parte albicantibus notato. Africaniſche Aloe, mit rothen Blüthen, dreyeckigten Blättern, und weißlichten Warzen auf beeden Seiten.

Aloe Afric. folio in ſummitate triangulari, margaritifera, flore ſubviridi. Africaniſche Aloe, mit dreyeckigt-zulauffenden Blättern und grünlichten Blüthen. Träget eine Frucht, die den Perlen gleichet, deswegen heisset sie: die grosse Perlen-Aloe.

Aloe Afric. margaritifera minor. Ist die kleine Perlen-Aloe.

Aloe Afric. foliis glaucis, margine & dorſi parte ſuperiore ſpinoſis, flore rubro. Africaniſche Aloe mit blaulichten Blättern, die, rings herum und oben, mit Spitzen oder Dornen besezt sind, hat rothe Blüthen.

Aloe Afric. cauleſcens, foliis glaucis, caulem amplectentibus. Africaniſche Aloe mit einem Stengel, um welchen sich die blaulichten Blätter anschlieſſen.

Aloe Afric. folio triangulari & longiſſimo, floribus luteis & foetidis. Africaniſche Aloe mit sehr langen und dreyeckigten Blättern, hellgelben und stinkenden Blüthen. Diese Aloe nennet man gemeiniglich Iris uvaria.

Aloe Afric. cauleſcens, foliis magis glaucis, caulem amplectentibus, & in mucronem obtuſiorem deſinentibus. Africaniſche Aloe mit einem Stengel, um welchen sich die blauen Blätter schlieſſen, mit einer stumpfen Spitze.

Aloe

Aloe Afric. caulescens, foliis minus glaucis, caulem amplectentibus, dorsi parte superiore spinosa. Africanische Aloe mit dem Stengel, darum sich hell-blauere Blätter, als bey der vorigen Art, schliessen, die auf dem obern Theil stachlicht sind.

Aloe Afric. caulescens, foliis glaucis, caulem amplectentibus, latioribus, & undiquaque spinosis. Africanische Stengel-Aloe mit blaulichten und auf beeden Seiten stachlichten Blättern, die sich um den Stengel schliessen.

Aloe Afric. caulescens, foliis glaucis caulem amplectentibus, dorso integro spinoso. Africanische Stengel-Aloe, mit bläulichten Blättern, die den Stengel umschliessen, die Blätter sind nicht ausgezackt, aber stachellicht.

Aloe Afric. caulescens, foliis glaucis brevioribus caulem amplectentibus, foliorum parte interna & externa nonnihil spinosa. Africanische Stengel-Aloe, mit kurzen blaulichten Bläitern, die den Stengel umschliessen, inwendig und auswendig etwas stachelicht sind.

Aloe Afric. caulescens, foliis glaucis brevissimis, foliorum summitate interna & externa nonnihil spinosa. Africanische Stengel-Aloe, mit ganz kurzen blaulichten Blättern, die innen und aussen an der Spitze etwas stachelicht sind.

Aloe Afric. caulescens, perfoliata, glauca & non spinosa. Africanische Stengel-Aloe, deren Stengel durchbohret die Blätter, welche blaulicht, und ohne Stacheln sind.

Aloe Africana glabro folio, minutissimis cavitatibus donato. Africanische Aloe, mit glatten Blättern, welche ungemein kleine Grüblein haben.

Aloe Afric. humilis, spinis inermibus, & verrucis obsita. Africanische niedrige Aloe, mit stumpfen Stacheln und Warzen. Insgemein nennet man diese Aloe-Art Herisson oder Ygel.

Aloe Afric. humilis Arachnoidea. Africanische niedrige Aloe mit einem zarten Gewebe an den Blättern.

Aloe Afric. humilis, foliis ex albo & viridi variegatis. Africanische niedrige Aloe mit weiß und grün gefleckten Blättern. Man nennet sie insgemein: Rebhuhn-Brust.

Aloe Africana humilis, folio nonnihil reflexo, floribus ex albo & rubro variegatis. Africanische niedrige Aloe mit etwas zuruck-gebogenen Blättern, weiß und roth gesprengten Blüthen.

Aloe Afric. humilis, folio in summitate trangulari & rigidissimo, margi-

marginibus albicantibus. Africanische niedrige Aloe, die Blätter haben eine dreyeckigte, sehr steiffe Spitze, der Rand ist weißlicht.

Aloe Afric. erecta, triangularis, & triangulari folio viscoso. Africanische gerad-stehende und dreyeckigte Aloe, mit dreyeckigten und kleberichten Blättern.

Aloe Africana erecta, rotunda, folio paruo & in acumen rigidissimum exeunte Africanische aufrechts-stehende Aloe, mit kleinen Blättern, und einer sehr steiffen Spitze daran.

VII. Alaternoides Africana, Ericæ foliis, floribus albicantibus & muscosis. Africanischer Alaternoides mit Blättern, wie das Heide-Kraut, weißlichten und bemoosten Blüthen.

Alaternoides Africana, Telephii legitimi Imperati folio, flore viridi. Africanischer Alaternoides mit grüner Blüthe, und Blättern wie das rothe Wundkraut Telephium hat.

Alaternoides Afric. Lauri serratæ folio. Africanischer Alaternoides mit Blättern, wie die ausgezackten Lorbeer-Blätter.

Alaternoides Afric. Chamæmespili folio rigidiore, & minore, floribus albicantibus. Africanischer Alaternoides mit weißlichten Blüthen, und Blättern wie der kleine Mispel-Baum hat, doch aber sind sie steiffer und kleiner.

Alaternoides Afric. Rorismarini latiori & pilosiore folio, flore cæruleo. Africanische Alaternoides mit Roßmarin-Blättern, aber breiter, und haarigter. Die Blüthe ist Himmel-blau, und die Pflanze in dem Bezirck der Attaquas gar gemein.

VIII. Althæa Africana vesicaria. Africanische Eibisch-Wurzel, die Blasen trägt.

IX. Amygdalus Africana nana, flore incarnato roseo simplici, folio Mali persicæ angustiore. Africanischer Mandel-Zwerg-Baum, mit fleisch-farbenen einfachen Blüthen, und Blättern, wie am Pfirsing-Baum, nur schmäler.

Amygdalus Africana nana, flore incarnato roseo pleno, folio mali persicæ angustiore. Ist der vorige Baum, nur hat er gefüllte Blüthen. Seine Frucht ist ungemein bitter: deswegen kochen sie die Hottentotten in verschiedenen Wassern, damit sie zum Essen tauge.

X. Anemospermos Africana, foliis Cardui benedicti, florum radiis intus sulphureis. Africanischer Anemospermus, mit Cardobenedictenblättern, und inwendig citronfarb-gestreifften Blüthen.

Anemospermos Africana foliis Plantaginis, flore sulphureo. Africanischer ꝛc. mit Wegerich-artigten Blättern, und Schwefel-gelber Blüthe.

Anemo-

Anesmospermos Afric. Jacobææ maritimæ foliis, flore sulphureo, mit Blättern, dergleichen das Meer-Jacobs-Kraut hat, und Schwefelgelben Blüthen.

XI. Apocynum Africanum erectum, villoso fructu, Salicis folio lato, glabro. Africanisches Kraut, Hunds-tod, das gerade aufwächset, haarigte Frucht trägt, breite und glatte Blätter hat, die den Weiden-Blättern gleichsehen. Die Egypter nennen dieses Gewächse Beidelsar.

Apocynum Africanum erectum, villoso fructu, Salicis folio lato et glabro. Ist wie vorhero, nur mit schmahlen und glatten Blättern.

Apocynum Afric. erectum villoso fructu, Salicis folio lato, subhirsuto. - - mit breiten und etwas zottigten Weiden-Blättern.

Apocynum Africanum humile, aizoides, siliquis erectis. - niedriges, Hundstod, mit empor-stehenden Schoten: grünet allezeit. Heisset insgemein Crassa fritillaria.

Apocynum erectum Africanum villoso fructu, salicis folio glabro, angusto: Empor-wachsendes Africanisch Hunds-tod, mit haarigter Frucht, schmahlen und glatten Weiden-Blättern.

Apocynum Africanum erectum, subhirsutum, foliis undulatis. Geradwachsendes Hunds-tod-Kraut, etwas haarricht, gewässerten Blättern.

Apocynum Africanum scandens, Vincæ pervincæ foliis subincanum. - Geradwachsendes und sich aufwindendes Hunds-tod-Kraut, graulicht an Farbe, mit Sinngrün-Blättern.

Apocynum africanum scandens, asphodeli radice, angustissimo folio. Hunds-tod, das sich um andere Dinge windet, mit einer Asphodillen-Wurzel, und sehr kleinen Blättern.

Apocynum africanum, Lapathi folio. - - Mit Mengel-Wurz-Blättern.

XII. Arum Æthiopicum, florigerum et fructum ferens, radice magna orbiculari. Aethiopische Aron-Wurz, mit Blüthen und Frucht, auch breiter runder Wurzel.

Arum Africanum flore albo odorato. Africanisch Aron-Wurz mit weissen, wohlriechenden Blüthen.

Arum maximum Ægyptiacum, vulgo Colocassia. Grosse Aegptische Aron.

Unter diesen dreyen Arten ist die Aethiopische auf dem Vorgebürge die gemeineste, wächset ordentlich in morastigen Orten, und hat weisse, gar wohlriechende, Blüthen. Die Wurzel ist breit und weiß, und wenn man sie zu Scheiben schneidet, gleichet sie vollkommen den Spanischen Rettigen, also, daß auch ein vollommmener Kenner leicht eines für das andere halten sollte. Die

Europäer auf dem Vorgebürge setzen den Fremden zur Lust bißweilen Arum Æthiopicum statt Rettig vor. Denn erstens ists dem Gaumen sehr widerwärtig, entzündet den Mund, und verursachet verdrießliche und unleidliche Schmerzen. Verlangt man Wasser, wie die Fremden gemeiniglich thun, und will sich damit helfen, so wird das Ubel nur ärger. Zuweilen wird aus diesem Spaß Ernst.

Man nennet auf dem Vorgebürge die Arons-Würzel oft Hotteutotten-Brod, weil die Hottentotten oft an statt des Brods davon essen. Sie benehmen ihm die Schärfe durch zwey biß dreymahliges Abkochen in Wasser, wornach sie es in der Sonne trücknen, hernach in heisser Asche braten.

XIII. Asclepias Africana aïzoides. Immergrünende Africanische Gifft-Wurz.

Asclepias Africana aïzoides longioribus foliis minus dentatis. Immergrünende Africanische Gifft-Wurz, mit zimlich langen, und nicht sehr gezackten, Blättern.

Asclepias Africana aïzoides, flore pulchre fimbriato. Africanische immergrünende Gifft-Wurz, mit am Rande schön eingefasseter Blüthe.

XIV. Argyrodendros Africana foliis fericis et argenteis. Silber-Baum. Man findet von dieser Pflanze in den Thälern und auf den Bergen, zumahlen um Constantia herum, eine grosse Menge. Die Frucht hat eine Conische oder Kegel-färbige Gestalt, wie ein Tannzapfen. Die Blätter scheinen, als ob sie aus Seide und Silber bereitet wären.

XV. Asparagus sylvestris Africanus aculeatus. Wilder Afric. Spargel mit Dornen. Von dieser Pflanze findet man viel auf dem Vorgebürge, an morastigen Orten. Die Sprossen sind gras-grüne, doch aber schon sehr mürbe, ehe noch die Pflanze blühet. Sie schmecken fast wie unser Europäischer Spargel. Es machen auch die Europäer auf dem Vorgebürge viel Wesens davon. Die Hottentotten sammeln sehr viele, und bringen sie auf das Vorgebürge, da sie es gegen Kleinigkeiten vertauschen.

XVI. Asphodelus Africanus angustis foliis luteis, minor. Kleine Affodillen mit schmalen gelblichten Blättern.

XVII. Asplenium Africanum ramosum maximum, caulibus splendentibus. Grosses Africanisches, ästiges, Milzkraut mit glänzenden Stengeln. Man nennet es oft bey dem Arabischen Namen Ceterach; ingleichen Scolopendra, weil es dem Wurm dieses Namens gleichet, und Asplenium, als ein bewährt Mittel für die Milz.

XVIII. Aster Africanus Jacobææ foliis, flore aureo. Africanisches Stern-Kraut, mit Jacobs-Kraut-ähnlichen Blättern, und Gold-farbener Blüthe.

Aster

Aſter Africanus, Stœchadis foliis, flore aureo. Afric. Stern-Kraut mit Stechas-Kraut-Blättern, und Gold-farber Blüthe.

Aſter Africanus ramoſus, Hyſſopi foliis, floribus coeruleis, Africaniſches Stern-Kraut, mit Aeſten und Yſop-ähnlichen Blättern, auch Himmelblauen Blüthen.

Aſter Afric. ramoſus, Hyſſopi foliis, flore albo. Africaniſches åſtiges Stern-Kraut, mit Yſop-ähnlichen Blättern, und weiſſen Blüthen.

Aſter Africanus Helichryſi foliis, flore rubro. Afric. Stern-Kraut mit Sonnen-Gold-Blumen- oder Rein-Blumen-Blättern und rothen Blüthen.

Aſter Africanus fruteſcens, foliis anguſtis et plerumque conjunctis. Afric. Stern-Kraut, das zur Staude anſchieſſet, mit ſchmahlen, meiſtens paar und paar beyſammen ſtehenden Blättern.

Aſter Africanus fruteſcens, ſplendentibus parvis et reflexis foliis. Africaniſch Stauden-Gewächs, mit glänzenden kleinen und zuruck gebogenen Blättern.

Aſter Africanus fruteſcens, Lavendulæ folio, flore purpureo. Africaniſch Stern-Kraut, das in Stauden ſchieſſet, mit Lavendel-Blättern, und purpurfarbener Blüthe.

Aſter Africanus annuus, Senecionis foliis. Jährlich Afric. Stern-Kraut, mit Kreutzwurz-Blättern.

Aſter Africanus fruteſcens, foliis Senecionis craſſioribus. Africaniſch, in Stauden ſchieſſendes, Stern-Kraut, mit dichtern Creutz-Wurz-ähnlichen Blättern.

Aſteroplatycarpos Africana fruteſcens, Crithmi marini foliis. Stern-Kraut mit groſſer Frucht. Eine Staude mit See-Fenchel oder Bacillen-Blättern.

Aſtragalus Africanus odoratus, flore luteo. Africaniſch wohlriechend Wirbel-Kraut, mit gelben Blüthen.

B.

XIX. Bellis Africana, florum pediculus, pene aphyllis, foliis inciſis. Africaniſches Maslieben-Gäns- oder Margarithen Blümlein, faſt mit unblätterigten Stielen, und eingeſchnittenen Blättern.

Bellis Africana, florum pediculis folioſis, foliis anguſtis et integris. Africaniſche Maßlieben, mit blätterichten Blüthen-Stengeln, ſchmahlen und ganzen Blättern.

Bellis Africana, capitulo aphyllo luteo, Coronopi folio, cauliculis procumbentibus. Africaniſche Maslieben, mit gelben unblätterigten Häuptlein, Krähenfuß-Blättern, und auf der Erde kriechenden Stengeln.

Bellis Africana, capitulo aphyllo luteo, Coronopi folio, foliis & cauliculis junceis erectis. Africanisch Maßlieben, mit gelben ungeblättertem Haupte, Krähen-Fuß-ähnlichen Blättern, Laub und Stengel sind gerade und wie Binsen.

XX. Bryonia Africana glabra, foliis in profundas lacinias divisis, fructu minori. Glattes Africanisches Schlangen-Kraut, mit tief ausgeschnittenen Blättern, und kleiner Frucht.

Bryonia Africana laciniata, tuberosa radice, floribus herbaceis. Africanisch ausgekerbtes Schlangen-Kraut, mit knopfigter Wurzel, und Gras-grünen Blüthen.

C.

Calendula sive Caltha Africana humilis, flore intus albo, flore violaceo simplici. Africanische niedrige Ringel-Blume mit ungefüllten Blüthen, inwendig weiß, auswendig violet.

XXI. Campanula Africana annua hirsuta, junceis latis serratisque foliis, flore magno violaceo. Africanische jährliche Glocken-Blume, rauh, mit breiten, gezackten Binsen-Blättern, grossen violetten Blüthen.

Campanula Africana annua, glabra, serrato folio, flore pallido. Africanische jährliche, glatte, Glocken-Blume mit zackigten Blättern, und blassen Blüthen.

Campanula Africana hirsuta, parvo angustoque folio, flore pallido violaceo. Africanische rauhe Glocken-Blume, mit kleinen schmahlen Blättern, blassen violetten Blüthen.

Campanula Africana annua, angustifolia, flore purpurascente, major. Grössere Africanische Glocken-Blume mit schmahlen Blättern, purpurfarbichten Blüthen.

Campanula Africana annua, angustifolia, flore purpurascente, minor. Ist wie vorhero, nur kleiner.

Campanula africana frutescens, aculeosa, flore violaceo. Staudigte Africanische Glocken-Blume, mit Spitzen, und violetten Blüthen.

Campanula Africana minor, Erinei facie, flore violaceo, cauliculis erectis. Kleinere Africanische Glocken-Blume, so dem Erineo gleichet, mit violetten Blüthen, und geraden Stengeln.

Campanula Africana minor, Erinei facie, flore violaceo, cauliculis procumbentibus. Eben dergleichen, aber mit kriechenden Stengeln.

XXII. Camphorata Africana umbellata, frutescens. Africanisch Campher-Kraut, schiesset zu Stauden, mit runden Blüthen.

Cardamine africana trifolia, dicitur etiam Nasturtium, foliis ternis, facie Christophoriana. Dreyblätterigter Africanischer Brunn-Kreß, heisset

heisset auch dreyblätterigt Nasturtium, siehet dem Christoph-Kraut ähnlich, wird im Salat gespeiset.

XXIII. Centaureum majus Africanum laciniatum, flore aureo odorato. Grösseres Africanisches gekerbtes Tausend-Gulden-Kraut, mit wohlriechenden, goldfarbenen Blüthen.

Centaureum minus africanum, Lini foliis & facie, flore amplo suave rubente. Kleineres Africanisch Tausend-Gulden-Kraut, gleichet dem Flachs, auch an Blättern. Die Blüthen sind groß und gar schön roth.

Centaureum africanum minus, arborescens, latifolium, flore ruberrimo. Kleiners stäudigtes Africanisches Tausend-Gulden-Kraut, mit ganz hoch-rothen Blüthen, und breiten Blättern.

Centaureum minus africanum, arborescens, angustifolium, flore ruberrimo. Dergleichen, mit schmahlen Blättern.

Centaureum africanum minus, arborescens, tulipiferum. Kleineres stäudigtes Africanisches Tausend-Gulden-Kraut, mit Tulipan-artigten Blüthen.

XXIV. Cheiranthos Africana, flore luteo. Africanisch Cheiranthos mit gelben Blüthen.

Chrysanthemum africanum repens, flore aphyllo, Coronopi folio. Kriechende Africanische Gold-Blume, mit unblätterigten Blüthen, und Krähen-Fuß-artigten Blättern.

Chrysanthemum africanum, Stœbes foliis angustioribus. Mit schmahlen Blättern, wie das Kraut Stœbes.

Chrysanthemoides osteospermum africanum, odoratum, spinosum & viscosum. Africanisch, wohlriechendes, dornichtes und kleberichtes Chrysanthemoides, mit beinhartem Saamen-Körnern.

Cistus humilis aizoides maritimus Africanus, flore rubello. Africanische niedrige, immer-grünende Meer-Cisten-Röslein, mit röthlichten Blüthen.

XXV. Colutea africana annua, parvis foliis mucronatis, vesiculis compressis. Jährlicher Africanischer Linsen-Baum, mit kleinen spitzigen Blättern, und platten Bälglein.

Colutea Africana, annua, foliis cordatis, & vesiculis minus compressis. Africanischer jährlicher Linsen-Baum mit gewundenen Blättern, und dickern Bälglein.

Colutea africana, Sennæ foliis, flore sanguineo, Crotalariæ siliquis. Africanischer Linsen-Baum mit Sennes-artigten Blättern, blutfarben Blüthen, und Schotten, wie die Crotalaria hat.

XXVI. Coma aurea Africana, fruticans, foliis Linariæ angustis, major.

major. Grosses Africanisches, staudigtes, Gold-Haar, mit schmahlen Blättern, wie Heyden, Flachs oder Lein-Kraut.

Coma aurea Africana fruticans, foliis angustis minor. Wie zuvor, nur kleiner.

Coma aurea Africana fruticans, Linariæ foliis glaucis & lanuginosis. Stäudigtes Africanisch Gold-Haar, mit Meer-grünen und wollichten Lein-Kraut-Blättern.

Coma aurea Africana fruticans omnium maxima, foliis tomentosis & incanis. Die gröste Gattung von staudigtem Gold-Haar mit weißlichten und wollichten Blättern.

Coma aurea Africana fruticans, Ericæ folio. Africanisch staudigtes Gold-Haar mit Heyde-Kraut-Blättern.

Coma aurea Africana fruticans, foliis glaucis, & in extremitate trifidis. Mit Meer-grünen Blättern, die an der Spitze dreyzackigt.

Coma aurea Africana, fruticans, foliis Crithmi marini. Mit Meer-Fenchel oder Bacillen-Blättern.

Coma aurea Africana, fruticans, foliis inferioribus incisis, superioribus dentatis. Stäudigtes Africanisches Gold-Haar, dessen untere Blätter ausgeschnitten, die obern ausgezackt sind.

XXVII. Conyza Africana arborescens incana, floribus purpureo-violaceis, foliis Salviæ, odore Salviæ & Roris marini. Africanische weißlichte, baum-artigte Dürr-Wurz, mit dunkel-purpurnen Blüthen, Salbey-Blättern, auch Salbey- und Roßmarin-Geruch.

Conyza Africana humilis, foliis angustioribus nervosis, floribus umbellatis. Niedrige Africanische Dürr-Wurz, mit schmahlen åderichten Blättern, Blüthen und Saamen an einem Stengel.

Conyza Africana frutescens, foliis Salviæ, odore Camphoræ. Africanische stäudigte Dürr-Wurz mit Salbey-Blättern, und Campher-Geruch. Einige rechnen diese Pflanze unter die Rein-Blumen Immortelles.

Conyza Africana frutescens, foliis Ericæ hamatis & incanis. Stäudigtes Africanisches Dürr-Kraut, mit Heyde-Korn ähnlichen, graulichten und mit Haacken versehenen Blättern.

Conyza Africana, frutescens, foliis roris marini. Africanisch-Stäudigtes Dürr-Kraut, mit Roßmarin-Blättern.

Conyza Africana Senecionis flore. Africanisches Dürr-Kraut, mit Creutz-Wurz-Blättern.

XXVIII. Cotula Africana calice eleganter cæso. Mit schön ausgeschnittenem Becher.

Cotyledon Africana, frutescens, foliis orbiculatis, limbo purpureo

reo cinctis. Africanischer Frauen-Nabel, mit rundigten Blättern, und purpurnem Rande.

Cotyledon Africana, foliis oblongis, floribus umbellatis, fibrosa radice. Africanischer Frauen-Nabel, mit länglichten Blättern, Blüthen und Saamen auf einem Stiel, faserichter Wurzel.

Cotyledon Africana teretifolia, flore pulcherrimo. Africanischer dünn-blätterichter Frauen-Nabel, mit gar schönen Blüthen.

Cotyledon Africana, frutescens, folio longo & angusto, flore flavescente. Stäudigt-Africanischer Frauen-Nabel, mit langen, schmahlen Blättern, und gelblichten Blüthen.

Cotyledon Africana, frutescens, flore umbellato coccineo. Stäudigt Africanischer Frauen-Nabel, trägt Blüthen und Saamen auf einem Stiel, erstere sind Scharlachfarb.

XXIX. Cytisus Africanus, argenteus, flore atro-purpureo. Africanischer silberfarber Geis-Klee, mit dunkel-purpurfarben Blüthen.

Cytisus Africanus, hirsutus, angustifolius. Africanischer wollichter Geis-Klee, mit schmahlen Blättern.

Cytisus Africanus, herbaceus, floribus rubris. Gras-grüner Africanischer Geis-Klee mit rothen Blüthen.

E.

Echium Africanum, frutescens, foliis pilosis. Africanisch stäudigtes Vipern-Kraut, mit haarichten Blättern.

Echium Africanum perenne, Lycopsis facie. Innerlich grünend Africanisch Vipern-Kraut, gleicht dem Wasser-Andorn.

XXX. Elichrysum Africanum, lanuginosum, latifolium, calice floris argenteo & amplissimo. Africanische wollichte, breit-blätterichte Rein-Blume, mit einem sehr weiten, silberfarbenen Blüthen-Becher.

Elichrysum Africanum, tomentosum, frutescens, calice argenteo. Stäudigte und Baumwollichte Afr. Rein-Blume, mit silbernem Becher.

Elichrysum Africanum, lanuginosum, angustissimo, folio calice floris argenteo & amplissimo. Wollichte Africanische Rein-Blume, mit gar schmahlen Blättern, sehr weitem und silberfarbenem Blumen-Becher.

Elichrysum Africanum, tomentosum, frutescens, floris calice aureo. Wollichte und stäudigte Africanische Rein-Blume, mit Gold-farbenem Blumen-Becher.

Elichrysum Africanum frutescens, Coridis folio. Staudigte Africanische Rein-Blume mit Spanisch-Heyd-Kraut-Blättern.

Elichrysum Africanum incanum, tomentosum, foliis subrotundis. Weißlicht-wollichte Africanische Rein-Blume mit rundlichten Blättern.

Eli-

Elichrysum Africanum umbellatum, odoratum, luteum. Africanische Rein-Blume, so Blüthe und Saamen auf einem Stengel trägt, wohlriechend, und gelbe Farbe hat.

Elichrysum Africanum, frutescens, angustis & longioribus foliis incanis. Africanisch staudigte Rein-Blume, mit schmahlen und länglichten grauen Blättern.

Elichrysum Africanum, latifolium, fœtidum, capitulo aureo. Stinkende Africanische breit-blätterigte Rein-Blume, mit gold-farben Haupt.

Elichrysum Africanum, luteum, Polii folio. Gelbe Africanische Rein-Blume, mit Poley-Blättern.

Elichrysum Africanum, tomentosum, incanum, angustifolium, floribus rubris. Wollichte, weißlichte schmahl-blätterigte Rein-Blume mit rothen Blüthen.

Elichrysum Africanum, latifolium, fœtidum, capitulo argenteo. Africanische stinkende, breit-blätterigte Rein-Blume, mit silberfarbem Haupt.

Elichrysum Africanum frutescens, foliis Crithmi maximi. Staudigte Rein-Blume mit Meer-Fenchel-Blättern.

Elichrysum Africanum, arboreum, Roris marini folio. Wächset zu einem Bäumlein, hat Roßmarin-Blätter.

Elichrysum Africanum, Plantaginis folio. Mit Wegerich-Blättern.

Elichrysum Africanum, fœtidissimum, amplissimo folio. Stinkende Rein-Blume, mit sehr breiten Blättern.

Elichrysum Africanum inodorum, glabrum, Coronopi folio. Glatte Rein-Blume, ohne Geruch, mit Krähen-Fuß-Blättern.

Ephemerum Africanum, annuum, flore bipetalo. Africanisches jährliches Ephemerum, die Blüthen haben zwey Fädelein. Ist die Commeline des Plum. und Bœrhavens.

XXXI. Erica Africana viridis, angustissimis foliis, floseulis in capitulum congestis. Africanisch grünes Heyde-Kraut, mit sehr schmahlen Blättern, die Blüthen stehen am Haupte beysammen.

Erica Africana, floseulis sub-hirsutis, secundum ramulos dispositis. Mit etwas zottichten Blüthen, die an den Aestlein, der Länge nach, hängen.

Erica incana, foliis angustissimis. Weißlicht Heyde-Kraut, mit sehr schmahlen Blättern.

Erica Africana, capillaceo brevique folio, flore rotundiori, purpureo. Africanisch Heyde-Kraut, mit kurzen Haar-dünnen-Blättern, und rundlichten, purpurfarbenen Blüthen.

Erica Africana, folio minimo, rotundiore, albido. Africanisch Heyde-Kraut, mit gar kleinen Blättern, rundlichten und weißlichten Blüthen.

Erica

Erica Africana, Coridis folio, flore oblongo, spicato. Africanisch Heyde-Kraut, mit Blättern, wie das Spanische Heyde-Kraut hat, länglichten Blüthen, wie eine Aehre.

Erica Africana, Coridis folio, flore oblongo purpureo, e foliorum alis prodeunte. Mit vorigen Blättern, länglichten purpurfarben Blüthen, die aus den Blättern hervor wachsen.

Erica Africana, Coridis folio, flore breviore purpureo, e foliorum alis prodeunte. Wie vor, nur mit kürzern Blüthen.

Erica Africana, Coridis folio, floribus vesicariis. Mit Spanischen Heyde-Kraut-Blättern, und bälgigten Blüthen.

Erica Africana Juniperi folio, flore oblongo spicato. Mit Wachholder-Blättern, länglichten Aehrenhafftigen Blüthen.

Erica Africana, Juniperi folio, flore oblongo umbellato. Africanisches Heyde-Kraut, mit Wachholder-Blättern, länglichten Blüthen, stehen auf einem Stiel mit dem Saamen.

Euonymus Africana, folio lucido, serrato. Africanisch Hahnen-Hüttlein, oder Spindel-Holz mit glänzenden, ausgekerbten Blättern.

F.

Fabago Africana, arborescens, flore sulphureo, fructu rotundo. Stauden-Gewächse mit schwefel-gelben Blüthen, runden Früchten.

Feniculum Africanum, foliis in summitate atro-rubentibus, seminibus angustis & longioribus. Africanischer Fenchel, mit Blättern, die an der Spitze dunkelroth sind, kleinem länglichtem Saamen.

Ferula Africana, galbanifera, frutescens, Myrrhidis folio. Africanische Staude, so das gummi Galbanum verschafft, hat Myrrhen-Blätter.

XXXII. Ficoides Africana, folio Plantaginis undulato, micis argenteis aspersо. Africanischer Feigen-Baum, mit gewässerten und silberfarb getupften Wegerich-Blättern.

Ficoides Africana, acaulos, latissimis, crassis & lucidis foliis conjugatis, flore aureo amplissimo. Africanische Feigen-Pflanze, ohne Stengel, mit sehr breiten, dicken und glänzenden, paar und paar aneinander stehenden Blättern, sehr grossen gold-farben Blüthen.

Ficoides Africana erecta, Ocimastri folio, micis argenteis aspersо, flore roseo magno. Gerade Feigen-Pflanze, mit wilden Basilien, und silberfarb getupften Blättern, grossen rosenfarbenen Blüthen.

Ficoides Africana erecta, ramosa, Tripolii folio, flore aureo magno. Gerade Feigen-Pflanze, mit Aesten, grossen gold-farben Blüthen, und Blättern, wie am See-Stern-Kraut.

Ficoides seu ficus aizoides Africana, folio angustiori. Immer grüner Africanischer Feigen-Baum, mit etwas schmahlen Blättern.

Ficoides, seu ficus aizoides Africana minor, multi-caulis, flore intus rubente, extus incarnato. Immer grüner kleinerer Africanischer Feigen-Baum, mit vielen Stengeln, inwendig röthlichten, und auswenig fleischfarbenen Blüthen.

Ficoides Africana, folio ensiformi, dilute virenti, flore aureo, brevi pediculo insidente. Africanischer Feigen-Baum mit schwerd-förmigen blaß-grünen Blättern, gold-farben Blüthen, an kurzen Stielen.

Ficoides Africana, folio ensiformi, obscure virenti, flore longo pediculo insidente. Africanischer Feigen-Baum, mit schwerd-förmigen, dunkel-grünen Blättern, und Blüthen auf langen Stielen.

Ficoides Africana, folio ensiformi, varie inciso, aureo flore pediculo insidente. Africanischer Feigen-Baum, mit schwerd-förmigen, unterschiedlich-ausgeschnittenen Blättern, und gold-farbenen Blüthen an Stielen.

Ficoides seu ficus aizoides Africana procumbens, folio triangulari ensiformi. Immer-grünende, auf der Erden liegende, Africanische Feigen-Pflanze, mit dreyeckichten Schwerd-Blättern.

Ficoides seu ficus aizoides Africana, triangulari folio longissimo, fructu multicapsulari, flore luteo, major. Grössere immer-grüne Feigen-Pflanze, mit sehr langen dreyeckigten Blättern, vielbälgigter Frucht, und gelben Blüthen.

Ficoides seu ficus aizoides Africana, triangulari folio longissimo, fructu multicapsulari, flore luteo, minor. Ist die vorige, aber kleinere Art.

Ficoides Africana, folio triangulari longissimo, flore aureo. Mit sehr langen dreyeckigten Blättern, und gold-farben Blumen.

Ficoides Africana, folio triangulari longissimo, flore purpureo. Mit dreyeckigten sehr langen Blättern, und Purpur-Blüthen.

Ficoides Africana, folio triangulari longissimo, flore carneo. Mit dreyeckigten, sehr langen Blättern, fleischfarbenen Blüthen.

Ficoides, seu ficus aizoides Africana major, procumbens, triangulari folio, fructu maximo eduli. Grössere, immer-grüne Africanische Feigen-Pflanze, kriecht auf der Erde, hat dreyeckichte Blätter, und sehr grosse eßbare Früchte.

Ficoides Africana, folio longo triangulari, incurvo, purpureo caule. Africanische Feigen-Pflanze, mit dreyeckigten, langen, gebogenen Blättern, und purpurnem Stengel.

Ficoides Africana, folio triangulari recurvo, floribus umbellatis, obso-

obſoleti coloris, externe purpureis. Africaniſch Feigen-Gewächſe, mit auswärts gebogenen dreyeckigten Blättern, Blüthen und Saamen auf einem Stiele, die Blüthen ſind inwendig abgeſchoſſen, auſſen purpurfarbigt.

Ficoides Afric. folio triangulari, flore flaveſcente. Mit dreyeckigten Blättern, gelblichten Blüthen.

Ficoides Afric. folio triangulari, lanceata. Mit dreyeckigten Blättern und ſpießigten Blüthen.

Ficoides Afric. folio triangulari, incuruo & dentato. Mit dreyeckigten einwärts gebogenen, und gezackten Blättern.

Ficoides Afric. folio triangulari, obtuſo, in geminos aculeos abeunte, flore aureo. Mit dreyeckigten ſtumpfen Blate, das in eine doppelte Spitze zulaufft, hat goldfarbe Blüthen.

Ficoides Afric. folio triangulari, apice rubro, caule purpuraſcente. Mit dreyeckigten, an der Spitze rothen, Blättern, purpurfarbichtem Stengel.

Ficoides ſeu Ficus aizoïdes, Africana minor, erecta, triangulari folio viridi, flore intus aureo, foris purpureo. Immergrünender, gerader, kleinerer Africaniſcher Feigenbaum, mit grünen, dreyeckichten Blättern, auſſen purpurnen, inwendig goldfarben Blüthen.

Ficoides ſeu ficus aizoïdes Africana, minor, erecta, folio triangulari glauco, flore luteo. Kleinerer immer grüner Africaniſcher Feigenbaum, mit dreyeckigten Meer-grünen Blättern, gelblichten Blüthen.

Ficoides Africana fruteſcens, perfoliata, folio triangulari glauco, punctato, cortice lignoſo, tenui, candido. Staudigte Africaniſche Feigen-Pflanze, der Stengel durchbohrt die Blätter, hat dreyeckigte Meer-grüne, gedupfte Blätter, eine holzichte, dünne, weiſſe Rinde.

Ficoides Africana humilis, folio triangulari glauco, bullato, flore luteo. Africaniſche niedrige Feigen-Pflanze, mit dreyeckigten Meergrünen, bläſigten Blättern, und gelben Blüthen.

Ficoides Africana humilis, folio triangulari glauco, dorſo aculeato, flore luteo. Niedriges Africaniſches Feigen-Gewächſe, mit Meer-grünen dreyeckigten Blättern, ſtachelicht auf dem Rücken, und gelben Blüthen.

Ficoides Afric. erecta, folio triangulari glauco & brevi, flore carneo. Gerade Africaniſche Feigen-Pflanze, mit dreyeckigten Meer-grünen, kurzen Blättern, Fleiſch-farbenen Blüthen.

Ficoides Afric. humi fuſa, folio triangulari, longiori, glauco, flore flaveſcente. Auf der Erde liegende Africaniſche Feigen-Pflanze, mit längern, Meer-grünen, dreyeckigten Blättern, gelblichten Blüthen.

Ficoides ſeu ficus aizoïdes Africana, folio tereti, procumbens, flore purpureo. Immer grüne, auf der Erden liegende Africaniſche Feigen-Pflanze, mit dünnen Blättern und purpurfarben Blüthen.

Ficoides, seu ficus aizoïdes Africana, folio tereti, procumbens, flore coccineo. Dergleichen, aber mit Scharlach-Blüthen.

Ficoides Africana, folio tereti, in villos radiatos abeunte. Africanische Feigen-Pflanze, mit dünnen Blättern, die in Strahlen auslauffen.

Ficoides Africana, aculeis longissimis & foliatis, nascentibus ex foliorum alis. Mit blätterigten, sehr langen Spitzen, die aus den Blättern herfür wachsen.

Ficoides Africana repens, & læte virens, flore purpureo. Auf der Erden liegende Africanische Feigen-Pflanze, mit schöner grüner Farbe, und purpurfarben Blüthen.

Dieses sind alle Gattungen von Feigen-Gewächsen, die ich auf dem Vorgebürge angemerket habe, von einigen habe ich die Frucht versuchet. Diese ist bey denen, mit rothen oder gelben Blüthen, vortrefflich, wird auch für gar gesund gehalten, wenn man mäßig davon isset: denn weil sie stark laxiret, so bringt die Übermasse einen hefftigen Durchbruch. Wer also nach dem Vorgebürge kommt, muß sich in diesem Stücke in Obacht nehmen.

XXXIII. Filicula Africana minima, ramosa, pinnulis tenuius dissectis. Sehr kleines Africanisches Faren-Kraut, mit Aesten, kleinen, dünn-ausgeschnittenen Blättlein.

Filicula Africana maxima, in acutas divisa lacinias. Sehr grosses Africanisches Faren-Kraut, mit spitzigen Ausschnitten.

Filix Africana maxima, ramosa, pinnulis crenatis. Grosses Africanisches Farenkraut, mit Aesten, kleinen ausgezackten Blätlein.

Filix Africana dentata, Lonchitidis facie. Ausgezacktes Africanisches Farenkraut, so dem Spicant gleichet.

Filix Africana ramosa, pinnulis Lonchitidis. Aestiges Africanisches Farenkraut, mit kleinen, dem Spicant ähnlichen Blättern.

Frutex Africanus aromaticus, flore spicato exiguo. Africanische Gewürzhafftige Staude, mit einer Aehren-ähnlichen Blüthe.

Frutex Æthiopicus, Portulacæ folio, flore ex albido virescente. Aethiopische Staude, mit Purzelkraut-Blättern, grünlicht-weissen Blüthen.

Frutex Africanus, Ericæ folio, glutinoso, flore spicato, albo. Africanische Staude, mit Heyde-Kraut ähnlichen, kleberichten Blättern, weissen Aehrenförmigen Blüthen.

G.

XXXIV. Galega Africana, floribus majoribus, & siliquis crassioribus. Africanische Galega, mit grossen Blüthen und dicklichten Schoten.

Genista Africana, frutescens, Ruscinervosis foliis. Africanischer staudigter Genster, mit äderichten, den kleinen Stech-Palmen ähnlichen, Blättern.

Geni-

Geniſta Africana fruteſcens, Ruſci anguſtis foliis. mit ſchmahlen Stech-Palm-Blättern.

Geniſta Africana, Lavendulæ foliis. Mit Lavendel-Blättern.

Geniſta Africana juncea, floribus cæruleis, foliis minimis. Africaniſcher Genſter den Binſen ähnlich, mit Himmel-blauen Blüthen, und ſehr kleinen Blättern.

Geniſta Africana minima, foliis Myrti, in exquiſitum mucronem deſinentibus. Kleiner Africaniſcher Genſter, mit Myrten und ſehr ſpitzig zulauffenden Blättern.

Geniſta Africana, Roris marini foliis, flore aureo. Africaniſcher Genſter, mit Rosmarin-Blättern, und goldfarbenen Blüthen.

Geniſta Africana arboreſcens, argentea lanugine pubeſcens. Africaniſcher Genſter, der zum Bäumlein aufwächſet, und ſilberfarbes wollichtes Weſen an ſich hat.

Geniſta Africana fruteſcens, ſpicata, purpurea, foliis anguſtiſſimis. Staudigter Africaniſcher Genſter, mit Aehren-formigen purpurnen Blüthen, ſehr ſchmahlen Blättern.

Geniſta Africana fruteſcens, foliis Tarton-Raire, flore purpureo. Staudigter Africaniſcher Genſter, mit Blättern, wie der Tarton-Raire, und purpurnen Blüthen.

Geniſta Africana, Laricis foliis longioribus & lanuginoſis. Africaniſcher Genſter mit langen und wollichten Blättern.

Geniſta Africana, Laricis foliis craſſioribus & hirſutis. mit dergleichen, aber dickern und zottigten Blättern.

Geniſta Africana fruteſcens, ſpicata, Laricis foliis. Africaniſche Genſter-Staude, mit Aehren-förmigen Blüthen, und Blättern, wie der Larix.

Geniſta Africana lutea, ſpicata, Laricis foliis. Gelber Genſter, mit Aehren-förmigen Blüthen und Larix-Blättern.

Geniſta Africana fruteſcens, capitulis lanuginoſis, Laricis breviſſimo folio. Africaniſche Genſter-Staude, mit wollichten Haupte und ſehr kurzen Blättern.

Geniſta Africana fruteſcens, Laricis incanis foliis. Mit weißlichten Blättern.

Geniſta Africana Camphoratæ folio, floribus luteis minimis. Africaniſche Genſter-Staude, mit Campher Kraut-Blättern und ſehr kleinen gelben Blüthen.

Geniſta Africana, foliis Gallii. Africaniſcher Genſter, mit Mayen-Blümlein-Blättern.

Geniſta Africana, Dorycnii facie. Africaniſcher Genſter, ſo dem Dorycnio gleichet.

Geniſta Africana arboreſcens, Styracis folio, flore cæruleo. Africaniſch Genſter-Bäumlein mit Storax-Blättern, und Himmel-blauen Blüthen.

XXXV. Geranium Africanum arboreſcens, Althææ folio rotundo, Carlinæ odore. Africaniſcher baumhafftiger Storchen-Schnabel, mit runden Eibiſch-Blättern, und Eberwurzel-Geruch.

Geranium Africanum fruteſcens, Malvæ folio, laciniato, odorato, flore purpuraſcente. Africaniſcher ſtaudigter Storchenſchnabel, mit ausgeſchnittenen wohlriechenden Pappel-Blättern, und purpurfarbigten Blüthen.

Geranium Africanum, Alchimillæ ſeu Stellariæ hirſuto folio, floribus albidis. Mit haarichten Löwenfuß-Blättern, und weißlichten Blüthen.

Geranium Africanum arboreſcens Alchimillæ hirſuto folio, floribus rubicundis. Wie vor, mit rothen Blüthen.

Geranium Africanum, Betonicæ folio procumbente, floribus parvis eleganter variegatis. Mit liegenden Betonienblättern, kleinen ſchön geſprengelten Blüthen.

Geranium Africanum, Betonicæ folio laciniato & maculato, floribus incarnatis. Africaniſcher Storchenſchnabel, mit ausgeſchnittenen und fleckigten Betonienblättern und fleiſchfarbenen Blüthen.

Geranium Africanum, noctu olens, tuberoſum & nodoſum, Aquilegiæ foliis. Bey der Nacht riechender Africaniſcher Storchenſchnabel, voller Knoten, mit Agleyblättern.

Geranium Africanum, noctu olens. Aquilegiæ folio, flore incarnato rubente. Bey der Nacht riechender Africaniſcher Storchenſchnabel, mit Agleyblättern und rothen fleiſchfarbenen Blüthen.

Gerranium Africanum, noctu olens, flore ruberrimo, Anemones folio latiore. Bey der Nacht riechender Storchenſchnabel, mit breiten Anemoneblättern, und hochrothen Blüthen.

Geranium Africanum, noctu olens, flore rubro, Anemones folio anguſtiore. Wie vor, nur mit ſchmählern Blättern.

Geranium Africanum, noctu olens, radice tuberoſa, foliis Paſtinacæ incanis, lanuginoſis, flore pallide flaveſcente. Africaniſcher Storchenſchnabel, mit knotichter Wurzel, weißlichten wollichten Paſtinackenblättern, und blaß-gelben Blüthen.

Geranium Africanum, noctu olens, radice tuberoſa, foliis Paſtinacæ incanis, lanuginoſis, anguſtioribus. Wie vor, nur mit ſchmählern Blättern.

Geranium Africanum, noctu olens, tuberoſum, vitis foliis hirſutis. Africaniſcher, bey Nacht riechender Storchenſchnabel, mit knotigten Wurzeln und haarigten Weinblättern.

Die

Die sieben leztern Arten vom Storchenschnabel geben bey Nacht einen sehr angenehmen Geruch, und die meisten schlieſſen ihre Blüthen zu, von Aufgang der Sonnen biß zu ihrem Untergang. Ein einiger Ast mit zwey oder drey Blüthen balsamirt ein ganzes Zimmer ein. Deswegen nennen sie die Europäer auf dem Vorgebürge Nacht-Blumen.

Geranium Africanum minus, Coriandri folio, floribus incarnatis. Kleiner Africanischer Storchenschnabel, mit Coriander-Blättern, und fleischfarbenen Blumen.

Geranium Africanum, uvæ crispæ folio, floribus exiguis rubellis. Africanischer Storchenschnabel, mit Johannisbeer-Blättern, kleinen hellrothen Blumen.

Geranium Africanum majus, Coriandri folio, floribus incarnatis. Grosser Africanischer Storchenschnabel, mit Coriander-Blättern, und fleischfarbenen Blumen.

Geranium Africanum, Althææ folio, parvo flore. Africanischer Storchenschnabel, mit Eibisch-Blättern und kleinen Blumen.

Geranium Africanum, foliis plerumque auratis, floribus ex rubro purpurascentibus. Africanischer Storchenschnabel, meistentheils mit goldfarben Blättern und rothen Blumen, die in das Purpurfarbe fallen.

Geranium Africanum, Myrrhidis folio, flore albicante, radice rapacea. Africanischer Storchenschnabel, mit Spanischen Körbel-Blättern, weißlichten Blumen, und Steck-Rüben-Wurzel.

Geranium Africanum, foliis inferioribus Asari, superioribus Staphidisagriæ, maculatis, splendentibus, & acetoso sapore. Africanischer Storchenschnabel, seine untern Blätter gleichen den wilden Spick-Blättern, die obern dem Laus-Kraut, sind gefleckt, glänzend, und sauer am Geschmack.

Diese Pflanze ist nach dem Vorgebürge gebracht worden, aus dem Lande, worinn die Hottentottische Nation, die Heykoms, wohnet, Ostwärts vom Vorgebürge, an den Grenzen des Landes von Natal.

Geranium Africanum. Astragali folio. Mit Wirbel-Kraut-Blättern.

Geranium Africanum fruteſcens, folio crasso & glauco, acetoso sapore. Staudigter Storchenschnabel, mit dicken, Meer-grünen, sauerschmeckenden Blättern.

Globularia Africana fruteſcens, Thymeleæ foliis lanuginosis. Africanisch Stauden-Gewächs, Himmel-blaue Maßlieben, mit wollichten Blättern, wie, Seidelbast, oder Kellerhals.

H.

XXXVI. Hæmanthus Africanus, Tulipa Capitis bonæ Spei dictus. Africanischer Hämanthus oder Blutblume, hat den Namen der Vorgebürgischen Tulpe.

Hyacin

Hyacinthus Africanus, tuberosus, flore cœruleo umbellato. Africanischer Hyacinth, mit knothigten Wurzeln, Himmel-blauen Blumen und dem Saamen auf eben dem Stengel.

I.

XXXVII. Jacobæa Africana frutescens. Abrotani folio. Staudigtes Jacob-Kraut, oder grosse Kreutzwurz, mit Stabwurzel-Blättern.

Jacobæa Africana frutescens, Hormini folio. Africanisch staudigtes Jacobs-Kraut, mit Scharley-Blättern.

Jacobæa Afric. Sonchi folio. Africanisch Jacobs-Kraut, mit Gänsdistel- oder Hasenkohl-Blättern.

Jacobæa Africana, Dentis Leonis folio. Mit Pfaffen-Kraut-Blättern.

Jacobea Africana, absinthii folio. Mit Wermuth-Blättern.

Jacobæa Africana, foliis integris, undulatis et crispis. Mit ganzen gewässerten und krausen Blättern.

Jacobæ Africana laciniata, latifolia, flore purpureo. Mit ausgeschnittenen breiten Blättern, und purpurnen Blüthen.

Jacobæa Africana laciniata, angustifolia, flore purpureo. Wie vor, aber mit schmahlen Blättern.

Jacobæa Africana, radice tuberosa. Mit knottigten Wurzeln.

Jacobæa Africana frutescens, foliis incisis, et subtus cineraceis. African. Jacobs-Kraut mit eingeschnittenen, und unten Aschen-farben Blättern.

Jacobæa Africana frutescens, foliis Absinthii umbelliferi incanis. Raudigtes Jacobs-Kraut, mit weißlichten und dergleichen Blättern, als der Wermuth hat, der Blüthe und Saamen auf einem Stengel trägt.

Jacobæa Africana frutescens, Coronopi folio. Mit Blättern, wie der Krähenfuß hat.

Jacobæa Africana frutescens, Lavendulæ folio majori. Mit grossen Lavendel-Blättern.

Jacobæa Africana frutescens, folio longo et glauco. Mit langen Meergrünen Blättern.

Jacobæa Africana, Hederæ terrestris folio, repens. Auf der Erde kriegendes Jacobs-Kraut, mit Erd- oder Land-Epheu-Blättern.

Jacobæa Africana frutescens, crassis et succulentis foliis. Staudigtes Africanisches Jacobs-Kraut, mit dicken safftigen Blättern.

Jacobæa Africana frutescens, foliis rigidis et hirsutis. Mit steiffen und haarigten Blättern.

XXXVIII. Jasminum Africanum foliis solitariis, floribus vulgatiori similibus. Africanisches Jasmin, mit einzeln stehenden Blättern und Blumen, wie der gemeine Jasmin hat.

Jasminum Africanum, Ilicis folio, flore solitario, ex foliorum alis proveni-

veniente, albo. Africanischer Jasmin, mit Stein-Eichen-Blättern, weissen, aus den Blättern wachsenden, einzelnen Blüthen.

K.

XXXIX. Ketmia Africana, Populi folio. Africanische Ketmia, mit Pappel-Baum-Blättern.

Ketmia Africana, Populi folio, subtus incano, et caule viresente. Africanische Ketmia mit unterhalb weißlichten Pappelbaum-Blättern, und grünlichtem Stengel.

Ketmia Africana vesicaria, folio tripartito, flore purpureo. Africanische bläsigte Ketmia, mit drey-theiligten Blättern und purpurnen Blüthen.

Ketmia Africana vesicaria, fruticans et erecta, Alni foliis latioribus et majoribus, flore spirali sulphureo. Africanische bläsichte Ketmia, einer Staude ähnlich, und gerade aufwachsend, mit breiten und grossen Erlen-Blättern, Schwefel-gelben gewundenen Blüthen.

Ketmia Africana frutescens, foliis mollibus et incanis, flore spirali sulphureo. Africanische staudigte Ketmia, mit weißlichten Linden-Blättern, Schwefelgelben gewundenen Blüthen.

Ketmia Africana vesicaria, Vvæ crispæ foliis, flore spirali sulphureo. Africanische bläsigte Ketmia, mit Johannisbeer-Blättern, Schwefel-gelben gewundenen Blüthen.

L.

XL. Laurus Africana minor, Quercus folio. Kleiner Africanischer Lorbeerbaum, mit Eichenblättern.

Laurus inodora Africana, fructu globoso, Lauro serratæ odoratæ Stapelianæ similis. Africanischer Lorbeerbaum ohne Geruch, mit runden Früchten. Gleicht dem Stapelischen Lorbeer-Baum mit gezackten Blättern, der wohl riechet.

Laurifolia Africana. Africanische Staude, mit Lorbeer-Blättern.

Von diesen verschiedenen Lorbeerbaum-Arten findet man in allen Gegenden des Vorgebürges welche. Weil die Aeste an diesen Bäumen in grosser Menge stehen, und sehr dichte aneinander wachsen, so können diese Bäume geschnitten werden, wie die Buchsbäume. Deßwegen besetzet man auch die Rande oder Einfassungen der Spazier-Gänge in den Gärten der Compagnie, und anderer Personen, damit, und giebt ihnen allerley Gestalten.

Leonurus perennis Africanus, Sideritidis folio, flore phoeniceo majore villoso. Immer-grünender Africanischer Leonurus, mit Kröten-Kraut-Blättern, hellrothen, grossen, haarigten Blättern.

Levcojum Africanum, caeruleo flore, latifolium, hirsutum. Africanische Levcojen, mit breiten haarigten Blättern, Himmel-blauen Blumen.

Levcojum Africanum, caeruleo flore, angusto Coronopi folio, ma-

jus. Grössere Africanische Levcojen, mit Himmel-blauen Blüthen, schmahlen Krähen-Fuß-Blättern.

Levcojum Africanum, caeruleo flore, angusto Coronopi folio, minus. Das vorige nur kleiner.

XLI. Lilio Narcissus Africanus, humilis, longissimis foliis, polyanthos, saturato colore purpurascens. Africanische niedrige Lilien-Narcisse, mit sehr grossen Blättern, vielen Blüthen auf einem Stengel, von dunkel-purpur-Farbe.

Lilio-Narcissus Africanus, platycaulis, humilis, flore purpurascente odorato. Niedrige, dickstengelichte Africanische Lilien-Narcisse, mit Purpurfärbigten wohlriechenden Blumen.

XLII. Lotus Africana annua hirsuta, floribus luteis. Africanischer jährlicher Lotus, mit haarigten Blättern, gelben Blüthen.

Lotus Africana, frutescens, flore spicato rubicundo. Staudigter Africanischer Lotus, mit ährenförmigen rothen Blüthen.

Lychnis-Pseudo-Melanthio similis, Africana, glabra, angustifolia, flore eleganter rubello. Africanische Lychnis mit schmahlen, glatten, Blättern, schönen hochrothen Blüthen, ist dem Pseudo-Melanthio ähnlich.

Lycium Æthiopicum, Pyracanthæ folio. Aethiopische Anemonen-Röslein, mit Blättern, wie die Pyracantha, so eine Art vom Lychnis.

M.

XLIII. Malva Africana frutescens, flore rubro. Africanisch staudigtes Pappel-Kraut, mit rothen Blumen.

Melianthus Africanus, minor, humifusus, foliis Pimpinellæ crispis. Kleiner Africanischer, auf der Erde kriechender Melianthus, mit krausen Pimpernell-Blättern.

Melianthus Africanus minor foetidus. Kleiner Africanischer Melianthus mit übten Geruche. Beede Arten von Meliantho haben sehr vielen Honig-artigten Safft in sich, den die Hottentotten und viele Europäer ihren Gästen, als was besonder gutes, vorsetzen.

Myrthus Africana humilis, foliis Myrtilli crenatis, cauliculis nigricantibus. Africanische Myrthen, niedrig, mit ausgezackten Heydelbeer-Blättern, kleinen schwärzlichten Stengeln.

N.

Narcissus Africanus, polyanthos. Afric. Narcisse, mit vielen Blumen auf einem Stengel.

O.

XLIV. Olea Africana humilis, sylvestris, folio duro, subtus incano. Wilder Africanischer niedriger Oelbaum, mit harten und unten weißlichten Blätterne

Oreo-

Oreoselinum Anisoides arboreſcens, Liguſtici folio et facie, flore luteo. Berg-Peterſilien, wächſet wie ein Bäumlein, hat was von Anis an ſich, gleichet am Anſehen und Blättern dem Liebſtöckel, hat gelblichte Blüthen.

Ornithogallum Africanum luteum odoratum, foliis cepaceis, radice tuberoſa. Africaniſches gelblichtes, wohlriechendes Vögel-Kraut, mit Zwiebelblättern und knotichten Wurzeln.

Ornithogallum Africanum, flore viridi alteri innato. Mit grünen, eine aus der andern wachſenden, Blüthen.

Ornithogallum Africanum, Plantaginis roſeæ foliis, radice tuberoſa. Mit Roſenfarben Wegerich-Blättern, und knotigter Wurzel.

XLV. Oxis bulboſa, Africana, rotundifolia, caulibus et floribus purpureis amplis. Africaniſches, bulboſes Guckguckskraut, mit runden Blättern, groſſen Purpurfarben Stengeln und Blüthen.

Oxys bulboſa, Africana rotundifolia, caulibus virentibus, floribus amplis purpureis. Africaniſch, bulboſes Guckguckskraut, mit runden Blättern, grünen Stengel, groſſen purpurnen Blüthen.

Oxys bulboſa Æthiopica, vel Africana, minor, folio cordato, flore ex albido purpuraſcente. Aethiopiſch oder Africaniſch, kleineres Guckguckskraut, mit Herzförmigen Blättern, und weißlichten, ins purpurne fallenden, Blüthen.

P.

XLVI. Peraſites Africanus, Calthae paluſtris folio, radice flaveſcente craſſa. Africaniſch Peſtilenz-Kraut, mit Blättern, wie die Ringelblume hat, ſo an moraſtigen Orten wächſet, und gelblichten dicken Wurzeln.

Phalangites Africanum, ramoſum, floribus albis. petalis reflexis. Africaniſch Spinnenkraut, mit Aeſten, weiſſen Blumen u. zuruckgebognen Fädelein.

Phaſeolus Africanus hirſutus, bituminoſus, ſiliquis bullatis, flore flavo. Africaniſche Faſolen, mit haarigten, harzigten Blättern, bläſichten Schoten und gelben Blüthen.

Phaſeolus Africanus, parvo fructu, nonnihil albicante. Mit etwas weißlichten und kleinen Früchten.

Phaſeolus Africanus perennis, minor, flore ſuave rubente. Kleine Africaniſche Faſolen, mit ſchönen rothen Blüthen.

XLVII. Planta lactaria Africana. Africaniſche Wolfs-Milch. In den verſchiedenen Hottentottiſchen Bezirken ſind auch verſchiedene Gattungen von Wolfsmilch, allein ich weis nicht, was jedwede Gattung für einen Namen haben mag. Blos dieſes weis ich aus vielfältiger Erfahrung zu ſagen, daß ein Milchähnlicher Safft zum Vorſchein kommt, wenn man eine dergleichen Pflanze entzwey bricht. Ich werde hernach noch einige anführen.

Pimpinella Africana, ſaxifraga, maxima. Groſſe Africaniſche, in Felſen wachſende Pimpernell.

Polypodium Africanum maximum, acutissime divisum. Grosses Africanisches Engelsüs, mit gar zarten Zacken.

Polygala Africana frutescens, angustissimo folio, major. Staudigtes Africanisches Creutzblümlein, mit gar schmahlen Blättern, ist die grössere Art.

Polygala Africana frutescens, angustissimo folio, minor. Ist die kleinere Art.

Polygala Africana, Lini folio, magno flore. Mit Leimblättern und grossen Blüthen.

Polygala Africana frutescens, Buxi folio, maximo flore. Staudigtes Africanisches Creutzblümlein, mit Buchsbaumblättern, und sehr grossen Blumen.

Polygala Africana arborea, Myrti folio, floribus albis, intus purpureis. Afric. Creutzblume, die zum Bäumlein anschiesset, mit weissen, inwendig purpurnen, Myrthenblätten.

XLVIII. Portulaca Africana, semper virens, flore rubicundo. Africanisches allezeit blühens Burzel-Kraut, mit rothen Blättern.

Pseudo Dictamnus Africanus, Hederæ terrestris folio. Afric. falscher Diptam, mit Land-Epheublättern.

Pseudo-Dictamnus Africanus, foliis subrotundis, subtus incanis. Mit rundlichten, unten weißlichten Blättern.

R.

XLIX. Ranunculus Africanus, seu Æthiopicus, foliis rigidis, floribus ex luteo virescentibus. Africanischer oder Aethiopischer Hahnenfuß, mit steiffen Blättern, die von gelben ins grünlichte fallen.

Rapuntium Africanum minus, angustifolium, flore violaceo, Kleine Africanische Rapunzel, mit schmahlen Blättern, violetten Blüthen.

Ricinus Africanus maximus, caule geniculata rutilante. Grosse Palma Christi, mit gebogenen röthlichten Stengeln.

S.

L. Salix Africana, angustis et longissimis foliis, subtus incanis. Africanische Weide, mit schmahlen, sehr langen, und unten weißlichten Blättern.

Salvia africana frutescens, Scorodoniæ foliis, flore violaceo. Afric. staudigter Salbey, mit Blättern, wie die Scorodonia hat, u. violetten Blumen.

Salvia Afric. frutescens, folio subrotundo, glauco, flore magno aureo. Staudigter Afric. Salbey, mit rundlichten Meergrünen Blättern, und grossen Goldfarben Blüthen.

Scabiosa Africana arborescens, maxima, foliis rugosis et crenatis, integris. Sehr grosse baumartige Scabiosen, mit ganzen runzlichten, ausgezackten Blättern.

Scabiosa Africana frutescens, foliis rigidis, splendentibus et serratis, flore

flore albicante. Africanisch-staudigtes Gründkraut, mit steiffen, glänzenden, zackigten Blättern, und weißlichten Blüthen.

Scabiosa Africana, capitulo oblongo, flore albo. Africanisch Grind-Kraut, mit länglichtem Haupt, und weissen Blüthen.

LI. Scilla Africana, flore viridi, parvo, bulbo amplissimo. Africanische Meer-Zwiebel mit kleinen weissen Blüthen, und sehr grosser Bulbe.

Sclarea Africana praecox, annua. Africanischer, frühzeitiger, jährlicher Scharley.

Sclarea Africana frutescens, Helianthemi folio. Staudigter Africanischer Scharley, mit Sonnenblumen Blättern.

LII. Sedum Africanum, fruticosum, Ericæ folio. Africanische staudigte Hauswurz, mit Heidekraut-Blättern.

Sedum Africanum, arborescens, incanum, foliis orbiculatis. Africanische, baumartige, weißlichte Hauswurz, mit runden Blättern.

Sedum Africanum, majus, arborescens, foliis rotundioribus glaucis, nimbo purpureo cinctis. Grössere baumartige Hauswurz, mit Meergrünen Blättern, die purpurne Rände haben.

Sedum Africanum umbellatum, folio viridi, angusto, mucronato, flore albo. Africanische Hauswurz, so Blüthe und Saamen auf einem Stengel trägt, hat grüne, schmahle, spitzige Blätter, und weisse Blüthen.

Sedum African. annuum, Centauri minoris facie, flore aureo. Jährliche Afr. Hauswurz, gleichet dem kleinern Tausend-Gülden-Kraut, hat Goldfarbe Blüthen.

Senecio Africanus arborescens, Ficoidis facie et folio. Baumartige Afr. Creutzwurz, ist dem Feigenbaum ähnlich, hat auch solche Blätter.

LIII. Sideroxylum, Africanum Cerasi folio. Afr. Eisenholz mit Kirschbaum-Blättern.

Diesen Namen hat der Baum, weil das Holz, wenn es trocken, so hart ist, als Eisen, und widerstehet den stärkesten Axt-Streichen. Hiernächst ist es auch so schwer, daß es im Wasser gleich zu Boden sinket.

LIV. Sisyrinchium Æthiopicum, majus, angusti folium, floribus albis. Grosses Aethiopisches Sisyrinchium, mit schmahlen Blättern und weissen Blüthen.

Sisyrinchium Æthiopicum seu Africanum, majus, Latisolium, floribus albis, hexapetalis, lineis, purpureis, striatis. Grösseres deraleichen, mit breiten Blättern, weissen streiffigten Blüthen, wie der Lein hat, mit purpurnen Streiffen, und sechs Fädelein.

Sisyrinchium Æthiopicum seu Africanum, minus, latifolium, flore hexapetalo, albo. Kleinere Art, mit weissen Blüthen, sechs Fädelein, und breiten Blättern.

Sisyrinchium Africanum, flore ex phoeniceo suave rubente. Mit sehr angenehmen hellrothen Blüthen.

Sisyrinchium Africanum, foliis gladioli parvis et longis, pallescente flore. Mit blassen Blüthen, grossen und kleinen Blättern, wie die Schwerdt-Lilien haben.

Sisyrinchium ramosum Æthiopicum seu Africanum, foliis plicatis, nervosis et incanis, radice tuberosa, phoenicea. Aestigtes Sisyrinchium, mit gefaltenen, aederigten, weißlichten Blättern, knotigter, hellrother Wurzel.

Sisyrinchium majus, flore luteo, maula notato. Grosse Art, mit gelben, gefleckten Blüthen.

Sisyrinchium minus, angustifolium, flore majore variegato. Kleine Art, mit grossen gefleckten Blumen, und schmahlen Blättern.

Die Europäer, so auf dem Vorgebürge wohnen, nennen alle Arten von dieser Pflanze, Hottentottische Zwiebeln, wiewohl sie den Zwiebeln weder an Gestalt, noch an Geschmack gleichen. Der Name Patates, oder Erd-Aepfel, schickte sich besser für sie: denn diesen sehen sie sehr ähnlich. Gekocht schmecken sie fast, wie Castanien.

Die Sisyrinchium sind auf dem Vorgebürge gar gemein im September, October, November, und einem Theil des Decembers. Auf den Bergen, um das Cap, findet man welche, mit sehr dicken, grossen Wurzeln, und von trefflichen Geschmacke. Sie sind unter sich am Geschmack und an Farbe unterschieden. Einige sind weiß, die andern dunkelroth. Die auf den Bergen in der Gegend des Cap wachsen, sind schwärzlicht.

LV. Solanum pomiferum, frutescens Afric. spinosum, nigricans, Borraginis flore, foliis profunde laciniatis. Afr. staudigte Nachtschatten mit runden Früchten, ist dornicht, schwärzlicht, hat Borragenblüthen, und tief ausgeschnittene Blätter.

Solanum lignosum Africanum, semper virens, Laurinis foliis. Holzigte Afr. immer-grünende Nachtschatten, mit Lorbeerblättern.

Spartium Africanum frutescens, Ericæ folio. African. Spartium, ein Stauden-Gewächs, mit Heide-Krautblättern.

Spartium Africanum, frutescens, Ruscí folio caulem amplectente. Dergleichen, mit Maus-Dornblättern, die den Stengel umschliessen.

LVI. Spiræa Africana, foliis cruciatim positis. Mit Creutzweise stehenden Blättern.

Spiræa Africana, odorata, floribus plane rubentibus. Mit lieblichem Geruch, und ganz rothen Blüthen.

Spiræa Africana odorata, foliis pilosis. Dergleichen, mit haarigten Blättern, und wohlriechend.

Die

Die letztere Art, nennen die Hottentotten Buchu. Wenn mit Ende des Sommers die Blätter dieser Pflanze zu verwelken anfangen, sammeln sie eine grosse Menge, lassen sie an der Sonne dürr werden, und stossen sie zu Pulver. Bey feyerlichen Begebenheiten, bestreuen sie die Haare damit: dieses ist eine Zierde, gleichwie man bey uns die Peruquen mit Haar-Pulver bestreuet. Sie bestreuen sich auch damit, wenn sie Kopf-Wehe haben, und halten dieses Pulver für ein treffliches Mittel dagegen. Ich habe von dem Gebrauch dieser Pflanze bereits bey anderer Gelegenheit Meldung gethan.

LVII. Staphylodendron Africanum, semper virens, foliis splendentibus. Africanischer Pistacien-Baum, so immer grünet, und glänzende Blätter hat.

T.

Tanacetum Africanum fruticans, multiflorum, foliis Tanaceti vulgaris decuplo minoribus. Africanisch staudigtes Wurm-Kraut, mit vielen Blumen, und zehenmahl kleinern Blättern, als das gewöhnliche hat.

Tanacetum Africanum arborescens, foliis Lavendulæ, multifido folio. Dergleichen Baum-artiges Gewächse, mit vielfach gespaltenen Lavendel-Blättern.

Tetragonocarpos Africana, radice magna, onerosa & carnosa. Mit grossen, schweren, fleischigten Wurzeln.

Tetragonocarpos Africana fruticans, foliis longis & angustis. Dergleichen Stauden-Gewächse, mit langen schmahlen Blättern.

LVIII. Thymelæa, Linifoliæ similis, Africana, floribus pallidis, odoratissimis. Lein-ähnlicher Africanischer Keller-Hals, mit blassen, sehr lieblich riechenden Blüthen.

Thymelæa Linifoliæ similis, Africana, foliis lucidis, latioribus & obtusis. Africanischer Lein-ähnlicher Keller-Hals, oder Seidelbast, mit glänzenden, breiten und stumpfen Blättern.

Thymelæa Africana Lini foliis, floribus in capitulum congestis. Africanischer Lein-blätterigter Keller-Hals, mit den Blumen am Haupte.

Thymelæa Africana, Rorismarini folio, angustissimo breviori. Africanischer Keller-Hals mit Roßmarin-Blättern, welche sehr schmahl und kurz sind.

Thymelæa Africana, Rorismarini folio angustissimo longiori. Wie vor, nur mit längern Blättern.

Thymelæa Africana, Rorismarini folio, floribus longioribus. Africanischer Keller-Hals, mit Roßmarin-Blättern, und grössern Blüthen.

Thymelæa Africana, Sanamundæ facie, Ericæ foliis, angustissimis. Africanischer Keller-Hals, so der Benedicten-Wurz gleichet, mit sehr schmahlen Heyde-Kraut-Blättern.

Thy-

Thymelæa Africana, Torton-Raire similis, floribus in capitulum congestis. Africanischer Keller-Hals, siehet dem Torton-Raire gleich, die Blüthen stehen alle am Haupte beysammen.

Thymelæa Africana, foliis Ruscі. Mit Maus-Dorn-Blättern.

Thymelæa Africana, frutescens, Jasmini flore, foliis Polygalæ. Stäudigter Africanischer Keller-Hals, mit Jasmin-Blüthen, und Creutz-Blumen-Blättern.

Thymelæa Africana, angustifolia, Jasmini flore. Africanischer schmahlblätterigter Keller-Hals, mit Jasmin-Blüthen.

LIX. Tithymalus aizoides Africanus, simplici squamato caule. Immer-grüne Afr. Wolfs-Milch, mit einfachen schuppichtem Stengel.

Tithymalus aizoides Africanus, simplici squamato caule, Chamænerii folio. Immer-grüne Afric. Wolfs-Milch, mit einzelnem schuppichtem Stengel, mit Blättern wie das Chamœnerium hat.

Tithymalus arboreus Africanus. Africanische, Baumartige Wolfs-Milch.

Tithymalus arboreus Æthiopicus, seu Africanus, Mezerei Germanici folio, flore pallido. Aethiopische oder Africanische Baumartige Wolfs-Milch, mit Blättern, wie der teutsche Keller-Hals hat, und blassen Blüthen.

Tithymalus aizoides Africanus, validissimis spinis, ex tuberculorum internodiis provenientibus. Allezeit grünende Africanische Wolfs-Milch, mit sehr starken Dornen, die zwischen den Knoten am Stengel heraus wachsen.

LX. Trifolium Africanum, fruticans, flore purpurascente. Africanischer staudigter Klee, mit purpurfarbichten Blättern.

Trifolium Africanum fruticans, folio angustiore, flore rubicante. Staudigter Africanischer Klee, mit schmahlen Blättern, und röthlichten Blüthen.

Trifolium Africanum fruticans, foliis incanis, flore luteo. Staudigter Africanischer Klee, mit weißlichten Blättern und gelben Blüthen.

Tulipifera arbor, Africana. Africanischer Tulpen-Baum.

V.

LXI. Valeriana Africana, fruticans, foliis longis et angustissimis. Africanischer Baldrian, ein Stauden-Gewächs, mit langen, und sehr schmahlen Blättern.

Valeriana Africana, foliis angustis, flore macula rubicante notato. Africanischer Baldrian mit schmahlen Blättern, rothgefleckten Blüthen.

Valeriana Africana, fruticans, foliis Ericæ. Africanischer, staudigter Baldrian mit Heyde-Kraut-Blättern.

Vitis Idæa Æthiopica seu Africana, Myrti Tarentini folio, flore atro-

atro-purpureo. Aethiopisch oder Africanische Heidel-Beeren mit dunkelpurpurnen Blüthen, und Blättern wie die Tarentinische Myrten.

Vitis Idæa Æthiopica seu Africana, Buxi minoris folio, floribus albidis. Mit weißlichten Blüthen, und Blättern wie der kleine Buchs-Baum hat.

LXII. Dieses sind die auf dem Vorgebürge wachsende Kräuter, Blumen, Pflanzen und Bäume, davon ich in diesem Capitel habe reden wollen. Zwar ist diese Erzehlung bey weitem nicht vollkommen, weder an der Zahl der Gewächse, noch an der Weise der Beschreibung selbsten. Ich habe bereits gemeldet, daß ich wenig Ubung in dergleichen Materien besitze, und daß es mir schwer würde gefallen seyn, den angeführten Gewächsen ihre Lateinische Namen beyzulegen, ohne die Hülfe des Herrn Hertogs, und einiger Schrifften, die mir mitgetheilet worden sind. Was aber die verschiedenen Arten von Feigen-Gewächsen anbetrifft, da hat mir das Buch des gelehrten und scharfsinnigen Herrn Tournefort ganz allein zum Wegweiser gedienet. Ich hätte noch eines und das andere beybringen, und meine Beschreibungen damit vergrössern können; aber beforchten, dem geneigten Leser möchten dergleichen Weitläufftigkeiten nicht sonderlich angenehm fallen.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Bäume, so auf dem Vorgebürge wachsen, deren Beschreibung man in andern Autoren nicht findet.

I. Der Amaquas. II. Das Kreupel-hout, oder der gewundene Baum. III. Der Kanna. IV. Das Stink-Holz. V. Allgemeine Anmerkungen über die verschiedenen Gewächse auf dem Vorgebürge.

DAs Vorgebürge erzeuget noch einige andere Bäume oder Pflanzen, die ich in keinem Autore habe beschrieben gefunden: folglich mir fürgenommen, ein besonderes Capitel mit ihnen anzufüllen.

I. Der Amaquas. Die Europäer auf dem Vorgebürge nennen diesen Baum Keurboom. Seine Blätter sind nicht gar groß, an Farbe graulicht. Die Blüthen sind weißlicht-roth, riechen ungemein wohl und gleichen den Blüthen des Apfel-Baumes. Auf diesem Baume wachsen Schoten, worinn gemeiniglich fünf biß sieben Ey-runde Körner liegen, von dunkel-brauner Farbe, und in der Grösse einer Erbse, von bittern und zusammenziehenden Geschmack; man gebraucht sie auf dem Vorgebürge zu nichts. Die Rinde des Baumes ist dünne, Aschfarbe, und hat keine solche grobe Rinde, wie andere Bäume gemeiniglich von aussen an sich zeigen. Wenn man das Holz verarbeitet, wird es

gar selten von Würmen angegriffen. Ehe es trocknet, ist es sehr weich, die Aeste lassen sich gar leicht beugen, und der Stamm leicht abschneiden; wenn es aber getrocknet, ist es sehr hart, und lässet sich mit Mühe spalten, brechen, oder durchbohren. Reisset man einen Ast ab, oder hauet den Baum um, in den heissen Sommer-Tagen: so fliesset ein gelbes durchsichtiges Harz heraus, das in kurzer Zeit sehr hart wird. Er wächset dermassen geschwinde, daß er, innerhalb zwey Jahren, acht biß neun Schuh hoch aufschiesset, und eine zimliche Dicke erreichet. Allein er lebt nicht lange, und stirbt gemeiniglich ab, nach zehen oder zwölf Jahren, welches man seinen Wurzeln zuschreiben muß, die nicht tief in die Erde dringen, sondern nur auf der Ober-Fläche sich gewaltig weit ausbreiten. So lange sie noch kräfftig sind, versorgen sie den ganzen Baum mit genugsamer Nahrung, ja sie entziehen selbige den nahe stehenden Gewächsen, daß diese Mangel leiden. Deßwegen rotten auch die Europäer auf dem Vorgebürge diese Bäume aus, die allzunahe an ihren Gärten, Wein-Bergen, oder Baum-Gärten stehen. Wenn der Stamm seine Vollkommenheit erreichet, hat er gemeiniglich einen Schuh im Durchschnitte.

II. Das Kreupel-hout. Diesen Namen haben die Europäer auf dem Vorgebürge einem Baume beygelegt, welchen meines Wissens noch kein einiger Autor beschrieben hat. Es sind Zwerg-Bäume, mit krummen und knottigten Aesten. Die Blätter sind breit, dick und rauh, gleichen an Gestalt einigermassen den Blättern des Apfel-Baumes. Die Frucht gleichet den Tann-Zapfen, und dienet zum Fortpflanzen. Die Rinde ist eines halben Zolles dick, runzlicht, und dunkel-grau von aussen. Die Aerzte oder Barbierer, welche beede Künste hier zu Lande von einerley Personen getrieben werden, haben zuweilen diese Rinde gepülvert, und mit gutem Vortheile in Durchfällen gebraucht. Sonsten dienet sie den Loh-Gerbern, zu Bereitung des Leders. Das Holz des Baumes ist sehr weich, und dienet zum brennen. Dapper * schreibt die Niedrigkeit dieser Bäume, und die Krümme ihrer Aeste, den hefftigen Winden zu, denen sie auf dem Vorgebürge unterworfen sind.

III. Das Kanna. In dem Hottentottischen Bezirke wächset eine Wurzel, welchen diese Völker Kanna benennen. Sie ist gar rar, und bey ihnen gar hoch geachtet. Man kan nachschlagen, was ich im ersten Theile von ihr angeführet habe.

IV. Das Stink-Holz. Es giebt auch gewisse Bäume, welche die Europäer auf dem Vorgebürge Stink-Holz nennen. Dieser Baum wächset

* Africa. p. 614.

set so hoch, als eine Eiche. Die Blätter sind drey Finger breit. Der Name kommt von seinem üblen Geruche, den er von sich giebt, wenn man sein Holz bearbeitet, also, daß ihn die Arbeits-Leute kaum ausstehen können; aber nach einiger Zeit vergehet dieser Geruch gänzlich, und verspühret man an dem Holze nicht mehr widerwärtiges, als an andern Holze, das man im Haus-Wesen gebrauchet. Der Baum giebt guten Schatten. Die Europäer machen, wegen seines schön geflammten Holzes, Schränke, Tische, und anderes zierliches Geräthe, davon. Man gebraucht ihn zuweilen in der Arzeney, er leistet auch in verschiedenen Fällen gute Hülfe. Die Botanici nennen ihn Anagyris fœtida.

Noch andere Bäume mehr sind von denen Autoribus ausgelassen worden, welche dieses Land beschreiben. Allein ich muß sie auch selber übergehen, weil mir die Namen unbekannt sind, die ihnen die Botanici beylegen. Denn weil ich in diesen Sachen nicht geübet bin, möchte ich leicht in Verwirrung gerathen, und meine Leser ebenfalls verwirren.

V. Noch dieses muß ich anführen, daß ich an meine unterschiedene Reisen in mancherley Hottentottische Gegenden niemahls gedencken kan, ohne ein ungemeines Vergnügen zu empfinden. Ich habe offt Thäler von etlichen Meilen in die Länge angetroffen, die mit so schönen Blumen geschmückt, und mit so lieblichem Geruche angefüllet waren, daß ich sie mit grössestem Widerwillen verlassen muste.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Von den fremden Gewächsen, die man nach dem Vorgebürge gebracht hat.

I. Von der Tanne, und wie sie auf dem Vorgebürge fortschläget. II. Von der Americanischen Acacia. III. Vom Sauerampfer. IV. Vom Garten-Knoblauch. Vom Erlenbaum. V. Die Aloe blühet ohne Zuthun der Kunst, einmahl in sechs oder zehen Jahren, auf das längste. VI. Chinesische Rosen-Sträuche, sind eine Art der Ketmia. VII. Mandel-Baum. VIII. Drey Arten von Ananas. IX. Zucker-Rohre, Spargel. X. Mangold, weisser und rother. Patates, und wie man sie fortpflanzet. XI. Weisser und rother Kohl, und Blumen-Kohl. XII. Campher. XIII. Hanf. XIV. Cardobenedicten, und allerley Arten Nelken. XV. Zimmet. XVI. Castanien-Bäume. XVII. Die Zwiebeln, Kirschen-Bäume, und Kerbel-Kraut. XVIII. Von

Richer-Erbsen und Artischocken. XIX. Indianische Paßions-Blume und Haselnuß-Staude. XX. Pfauen-Schwanz-Blume. XXI. Gurken sind auf dem Vorgebürge gar gesund. Granatilla. XXII. Allerley Arten von Kürbissen. XXIII. Cypressen, blaue Korn-Blumen. XXIV. Geis-Klee. Datura, oder Toll-Kraut. XXV. Indianischer und Americanischer Feigen-Baum. XXVI. Fenchel, Erdbeeren, Buchweitzen, oder Heyde-Korn. XXVII. Drey Arten von Fulli. XXVIII. Allerley Arten von Hunds-Gras, die man nach dem Vorgebürge gebracht, haben nicht angeschlagen. Johannis-Beeren. XXIX. Guajabo Aepfel. Winter- und Sommer-Gerste. Hyacinthen; Endivien; Wegwarte und Wachholder-Strauch. XXX. Kœzschebyring und Kœjumas. XXXI. Lactuck-Salat. Indianischer Lorbeer-Baum. XXXII. Levcosen. Rein-Weiden. Kayser-Cronen, Maforan. XXXIII. Allerley Arten von Aepfel-Quitten-Citronen-Lemonien-Pomeranzen-Granaten-Bäumen. XXXIV. Syrisch, oder Cretisch Gamanderlein, oder Bathengel. XXXV. Melonen, Münze und Mispeln. XXXVI. Schwarze Maulbeer-Bäume, weisse und gelbe Myrten und Steck-Rüben. XXXVII. Narcissen, Indianische Kressen, und die Nuß-Bäume. XXXVIII. Basilien, und Oel-Baum. XXXIX. Pöonien, Palm-Baum und Mahn-Kraut. XL. Pastinacken und Indische Citrullen. XLI. Pfirsing- und Fichten-Bäume. XLII. Indianischer Pfeffer und Terebinthen-Baum. XLIII. Porzelan-Kraut, Pflaumen- und Birn-Bäume. XLIV. Eichen- und Rettige. XLV. Rosen-Sträuche. XLVI. Roßmarin. XLVII. Rüben, Raute, Seben-Baum, Salvey. XLVIII. Hollunder-Baum, Rocken und Spinat. XLIX. Stramonium sind alle ausgerottet worden. L. Tamarinden, Weitzen, Tulpen. LI. Von Weinstöcken, davon man die Einleger genommen hat. Von den Veilen. LII. Beschluß des Capitels.

I.

Abies. Die Tanne. Die auf dem Vorgebürge befindliche Tannen sind ohngefähr ersten. 1690. aus Europa dahin gebracht worden, nicht allein zur Zierrath, sondern auch um den Colonien Holz zu verschaffen, weil das Land von Natur wenig liefert. Die mitgebrachten Tannen-Pflanzen setzte man in den Compagnie-Garten. Anfänglich waren sie nur drey Schuh groß; bald aber erlangten sie eine weit ansehnlichere Länge, als

sie

sie gemeiniglich in Europa haben. Heutiges Tages sind sie 36. biß 40. Schuh hoch, und nach Vergleichung auch dick; hiernächst ist auch gewiß, daß sie weit geschwinder aufschiessen, als in Europa.

II. Acacia Americana, foliis Colutheæ Scorpioideos leguminosæ, siliquis echinatis. Americanischer Schotten-Dorn, deren Blätter der Colutheæ gleich sehen, mit stachelichten Hülsen.

III. Acetosa hortensis. Garten-Sauerampfer. Diesen hat man, insonderheit der Matrosen wegen, auf dem Vorgebürge gepflanzet. Denn es ist ein erfrischendes Kraut, und gut wieder den Scharbock, mit welchem, bekannter massen, die See-Leute gar häuffig befallen werden.

IV. Allium hortense. Gemeiner Knoblauch. Hiervon ist eine grosse Menge auf dem Vorgebürge vorhanden. Die Europäer bereiten eine Marinade, oder säuerlichte Brühe, daraus, die sie zu Fleisch und Fischen gebrauchen.

Alnus rotundo folio et glutinoso, viridi. Gemeine Erle, mit runden, kleberichten, grünen Blättern.

V. Aloe Americana, sobolifera. Americanische Aloe, die sich fortpflanzet. Diese Aloen-Art ist sehr gemein in den Gegenden, welche die Europäer auf dem Vorgebürge innen haben. Zuweilen vermehret sie sich so stark in den Gärten, und erstrecket ihre Wurzeln so weit, daß man sie ausrotten oder umhauen muß.

Einige geben vor, dieser Baum blühe nur alle funfzig Jahre. Dieses ist ein Irrthum, wenigstens in Ansehung derer nach dem Vorgebürge gebrachten Aloen. Denn diese blühen ohne Fehler alle sechs oder alle zehen Jahre, ohne daß man einige Kunst dabey nöthig hätte. Ich habe, währenden meines Aufenthalts daselbsten, gar viele blühen sehen.

VI. Althæa Indica, seu Rosa Sinensis. Chinesischer Rosen-Strauch. Ist eine Art der Ketmia. Die Portugiesen nennen diesen Strauch Fulli Sapates, weil eine Art von ihm rothe Blüthen trägt, daraus sie eine schwarze Farbe machen, zum Anstreichen ihrer Schuh-Absätze. Einige von diesen Rosen-Stöcken tragen weisse Blumen, andere blaue, andere gelbe. Die Stämme und Blätter gleichen viel den Stämmen und Blättern der Corinthischen Weinbeeren oder Rosinen. Wenn man die Blätter dieser Pflanze in Wasser abrühret, verursachen sie einen Schaum, wie Seiffe; man gebraucht ihn so gar zum Waschen, und bedienen sich die Europäer auf dem Vorgebürge seiner lieber zum Waschen des Gesichtes und der Hände, als der Seiffe. Alle Arten dieser Staude sind gar gemein in den Vorgebürgischen Gärten. Man siehet sie in Spazier-Gängen von Hagenbuchen gepflanzet, da sie sehr angenehm in die Augen fallen.

VII. Amygdalus. Mandel-Baum. Deren giebt es auf dem Vorge-

bürge drey oder vier Arten. Einige haben Mandeln mit harten Schalen, andere mit sehr weichen; Einige tragen süsse Mandeln, andere bittere; alle aber, tragen alle drey Jahr Früchte. Will man sie fortpflanzen, darf man nur einen Schößling in die Erde stecken, er schlägt insgemein Wurzeln, und belohnet die Mühe des Gärtners in kurzer Zeit. In den Europäischen Colonien sind grosse Stücke Landes mit diesen Bäumen bepflanzet, welche ihren Eigenthümern nicht geringen Nutzen schaffen.

VIII. Ananas, seu Carduus Brasilianus, foliis Aloës. Amerianischer Ananas oder Brasilianischer Cardon, mit Aloe-Blättern.

Die Ananas auf dem Vorgebürge kamen eigentlich aus America. Anfänglich brachte man sie nach Ost-Indien, von dar nach dem Cap, da man jetzo drey verschiedene Arten findet. Eine heisset Jajama, die andere Bonjama, die dritte Jajagna. Die Frucht der Jajama ist die grösseste und wohlgeschmackteste, sechs biß acht Zolle lang, und zimlich dick; aussen roth und dunkelgelb; inwendig vollkommen gelb. Die Frucht der Bonjama und Jajagna ist inwendig weiß, und letztere gleichet am Geschmack zimlich dem Rhein-Weine. Die Ananas-Frucht hat eine gewisse Herbe, die man ihr benimmt, wenn man sie in Scheiben schneidet, und in Brunnen-Wasser weichet. Hernach isset man sie mit Rhein-Wein und Zucker, da sie köstlich schmeckt, und stark den Erdbeeren gleichet. Man macht sie auch in Zucker ein, zum Bewahren. Auf den Ananas-Aepfeln stehet eine Crone, welche man auf dem Vorgebürge vom Apfel absondert, und pflanzet, wornach sie einen Baum treibet, der das folgende Jahr Früchte träget.

Wenn eine schwangere Frau Ananas-Aepfel isset, ehe solche recht gänzlich reiff geworden, so verursachet die herbe Frucht eine unzeitige Geburt.

Apium hortense, seu Petroselinum vulgo. Garten-Petersilien.

Dieses Kraut ist auf dem Vorgebürge gar gemein, und aus Holland dahin gebracht worden. Allein man kan die Wurzel, wegen ihrer Zähigkeit, nicht essen.

IX. Arundo Saccharifera. Zucker-Rohr, oder Cannamelle.

Asparagus sativa seu hortensis. Garten-Spargel.

X. Beta rubra et alba, radice Rapæ. Weiß und rother Mangold, mit Ruben-Wurzeln.

Dieses Kraut ist von den Holländern nach dem Vorgebürge gebracht worden, da es vollkommen gut anschläget. Die Europäer weichen es in Wein-Essig, und verkauffen viel an die Schiffe, so am Cap vor Anker legen.

Batates, Patates. Die Patates auf dem Vorgebürge hat man aus Indien dahin gebracht. Es giebt zweyerley Arten, weisse und rothe, oder purpurne. Weisse habe ich zu St. Jago gesehen. Uberhaupt haben sie die Gestalt

stalt der Steck-Rüben, sind aber weit grösser. Ein Patates auf dem Vorgebürge wieget gemeiniglich biß zehen Pfunde. An vieren mögen sich wohl zwanzig Personen satt essen. Beede Arten schmecken vortreflich, sind zugleich gar gesund und nahrhafft. Zumahlen isset man sie stark mit Fischen. Zu diesem Ende lässet man sie sieden, und, wenn man all ihr Wasser wohl abtropfen lassen, begiesset man sie mit der Fischbrühe. In Asche gebraten, schmecken sie gleichfalls vortreflich. Die Patates auf dem Vorgebürge treiben Schößlinge von drey biß vier Elen. Wenn man sie im August oder September glatt an der Erde wegschneidet, in einen halben Cirkul beuget, und eines halben Schuhes tief in die Erde setzet, so schlagen sie wieder Wurzeln, und auf diese Weise werden sie auf dem Vorgebürge fortgepflanzet. Die Botanici rechnen diese Wurzel unter die Convolvulos Indicos Orientales, so die Indianer Inhame benennen.

XI. Brassica alba et rubra, capitata et non capitata, item florigera. Weisser und brauner Kohl, Kopf-Kohl, ingleichen Blumen-Kohl.

Den Saamen des Kohls auf dem Vorgebürge hat man aus Cypern und Savoyen gebracht. Alle Arten sind wohlgeschmackt, und in solcher Menge, als in ihrem ursprünglichen Lande. Ein Kohl-Kopf in seiner völligen Grösse wieget dreyßig biß vierzig Pfund. Blumen-Kohl nicht weniger. Man verkaufet sehr viel an die ankommende Schiffe, schickt auch vielen, zumahl Blumen-Kohl, nach Ceylan, Batavia, und andere Indianische Gegenden.

XII. Camphoraria, seu Camphorifera arbor, ex qua Camphora officinarum. Campher-Baum, daher man den gemeinen Campher in den Apothecken bekommt.

Von diesem Baum sind vier Arten auf dem Vorgebürge. Die erste und beste hat man von der Insul Borneo hingebracht. Die drey andern von Sumatra, Sonde, China und Japon. Sie wachsen daselbst geschwinde, und so hoch, als ein Nußbaum. Aussen sind die Blätter gras-grün, und sehr fäserigt. Die andere Seite ist aschenfarbe. Wenn man sie zwischen den Fingern reibet, geben sie einen starken Campher-Geruch. Die Bäume sind dermassen weich und zart, daß gar oft die Winde ihre Aeste wegreissen, und zuweilen nichts, als den blossen Stamm, stehen lassen.

XIII. Cannabis sativa et erratica. Angebauter und wilder Hanf.

Dieser ist auf dem Vorgebürge in Menge vorhanden, davon man grossen Nutzen ziehet. Er ist sehr stark, und sein Stegel so holzicht, daß man ihn für Holz ansehen sollte. Die Europäer säen ihn, zumahl um der Hottentotten willen, an, welche Körner und Blätter, statt Tabacks, rauchen. Zuweilen mischen sie Taback mit diesen Blättern, welche Mischung sie Buspach nennen, wovon ich bereits anderwärts gesprochen habe.

XIV. Car-

XIV. Carduus Benedictus, sylvestris, hirsutior. Wilder, sehr stachelichter Cardobenedicten.

Diese Pflanze findet man auf dem Vorgebürge aller Orten, wo Europäer wohen. Sie kommt wohl fort, und wird zur Arzney sehr stark gebrauchet.

Caryophyllus hortensis. Nelken, und ihre mancherley Arten. Die Nelken hat man aus Holland gebracht, sie wachsen so häuffig und so schön, als an keinem Orte in Europa.

XV. Cassia Cinnamomica, sive Canella Ceylonica, vulgo Cinnamomum. Zimmet-Baum. Die Einwohner von Ceylan nennen ihn Canél, oder Curdo. Die Malacker Cuylman, die Malabaren, Cumea.

Der Zimmet-Baum auf dem Vorgebürge wächset so hoch, als der Spanische Oelbaum. Seine Blätter gleichen den Lorbeer-Blättern. Die Blumen sind weiß. Die Frucht gleichet einer grossen schwarzen Oliven. Der Baum hat zwey Rinden. Die äussere wirft man als etwas ganz unnützes hinweg, in die innere macht man rings herum Einschnitte, löset sie ab, und lässet sie an der Sonne trocknen. Wenn sie noch frisch, hat sie eine dunkelgrüne Farbe; an der Sonne wird sie braun. Wenn der Baum also abgeschelet worden, treibt er eine andere Rinde, die man nach drey Jahren ebenfalls abnimmt; ja, je ordentlicher man ihn abschelet, je besser wird der Zimmet, den man erhält.

XVI. Castanea sylvestris. Wilder Castanien-Baum.

Die Castanien-Bäume auf dem Vorgebürge hat man aus Teutschland dahin gebracht, da sie treflich anschlagen. Ja ich habe in der Compagnie-Garten einen ohne Vergleichung weit grössern gesehen, als jemahlen in Teutschland. Sie tragen daselbst viele Früchte, aber sie bleiben nicht so lange gut, als in Teutschland; sie werden bald hart, und von unangenehmen Geschmacke.

XVII. Cepa vulgaris. Gemeine Zwiebel.

Diese hat man aus Holland gebracht, und muß noch alle Jahre welche bringen lassen.

Cerasus varii generis. Allerley Gattungen Kirschbaum.

Auf dem Vorgebürge giebt es mancherley Gattungen von Kirschbäumen, die alle wohl fortschlagen. Alleine die kleinen Vögel verursachen so grossen Schaden am Obste, daß die Eigenthümer wenig Nutzen davon haben.

Chaerephyllum sativum. Garten-Körbel. Der auf dem Vorgebürge kommt aus Holland her.

Cicer sativum. Kücher-Erbsen.

Auf dem Vorgebürge hat man mancherley Arten von Kicher-Erbsen, weissen und grauen Erbsen. Man hat sie aus Holland und Teutschland hergebracht.

Cina-

Cinara hortensis, foliis subrotundis, flore rubente. Garten-Artischocken, mit rundlichten Blättern, und rothen Blüthen.

Die Artischocken auf dem Vorgebürge kamen aus Holland. Sie haben so wol angeschlagen daß man eine grosse Menge nach Indien verschickt.

XIX. Clematis hederacea Indica, foliis subrotundis, flore rubente. Indianische Paßions-Blume, mit rundlichten Blättern und rothen Blüthen.

Dieser Bäume bedienet man man sich insonderheit zu bedeckten Gängen, worzu sie auch gar wohl taugen, denn sie treiben so gewaltig viel Aeste, daß gar bald kein Regen mehr in die Gänge oder Laubhütten dringen kan.

Corylus. Haselstaude.

Diese hat man erst kürzlich nach dem Vorgebürge gebracht; sie schlagen aber sowohl fort, daß, allem Verhoffen nach, in wenig Jahren ein genugsamer Vorrath vorhanden seyn wird. Diese Bäume kommen aus Teutschland.

XX. Crista Pavonis Pfauen-Schwanz. Die Portugiesen nennen ihn Fuly Pavan. Seine Blume erhebet sich sechs biß sieben Schuh hoch, und bedienen sich die Europäer auf dem Vorgebürge dieses Gewächses, insonderheit zum Einzäunen der Gärten. Die Blätter gleichen gar sehr den Tamarinden-Blättern; die Blüthen den Blüthen des Caffebaumes. Einige sind roth, andere gelb. Die Frucht ist schwarz, und gleichet den Feld-Erbsen gar viel.

XXI. Cucumis vulgaris. Gemeine Gurcke.

Dieses Gewächs ist auf dem Vorgebürge gar gemein. Wiewohl man in Europa sagt, sie wären gar ungesund, wenn man sie schon mit Pfeffer, Oel, und Wein-Eßig zurichte; so habe ich doch auf dem Vorgebürge nicht gehöret, daß sie jemahlen einer Person schädlich gefallen wären: welches man wohl nicht dem mäßigen Gebrauche zuschreiben darff, weil die daselbst wohnende Europäer sie gewaltig lieben, und gar offt allzuviel davon geniessen.

Cucumis, Flos Passionis dictus. Paßionsblume, die unsere Gärtner Grenadilla nennen.

Diese Blume kommt ursprünglich aus America, und von dar nach dem Vorgebürge. Weil sie heutiges Tages in Europa gar bekannt, kan ich die Beschreibung erspahren. Nur will ich sagen, daß ihre Frucht, wenn sie zeitig ist, einem Granatapfel gleichet, und ziemlich gut schmeckt, aber bald den Geschmack verliehret, und ganz wässericht wird, also daß sie in kurzem zu nichts mehr tauget.

XXII. Cucurbita lagenaria & rotunda. Citrulle, in Form einer Flasche, und rund.

Es giebt allerley Kürbisse auf dem Vorgebürge: man hat aus Europa, und aus Indien dahin gebracht. Die Schiffe versehen sich allemal wohl damit, weil sie auf langen Reisen gut bleiben, und die Stelle des Kohls und der Rüben gar gut ersetzen, wenn solche anfangen zu mangeln.

XXIII. Cupressus ramis expansis. Cypressenbaum, das Männlein mit ausgebreiteten Aesten.

Diesen hat man aus Europa und Indien nach dem Vorgebürge gebracht. Man beschneidet ihn, als Pyramiden, oder giebt ihm eine andere beliebige Gestalt zur Zierrath des Gartens.

Cyanus segetum & hortensis, flore albo, cœruleo &c. Kornblumen, mit weissen auch blauen Blüthen.

Diese sind mit dem Getreyde nach dem Vorgebürge gebracht worden. Einige sind weiß andere blau, andere leibfarb. Ja man findet eine Art mit einer Blume, deren Fädelein alle sich vereinigen, und ein sehr schönes und wohlriechendes Haupt formiren.

XXIV. Cytisus arvensis. Wilder Geis-Klee.

Die Sud-Ost-Winde, so auf dem Vorgebürge öfters regieren, sind dem Grase gar schädlich, und vertrocknen es öfters so sehr, daß man kaum für die Kälber genugsam einsammeln kan. Diesem Mangel abzuhelfen, liessen die dorten wohnende Europäer Saamen von Geis-Klee aus Holland kommen, in Hofnung das künftige Jahr nicht nur Futter, sondern auch Saamen zu erhalten. Allein ehe dieses Kraut zeitigen konte, bliesen die Sud-Ost-Winde so ungestümm daran, daß der Saame ausfiel, und sich überall zerstreuete. Hierauf lies man neuen Saamen aus Holland bringen, und ersezte damit einigermassen den Schaden, welchen die Winde am Geis-Klee verursachen.

Datura, seu Stramonia Indica, major, foetida, pomo spinoso oblongo. Indianisches Toll-Kraut, die grössere Art, riecht übel, trägt länglichte, stachlichte Früchte, von dunckel-brauner Farbe.

Faba leguminosa. Garten-Bohne.

Auf dem Vorgebürge wachsen verschiedene Sorten von Europäischen Bohnen. Eine Art ist fleckigt, gar gesund und wohlschmeckend: der Gouverneur van Asseburg hatte sie lassen aus Brasilien bringen. Eine andere Art nennet man Bohnen von Madagascar, weil man sie zum erstenmal daher gehoblet hat. Diese ist schwarz, etwa anderthalb Zoll lang. Die Schoten haben etwan sechs biß acht Zoll in die Länge.

XXV. Ficus communis Indica. Gemeiner Indianischer Feigenbaum.

In den Vorgebürgischen Gärten, ist eine Menge dergleichen Feigenbäume vorhanden: deren Frucht sehr köstlich schmeckt, wenn sie ihre völlige Reiffe erlanget. Eine gewisse Art Feigenbäume tragen keine grössere Früchte, als eine welsche Nuß, ihre Haut ist dunckel-roth, das Inwendige sehr hoch leib-farb. Diese Figenbäume übertreffen die andern an Grösse, und ihre Blätter gleichen gar sehr den Weinblättern.

Ficoides seu ficus Americana, Cerei effigie, spinosa & angulosa. Americani-

rican ischer Feigenbaum, der dem Cereo gleichet, viele Dornen und Spitzen hat. Von mir selber weis ich nicht das geringste von der Frucht dieses Feigenbaums zu sagen, weil ich niemalen Gelegenheit gehabt sie zu sehen. Doch habe ich aus der Erfahrung, daß aus den Blätttrn, wenn man sie zwischen den Fingern reibet, ein milchlichter Safft dringet, der die Finger zusammen klebet, als ob sie mit Leim bestrichen wären. Wenn dieser Safft trocknet, wird er schwarz. Dieses scheinet mir kein gutes Anzeigen von der Frucht zu geben, wiewohl sie aus einem andern Grunde gesund seyn kan.

XXVI. Fœniculum vulgare Germanicum. Gemeiner Teutscher Fenchel.

Wächset auf dem Vorgebürge so häuffig, daß man ihn in grosser Menge ausrotten muß.

Fragaria, ferens fraga rubra. Rothe Erdbeer-Staude. Diese ist aus Europa gekommen.

Frumentum Indicum Sarazenicum. Buch-Weitzen oder Heyde-Korn. Ist aus Indien gekommen.

XXVII. Fulli magri. Diesen Namen haben die Portugiesen einer Art von Jasmin gegeben. Die Italiäner nennen sie Jasmin Delmin. Die Malayer Malludi Suffum. Wie die Lateiner? das weis ich nicht. Diese Staude hat man aus Indien nach dem Vorgebürge gebracht, und gleichet, der Gestalt nach, viel dem Dornbusche oder Brombeer-Strauche, der fast solche Früchte träget, als der Maulbeerbaum; er hat aber keine Dornen. Die Blätter des Fulli magri gleichen den Blättern des Kirschbaumes. Die Blüthen bey einigen Arten dieser Staude sind nichts anders, als ein Kreyß von lauter Griffeln. Anderer Arten ihre Blüthen stellen ein Buschwerck vor, das aus einer grossen Menge Griffel bestehet. Alle haben sie eine weisse und gar wohlriechende Blume.

Die Indianische Weiber stecken die Blätter dieser Pflanze in die Haare, sich zu schmücken. Einige Indianer pressen ein Oel daraus, und schmieren ihren Leib damit, auf daß sie lieblich riechen.

Fulli en wanne. Diesen Namen haben die Portugiesen einem Baum gegeben, den die Indianer Patschau nennen. Ich weis nicht was ihm die Lateinischen Autores für einen beylegen. Zu Batavia, von dar man ihn nach dem Vorgebürge gebracht, wächset er ohne Wartung auf dem Felde; aber auf dem Cap stehet er nur in Lust-Gärten. Der Stamm hat gemeiniglich zwölf Fuß in die Höhe. Die Blätter stehen um ihren Stengel herum in Gestalt eines Sterns, und gleichen sehr den Blättern des Baumes Guabbes oder Guajabos; nur sind sie kleiner. Die Blüthen sind gelblicht, und riechen gar wohl.

Fulliaros Bran cho. Diesen Namen haben ebenfalls die Portugiesen

einem Indianischen Stauden-Gewächse beygelegt, den Lateinischen weis ich nicht. Die Indianer nennen es Pelet-Settangan. Es wächset sieben oder acht Schuh hoch, und trägt eine gefüllte weisse Blume, die dem Chinesischen Rosenstock ähnlich siehet. Die Blätter gleichen den Apfelbaum-Blättern. So lange ich auf dem Vorgebürge gewesen sahe man dergleichen Stauden bloß in den Compagnie-Gärten. Die Blüthen riechen fast wie die Jonquillen: Die Europäischen Frauen lieben sie gar sehr, und tragen Sträusse davon.

XXVIII. Gramen vulgare, item bulbosum, & Spartium Hollandicum. Ordentlicher Hundstod, bulboses und Holländisches Spartium. Das Hundstod oder Spartium hat man aus Holland und Batavia hergeholet. Es sind aber alle Gattungen dermassen aus der Art geschlagen, daß sie schädlich sind.

Grossularia, multiplici acino, spinosa, sive non spinosa, hortensis, rubra & alba. Garten-Johannis-Beer-Strauch, mit vielen Kernen, mit und ohne Dornen, weissen und rothen Beeren. Diese Sträuche hat man auf dem Vorgebürge erst seit kurzem gepflanzet, folglich sind sie noch nicht gar gemeine. Die vorhandenen aber schlagen so wohl fort, daß allem Vermuthen nach, die Colonien auf dem Vorgebürge werden gar bald genugsam damit versehen seyn. Sie tragen so gute und reichliche Früchte, als in Europa, daher man sie gebracht hat.

XXIX. Guajava alba dulcis, sive Guajabo pomifera Indica. Indianische weisse, süsse Guajava.

Hordeum vernum & hybernum. Sommer- und Winter-Gerste.

Hyacinthus albus &c. Weisse, gefüllte und einfache Hyacinthen. Diese Blume hat man aus Europa nach dem Vorgebürge gebracht.

Intybus sativa, latifolia & crispa. Garten-Endivien, oder Wegwarte, mit breiten krausen Blättern.

Juniperus vulgaris, baccis parvis purpureis. Gemeiner Wachholder-Strauch, mit kleinen purpurfarben Beeren.

Da ich das Vorgebürge verlies, waren nur erst ein paar dergleichen Bäumlein vorhanden. Man hatte sie kurz vor meiner Abreise hingepflanzt; doch habe ich gar wohl bemercket, daß ihnen der Boden gar wohl anstehet, und man von diesen beeden Pflanzen in kurzer Zeit eine Menge anderer erhalten wird.

XXX. Kœzschebyring. Eine Staude, die man aus Madagascar nach dem Vorgebürge gebracht hat, an welchem ersteren Ort er diesen Namen träget; und weil ihn die Europäer an dem lezteren beybehalten; so führe ich ihn ebenfals an, ohne einige Veränderung. Die Japaner nennen ihn Kuthschines. Er siehet dem Fulli aros branchos viel ähnlich, den ich oben beschrieben habe. Der

Geruch

Geruch gleichet sehr dem Geruch der Affodillen, ist aber stärker. Die Japaner bereiten aus dem Saamen dieser, bey ihnen gar gemeinen, Staude eine Farbe zum gelb färben. Die Frauen auf dem Vorgebürge lieben die Blumen gar sehr, welche den gelben Narcissen gleichen.

Kœyjumas. Indianischer Gold-Baum. Goud-boom auf Holländisch.

Dieser Baum wächset auf dem Vorgebürge sechs biß sieben Fuß hoch. Die Blätter sind klein, und gleichen viel an Gestalt den Blättern des Krauts Weiderich, oder Lysimachia. Sie sind gelb, und roth gefleckt. Geben einen prächtigen Anblick in einem Spatzier-Gang, wenn sie zwischen andern Bäumen stehen. Die Blüthen sind sehr klein, grünlicht und ohne allen Geruch.

XXXI. Lactuca vulgaris capitata & non capitata. Gemeiner Lactuc, mit und ohne Kopf.

Auf dem Vorgebürge findet man alle Gattungen von Lactuc, als in Europa, sie gerathen auch alle wohl.

Laurus nobilis, sive Indica. Indianischer Lorbeerbaum.

Die Indianischen Lorbeer-Bäume auf dem Vorgebürge wachsen ziemlich hoch, und nach Vergleichung auch dick. Man setzet viele in die Spatziergänge. Die Europäer auf dem Vorgebürge bereiten aus den Blättern eine saure Brühe oder Pöckel, (Marinade) den sie zu den Fischen geniessen.

XXXII. Levcojum. album, purpureum, flavum. Weisse, purpurne, gelbe Levcojen. Die Levcojen in den Compagnie-Gärten geben einen schönen Anblick unter andern fremden Blumen.

Liguſtrum Europæanum frutescens, flore albicante. Europäische Staude, Rainweide genannt, mit weißlichten Blumen, heisset auf Französisch Troëne.

Lilium sive Corona Imperialis. Kayser-Lilie oder Krone. Dergleichen findet man auf dem Vorgebürge fast keine andere, als weisse, welche eben also riechen als die Europäischen.

Majorana vulgaris. Gemeiner Majoran.

Dieses Kraut ist auf dem Vorgebürge gar gemein, man sezt es offt, statt des Buchsbaumes, als Einfassungen um die Rabatten. Man muß auch gestehen, daß es dazu sehr wohl sich schickt, wenn man es fleißig beschneidet und zurichtet.

XXXIII. Malus domestica, variæ denominationis. Allerley Arten von Aepfeln.

Von allerley Arten Aepfeln, ist eine solche Menge auf dem Vorgebürge vorhanden, es tragen die Bäume auch so viele Früchte, daß nicht allein die daselbst wohnenden Europäer zu ihrem Gebrauche Aepfel genug haben, sondern auch noch den Schiffen eine grosse Menge verkauffen.

Malus Cidonia, fructu oblongo & læviori. Länglichte, und nicht so rauhe Quitten-Aepfel.

In den Vorgebürgischen Gegenden, wo Europäer wohnen, findet man eine grosse Menge Quitten-Bäume, mit grössern und bessern Früchten, als sonsten in einem Theile der Welt. Die Eigenthümer haben grossen Nutzen davon, deswegen sind diese Bäume so gemein. Man verkaufft viele Quitten an die ankommende Schiffe, und bereitet sie auch auf andere Weise. Man verfertigt viele Latwerge davon, und verkaufft sie den Fremden. Die Mesticen und Casticen in Batavia und andern Indianischen Orten trachten gewaltig nach den Quitten-Kernen, davon sie eine Pommade machen für ihre Haare.

Malus Citrea. Citronenbaum.

Dergleichen sind auf dem Vorgebürge viel, die das ganze Jahr über Früchte tragen.

Malus Limonia acida & dulcis. Süsse und sauere Lemonien.

Auf dem Vorgebürge wachsen allerley Arten von Lemonien-Bäumen mit süsser und sauerlichter Frucht. In den Compagnie- auch in andern Gärten, siehet man sehr grosse Spatzier-Gänge, welche bloß mit dergleichen Bäumen besetzet sind.

Malus Aurantia Indica, fructu omnium maximo, Pompelmous dicto, medulla partim pallescente, partim rufescente. Indianischer Pomeranzen-Baum, der die grösseste Gattung von dergleichen Früchten träget, die man Pompelmous nennet. Das Marck ist theils weißlicht, theils röthlicht. Die Portugiesen heissen sie Jamboa. In Ost-Indien giebt man ihnen den Namen Schaddock.

Man trifft auf dem Vorgebürge zwey Arten von diesen Pomeranzenbäumen an, die aus Indien hergeholet worden. Sie sind weit grösser, als andere Pomeranzen-Bäume, und die Frucht zeuget von ihrer Grösse: massen man Pomeranzen von fünf biß sechs Zollen im Durchschnitte findet. Die Blätter sind rund, sehr groß, und mit andern kleinern eingefasset. Die Blüthen sind weiß, wie an den Aepfel-Bäumen, und riechen gar annehmlich. Die Frucht ist gefleckt, fast wie eine Tyger-Haut: deswegen sie auch bey den Indianern Mostban, das ist Tyger-Pomeranze heisset. Die Schale ist gewaltig dick und schwammigt, tauget dannenhero gut zum einmachen mit Zucker.

Malus Aurantia Lusitanica seu Pomum Sinense. Portugiesische oder Chinesische Pomeranzen-Bäume.

Dergleichen sind auf dem Vorgebürge gar viel, welche unnöthig zu beschreiben, weil sie jederman kennet.

Malus Punica & Granata. Granat-Apfel-Bäume, die man auf dem Vorgebürge gepflanzet hat, sind daselbst grösser worden, als an keinem Orte in der

der Welt. Die Granaten sind so groß, und hängen in solcher Menge an den Bäumen, daß man gar offt die Aeste unterstützen muß, damit sie nicht entzwey brechen. Es giebt zweyerley Arten dieser Bäume: einige tragen Granaten-Aepfel mit gelben Körnern, andere mit Carmesin-rothen Körnern. Die erste Art setzet man gewöhnlich nahe an die Teiche. Die Körner von beeden Arten haben einen sehr angenehmen, und zur Sommers-Zeit kühlenden, Safft in sich.

XXXIV. Marum Syriacum vel Creticum. Gamanderlein. Diese Pflanze gleichet gar sehr dem Majoran. Aus ihrem Safft bereitet man ein Mittel zum Niesen, welches den Kopf beym Kopfwehe und Schnupfen öfnet, und leichter machet, wie ich selbsten gar offt erfahren habe.

Melissa hortensis, odore Citri. Garten-Melisse, mit Citronen-Geruche.

Die Melisse ist aus Europa nach dem Vorgebürge gebracht worden.

XXXV. Melo Hispanicus. Spanische oder wohlriechende Melone.

Die wohlriechenden Melonen, so auf dem Vorgebürge wachsen, sind eben so gut, als die in Spanien selber wachsen. Die Europäer auf dem Cap nennen sie Spaansch-Spek.

Menta hortensis crispa. Krause Garten-Münze.

Ist aus Europa nach dem Vorgebürge gekommen.

Mespilus Germanica, folio laurino, non serrato. Teutscher Mispeln-Baum, mit Lorbeer- und ungekerbten Blättern.

Diese sind aus Teutschland nach dem Vorgebürge versezt worden.

XXXVI. Morus fructu nigro. Schwarzer Maulbeer-Baum.

Die schwarzen Maulbeer-Bäume auf dem Vorgebürge wachsen sehr hoch, und breiten ihre Aeste gewaltig aus: deswegen müssen sie von Sturm-Winden viel ausstehen.

Myrtus communis Italica, & latifolia Romana. Gemeiner Italiänischer und Römischer breitblätterigter Myrtenbaum.

Es stehen keine Myrtenbäume auf dem Vorgebürge, als in der Compagnie Garten; daselbst zwar in Menge, und schlagen wohl an.

Napus sativa. Garten-Rübe.

Deren giebt es in grosser Menge auf dem Vorgebürge, weisse und gelbe. Man hat ziemlichen Nutzen davon, wegen des starken Verkaufs an die Schiffe.

XXXVII. Narcissus albus, magno odorato flore. Weisse Narcisse mit grossen wohlriechenden Blumen.

Diese hat man aus Holland hergebracht; sie vermehren sich so starck auf dem Vorgebürge, daß wenige Gärten sind, worin man dergleichen nicht findet.

Nastur-

Nasturtium Indicum, flore luteo, dilutiore. Indianische Kresse, mit hellgelben Blüthen. Diese Pflanze ist auf dem Vorgebürge gemein genug; doch wird sie zu nichts anders da gebraucht, als daß man nebst andern Blumen die Schüsseln damit bestreuet, wenn man sie auf den Tisch setzet.

Nux juglans, sive Regia vulgaris. Gemeine welsche Nuß.

Diese Nußbäume stammen auf dem Vorgebürge her von Nüssen, die man aus Teutschland gebracht hatte. Heutiges Tages sind sie gemein genug, und gerathen wohl.

XXXVIII. Ocymum latifolium, maculatum & crispum. Breitblätterigte, gekrauste und gesprenckelte Basilien.

Auch dieser kommt ursprünglich aus Europa.

Olea sativa. Guter Oelbaum.

Schon vor langer Zeit brachte man aus Holland einige gute Oelbaum-Reiserlein nach dem Vorgebürge; diese pfropfte man auf einige wilde Oelbäume, die auf dem Felde, nahe bey Constantia, stunden. Niemand bekümmerte sich darum; nichts destoweniger hatten sie anfänglich ein gutes Ansehen; da man aber fortfuhr keine Sorge für sie zu tragen, sind sie ganz verdorben, und seitdeme hat niemand mehr welche ins Land gebracht.

XXXIX. Poeonia, flore pleno, rubro, minore. Pöonien-Rose, mit kleinern, gefüllten, rothen Blumen. Dergleichen stehen viel in dem Compagnie-Garten, da sie trefflich schön lassen.

Palma dactylifera, vulgo Dactylus. Dattelnbaum.

Nur ein einiger dergleichen Baum stehet im Compagnie-Garten; ich habe aber währenden meines Daseyns, weder Blüthe noch Früchte an ihme wahrgenommen. Doch weiß ich gewiß, daß er ein einigmahl Datteln getragen hat; folglich sagt man mit Recht im Sprichwort, daß derjenige einen Dattelbaum pflanze, der einen Proceß führet.

Papaver hortense. Garten-Mahn.

Von einfachen und gefüllten Mahnblumen findet man in den Vorgebürgischen Gärten eine grosse Menge.

XL. Pastinaca sativa radice alba. Garten-Pastinack mit weissen Wurzeln.

Die Garten-Pastinacken auf dem Vorgebürge kommt aus Teutschland. Dorten ist sie gar gemein, und wird häuffig auf die Schiffe verkaufft. Sie ist weit süsser worden, als die Teutsche, und lässet sich lange Zeit frisch bewahren.

Pepo Indicus reticulatus, seminibus albis & nigris, major. Grosse Indianische Pfebe mit Nez-artiger Schale, schwarz und weissen Saamen.

Die

Die Vorgebürgischen Pfeben sind gewiß eben so gut und angenehm, als in ihrem eigenem Vatterland. Ja sie wachsen dorten weit häuffiger; dennoch essen die daselbst wohnende Europäer gar selten davon, und bloß zur Veränderung. Den grössesten Theil erhalten die Sclaven; auch verkaufft man auf die Schiffe, da man sie für gar gesund und gut hält, wann nach einer langen Reise der Vorrath abgenommen hat.

Ihre Gestalt und Grösse gleichet sehr unsern Melonen, oder vielmehr unsern Citrullen. Die Schale ist dunckel-grün. Eine Art hat grünlichtes Fleisch mit weissen Kernen. Die andere Art hat leibfarbes Fleisch mit schwarzen Kernen. Diese Früchte heissen bey den Indianern Batiec, bey den Türcken und Tartarn Carpus, welche Namen auf ihre kühlende Natur abzielen: deswegen sie bey allen Völckern, die sie kennen, berühmt sind. Denn sie kühlen und erfrischen sehr in den Fiebern, löschen den Durst gar geschwinde, und mit Vergnügen, ohne üble Folgerungen. Die Persianer nennen sie Hinduana, das ist, Indianer, weil sie selbige aus Indien bekommen. Beede Sorten Indianischer Pfeben sind voll Wasser und Zucker-süß; doch hält man die schwarz-kernichten für die besten. Wiewohl sie von unsern Europäischen Citrullen unterschieden sind, kan man sie doch Indianische Citrullen nennen, weil ihre Kerne, deren sie in grosser Menge haben, die Gestalt und Grösse der Europäischen Citrullen-Kerne zeiget, auch ihre Blüthen den Blüthen unserer gewöhnlichen Citrulen gleich kommen. So findet man auch in den Blättern uud Stengeln eine Aehnlichkeit, ausgenommen, daß die Indianischen Blätter und Stengel glatt, hingegen die unserigen haarigt sind.

Die Pfeben wachsen gar gerne im Sandboden, wenn sie nur Wasser haben. Dem sey, wie ihm wolle, so schmecken sie doch vortrefflich, sind gröfser und gesünder, als keine Art von Europäischen Melonen, Gurcken oder Citrullen.

XLI. Persica malus vulgaris, fructu molli & albo, item fructu quasi sanguineo. Gemeiner Pfirsing-Baum, mit weicher, weisser Frucht. Ingleichen mit Blutrother Frucht. Die Pfirsinge sind auf dem Vorgebürge so gemein, daß man zu gewisser Zeit sie nicht alle gebrauchen kan, und, damit sie nicht gar umkommen, den Schweinen vorwerfen muß. Einige Personen machen sie ein mit Zucker auf den Winter. Diese Frucht ist trefflich gut, gekocht, entweder allein, oder mit andern Speisen.

Pinus silvestris. Wilde Fichte.

Dergleichen ist nur ein einiger auf dem Vorgebürge vorhanden, welcher im grossen Compagnie-Garten stehet, seit etwa zwanzig Jahren. Er ist über dreyßig Fuß hoch und ziemlich dick; hat aber bißhero noch keine Frucht getragen, hierauf wartet man nur, um seine Art zu vermehren.

XLII. Piper Indicum sive Calecuticum, propendentibus siliquis, oblongis, recurvis, rubris. Indianischer Pfeffer, mit herabhangenden, länglichten, aufwärts gebogenen, rothen Schoten.

Pistachia Indica, fructu racemoso. Indianische Therebinthe, deren Frucht Pistazien heisset, und in Trauben hänget.

Vor drey oder vier Jahren verehrte ein Capitain eines Kaufmann-Schiffes einem guten Freunde auf dem Vorgebürge einige Pistazien, die er aus Indien mitgebracht hatte. Dieser pflanzte sie, und daher sind etliche Therebinthen enstanden, welche bereits vier biß fünf Fuß hoch sind. Diese Bäume haben anbey ein so gutes Ansehen, daß man sich baldige Früchte und Vermehrung versprechen darff.

XLIII. Portacula hortensis. Gemeines Porcellan-Kraut. Dieses Kraut ist zuerst aus der Insul Ascension nach dem Vorgebürge gebracht worden, und schlägt in dem neuen Lande so gut an, als in seiner Heymath. Es ist sehr gut und erfrischend. Man sagt, es vertreibe den Scharbock, wenn es gekocht und mit Kaninchen gegessen wird.

Prunus. Pflaumenbaum.

Diese schlagen auf dem Vorgebürge so gut fort, als in Europa, daher sie gekommen sind.

Pyrus sativa. Guter Birnbaum.

Die Birnbäume hat man ebenfalls aus Europa nach dem Vorgbürge versezt. Man findet fast von allen den Gattungen, als bey uns, und kan ohne Grossprechen sagen, daß sie in allen Stücken wohl anschlagen. Einige hat man aus Reisern gezogen, die meisten aber aus Kernen.

XLIV. Quercus vulgaris, brevibus pediculis. Gemeine Eiche mit kurzen Stielen.

Diese stammen ebenfalls aus Europa her.

Raphanus niger, major, rotundus, & Raphanus minor oblongus. Grosser, schwarzer, runder, und kleiner, länglichter, weisser Rettig.

Diese beede Rettig-Arten hat man aus Europa nach dem Vorgebürge gebracht, da sie wohl gerathen.

Raphanus rusticanus. Wilder Rettig, Meer-Rettig.

Dieser ist nicht so scharff, als in Teutschland.

XLV. Rosa centifolia, frutice spinoso, alba, rubra. Hundertblätterigter Rosen-Strauch, mit dornigten Aesten, weissen auch rothen Blumen.

Diese, sowohl weissen als rothen, Rosen sind an Schönheit und lieblichem Geruche den Europäischen ganz gleich.

Noch

Noch eine andere Art kam aus Ceylan nach dem Vorgebürge, und heissen daselbsten Ceylanische Rosen. Ich weis nicht, was ihnen die Blumisten für einen Namen geben. Dieser Strauch hat keine Dornen. Die Blume ist roth und wie eine Glocke gestaltet.

XLVI. Rosmarinus hortensis. Garten-Rosmarin.

Der auf dem Vorgebürge befindliche Rosmarin kommt ursprünglich aus Europa; schlägt aber dorten besser an. Man gebraucht ihn besonders in Gärten, zur Einfassung der Rabatten; macht auch ein schönes Ansehen, wenn er wohl geschnitten wird.

XLVII. Rapa hortensis. Garten-Rüben.

Auch diese stammen aus Europa her.

Ruta hortensis. Garten-Raute. Kam aus Europa.

Sabina. Sevenbaum.

Salvia. Salbey. Kam auch aus Europa.

XLVIII. Sambucus vulgaris. Gemeiner Hollunder. Wurde aus Teutschland nach dem Vorgebürge gebracht.

Secale hybernum sive majus. Winter-Rocken-Korn.

Dieses hat man aus Holland nach dem Vorgebürge geführt. Man säet jährlich eine grosse Menge, mit guten Nutzen.

Spinachia semine non spinoso & spinoso. Spinat mit stachlichtem Saamen, auch dergleichen ohne Stacheln.

XLIX. Stramonium seu Datyra Indica major, foetida, pomo spinoso, oblongo. Grosses Indisches Tollkraut, riecht übel, trägt länglichte, stachelichte Frucht.

Dieses ist aus Indien nach dem Vorgebürge gebracht und in einem Compagnie-Garten gepflanzt worden, da es wohl fortschlug. Allein bey Gelegenheit einer schandbaren That, welche einstens durch Hülfe der Frucht vorgenommen wurde, risse man diese Pflanzen alle aus, um zu verhindern, daß man inskünfftige nicht wieder dergleichen Boßheit begehen möchte. Es ist nicht nöthig die Sache zu offenbahren: denn es könten üble Folgen daraus entstehen.

L. Tamariscus fruticosa. Tamarisken-Staude.

Diese findet man in den Compagnie-Gärten. Sie schlagen gut fort, und geben ein trefflich Ansehen.

Triticum hybernum. Winter-Weitzen.

Man sammelt jährlich eine grosse Menge davon auf dem Vorgebürge.

Tulipa. Tulpe.

Dergleichen findet man wenig auf dem Vorgebürge. Weil sie bey weitem nicht den Europäischen an Schönheit gleichen: so bekümmert man sich

wenig um ihre Vermehrung. Man hat den im Lande wachsenden Tulpen-Baum lieber.

LI. Vitis vinifera. Weinstock.

Man hat auf dem Vorgebürge Rheinische, Persische und andere Sencker gepflanzt, alle von herrlicher Art; welche so gut fortgeschlagen, daß die Landes Einwohner zu ihrem eigenen Gebrauche genug einlesen und noch an die Schiffe verkauffen.

Viola Martia. Merzen-Veilgen.

Diese hat man aus Europa überbracht. Sie gerathen so wohl, daß ihr Geruch den Geruch der unserigen noch übertrifft.

LII. Was ich bißhero von den Gewächsen angeführet habe, welche dem Vorgebürge nicht eigen sind, sondern dahin gepflanzt worden, kan einen sehr vortheilhafftigen Begriff erwecken, von der trefflichen Lufft und dem fruchtbaren Boden dieses Landes. Man wird bemerket haben, daß, unter einer so grossen Menge fremder Pflanzen, kaum eine einige nicht gut fortkommt; ja die meisten, anstatt aus der Art zu schlagen, wie gemeiniglich beym Versetzen geschiehet, haben mehrere Schönheit erlanget, so, daß ich mir zu sagen getraue, es schicke sich in der ganzen Welt kein Boden besser für alle Gewächse. Man siehet sie sämtlich in ihrer grössesten Vollkommenheit. Die Berge und Thäler zeigen die schönste Zierde; die Lufft ist mit balsamischem Geruche angefüllet; und, damit ich die Worte des Meisters aus seinem Ost-Indischen Lust-Garten entlehne, es ist kein Ort in der Welt, da die Natur ihre Schätze freygebiger an Pflanzen und Blumen ausgetheilet hätte, als in diesem.

E N D E.

Nürnberg, gedruckt bey Michael Arnold.